This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

THE SPINGARN COLLECTION
OF
CRITICISM AND LITERARY THEORY
PRESENTED BY
J. E. SPINGARN

1 Boat,

2 " — Mast & Sail

3 Flags — Flag

M D (3)

A.f.

Horat. Art. Poet.

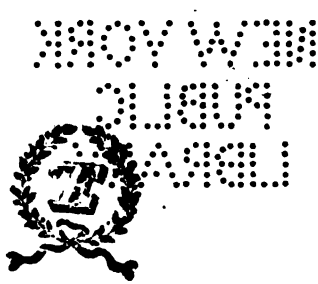
Scribendi recte sapere est et principium et fon

Versuch
einer
Critischen Dichtkunst
durchgehends
mit den Exempeln unserer besten Dichter erläutert.
Anstatt
einer Einleitung ist Horazens Dichtkunst
übersetzt, und mit Anmerkungen erläutert.
Diese neue Ausgabe ist, sonderlich im II. Theile,
mit vielen neuen Hauptstücken vermehret,
von
Johann Christoph Gottscheden.

Vierte sehr vermehrte Auflage, mit allergnädigster Freyheit.

Leipzig, 1751.
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
2733:08A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L



Vorrede
zu dieſer vierten Ausgabe.

Geneigter Leſer!

Und meine Dichtkunſt lebet noch! Sie lebet, ſage ich, und hat alle die Anfälle überſtanden, die man die Zeit her auf ſie gethan; und denen ich ſie bloß geſtellet gelaſſen, ohne ihr im geringſten zu Hülfe zu kommen. Es iſt allen bekannt, was ſeit etlichen Jahren, für oft wiederholte Feindſeligkeiten wider ſie ausgeübet worden. Jedes Meßverzeichniß neuer Bücher kündigte ihr einen neuen Angriff an; und man ſchien nicht ermüden oder aufhören zu wollen, bis man meine arme Dichtkunſt mit Strumpf und Stiel ausgerottet hätte. Es iſt wahr, dieſe Schriften waren klein: allein, wer weis nicht, daß auch kleine Tropfen endlich einen Stein aushölen, und durchlöchern können?

Bey allen dieſen vielfältigen Antaſtungen eines meiner erſten und liebſten Bücher, ſaß ich, zu großer Verwunderung vieler meiner Freunde, ganz ſtill und un-

unbeweglich. Ich ließ meinem Gegner und ſeiner kritiſchen Feder freyen Lauf, ohne mich im geringſten zu regen, oder nur das mindeſte Zeichen des Lebens oder einiger Empfindung zu geben. Ich ſpielte die Rolle eines Stummen, der keine Wiederrede in ſeinem Munde hat; oder eines ganz Unwiſſenden, der nicht das geringſte, zur Vertheidigung ſeiner Lehren und Meynungen, vorzubringen weis. So wenig dieſes der Sitte der Gelehrten gemäß iſt, die insgemein nicht den geringſten Widerſpruch erdulden können; ja ſich wohl aufs heftigſte regen, wenn man gleich ohne alle Nennung ihres Namens, eine von der ihrigen abgehende Meynung behauptet: ſo wenig habe ich es für rathſam gehalten, dieſes mitzumachen. Meine Urſachen will ich hier kürzlich entdecken.

Zuförderſt muß ich meinen Leſern, den erſten Grund und Anlaß, ſolcher Feindſeligkeit meines Widerſachers, entdecken, und ſie zu Richtern darüber machen. Es hatte derſelbe, ich weis nicht mehr bey welcher Veranlaſſung, die Gelegenheits-Gedichte gänzlich verworfen. Ich las ſolches in einer Zeitung; und wunderte mich, daß ſolche Meynung von einem gelehrten Manne hatte behauptet werden können. Als mir nun bey einigem Nachdenken vorkam, daß ich die Vertheidigung vieler großen Dichter alter und neuer Zeiten übernehmen würde, wenn ich die Gelegenheitsgedichte beſchützen möchte: ſo machte ich einen kleinen Aufſatz davon, den ich in den neuen Büchersaal der ſchönen Wiſſenſchaften und Fr. K. drucken ließ. Ich zeigte darinn, daß die meiſten griechiſchen und römiſchen; ja auch unter den Neuern die meiſten wälſchen, franzöſiſchen und engliſchen Dichter,

eine

eine Menge ſolcher kleinen Gelegenheitsgedichte verfertiget; und gleichwohl ihren Nationen dadurch keine Schande, großentheils aber viel Ehre gemachet. Ich handelte alſo dieſen Satz ganz allgemein ab, ohne mit einem Worte an den Vertheidiger der obigen neuen Meynung zu denken, viel weniger etwas zu ſagen, das ihm anzüglich dünken könnte. Zuletzt erläuterte ich meinen Lehrſatz, mit einem neuern Beyſpiele eines ſchönen Hochzeitgedichtes, von dem berühmten Hrn. Prof. Richey, welches damals ganz neu in meine Hände gefallen war, und welches vieleicht einige Wahrheiten in ſich hielt, die einer gewiſſen neuern Dichter- und Kunſtrichterſecte nicht gefallen mochten.

Anſtatt nun, daß mein Gegner ſeine Meynung weiter hätte behaupten, und meine Gründe widerlegen können, ſchwur er meiner Dichtkunſt den Untergang; gleichſam, als ob dieſe ſich an ihm verſündiget hätte. Sie war unſchuldig; aber das half nichts: ſeine Rachgier rief ihm unaufhörlich ins Ohr: Carthaginem eſſe delendam! die kritiſche Dichtkunſt müßte ausgerottet werden. Hinc illæ lacrumæ! Was daraus erfolget ſey, habe ich oben erwähnet: und meine Leſer mögen ſelber urtheilen, ob die Urſache zum Zorne rechtmäßig geweſen?

So bald der erſte Pfeil auf meine Dichtkunſt abgedrucket worden, kam mir derſelbe zu Geſichte. Ich ſah ihn mit begierigen Augen an, und hielt es nicht für unmöglich, daß doch etwas Gutes darinn ſeyn könnte. Es war mir nur gar zu bekannt, daß ich nicht unfehlbar wäre: denn wer iſt es wohl in der Welt? Ich kannte auch den großen Umfang der kritiſchen Wahrheiten, die zur Dichtkunſt gehören, oder einigen Einfluß darein haben. Wie leicht konnten mir nun unter denſelben etli-

che entwiſchet ſeyn? Viele Augen ſehen mehr, als zwey: und ich habe mich niemals für allwiſſend gehalten. Zwar wollten mich einige gute Freunde verſichern, daß mein Gegner der Mann nicht wäre, der mich eines beſſern belehren könnte. Sie hätten ihn genau gekannt, als er vor wenigen Jahren, die erſten Begriffe von der Dichtkunſt, aus meinem Buche ſelbſt geſchöpfet hätte; er würde alſo ſchwerlich im Stande ſeyn, ſeinen Lehrer zu hofmeiſtern. Allein dieſes ſtörte mich nicht, in dem Leſen ſeiner erſten Schrift: weil ich wohl wußte, daß Leute von außerordentlicher Fähigkeit, in wenigen Jahren auch ihre Lehrer überſehen, und alle ihre Vorgänger übertreffen können.

Allein, was geſchah? Anſtatt daß mich das Durchblättern dieſer Schrift hätte beunruhigen ſollen: ſo legte ich ſie weit ruhiger aus der Hand, als ich ſie genommen hatte. Ich will und kann mich hier nicht ausführlicher erklären: nur ſo viel kann ich ſagen; daß ich wegen meiner Dichtkunſt eben nicht furchtſamer und verzagter ward, als vorhin; ſondern vielmehr feſt beſchloß, ſie ihrem Schickſale, und allen Pfeilen ihres Gegners zu überlaſſen, ohne ihr im geringſten beyzuſtehen.

Denn, ſprach ich bey mir ſelbſt: ſind die Regeln und Lehrſätze des griechiſchen und römiſchen Alterthums, die du in deiner Dichtkunſt vorgetragen haſt, wohl gegründet: ſo werden ſie gewiß auch dieſe Angriffe überſtehen; wie ſie ſich ſo viel Jahrhunderte in der Hochachtung aller Verſtändigen erhalten haben. Du haſt dir nämlich keine neue Kunſtgriffe in der Poeſie erdacht; die vieleicht auf einem ſo ſeichten und lockern Grunde ſtehen möchten, daß ſie der geringſte Gegner über einen Haufen ſtoßen könnte. Wäre dieſes, ſo

hätteſt

hätteſt du allerdings viel zu beſorgen. Allein die alten Wahrheiten, die du nur fortzupflanzen geſuchet haſt, ſtehen feſt genug; und werden ſich ſchon zu erhalten wiſſen, wenn du gleich ſchweigeſt, und ſie allen Widerſachern bloß ſtelleſt. Dieſe haben ſchon manchem Feinde, wie jene Feile im **Phädrus**, der Natter zugeruffen:

Quid me, inquit, ſtulta, dente captas lædere?
Omne adſuevi ferrum quæ corrodere.

Und, wie **Fontaine** die Sittenlehre dieſer Fabel ausgedrücket: ſo konnte es allemal heißen:

Ceci s'adreſſe à Vous, eſprits du dernier ordre!
Qui, n'étans bons à rien, cherchez ſur tout à mordre.
Vous vous tourmentez vainement!
Croyez-vous, que vos dents impriment leurs outrages,
Sur tant de beaux Ouvrages?
Ils ſont pour vous d'acier, d'airain, de diamant.

Dieſe meine Gedanken beſtärkten ſich noch mehr, durch folgende Betrachtungen. Iſt dein Buch ſchlecht, dachte ich, und kann es ein jeder, der ſich drüber machet, umſtößen: ſo mag es doch immer fallen; denn es iſt gar nicht werth, daß es daure, und daß du ihm beyſtehſt. Iſt es aber gut, und gründlich geſchrieben, ſo fürchteſt du umſonſt ſeinen Untergang. Deutſchland iſt ſchon ſo aufgeklärt, daß man ihm ſo leicht keinen blauen Dunſt vor die Augen machen kann. Es wird bald ſehen, ob die Gründe deines Gegners Stich halten; oder ob deine Lehrſätze gegründet ſind? Ueberlaß es alſo der Zeit, den Ausſchlag zu geben. Dieſe wird dich in kurzem lehren, wer recht gehabt hat, oder nicht.

Meine Muthmaßung iſt eingetroffen: und ich darf es nicht ſagen, daß ſie zu meinem Vergnügen

geschlagen ist. Die dritte Auflage meiner kritischen Dichtkunst ist abgegangen; und der Herr Verleger hat eine neue veranstalten müssen, die Liebhaber zu vergnügen. So schmäuchelhaft dieses für mich geschienen; so wenig habe ich mich dadurch gegen mein Buch verblenden lassen. Wie ich jederzeit gegen meine Arbeiten mistrauisch gewesen; so habe ich dieses auch hier bewiesen. Ich habe diese Dichtkunst nochmals bedächtig durchgelesen, und sie mit noch größerer Aufmerksamkeit, als bey der vorigen Ausgabe geprüfet. Damals war ich mit Verwaltung öffentlicher Aemter, und was das meiste ist, mit der Ausgabe des bayliſchen Wörterbuches beschäfftiget. Diese große Arbeit ließ mir so viel Zeit nicht übrig, an viele Zusätze zu meinem Buche zu denken. Ich übersah also nur das alte, und war zufrieden, daß ich hin und wieder einige kleine Verbesserungen und Erläuterungen einschaltete: die aber dem Werke sein ganzes Ansehen ließen. Itzo aber hat mich kein solches unumgängliches Hinderniß abgehalten, so zu reden, die letzte Hand an ein Buch zu legen, welches das Glück gehabt, bisher so wohl aufgenommen zu werden. Und von diesen Verbesserungen und Zusätzen muß ich itzo Rechenschaft geben.

Der erste allgemeine Theil meiner Dichtkunst ist beynahe durchgehends geblieben, wie er bisher gewesen. Er enthält noch eben die Grundsätze der Alten von der Poesie, in eben so vielen Hauptstücken, und in eben der Ordnung, als vorhin. Ich habe noch nichts zu wiederrufen, nichts abzuschaffen, oder zu verwerfen darinn gefunden: ungeachtet ich mir vieleicht nicht ohne Grund schmäuchele, durch Nachdenken

denken und Bücherleſen, zu mehrerer Kenntniß und Einſicht in kritiſchen Dingen gelanget zu ſeyn. Die Natur des Menſchen, und ſeiner Seelenkräfte iſt noch eben dieſelbe, als ſie ſeit zweytauſend Jahren geweſen: und folglich muß der Weg, poetiſch zu gefallen, noch eben derſelbe ſeyn, den die Alten dazu ſo glücklich erwählet haben. Doch habe ich hin und wieder kleine Einſchiebſel gemacht, um das vorige theils zu erläutern, theils zu beſtärken, theils auf gewiſſe neuere Misbräuche und Abwege zu deuten, auf welche einige neuere Dichter verfallen ſind. Habe ich hier zuweilen auf die Erfinder neuer Griffe gezielet, die in den freyen Künſten das Unterſte zu Oberſt zu kehren ſuchen: ſo kann ich nicht dafür. Steht es ihnen frey, zu lehren, was ſie wollen: warum ſollte es mir verbothen ſeyn, vor Irrthümern zu warnen, oder ſie nur anzuzeigen?

Ganz anders iſt es mit dem II. Theile meiner Dichtkunſt beſchaffen geweſen. Ich habe in demſelben viele Mängel bemerket, die ich gleich anfangs nicht gewahr geworden war: und dieſen habe ich hier, meiner Einſicht nach, völlig abgeholfen. Man glaube nicht, daß dieſes irgend die Regeln und Lehrſätze betreffe, denen ich vorhin gefolget war. Keinesweges! dieſe waren ja nur Folgerungen, aus den Grundſätzen des erſten Theiles. Stunden nun dieſe feſt; wie konnte ich von jenen abgehen? Hatte ich alſo keine Fehler zu verbeſſern, ſo fand ich deſtomehr Lücken auszufüllen; die ich in den vorigen Ausgaben gelaſſen hatte. Es gab noch viele Arten von Gedichten, von welchen ich gar nicht gehandelt; und andere, von welchen ich nur beyläufig geredet hatte. Dieſe lagen mir nun ſo ſehr am Herzen,

daß ich nicht umhin konnte, dieſe Mängel zu ergänzen, und eine gute Anzahl neue Hauptſtücke auszuarbeiten. Der Augenſchein wird ſolches den geneigten Leſer ſelbſt lehren: wenn er nur auf das Verzeichniß der Hauptſtücke dieſes Theiles einen Blick werfen, und daſſelbe, mit den Hauptſtücken der vorigen Auflagen zuſammen halten will.

Gleichwohl habe ich dieſe Hauptſtücke nicht alle durch einander geworfen, wie ſie mir in den Kopf gekommen. Nach reifer Ueberlegung habe ich es für gut befunden, diejenigen Arten der Gedichte, die von den Alten ſchon erfunden worden, von den Erfindungen der Neuern abzuſondern; ungeachtet ich in allen meinen wälſchen, franzöſiſchen, engliſchen und deutſchen Vorgängern kein Exempel davon vor mir ſah. Der erſte Abſchnitt dieſes Theiles enthält alſo XIV. Hauptſtücke, darinn ich dieſe bekannten Arten alter Gedichte zureichend abgehandelt; und zwar in eben der Ordnung, darinn ſie allem Anſehen nach, zuerſt erfunden worden: ſo viel als man aus den vorhandenen Ueberbleibſeln derſelben urtheilen kann.

Hierauf folgen nun die neuern Gattungen der Gedichte in IX Hauptſtücken, deren jedes aber, mehr als eine Art derſelben in ſich hält. Ich hielt nämlich dafür, daß gewiſſe verſchwiſterte Arten ſich ſchon mit einander vertragen würden: angeſehen mir ſonſt die Zahl der Hauptſtücke zu groß geworden ſeyn möchte. Auch hier habe ich allemal auf den Urſprung und die Zeit der Erfindung geſehen. Ich habe den erſten Quellen vieler Gedichte bey den Franzoſen, Wälſchen, und Provenzaldichtern des XII und XIII Jahrhunderts nachgeſpüret; und glaube darinn manche Entdeckung

deckung gemacht zu haben, die auch dem Minturno, Crescimbeni, und Muratori, so gelehrt und scharfsinnig sie sonst gewesen, entwischet waren.

Ich habe mir ferner angelegen seyn lassen, in allen diesen neuen Hauptstücken; ja auch in den Alten, die da geblieben, die nöthigsten historischen Nachrichten, von denen Dichtern zu geben, die sich dadurch hervorgethan. Um nicht in eine verdrüßliche Einträchtigkeit zu fallen, habe ich bald von den Auswärtigen, bald von den Deutschen, bald von den Alten den Anfang gemacht: nachdem die Sachen es erfoderten. Bald habe ich es im Anfange, bald in der Mitte, bald gegen das Ende der Capitel gethan: und ich hoffe, daß dieser kleine Vorschmack, von meiner weit größern Geschichte der deutschen Poesie, niemanden misfallen, oder zum Ekel werden wird. Es ist allemal was schönes, und lehrreiches, die Vorgänger in einer freyen Kunst zu kennen, deren Beyspielen man entweder zu folgen, oder deren Spuren man zu fliehen Ursache hat. Und ich schmäuchele mir, daß noch keine deutsche Dichtkunst, in diesem Stücke so viel Nachrichten gegeben hat, als die meinige.

Weil nun alle diese ansehnlichen Zusätze sehr vielen Platz brauchten; ich aber mein Buch den Käufern und Liebhabern nicht viel theurer machen wollte: so war kein anderer Rath, als die Exempel unserer Dichter, bey allen den Hauptstücken wegzulassen, wo ich sie hingesetzet hatte. Ich habe den Lesern ohnedieß so viel Poeten angepriesen, und kleine Stücke aus ihren Schriften zur Probe gegeben; daß ich hoffen kann, sie werden sich selbst eine auserlesene Sammlung derselben anzuschaffen bedacht seyn. Außerdem habe ichs

mit

mit den Exempeln meinen Tadlern niemals recht machen können. Gab ich anfänglich meine eigene: so schrien sie: das sey eine unerhörte Sache, daß man seine eigenen Muster andern zur Nachahmung vorlege. Wurde nun gleich dieser Vorwurf, in den hälischen Bemühungen einer groben Unwahrheit überführet: so wich ich doch, aus Liebe zum Frieden, und gab fremde Beyspiele zu Mustern. Aber auch dabey traf ichs nicht recht. Man rückte mir vor, ich hätte den alten Dichtern manche unrechte Lesart gegeben: wenn ich irgend Anfängern zu gut, nur manchen Archaismum ein wenig gebessert hatte. Wohlan, ich mache es auch itzt, wie jener Mann in Kanitzens Fabel, der es niemals recht machen konnte. Nun bleiben alle Exempel weg: und sonder allen Zweifel, wird auch dieses nicht recht seyn. Dem sey aber, wie ihm wolle: hinfort werde ich meinen Kopf auch aufsetzen, und mit eben dem Manne sagen:

Sollt ich mich in alle Leute schicken:
So packten sie mir gar den Esel auf den Rücken.

Wie nämlich meine Dichtkunst itzo ist, so soll sie bleiben: meine Widerbeller mögen sagen, was sie wollen. Der geneigte Leser lasse sich meinen Eifer ihm zu dienen, und den Flor der schönen Wissenschaften zu befördern, gütigst gefallen, und bleibe mir ferner gewogen. Dieß wird der süßeste Lohn meiner Bemühungen seyn.

Geschr. den 10 des Weinm.
1751.

Gottsched.

Inhalt.

Inhalt.

Horaz von der Dichtkunſt überſetzt und mit Anmerkungen erläutert. 1 Seite

Des erſten Theils

I. Hauptſtück. Vom Urſprunge und Wachsthume der Poeſie überhaupt 67
II. Von dem Charactere eines Poeten 94
III. Vom guten Geſchmacke eines Poeten 118
IV. Von den drey Gattungen der poetiſchen Nachahmung und inſonderheit von der Fabel 142
V. Von dem Wunderbaren in der Poeſie 170
VI. Von der Wahrſcheinlichkeit in der Poeſie 198
VII. Von poetiſchen Worten 225
VIII. Von verblümten Redensarten 257
IX. Von poetiſchen Perioden und ihren Zierrathen 286
X. Von den Figuren in der Poeſie 313
XI. Von der poetiſchen Schreibart 346
XII. Von dem Wohlklange der poetiſchen Schreibart, dem verſchiedenen Sylbenmaaße und den Reimen 377

Des zweyten Theiles erſter Abſchnitt.

Von den Gedichten, die von den Alten erfunden worden.

I. Hauptſtück. Von Oden oder Liedern 419
II. Von äſopiſchen und ſybaritiſchen Fabeln, ingleichen von Erzählungen 436
III. Von ſcherzhaften Heldengedichten 451
IV. Von der Epopee, oder dem Heldengedichte 469

V. Von

V. Von mileſiſchen Fabeln, Ritterbüchern u. Romanen 505
VI. Von heroiſchen Lobgedichten 529
VII. Von Satiren und Strafgedichten 548
VIII. Von dogmatiſchen Gedichten 566
IX. Von Idyllen und Schäfergedichten 581
X. Von Tragödien oder Trauerſpielen 603
XI. Von Komödien oder Luſtſpielen 631
XII. Von Elegien oder Klagliedern und verliebten Gedichten 657
XIII. Von poetiſchen Sendſchreiben oder Briefen 669
XIV. Von Sinngedichten, Grab- und Ueberſchriften 681

Des zweyten Theiles zweyter Abſchnitt.

Von Gedichten, die in neuern Zeiten erfunden worden.

I. Hauptſtück. Von allerley kleinen Liedern, als Madrigalen, Sonnetten und Rondeaux, oder Kling- und Ringelgedichten 691
II. Von allerley neuern Arten größerer Lieder, als Ringeloden, Sechsſtinnen und Geſängen 705
III. Von Cantaten, Serenaten und Kirchenſtücken oder Oratorien 717
IV. Von Opern oder Singſpielen, Operetten und Zwiſchenſpielen 731
V. Von Wirthſchaften, Mummereyen und Balletten 756
VI. Von Schäferſpielen, Vorſpielen und Nachſpielen 772
VII. Von politiſchen Fabeln und andern dergleichen Erdichtungen 784
VIII. Von allerhand Arten von Scherzgedichten 791
IX. Von Wahlſprüchen, Sinnbildern und ihren Ueberſchriften 801

Vorrede zur dritten Auflage, von 1742.

Mein Vergnügen, das ich bey der andern Ausgabe dieſes Buches, vor vier bis fünf Jahren bezeuget habe, hat ſich billig bey dieſer dritten verdoppeln müſſen. Die wiederholten zahlreichen Abdrücke deſſelben, haben ſich in der halben Zeit verkaufen laſſen, darinn die erſte Auflage von 1729. abgegangen war; und mir alſo einen doppeltſtarken Beweis, von der guten Aufnahme dieſer poetiſchen Anweiſung an die Hand gegeben. Wollte ich mich nun den angenehmen Empfindungen eines Schriftſtellers überlaſſen, womit ihn die Eigenliebe bey ſolchen Vorfällen erfüllen kann: ſo hätte ich hier die ſchönſte Gelegenheit dazu. Wenn andere, deren Bücher Ladenhüter bleiben, auf den verderbten Geſchmack unſrer Landesleute ſchelten: ſo dörfte ich nur auf den öffentlichen Beyfall der Käufer und Leſer meiner Dichtkunſt trotzen; und daraus entweder den gereinigten Geſchmack der deutſchen Nation, oder doch den Beweis herleiten, daß mein Buch nicht ohne Nutzen geweſen ſeyn müſſe. So gerecht aber hierinnen meine Folgerungen vielleicht ſeyn würden, ſo will ich ſie doch nicht ſelber machen; ſondern es lieber der unparteyiſchen Nachwelt überlaſſen, ein freyes Urtheil davon zu fällen: welches weder ein Freund, der mir eine Vorrede dazu machte, noch ein Feind, dem das Glück meines Buches ein Dorn in den Augen wäre, mit ſolchem Nachdrucke abfaſſen könnte.

Ich übergehe alſo dieſe ſchmäuchelhafte Betrachtung billig mit Stillſchweigen; und rechne es mir mit größerm Rechte für eine Ehre an, daß ich in dem Vorſatze, eine kritiſche Dichtkunſt zu ſchreiben, ſeit einiger Zeit einen Nachfolger bekommen habe. Ein gelehrter Mann und Kunſtrichter in Zürich hat ſich die Mühe ge-

Werken ist, so ungleich kann doch dieser letztere seyn; und ich darf mich, ohne stolz zu thun, nur auf die zürcher, und leipziger kritische Dichtkunst beruffen. Der Inhalt unserer Bücher ist in den allermeisten Stücken und Capiteln soweit von einander unterschieden, daß man sie schwerlich für einerley Buch halten wird, wenn man sie nur ein wenig betrachten will. Z. E. Da ich in meiner Dichtkunst, nach der allgemeinen Abhandlung des Zubehörs zur Poesie, von allen üblichen Arten der Gedichte gehandelt, und einer jeden ihre eigenen Regeln vorgeschrieben habe; dadurch Anfänger in den Stand gesetzt werden, sie auf untadeliche Art zu verfertigen; Liebhaber hingegen, dieselben richtig zu beurtheilen: so hält die zürcherische Dichtkunst nichts von dem allen in sich. Man wird daraus weder eine Ode, noch eine Cantate; weder ein Schäfergedicht, noch eine Elegie; weder ein poetisches Schreiben, noch eine Satire; weder ein Sinngedicht, noch ein Lobgedicht; weder eine Epopee, noch ein Trauerspiel; weder eine Komödie, noch eine Oper, machen lernen. Alles dieses, sage ich, steht in der zürcher Dichtkunst nicht: es sey nun, weil etwa in allen diesen Stücken die Kritik nichts zu sagen hat; oder weil man ein Poet seyn kann, ohne eins von allen diesen Stücken zu verfertigen. Wer also dieselbe in der Absicht kaufen wollte, diese Arten der Gedichte daraus abfassen zu lernen, der würde sich sehr betrügen, und sein Geld hernach zu spät bereuen.

Ich weis gewiß, daß viele hier voller Verwunderung fragen werden: was denn nun endlich in einer Dichtkunst von zween starken Octavbänden stehen könne, wenn es an den wesentlichsten Theilen eines solchen Buches fehlet? Allein diese Frage wird mir gewiß niemand machen, als der sich nicht besinnet: daß der Urheber derselben einer von den bekannten zürcher Malern sey, welche vor zwanzig Jahren, in ihren sogenannten Discursen, die Sitten ihrer Stadt abgeschildert haben.

Hat

Hat nun Herr von Fontenelle richtig geurtheilet, daß jedermann die Welt mit solchen Augen ansehe, die sich zu seinen Absichten schicken; der Held z. E. für einen schönen Platz, Menschen zu erwürgen; der Gärtner für einen bequemen Raum, Gärten zu pflanzen; der Verliebte, für eine gute Gegend zu buhlerischen Abentheuern u. s. w. was war wohl von unserm Maler anders zu vermuthen, als daß er die ganze Dichtkunst in eine Kunst zu malen, verwandeln, und von lauter poetischen Malereyen, und denen dazu nöthigen Farben handeln würde? Fällt nun dabey jemanden die nützliche Regel ein, die obgedachten zürcher Malern, von einem Kunstverständigen aus Hamburg, in einem schönen Sinngedichte gegeben worden, das im III B. der Poesie der Niedersachsen, auf der 250 Seite steht; und verlangt er von mir zu wissen, ob sie in diesem Buche besser beobachtet worden, als in jenen sittlichen Malereyen? so muß ich ihm aus Höflichkeit die Antwort so lange schuldig bleiben, bis wir in Leipzig die zürcherische Bergsprache besser werden gelernet haben.

Wie also, damit ich wieder auf meinen Zweck komme, die Ilias Homers, durch die neuere Ilias desjenigen Dichters nicht um ihren Werth gebracht worden; der sich vorgenommen hatte, den ganzen trojanischen Krieg zu besingen, und tausend schöne Sachen nachzuholen, die sein Vorgänger übergangen hatte; indem vielmehr diese vermeynte größere Ilias, vom Aristoteles, in Ansehung der homerischen, die kleine Ilias genennet worden: also könnte es leicht kommen (doch ohne mich auf einige Weise mit dem Homer zu vergleichen, als mit dessen Werke mein Buch gar keine Aehnlichkeit hat), daß auch die zürcherische Dichtkunst, so stark sie ihrer Größe und Absicht nach ist, dennoch bey dem Mangel so vieler nöthigen Hauptstücke, von allen üblichen Arten der Gedichte, gegen die meinige zu rechnen, bey der Nachwelt, nur eine kleine Dichtkunst genennet würde.

Ich habe mich bisher mit Fleiß nur immer auf Zürich, und nicht auf die ganze Schweiz bezogen; ganz anders, als bisher von vielen unserer misvergnügten Schriftsteller geschehen; die insgemein die Schuld von ein Paar Kunstrichtern, der ganzen löblichen Eidgenossenschaft auf den Hals gewälzet haben. Und gesetzt, ich wäre selbst bisher, auch wohl in dieser neuen Auflage meiner Dichtkunst, in dieses Versehen gefallen: so will ich doch hiermit selbiges allen andern Einwohnern dieses ansehnlichen Landes abgebethen haben; seitdem ich von etlichen wackern und gelehrten Männern, aus benachbarten Cantons, belehret und versichert worden: daß die ganze Schweiz den zürcherischen Kunstrichtern in ihren Lehrsätzen und Urtheilen eben nicht beypflichte, vielweniger dieselben dazu bevollmächtiget habe, allem deutschen Witze Hohn zu sprechen. Ich will doch, weil man mir in Zürich das Exempel dazu gegeben hat, einmal auch als ein Mathanasius thun, und Stellen aus ein Paar Briefen anführen, die ich deswegen, nur vor kurzem, und in währendem Drucke dieses Buches, erhalten habe.

Der erste vom 1 des Wintermonats hat folgendes:

Wir haben hier mit Freuden und Vergnügen gesehen, daß Bodmer und Breitinger hin und her in Deutschland hergenommen werden. Der Hochmuth und die Einbildung dieser Leute ist unerträglich. Es ist sich aber nicht zu verwundern: die Herren von Zürich haben große Einbildung, weilen sie in dem ersten Canton der Schweiz gebohren sind. Es ist unglaublich, wie groß die Einbildung der Herren von Zürich wegen diesem Vorsitz ist, der doch nichts zu bedeuten hat. Ich versichere sie aber, daß Zürich von allen vernünftigen Schweizern als das helvetische Siberien, in welchem große Wörter- und Sprachmänner entstanden, da aber Witz und Verstand wenig Platz finden, angesehen wird. Die Sitten, die Sprache, die Lebensart, die Kleidung der Züricher ist von der unsern so unterschieden, daß man glauben sollte, sie wären mehr denn hundert Meilen von uns entfernet. Das ist gewiß, daß sie arbeitsame Leute, aber in geist- u. vernünftigen Sitten werden sie noch lange Zeit grobe Schweizer bleiben.

Das

Das andere Schreiben iſt vom 3 deſſelben Monats, und darinn drücket man ſich ſo aus:

> Wir nehmen an dem Kriege, den unſere Landesleute von Zürich wider die ganze deutſche Nation vorgenommen haben, kein Theil. Fertiget man ſie ferner ab, wie es in einem periodiſchen Werke zu Leipzig erſt vor kurzem geſchehen iſt, ſo wird ihnen die Luſt vergehen. Wir wünſchen unſern Landsleuten mehrere Liebe zum Frieden und zum Natürlichen; ſo werden ſie von Deutſchland ablaſſen, und mit Miltons Liebhabern anbinden.

Nach ſolchen feyerlichen und einſtimmigen Erklärungen zweener berühmten ſchweizeriſchen Gelehrten, habe ich meinem Gewiſſen nach, nicht anders gekonnt, als daß ich, anſtatt der allgemeinen Benennung, die beſondere erwählet; werde es auch künftig allemal ſo halten, wenn man mich nöthigen ſollte, wider meine Neigung, meine Feder zu kritiſchen Streitſchriften zu ergreifen.

Kürzlich noch etwas von den Vorzügen dieſer neuen Ausgabe zu erinnern, muß ich dem geneigten Leſer folgendes melden. Zuförderſt habe ich in dieſem Buche vom Anfange bis zum Ende, die Schreibart nochmals mit der größten Sorgfalt und Aufmerkſamkeit ausgebeſſert; als worinn man immer, nach Verfließung einiger Zeit, kleine Unachtſamkeiten entdecket, die man gleich Anfangs nicht wahrgenommen. Zweytens habe ich auch in den Regeln und Vorſchriften, zu mehrerer Erläuterung und Beſtärkung derſelben, noch manches beygefügt, das in den vorigen Ausgaben nicht geſtanden; auch hin und wieder manchen Scribenten angeführet, worinn dasjenige mit mehrerm nachgeleſen werden kann, was ich nur kurz hatte anführen können. Drittens habe ich auch an verſchiedenen Orten, denen Einwürfen begegnen müſſen, die man in öffentlichen kritiſchen Schriften, zumal aus Zürich her, dagegen gemacht: doch habe ich mich ſowohl der Namen meiner Gegner, als aller Anzüglichkeiten, billig enthalten; als welche nichts zur Sache thun, und vielmehr einen Uebelſtand machen würden. Habe ich aber, was den miltoniſchen Geſchmack betrifft,

den man uns, nach Verbannung des mariniſchen, mit Gewalt aufdringen will, mich bisweilen, von der Sache ſelbſt harter Redensarten bedienet: ſo bedenke man, daß der Eifer wider ein beſorgliches Uebel, welches den bisherigen Glanz unſerer Mutterſprache und freyen Künſte bald wieder verdunkeln könnte, uns leicht zuweilen einnehmen, und ſolche Ausdrückungen in den Mund legen kann, die man ſonſt ungern gebrauchen würde.

Endlich ſo iſt das Wichtigſte, und wodurch dieſe Ausgabe unfehlbar einen großen Vorzug vor allen vorigen erhalten wird, dieſes: daß ich nicht nur im erſten Theile dieſes Buches, mehr Exempel aus guten und ſchlechten Dichtern angeführet; ſondern auch im andern Theile, bey allen Capiteln, wo vorhin Exempel von meiner eigenen Arbeit ſtunden, lauter Meiſterſtücke von unſern beſten Dichtern eingeſchaltet habe.* Ich habe aber dieſelben mit gutem Bedachte nicht eben aus den neueſten, die ohnedem in aller Händen ſind, und die auch ohne mein Zuthun geleſen werden; ſondern aus den ältern, als Opitzen, Flemmingen, Dachen, Rachel, Neukirchen u. d. m. die nicht ein jeder hat, oder lieſet, hergenommen. Ich will aber dadurch, daß ich ſie zu Muſtern anführe, nicht eben alle kleine Fehler der Wortfügung, des Sylbenmaaßes und der Reime billigen; die man noch hin und her, als Ueberbleibſel des vorigen Jahrhunderts anmerken wird. Nein, ich will nur den geſunden und männlichen Geſchmack dieſer Helden in unſerer Sprache und Dichtkunſt anpreiſen, und bekannter machen; um wo möglich, der neuen Sucht, gekünſtelt, verſteckt und unergründlich zu ſchreiben, die ſich hin und her reget, zu ſteuren. Erlange ich dieſes, ſo wird mich auch in dieſem Stücke mein gefaßter Entſchluß niemals gereuen.

Geſchrieben im Jänner, 1742.

Gottſched.

Vor-

* Dieſes galt von der III. Auflage.

Vorrede zur zweyten Auflage, von 1737.

Geneigter Leſer,

Hiermit habe ich das Vergnügen, dir eine neue und durchgehends verbeſſerte Auflage meiner kritiſchen Dichtkunſt zu liefern. Es ſind nunmehr eben acht Jahre verfloſſen, da ich dieſes Buch zum erſtenmale ans Licht ſtellete, und in währender Zeit iſt daſſelbe gänzlich abgegangen: obgleich die Regeln der Poeſie eben nicht ſo häufig, als die Anleitungen zu andern freyen Künſten und Wiſſenſchaften geſuchet werden. Wenn ich mir ſchmäucheln darf, daß dadurch viele einen beſſern Begriff von der wahren Dichtkunſt bekommen haben, als man vorhin insgemein gehabt: ſo iſt mir die darauf verwandte Mühe reichlich belohnet worden. Zum wenigſten habe ich das Vergnügen gehabt, von vielen Orten her, ſchriftliche Verſicherungen von unbekannten Perſonen, zu erhalten, daß ſie, aus meiner Dichtkunſt allererſt, das rechte Weſen der Poeſie einſehen gelernet. Ja was noch mehr iſt, ich habe es mit Luſt wahrgenommen, wie ſeit der Zeit nicht nur in Leipzig, ſondern an ſehr vielen andern Orten, die Schriften angehender Poeten ein ganz anderes Anſehen gewonnen: daraus denn nicht undeutlich zu ſpüren geweſen, daß die in meiner Dichtkunſt enthaltenen Regeln, ihnen zur Richtſchnur gedienet hätten.

Doch indem ich dieſes ſüßen Vergnügens, als einer natürlichen Belohnung meiner kritiſchpoetiſchen Bemühungen, erwähne: ſo iſt es keinesweges ein Stolz oder eine Ruhmredigkeit, die mir ſolches in den Mund leget. Ich weis es nur gar zu wohl, wie wenige, von denen guten Früchten, die meine Dichtkunſt getragen, mir eigenthümlich zugehören. Diejenigen großen Leute, die alles, was ſie ſchreiben, aus ihrem eigenen fruchtbaren Geiſte hernehmen, und keinem Lehrmeiſter etwas zu verdanken haben, mögen auf ihre Schriften ſtolz werden. Sie haben ein Recht dazu, welches ich ihnen nicht ſtreitig machen

kann. Sie sind so glücklich, dasjenige in sich selbst zu finden, was Leute von meiner Gattung, nach Art ämsiger Bienen, erst auf fremden Fluren, mit vieler Mühe, zusammen suchen müssen! Ihr unerschöpflicher Witz vertritt bey ihnen die Stelle großer Büchersäle, und einer langweiligen Belesenheit. Daher können sie ungescheut diejenigen Opfer sich selbst anzünden, die wir andern, unsern Vorgängern und Lehrern zu bringen pflegen. Was ist billiger, als daß ein jeder diejenige Quelle krönet, daraus er geschöpfet hat! Und ich bin versichert, daß niemand von diesen großen Geistern mir das Bekenntniß misgönnen wird, das ich schon in der Vorrede der ersten Ausgabe gethan habe: daß ich nämlich alles, was etwa in meiner kritischen Dichtkunst Gutes enthalten seyn würde, nicht mir selbst, sondern den größten Kritikverständigen alter und neuer Zeiten zu verdanken hätte. Ich erzählte nämlich daselbst gleichsam meinen poetischen Lebenslauf, und rühmte diejenigen, aus deren Einsicht ich meinen größten Vortheil gezogen, und durch deren Schriften und mündliche Unterredungen, mir gleichsam die Augen zuerst aufgegangen wären. Und durch das alles war ich bemüht, meinen Lesern zu zeigen, wie ich allmählich auf den Vorsatz gebracht worden, eine kritische Dichtkunst zu schreiben.

Dieses alles nun zu erwähnen, hatte ich dazumal die größte Ursache: indem ich als ein angehender Scribent noch in dem Ansehen nicht stund, welches meinen Regeln ein Gewicht geben, und meinem Buche, durch mich selbst, eine gute Aufnahme hätte versprechen können. Wie nöthig aber dieses bey allen sey, die sich zu öffentlichen Lehrern aufwerfen wollen, das sah ich nicht nur damals ein; sondern ich erkenne es noch diese Stunde. Wem ist es unbekannt, wie wenige Leser in diesem Falle unparteyisch sind, und bloß auf die Gründe, die jemand anführet, zu sehen pflegen? Und wenn ich gleich itzo die weitläuftige Erzählung weglasse, dadurch ich dazumal meinen kritischen Regeln einigen Glauben zu erwerben suchte: so geschieht es keinesweges aus der Ursache, als ob ich mein eigenes

genes Ansehen itzo schon für zulänglich hielte, meine Vorschriften und Urtheile zu bestätigen. Nein, ich erkenne es gar zu wohl, wie viel mir daran fehlet: und wenn bey vielen die von mir angegebenen Gründe nicht zulangen sollten, die vorgetragenen Lehren zu rechtfertigen; so muß ich von neuem, zu denen fliehen, die meine Vorgänger und Lehrmeister in der kritischen Dichtkunst gewesen. Ich trage also auch bey dieser neuen Auflage kein Bedenken, zu gestehen, daß ich alle meine kritischen Regeln und Beurtheilungen, alter und neuer Gedichte, nicht aus meinem Gehirne ersonnen; sondern von den größten Meistern und Kennern der Dichtkunst erlernet habe. Aristoteles, Horaz, Longin, Scaliger, Boileau, Bossü, Dacier, Perrault, Bouhours, Fenelon, St. Evremond, Fontenelle, la Motte, Corneille, Racine, Des Callieres und Furetiere; ja endlich noch Shaftesbury, Addison, Steele, Castelvetro, Muralt und Voltaire, diese alle, sage ich, waren diejenigen Kunstrichter, die mich unterwiesen, und mich einigermaßen fähig gemacht hatten, ein solches Werk zu unternehmen.

Daß dieses mein Geständniß aufrichtig gewesen sey, das haben alle Blätter meines Buches sattsam darthun können: und ich habe darinnen auch selbst das Urtheil der Widriggesinnten für mich anzuführen, die mir gar einen Vorwurf daraus gemacht haben. Sie haben mich beschuldiget: ich hätte nur die Franzosen ausgeschrieben: und wäre nicht einmal über die rechten gekommen. Ich danke zuförderst diesen gelehrten Scribenten, für ein solch öffentliches Zeugniß: ob sie es wohl ohne große Scharfsinnigkeit haben ablegen können; nachdem ich selbst alle obige Schriftsteller alter und neuer Zeiten namhaft gemacht, und alles, was in meinem Buche gut war, ihnen zugeeignet hatte. Ich habe es schon oben erwähnet, daß ich so glücklich nicht bin, als gewisse große Geister, die ohne ihre Vorgänger in Künsten und Wissenschaften gelesen zu haben, dennoch ihrem Vaterlande lauter Meisterstücke vorlegen können. Und in dieser Empfindung meiner

ner eigenen Schwäche beneide ich an Ihnen, alle die neuen Einfälle und Entdeckungen, womit ſie die Kritik ſchon bereichert haben.

Was aber das verhaßte Wort, ausſchreiben, anlangt, deſſen ſich dieſe ſcharfſinnige Kunſtrichter, nach der ihnen zukommenden dictatoriſchen Macht auf dem Parnaſſe, zu bedienen beliebet: ſo überlaſſe ich es zwar der Beurtheilung meiner Leſer. Dieſe mögen es entſcheiden, ob es nicht ein wenig zu hart ſey; zumal von Leuten, die ſelbſt nochnichts, als etliche zuſammengeraffte Noten, und ein halb Schock Ueberſetzungen gewiſſer Stellen haben drucken laſſen. Doch geſetzt, ſie behielten Recht; ſo würde ich doch vor ihrem Machtſpruche ſo wenig erſchrecken, daß ich ihnen vielmehr mit dem berühmten Rollin, aus ſeiner Vorrede zur alten Hiſtorie, antworten würde: Pour embellir & enrichir mon Livre, je declare, que je ne me faits point un ſcrupule, ni une honte, de piller par tout, ſouvent même ſans citer les Auteurs que je copie: parce que quelquefois je me donne la liberté d'y faire quelques changemens. Je profite, autant que je puis, des ſolides Reflexions, que l'on trouve dans - - Je tire auſſi de grands ſecours de - - Il en ſera ainſi de tout ce qui me tombera ſous la main, dont je ferai tout l'uſage, qui pourra convenir à la compoſition de mon livre, & contribuer à ſa perfection.

Wollen ſie wiſſen, wie ich dieſe meine Freyheit verantworten wolle: ſo werde ich ihnen, mit folgenden Worten eben dieſes großen Mannes, die Erklärung geben: Je ſens bien, qu'il-y a-moins de gloire à profiter ainſi du travail d'autrui, & que c'eſt en quelque ſorte renoncer à la qualité d'Auteur: mais je n'en ſuis pas fort jaloux & ſerois fort content, & me tiendrois très-heureux, ſi je pouvois être un bon Compilateur, & fournir un livre paſſable à mes Lecteurs, qui ne ſe mettront pas beaucoup en peine, s'il vient de mon fonds ou non, pourvû qu'il leur plaiſe. Und bey dieſer Verantwortung werde ich ſo kühn, daß ich auch das Herz faſſe, noch mehrere alte und neue Scribenten anzuführen, die ich bey dieſer neuen Auflage gebrau-

brauchet habe, um mich theils in meinen alten Begriffen zu beſtärken, theils aber auch dieſelben noch vollkommener ins Licht zu ſetzen. Dieſe ſind nun, von Italienern Riccoboni, in ſeiner Hiſtorie der italieniſchen Schaubühne; ferner das Paragone della Poeſia Tragica d'Italia con quella di Francia, eines Ungenannten, nebſt der langen Einleitung des Herrn Muratori zu ſeinem Theatro Italiano, ſo er 1728 in dreyen Octavbänden zu Verona herausgegeben. Von Franzoſen ſind mir P. Rapin in ſeinen Reflexions ſur la Poetique, und in den Comparaiſons des grands Hommes; der Pater Brûmois in ſeinen Theatre des Grecs; des Abts Hedelin von Aubignac Pratique du Theatre, die uns der gelehrte Herr von Steinwehr neulich ſo geſchickt ins Deutſche überſetzet hat; und des Herrn Remond de St. Mard Reflexions ſur la Poeſie en general, & ſur les autres petits Poemes, in meiner Arbeit behülflich geweſen. Von Engländern habe ich den Tractat eines Unbekannten, The Taſte of the Town in all publick diverſions; ferner des Herrn Ramſeys Travels of Cyrus, und des Herrn Pope Eſſay of Criticism, nebſt ſeiner Litterary Correſpondence fleißig zu Rathe gezogen, und beſtändig vor Augen gehabt. Ja auch von Alten habe ich mir aus des Plato Buche von der Republik, auch aus dem Cicero, Quintilian und Seneca ſo manches; von neuern Kunſtrichtern aber den Caſaubonus de Poeſi Satyrica, des Heinſius Buch de Tragœdiæ conſtitutione, den Iſaac Voſſius de Poematum cantu & viribus Rhythmi; des Seb. Regulus Erklärung über das I B. der Aeneis, nebſt Rappolts Poetica Ariſtotelica, zu Nutze gemacht. Und hiermit lege ich alſo allen, die gern Machtſprüche von Büchern fällen, ohne ſie geleſen zu haben, nochmals das ſpottleichte Urtheil in den Mund: er hat ausgeſchrieben!

Ob ich aber bey dieſem meinen Ausſchreiben, wie es ferner heißt, über die unrechten Bücher gerathen; das iſt gleichfalls eine Sache, die ich lediglich dem Urtheile meiner Leſer und allen Verſtändigen überlaſſe. Es kann

ſeyn,

seyn, daß der tiefsinnige Richter, der mir dergestalt den Stab gebrochen, hierinn eine bessere Einsicht hat, als wir andern unwissenden Leute. Es kann seyn, daß er die Schriften der Ausländer nach einem andern Probierstei-ne beurtheilet; nach welchem er dasjenige schlecht findet, was ich mit so vielen andern hochschätze. Allein, so lange er unserer Einfalt mit seiner Weisheit nicht unter die Arme greift; so lange er uns die wahren Kennzeichen guter Scribenten nicht bekannt macht: so kann er es von uns nicht begehren, daß wir alles so genau treffen sollten, als er es zu treffen gewohnt ist; und wir ersuchen ihn indessen um nichts mehr, als mit unserer Schwachheit ein Mitleiden zu haben. Vielleicht werden wir es mit der Zeit auch noch einsehen lernen, wenn wir nur, unserer natürlichen Trägheit wegen, so weit kommen können, als er schon gekommen ist.

Ich war anfangs Willens, aus meiner ersten Vorrede die Rechtfertigung des Titels, den ich meinem Buche gegeben, da ich es eine kritische Dichtkunst genennet, und da ich behaupte, daß das Wesen der Dichtkunst in der Nachahmung bestünde, bey dieser neuen Ausgabe zu wiederholen. Allein bey reiferer Ueberlegung halte ich es für überflüßig. Das Kritisiren ist seit einigen Jahren schon gewöhnlicher in Deutschland geworden, als es vorhin gewesen: und dadurch ist auch der wahre Begriff davon schon bekannter geworden. Auch junge Leute wissens nunmehr schon, daß ein Kriticus oder Kunstrichter nicht nur mit Worten, sondern auch mit Gedanken; nicht nur mit Sylben und Buchstaben, sondern auch mit den Regeln ganzer Künste und Kunstwerke zu thun hat. Man begreift es schon, daß ein solcher Kritikus ein Philosoph seyn, und etwas mehr verstehen müsse, als ein Buchstäbler; der nur verschiedene Lesarten, oder besser zu sagen, die Schreib- und Druckfehler sammlen; oder sonst aus einem Antibarbaro die lateinischen Wörter herzählen kann, die nur in den schlechtesten Scribenten der Römer vorkommen. Man hat auch schon ziemlich aufgehöret, alle

Reim-

Reimschmiede für Poeten anzusehen, und weis hin und wieder von dem Inhalte der Gedichte mit ziemlicher Einsicht zu urtheilen. Ich will also lieber noch mit wenigem melden, was in dieser neuen Auflage sonderlich verändert oder verbessert worden.

Zuförderst habe ich des Horaz Artem poeticam, in der Grundsprache zu meiner Uebersetzung drucken lassen: damit man bey meinem, hier und da noch sehr unvollkommenen Ausdrucke seiner Gedanken, die Zuflucht zu dem Grundtexte selbst nehmen könnte. Ungeachtet ich nun meine Uebersetzung nochmals übersehen und zu verbessern gesucht, so ist mir doch eine Stelle entwischet, die einer Ausbesserung nöthig gehabt hätte; und die mir von einem werthen Freunde und großen Kenner des Alterthums angemerket worden. Es steht selbige bald forne, und heißt im Lateinischen:

Aemilium circa ludum faber imus & ungues
Exprimet &c.

Hier sind die Worte aemilium circa ludum, nicht recht ausgedrückt, und sollten heißen:

Beym Fechterplatz Aemils läßt man sich Bilder gießen.

Was sonst fast in allen Hauptstücken für Veränderungen und Zusätze hinzu gekommen, das will ich hier nicht nach der Länge erwähnen. Ich habe die Schreibart des ganzen Buches durch und durch verbessert, und so viel, als möglich, in einen untadelichen Stand gesetzt. Viele dunkele Stellen habe ich deutlicher gemacht; viele, die eines ausführlichern Vortrages bedurften, erläutert; viele Zeugnisse und Exempel aus den besten Scribenten angeführet; auch im andern Theile einige neue Stücke von meiner Arbeit, sonderlich in den Capiteln von Oden, Schäfergedichten und Elegien hinzugesetzt *. In dem Capitel von Cantaten und von Opern, sind sonderlich ganz neue Absätze hinzugekommen, dasjenige, was ich vorhin nicht völlig ausgeführet hatte, mehr ins Licht zu setzen.

In

* Diese waren schon bey der III Ausgabe weggelassen.

In dem Capitel von Sinn- und Scherzgedichten iſt eine kurze Abhandlung von Deviſen und Sinnbildern eingerücket worden; auch in den übrigen Capiteln iſt mancher, obwohl kleiner Zuſatz, hin und wieder eingefloſſen. Endlich habe ich auch in dem I Th. in dem XII Capitel von der poetiſchen Schreibart gewiſſen Einwürfen, die man mir wegen der Eintheilung der guten Schreibart neulich gemacht, ein Genügen zu thun geſucht.

Was noch ſonſten von Seiten des Verlegers bey dieſer Auflage gutes geleiſtet worden, das wird dem geneigten Leſer der Augenſchein geben. Die Schrift iſt neu, und weit ſauberer, als vorhin. Das Papier iſt ſtark, und von anſehnlicher Größe. Auch an Zierrathen hat man es an bequemen Orten nicht fehlen laſſen. Ja über das alles iſt auch ein nützliches und vollſtändiges Regiſter beygefüget worden. Durch alle dieſe Aenderungen nun iſt das ganze Buch über zwey Alphabete ſtark geworden, da ſich vorhin alles in allem nur auf vierzig Bogen belaufen hat.

Nun weis ich wohl, daß viele es ſehr ungern ſehen, wenn neue und vermehrte Ausgaben von Büchern, die ſie ſchon beſitzen, herauskommen. Allein zu geſchweigen, daß niemand ein Recht hat, einem Schriftſteller die Ausbeſſerung ſeiner Arbeit zu verwehren; da ja ein Tag den andern lehret, und derjenige noch gebohren werden ſoll, der gleich auf einmal ein Meiſterſtück zu Stande bringen kann: ſo verſichre ich dennoch, daß, in den weſentlichen Stücken, dieſe neue Auflage vor der erſtern keinen Vorzug hat. Es ſind hier noch eben die Grundſätze und Regeln anzutreffen, die in jener enthalten waren. Es iſt nichts weggeblieben oder widerrufen worden, was von der geringſten Erheblichkeit zu ſeyn ſcheinen könnte. Folglich können diejenigen, welche die erſte Auflage beſitzen, ſich derſelben ſo ruhig bedienen, als ob gar keine neuere herausgekommen wäre.

Was endlich, aller angewandten Sorgfalt ungeachtet, dennoch für Druckfehler mit untergelaufen, das wird der geneigte Leſer gütigſt zu verbeſſern belieben, und dem Verfaſſer ferner zugethan und gewogen bleiben.

Horaz

Horaz

von der

Dichtkunst,

übersetzt

und mit Anmerkungen

erläutert.

Vorbericht.

Ich habe es für dienlich erachtet, an ſtatt einer Einleitung zu meiner deutſchen Poeſie; Horazens treffliches Gedicht zu überſetzen; worinnen dieſer große Kenner und Meiſter der Poeſie von der Dichtkunſt gehandelt hat: ungeachtet es eigentlich nur in Form eines Schreibens, an ein vornehmes Geſchlecht der Piſonen, abgefaſſet iſt.

Die Menge ſchlimmer Poeten mochte zu dieſes Dichters Zeiten in Rom noch ſehr groß ſeyn. Siehe den 108 v. des I. Br. II. B. Ein jeder, der nicht faul wär, ſtümpelte etwas zuſammen, das zwar ein ziemlich richtiges Sylbenmaaß hatte; aber weder durch ſeinen ſinnreichen und feurigen Inhalt von dem Geiſte, noch durch die ordentliche Einrichtung von dem Urtheile, noch endlich durch die regelmäßige Schreibart von der Kunſt ſeines Meiſters ein Zeugniß ablegte. Gleichwohl wollten alle dieſe Versmacher Poeten heißen: ja einige davon, die durch ihre Geſchwindigkeit im Dichten, und durch den Beyfall des Pöbels verleitet waren, unterſtunden ſich gar, den großen Geiſtern, die ſich dazumal am römiſchen Hofe aufhielten, den Preis ſtreitig zu machen. Die Schriften unſers Horaz zeigen an hundert Stellen unzählige Spuren davon: und ſogar Virgil, ſo wenig er ſonſt zur Satire geneigt war, hat ſich nicht enthalten können, auf einen Bav und Mäv, als auf ein paar eingebildete Poeten, zu ſticheln.

Horaz, einer der aufgeklärtesten Köpfe seiner Zeit, konnte aus einem gerechten Eifer für den guten Geschmack, den Stolz solcher Stümper nicht leiden: zumal, da er sehen mußte, daß der große Haufe seiner Mitbürger von diesen unzeitigen Sylbenhenkern ganz eingenommen war. Denn die Römer waren auch zu Augusts Zeiten lange so gescheid noch nicht, als vormals die Athenienser in Griechenland gewesen waren. Die freyen Künste hatten in Italien spät zu blühen angefangen, und der gute Geschmack war damals noch lange nicht allgemein geworden: Manentque adhuc vestigia ruris, hieß es auch in diesem Stücke. Nach Regeln von Dingen zu urtheilen, das ist ohnedieß kein Werk für unstudirte Leute, ja nicht einmal für Halbgelehrte: und daher kam es, daß Horaz theils seinen Römern eine Anleitung geben wollte, wie sie die Schriften ihrer Poeten recht prüfen könnten; theils auch der großen Anzahl der damaligen Versmacher die Augen zu öffnen suchte, damit sie nicht ferner, aus blinder Eigenliebe, ihre Misgeburten für Meisterstücke ausgeben möchten.

In dieser Absicht nun, trug er aus den griechischen Scribenten, die vor ihm davon geschrieben hatten, die vornehmsten Hauptregeln zusammen, und verfertigte ein herrliches Gedicht daraus. Er richtete solches an die Pisonen, das ist an den Vater Piso, der mit dem Drusus Libo im 738sten Jahre der Stadt Rom, als Horaz 51 Jahre alt war, Bürgermeister geworden; und an dessen beyde Söhne. Dieser Piso war ein Liebhaber und großer Kenner der Poesie, und sein ältester Sohn mochte selbst viel Lust und Naturell dazu haben, wie aus dem Gedichte sattsam erhellen wird. Solchen ansehnlichen Leuten nun, die am kaiserlichen Hofe in großen Gnaden stunden, wollte Horaz eine Richtschnur in die Hand geben, darnach sie sich in Beurtheilung aller Gedichte achten könnten: zu gleicher Zeit aber wollte er den guten Geschmack des Hofes, in ganz Rom und Italien ausbreiten; nachdem er sich selbst, durch unabläßigen Fleiß in griechischen Büchern, sonderlich durch Lesung der kritischen Schriften des Aristoteles,

Krito,

Krito, Zeno, Demokritus und Neoptolemus von Paros, in den Regeln deſſelben recht feſt geſetzet hatte.

Indeſſen muß niemand denken, daß hier der Poet ein vollſtändiges ſyſtematiſches Werk habe machen wollen. Die größten Bewunderer deſſelben geſtehen: daß es ohne alle Ordnung geſchrieben ſey, ja daß es bey weitem nicht alle Regeln in ſich faſſe, die zur Poeſie gehören. Der Verfaſſer hat ſich an keinen Zwang einer philoſophiſchen Einrichtung binden wollen; ſondern als ein Poet, nach Veranlaſſung ſeiner Einfälle, bald dieſe, bald jene poetiſche Regel in einer edlen Schreibart versweiſe ausgedrückt, und mit Exempeln guter und ſchlechter Poeten erläutert. Aber alles, was er ſagt, iſt höchſt vernünftig: und man kann ſich von ſeinen Vorſchriften kein Haarbreit entfernen, ohne zugleich von der Wahrheit, Natur und geſunden Vernunft abzuweichen. Die unordentliche Vermiſchung ſeiner Regeln dienet nur dazu, daß durch dieſe Mannigfaltigkeit und unvermuthete Abwechſelung der Sachen, der Leſer deſtomehr beluſtiget und eingenommen wird.

Es iſt dieſe horaziſche Dichtkunſt bereits ins engliſche von dem Graf Roscommon gebracht, der ſie unter dem Titel Horace's Treatiſe concerning the Art of Poetry, drucken laſſen. Franzöſiſch hat ſie Dacier mit allen übrigen Gedichten deſſelben ans Licht geſtellet; und auch nach ihm hat dieſes Sanadon gethan. Bey uns iſt ſie ſchon von dem berühmten Herrn von Eckardt ins Deutſche überſetzt worden, und in den poetiſchen Nebenſtunden, die er unter den Buchſtaben H. A. E. G. v. D. herausgegeben, anzutreffen. * Ob ich es nun beſſer oder ſchlimmer getroffen habe, als dieſe gelehrten Männer, das mag der geneigte Leſer ſelbſt beurtheilen. Ich hatte die eckardiſche Ueberſetzung mehr als einmal durchgeleſen, als ich ſchlüßig ward, mich ſelbſt einmal an eben dieſelbe Arbeit zu wagen: ich bildete mir aber nicht ein, daß es mir ſo viel Mühe koſten würde, als ich hernach in der That gewahr

* Auch der berühmte Herr M. Lange in Lübek hat nach der Zeit, als die meine ſchon fertig und gedruckt war, eine gleiche Arbeit ans Licht geſtellet, der ich ihren Werth im geringſten nicht abſpreche.

ward. Die nachdrückliche Wortfügung der lateiniſchen Sprache, der zuweilen abgebrochene Ausdruck des Horaz, nebſt vielerley Kunſtwörtern und Alterthümern, die ſich ſo ſchwer deutſch geben laſſen; dieſes alles, ſage ich, machte mir die Arbeit ſo ſauer, daß ich ſie beynahe wieder hätte liegen laſſen, als ich ſchon den dritten Theil davon fertig hatte. Doch nach Jahresfriſt griff ich ſie von neuem an, und brachte endlich das ganze Gedicht in den Stand, darinn ich es hier ans Licht ſtelle.

Ich rühme mich nicht, daß ich es von Zeile zu Zeile, vielweniger von Wort zu Wort gegeben hätte: denn beydes iſt zum theil unnöthig, theils auch, aus obenerwähnten Urſachen, unmöglich geweſen. Aus fünfhundert lateiniſchen Verſen habe ich mich genöthiget geſehen, faſt ſiebenhundert deutſche zu machen; wiewohl ich die Regel ſtets vor Augen hatte: Ein Ueberſetzer müſſe kein Paraphraſt oder Ausleger werden. Habe ich aber nur in hauptſächlichen Dingen nichts verſehen, oder geändert: ſo wird mans verhoffentlich ſo genau nicht nehmen, wenn gleich der völlige Nachdruck aller horaziſchen Sylben und Buchſtaben nicht erreichet worden. Ein proſaiſcher Ueberſetzer muß es hierinn genauer nehmen: einem poetiſchen aber muß man, in Anſehung des Zwanges, dem er unterworfen iſt, ſchon eine kleine Abweichung zu gute halten; wenn er nur dieſen Mangel durch eine angenehme und leichtfließende Schreibart erſetzet.

Dieſes iſt nun eine von den vornehmſten Abſichten geweſen, die ich mir in dieſem Gedichte vorgeſetzet habe. Ich wollte Horazen gern ſo überſetzen, daß man ihn ohne Anſtoß, und wo möglich, mit Vergnügen in unſrer Sprache leſen könnte. Dieſen Zweck aber würde ich nicht erhalten haben, wenn ich kein Bedenken getragen hätte, die Richtigkeit unſrer deutſchen Wortfügung, nebſt der Reinigkeit im Sylbenmaaße und in den Reimen, aus den Augen zu ſetzen. Das Gehör unſrer Landesleute iſt im Abſehen auf dieſe äußerliche Stücke überaus zärtlich. Kein Menſch lieſt itzo mehr Lohenſteins Gedichte: das macht, ſie ſind, bey ſo vielen gelehrten Sachen, viel zu hart und zu rauh. Selbſt Hofmannswaldau iſt nicht

mehr

mehr so beliebt, als er sonst gewesen: das macht, daß er von seinen Nachfolgern, auch in der Reinigkeit der Verse, weit übertroffen worden. Ja diese Zärtlichkeit geht zuweilen so weit, daß man deswegen die allerelendesten Reime, die nur etwas ungezwungen fließen, bey aller ihrer Unvernunft und Niederträchtigkeit der Gedanken, für schön; und hingegen, bey einer kleinen Härte des Ausdruckes, die schönsten Gedichte großer Meister für elend und mager ausruffet. Wie ich aber itzo denen hier das Wort nicht reden will, die in der Rauhigkeit des Ausdruckes eine Schönheit suchen; sondern ihnen immer mit dem Horaz zuruffe:

Non satis est, pulchra esse poemata; dulcia sunto!

so kann ich auch deren Geschmack nicht verwerfen, die lieber ein angenehm fließendes, als ein gezwungenes Gedicht lesen. Habe ich also nicht Ursache gehabt, mich auch vor dem Ekel der zärtlichsten Ohren zu hüten; sonderlich in einem Gedichte, daraus sie die innern Schönheiten der wahren Poesie sollen beurtheilen lernen?

Ist es mir nun darinn nach Wunsche gelungen, so trage ich keinen Zweifel, daß meine Arbeit ihren Nutzen haben werde. Es ist nicht eines jeden Werk, sich mit dem Lateine der alten Poeten so bekannt zu machen, daß er seinen Horaz ohne Mühe verstehen, geschweige denn mit Lust lesen könnte. In deutscher Sprache wird er also vielen verständlicher seyn, und auch Anfänger auf einen guten Weg weisen, die sich vielleicht sonst durch üble Anführer hätten verderben lassen. Daß es bereits vielen so gegangen sey, daran ist wohl kein Zweifel: daß aber auch viele durch Horazen von ihren Irrwegen wieder zurecht gebracht worden, das könnte ich durch mein eigen Exempel erweisen, wenn es wichtig genug wäre. Doch Benjamin Neukirch wird vermuthlich Ansehens genug haben, uns zu zeigen: daß auch Leute, die bereits in ganz Deutschland für große Poeten gehalten werden, in unserer horazischen Dichtkunst noch genug zu lernen finden. Er hat solches in einem Hochzeitgedichte von sich selbst öffentlich gestanden, welches

er 1700. allem Anſehen nach, aus Berlin nach Breslau abgeſchicket hat, und woraus ich hier ein paar Stellen anführen will. Es ſteht in ſeinen von mir ans Licht geſtellten Gedichten a. d. 198. S.

Er ruffet gleich anfangs die Muſen um Hülfe an, weil er abermals ein Gedicht nach Schleſien zu verfertigen vorhätte; dabey er denn beſorgen müßte, daß es nicht mehr ſo gut, als die vorigen, würde aufgenommen werden.

Ihr Muſen! helft mir doch, ich ſoll ſchon wieder ſingen,
Und ein verliebtes Paar in deutſche Verſe bringen;
Und zwar in Schleſien. Ihr kennt dieß Land und mich,
Ihr wißt auch, wenn ihr wollt, wie ſonſt Budorgis ſich,
Zum Theil an mir ergetzt. Itzt ſcheinen meine Lieder
Ihm, wo nicht ganz veracht, doch mehrentheils zuwider.

Die Urſache, ſagt er, wäre die Aenderung, ſo mit ſeiner Poeſie vorgegangen. Er habe aufgehöret, ſeinen Vers mit Muſcatellerſaft und Amberkuchen zu nähren. Es ſey weder Zibeth noch Biſam, kein Plautus, Tacitus, Seneca oder Plato mehr darinn zu ſpüren; ja er habe auch ſo gar die Sinnbilder gänzlich ausgemuſtert.

Mein Reim iſt mehrentheils ganz matt und ohne Kraft:
Das macht, ich tränk ihn nicht mit Muſcatellerſaft,
Ich ſpeis ihn auch nicht mehr mit theuren Amberkuchen;
Denn er iſt alt genug, die Nahrung ſelbſt zu ſuchen.
Zibeth und Biſam hat ihm manchen Dienſt gethan:
Itzt will ich einmal ſehn, was er alleine kann.
Alleine? fraget ihr: Ja, wie geſagt, alleine:
Denn was ich vormals ſchrieb, war weder mein, noch ſeine.
Hier hatte Seneca, dort Plato was geſagt,
Dort hatt ich einen Spruch dem Plautus abgejagt,
Und etwan anderswo den Tacitus beſtohlen.
Auf dieſen ſchwachen Grund, ich ſag es unverholen,
Baut ich von Verſen oft ein ganzes Götterhaus,
Und ziert es noch dazu mit Sinnebildern aus.

Darauf ſagt er, daß ihm alle dieſe Putzwerke itzo ganz lächerlich vorkämen, ungeachtet ſie ſonſt viel hundert Leſer verblendet, und ihm ſelbſt viel Ruhm gebracht hätten. Man hätte ihn gar dem großen Opitz vorgezogen, den er doch noch niemals hätte erreichen können.

Wie oftmals muß ich doch der abgeſchmackten Sachen,
Wenn ich zurücke ſeh, noch bey mir ſelber lachen!
Gleichwohl gefielen ſie, und nahmen durch den Schein,
So ſchlecht er öfters war, viel hundert Leſer ein,
Ha! ſchrie man hier und dar: vor dem muß Opitz weichen!
Ja, dacht ich, wenn ich ihn nur erſtlich könnt erreichen.
Den Willen hätt ich wohl. So wie ich es gedacht,
So iſt es auch geſchehn. Ich habe manche Nacht,
Und manchen Tag geſchwitzt: allein ich muß geſtehen,
Daß ich ihm noch umſonſt verſuche nachzugehen.

Endlich bricht er in den feurigen Ausdruck aus, der uns die Quelle anzeiget, daraus dieſe merkliche Veränderung ſeines Geſchmackes in der Poeſie hergefloſſen. Es heißt:

O grauſamer Horaz! was hat dich doch bewegt,
Daß du uns ſo viel Laſt im Dichten auferlegt?
So bald ich nur dein Buch mit Witz und Ernſt geleſen,
So iſt mir auch nicht mehr im Schreiben wohl geweſen.
Vor kamen Wort und Reim; itzt lauf ich ihnen nach:
Vor flog ich Himmel an; itzt thu ich ganz gemach.
Ich ſchleiche wie ein Dachs aus dem Poetenorden,
Und bin mit großer Müh noch kaum dein Schüler worden.
Kommt, ſprech ich oftermals, Gold, Marmel und Porphyr!
Nein, denk ich wiederum, flieht, flieht weit von mir:
Ihr ſeyd mir viel zu theur, bey dieſen ſchweren Jahren;
Ich habe jung verſchwendt, ich will im Alter ſparen.

Wie viel Schüler würde nicht Horaz noch bekommen, wenn alle deutſche Poeten, die deſſen bedürftig wären, dem Exempel dieſes wackern Mannes folgen wollten!

Die kleinen Anmerkungen, die ich unter den Text geſetzet, werden vermuthlich nicht ohne Nutzen ſeyn, und in mancher Sache ein gutes Licht geben. In Verſen laſſen ſich nicht alle Alterthümer ſo erklären, daß man ſie ſattſam verſtehen könnte, wenn man von der Zeit des Scribenten faſt ein paar tauſend Jahre entfernet iſt. Gelehrtere Leſer, die derſelben nicht nöthig haben, können ſie nach Belieben ungeleſen laſſen: wie mans mit den lateiniſchen Noten bey alten Scribenten zu machen pflegt, wenn man darinn ſchon geübt iſt. Ich habe meinen Zweck völlig erreichet, wenn nur Anfänger meinen Poeten daraus etwas beſſer verſtehen lernen.

Q. HORATII FLACCI
DE ARTE POETICA
AD PISONES.

Humano capiti cervicem pictor equinam
Iungere si velit, & varias inducere plumas,
Undique collatis membris; ut turpiter atrum
Desinat in piscem mulier formosa superne:
Spectatum admissi risum teneatis amici!
Credite, Pisones, isti tabulae fore librum
Persimilem, cujus, velut ægri somnia, vanæ
Fingentur species: ut nec pes, nec caput uni
Reddatur formæ. „Pictoribus atque poëtis
„Quidlibet audendi semper fuit æqua potestas„
Scimus, & hanc veniam petimusque damusque vicissim:
Sed non ut placidis coëant immitia; non ut
Serpentes avibus geminentur, tigribus agni.
Inceptis gravibus plerumque & magna professis
Purpureus, late qui splendeat, unus & alter
Assuitur pannus; cum lucus, & ara Dianæ,

Et

1. Fürwahr ein artig Bild! Diese Worte hat der Grundtext nicht. Horaz fängt gleich an, sein Gleichniß von einem seltsamen Gemälde vorzutragen. Allein da sichs im Deutschen nicht in einen einzigen Satz bringen ließ, und also zertrennet werden mußte; so macht dieser Anfang den Leser aufmerksam, und sagt ihm kurz, was er zu gewarten habe.

2. Des Malers. Die alten Maler pflegten ihre neuverfertigte Stücke zur öffentlichen Schau auszustellen, um die Urtheile der Vorbeygehenden darüber zu vernehmen. Die Historie vom Apelles und dem Schuster, ist bekannt. Wer nun so was ungereimtes gemalt hätte, der würde gewiß aller Welt zum Gelächter geworden seyn.

3. Schrift. Eigentlich ein Buch; aber nach alter Art: da auch ein kleines Gedichte, auf eine eigene Rolle geschrieben, ein Buch heißen konnte. Dieses Gleichniß kann zwar auch von ungebundenen Schriften gelten; darinn oftmals eben so wenig Zusammenhang, Ordnung und Geschick, als in einem solchen Bilde zu finden ist. Allein Horaz redet hier hauptsächlich von Poesien, sonderlich vom Heldengedichte und den Schauspielen, die mit einer besondern Kunst angeordnet werden müssen.

4. Man

Horaz
Von der Dichtkunſt,
an die Piſonen.

Fürwahr, ein artig Bild! (1) Es ſteht ein Menſchenkopf
Auf eines Pferdes Hals. Den dicken Vogelkropf
Bedeckt ein bunter Schmuck von farbigtem Gefieder:
Hernach erblicket man verſchiedner Thiere Glieder.
Von oben zeigt ein Weib ihr ſchönes Angeſicht,
Von unten wirds ein Fiſch. Ihr Freunde, lacht doch nicht!
Wir wollen mit Geduld des Malers (2) Thorheit ſchonen.
Indeſſen glaubet mir, ihr trefflichen Piſonen,
Dafern mein Wort was gilt: daß eine tolle Schrift, (3)
Wo weder Haupt noch Schwanz geſchickt zuſammen trifft,
Und nicht mehr Ordnung herrſcht, als wann ein Kranker träumet,
Sich unvergleichlich wohl zu ſolchem Bilde reimet.
Ich weis wohl, was man glaubt. Man ſpricht (4) und bleibt dabey:
Ein Maler und Poet folgt ſeiner Phantaſey;
Er kann ſich ſeiner Kunſt nach eigner Luſt bedienen,
Und ſich durch Geiſt und Witz, was ihm beliebt, erkühnen.
Ganz recht, ich geb es zu, (5) und mach es ſelber ſo:
Allein man miſche nie das Feuer in das Stroh;
Kein Tyger zeug ein Lamm; kein Adler hecke Schlangen.
Doch manches Dichters Schrift wird prächtig angefangen,
Man ſchmückt ſie hin und her mit Edelſteinen (6) aus,
Beſchreibt Dianens Häyn, Altar und Götterhaus,

Ent-

4. Man ſpricht. Dieß iſt die Meynung derer, die ihren Einfällen gern alles erlauben, und ſich einbilden, die poetiſchen Sachen wären ganz willkührlich. Daher pfleget man ſich vergebens auf dieſe Stelle zu berufen, wenn man was ungereimtes entſchuldigen will: Pictoribus atque etc. Dieß ſind nicht Horazens, ſondern eines Stümpers Worte.

5. Ich geb es zu ꝛc. Dacier will in ſeinen Anmerkungen über dieſe Stelle: dieſes wären nicht Horazens Worte, ſondern er habe ſie im Namen ſeines Gegners vorgebracht. Allein ich ſehe nicht, warum? Horaz konnte wohl ſagen: Ein Poet habe Macht, nach Belieben zu dichten; da er ſo gleich die Bedingung hinzuſetzt, daß es nur nicht wider die Wahrſcheinlichkeit laufen müſſe.

6. Mit Edelſteinen. Ich hätte auch Purpurſtreifen ſetzen können, welches dem Grundtexte näher kömmt: aber wegen der alten Art der römiſchen Kleidung, die bey uns nicht mehr bekannt iſt, habe ichs lieber ſo gemacht. Denn es iſt nur auf einen übelangebrachten Zierrath angeſehen. Dazu müſſen nun unſern Poeten ſonderlich die Diamanten und Rubinen, Schmaragden

Et properantis aquæ per amœnos ambitus agros,
Aut flumen Rhenum, aut pluvius deſcribitur arcus.
Sed nunc non erat his locus. Et fortaſſe cupreſſum
Scis ſimulare; quid hoc? ſi fractis enatat exſpes
Navibus, ære dato qui pingitur? Amphora cœpit
Inſtitui: currente rota, cur urceus exit?
Denique ſit quodvis, ſimplex duntaxat & unum.

Maxima pars vatum, pater, & juvenes patre digni,
Decipimur ſpecie recti. Brevis eſſe laboro,
Obſcurus fio; ſectantem levia, nervi
Deficiunt animique; profeſſus grandia, turget;
Serpit humi, tutus nimium, timidusque procellæ.
Qui variare cupit rem prodigialiter unam;
Delphinum ſylvis appingit, fluctibus aprum.
In vitium ducit culpæ fuga, ſi caret arte.
Æmilium circa ludum faber imus & ungues
Exprimet, & molles imitabitur ære capillos:
Infelix operis ſumma; quia ponere totum
Neſciet. Hunc ego me, ſi quid componere curem,
Non magis eſſe velim, quam pravo vivere naſo,
Spectandum nigris oculis, nigroque capillo.

Sumi-

ragden und Sapphire, Carniolen und Amethiſten dienen.

7. Das alles iſt ſchon gut. Dieſes gehört für die unendlichen poetiſchen Maler, die ihren Leſer mit ihren ewigen Schilderenen bald zu Tode malen, wo er nicht aus Ekel und Ueberdruß das Buch weglegt. Eine lebhafte Beſchreibung iſt gut; aber lauter Bilder und Beſchreibungen ſind verdrüßlich zu leſen. Warum giebt man uns nun noch ganze Bücher von ſolchen poetiſchen Malereyen heraus? als ob das Hauptwerk der ganzen Dichtkunſt darauf ankäme. Dichten heißt nicht bloß malen.

8. Dein ſtolzer Anfang ꝛc. Es heißt eigentlich gleichnißweiſe nach Herren Eckardts Ueberſetzung:

Du willſt ein groß Gefäß aus deinem Tone treiben,
Und dennoch kömmt zuletzt ein Töpfchen von der Scheiben.

Allein ich dachte, daß es nützlicher wäre, die darunter verſteckte Wahrheit ungekünſtelt herauszuſagen.

9. Schlecht und einfach. Simplex & unum. Das heißt, nicht gar zu bunt und landerwälſch durch einander gemiſcht; als wenn man alle Theile ſeiner Kleidung aus einer andern Farbe machen wollte. Dieſe natürliche Einfalt dünkt manchem ein Fehler zu ſeyn; ſie iſt aber die größte Kunſt. Ein Heldengedicht beſchreibt eine einzige Fabel: das iſt nun

ſchlecht

Entwirft mit großer Kunſt des Rheinſtroms Waſſerwogen,
Und malt der Farben Glanz im bunten Regenbogen.
Das alles iſt ſchon gut: (7) nur hier gehörts nicht her.
Dort ſtürzt ein wilder Sturm den Schiffer in das Meer:
Geſetzt, du kömteſt nun Cypreſſenwälder ſchildern,
Was hilft dir dieſe Kunſt? da ſich in deinen Bildern
Der Schiffbruch zeigen ſoll, den jener für ſein Geld,
Nach überſtandner Noth, mit Fleiß bey dir beſtellt.
Dein ſtolzer Anfang pralt von ſeltnen Wunderſachen, (8)
Wie reizt uns denn hernach der magre Schluß zum Lachen?
Kurz, alles, was du ſchreibſt, muß ſchlecht und einfach ſeyn. (9)

Doch, Piſo, trügt uns oft des Guten falſcher Schein.
Streb ich der Kürze nach; mein Vers wird dunkel klingen:
Wer leichte Sachen liebt, wird niederträchtig ſingen.
Wer hoch hinaus will, ſchwillt. Wenn jener furchtſam ſchreibt,
Geſchieht es, daß er gar am Staube kleben bleibt.
Wer ſich bemüht, ein Ding ſehr vielfach vorzuſtellen, (10)
Malt leicht den Stör ins Holz, den Eber in die Wellen.
So leicht iſt es geſchehn, auch wenn man ſich bemüht,
Von Fehlern frey zu ſeyn, daß ſich der Kiel verſteht.
Man läßt ein Fechterſpiel aus dichtem Erze gießen:
Da hat der Stümper nun die Nägel an den Füßen,
Und jedes Haar des Haupts ſehr künſtlich ausgedrückt: (11)
Die ganze Bildung nur iſt plump und ungeſchickt;
Weil Ordnung und Geſtalt und Stellung gar nichts taugen.
Viel lieber wünſch ich mir, bey ſchwarzem Haar und Augen,
Ein ſcheußlich Angeſicht und krummes Naſenbein,
Als daß ein Vers von mir, wie dieſes Bild ſoll ſeyn.

Ihr

ſchlecht und einfach, aber weit künſtlicher, als Ovids Verwandlungen; worinn wohl etliche hundert Fabeln ſtehen. Eine Komödie vom Moliere hat nur eine einzige Fabel zum Inhalte. Ein gut Stück aus dem Corneille und Racine iſt gleichfalls einfach. Im Theatre Italien aber iſt alles vielfach und buntſcheckigt. Jenes iſt regelmäßig, dieſes unſinnlich und häßlich. NB. Ein gutes Gedicht muß aus dem vollen geſchnitten werden, wie ein gut Kleid; nicht aus mancherley bunten Lappen zuſammen geflickt ſeyn, wie ein Harlekinsrock. Hierinn hat Miltons Paradies gefehlt, darinn geiſtliches und weltliches, chriſtliches und heydniſches, altes und neues, ſehr ſeltſam durch einander laufen.

10. Sehr vielfach vorzuſtellen. Das iſt der Fehler unſrer poetiſchen Maler. Sie miſchen Himmel und Erde durch einander, und kein Ding behält ſeine Stelle. Die Sterne ſind Blumen des Himmels; und die Blumen Sterne der Erden. Die Sonne das Auge der Welt, und das Auge die Sonne des Angeſichts u. ſ. w. Milton malt eine Erde mit Bergen und Thälern, mit Tag und Nacht, Süd, Nord und Oſten, in den Himmel, und baut Pallaſte in die Hölle ꝛc. Das heißt Fiſche in den Wald, und das Wild in die See malen.

11. Und jedes Haar ꝛc. Das heißt, die

Sumite materiam veſtris, qui ſcribitis, æquam
Viribus: et verſate diu, quid ferre recuſent,
Quid valeant humeri. Cui lecta potenter erit res,
Nec facundia deſeret hunc, nec lucidus ordo.
Ordinis hæc virtus erit, & Venus, aut ego fallor,
Ut jam nunc dicat, jam nunc debentia dici
Pleraque differat, & præſens in tempus omittat.
Hoc amet, hoc ſpernat promiſſi carminis auctor.
In verbis etiam tenuis cautusque ſerendis;
Dixeris egregie, notum ſi callida verbum
Reddiderit junctura novum. Si forte neceſſe eſt,
Indiciis monſtrare recentibus abdita rerum;
Fingere cinctutis non exaudita Cethegis
Continget: dabiturque licentia ſumta pudenter.
Et nova fictaque habebunt nuper verba fidem, ſi
Græco fonte cadent parce detorta. Quid autem
Cæcilio, Plautoque dabit Romanus, ademtum
Virgilio, Varioque? ego, cur, acquirere pauca
Si poſſum, invideor? cum lingua Catonis, & Enni
Sermonem patrium ditaverit, & nova rerum
Nomi-

die Stümper verfallen auf Kleinigkeiten in ihren Beſchreibungen. Sie malen uns alle Sonnenſtäubchen, die ſie in der Luft haben fliegen ſehen: aber im Ganzen iſt weder Art noch Geſchick. König in ſeinem Gedichte, Auguſt im Lager, beſchreibet Pferde, Lackeyen und Kutſcher bis auf die Schnüre ihrer Kleider, Aufſchläge der Aermel und Knäbelbärte: aber die ganze Fabel taugt nichts.

12. Ihr Dichter wagt ꝛc. Mancher will ein Heldengedicht ſchreiben, ehe er noch weis, daß es Regeln in der Welt giebt, darnach es eingerichtet werden muß. Ariſtoteles und andre, die davon geſchrieben, ſind ihm unbekannt: doch wagt er ſich. Mancher will Komödien machen, oder Tragödien ſchreiben, und weis nichts von der innerlichen Einrichtung, von den Schönheiten und Fehlern dieſer Poeſien. Daher dichtet er die unmöglichſten Sachen zuſammen; z. E. nach Athen, zu Demokrits Zeiten, Könige, Glockenthürme, Fiſchbeinröcke u. d. g. wie Regnard in ſeinem Demokritus gethan hat.

13. Räthſelhaft entdeckt. Dieß geht wieder auf die großen Arten der Gedichte. Ein Heldengedicht und ein theatraliſches Stück meldet gleich von vorne, wovon es handeln wird, aber nur dunkel; damit nicht der Zuhörer Aufmerkſamkeit ein Ende nehme, ehe alles aus iſt. Die völlige Auflöſung der ganzen Verwirrung muß ganz aufs letzte bleiben. Unſre Romanſchreiber pflegen dieſe Regel ziemlich gut in Acht zu nehmen: wenn ſie ihre Fabeln in der Mitten anfangen, und allmählig das vorhergegangene nachholen.

14. Klug im Unterſcheiden. Eine kluge Wahl macht einen guten Poeten. Die erſten Einfälle ſind nicht immer die beſten. In einer Hauptfabel können viele Nebenfabeln vorkommen: aber ſie ſind nicht alle gleich gut.

Ihr Dichter, wagt doch nichts, als was ihr wohl verſteht! (12)
Verſuchts, wie weit die Kraft von euren Schultern geht,
Und überlegt es wohl: ſo wird nach klugem Wählen,
Den Verſen weder Kunſt, noch Licht, noch Ordnung fehlen.
Mich dünkt, daß ſich allda der Ordnung Schönheit zeigt,
Wenn man das Wichtigſte von vorne zwar verſchweigt,
Doch räthſelhaft entdeckt; (13) und klug im Unterſcheiden (14)
Die ſchönſten Sachen wählt; die ſchlechten weis zu meiden.
In neuer Wörter Bau, ſey kein Poet zu kühn; (15)
Das älteſte läßt ſich oft auf neue Sachen ziehn, (16)
Nur muß die Redensart des Schreibers Sinn erklären.
Doch, ſollten Kunſt und Fleiß ein neues Ding gewähren:
So ſtellt mans ungeſcheut durch einen Ausdruck dar,
Der unſern Vätern noch was unerhörtes war.
Wer dieß beſcheiden thut, dem kann mans nicht verwehren: (17)
Zuweilen kann man auch der Wörter nicht entbehren,
Die Griechenland uns leiht. (18) Was Plautus und Cäcil
Vorzeiten Macht gehabt, das kann ja auch Virgil.
Hat Ennius uns nicht manch neues Wort gelehret?
Hat Cato das Latein nicht ebenfalls vermehret,
Und manche Redensart zu Rom in Schwang gebracht?
Wie kömmts denn, daß man itzt ein ſolches Weſen macht,

Wenn

gut. Der Poet muß einen Unterſchied zu machen wiſſen.

15. Zu kühn. Wider dieſe Regel haben nicht nur die Zeſianer und andre Geſellſchafter, aus mancherley Orden in Deutſchland, auf eine lächerliche Art geſündiget; ſondern es treten auch heutiges Tages noch viele in ihre Fußtapfen. Sie machen täglich ein paar Dutzend neue Wörter, und es kömmt kein Gedicht von ihnen zum Vorſchein, darinn ſie nicht ihrer Meynung nach, die Sprache bereichert hätten. Sie verhunzen auch die Wortfügungen, und meynen nicht eher ſinnreich zu ſchreiben, als wenn ſie Sprachſchnitzer machen.

16. Das älteſte ꝛc. Die Fügung der Wörter giebt oft alten Wörtern einen neuen Verſtand. Wenn nun der Scribent ſie ſo verbindet, daß man ohne Mühe ſieht, was er haben will, ſo iſts gut. Der Grundtext kann auch von der Zuſammenziehung zweyer einfachen Wörter verſtanden werden. Z. E. Bank und Sänger iſt beydes bekannt: wenn ich aber einen ſchlechten Poeten einen Bänkelſänger nenne, ſo iſt es neu. Die Lateiner pflegten dergleichen zu thun, aber die Griechen weit häufiger. Wir Deutſchen haben die Freyheit auch: aber man muß das Ohr zu Rathe ziehen, und die Aehnlichkeit der Sprachlehre beobachten.

17. Beſcheiden thun. Z. E. wenn man une Courtiſane eine Buhldirne, ein Original ein Vorbild, eine Idee ein Denkbild nennet; ſo wird wohl die Beſcheidenheit noch nicht verletzet. Wer aber den Spiegel einen Gleicher, die Naſe einen Schnauber, den Fuß einen Trittling nennen wollte; der würde gewiß verſtoßen.

18. Griechenland. Was Horaz von Griechenland ſagt, das gilt bey uns von Frankreich. Es giebt einige Wörter, die wir von ihnen nehmen müſſen; weil wir ſie nicht ohne großeUmſchweife deutſch geben können. Z. E.

Nomina protulerit? Licuit, ſemperque licebit.
Signatum præſente nota producere nomen.

Ut ſilvæ foliis pronos mutantur in annos;
Prima cadunt: ita verborum vetus interit ætas;
Et juvenum ritu florent modo nata, vigentque.
Debemur morti nos, noſtraque; ſive receptus
Terra Neptunus claſſes Aquilonibus arcet,
Regis opus! ſterilisve diu palus, aptaque remis
Vicinas urbeis alit, & grave ſentit aratrum:
Seu curſum mutavit iniquum frugibus amnis;
Doctus iter melius. Mortalia facta peribunt,
Nedum ſermonum ſtet honos, & gratia vivax.
Multa renaſcentur, quæ jam cecidere, cadentque,
Quæ nunc ſunt in honore vocabula, ſi volet uſus:
Quem penes arbitrium eſt, & jus, & norma loquendi.

Res geſtæ regumque ducumque, & triſtia bella,
Quo ſcribi poſſent numero, monſtravit Homerus.

Verſibus impariter junctis querimonia primum,
Poſt etiam incluſa eſt voti ſententia compos.

Quis

B. E. Perücke, Compliment, Dragoner u. d. gl. Allein viele thuns ohne Noth, wo wir gar gute Redensarten haben.

19. Julius Cäſar hatte angefangen, den lucriniſchen See mit dem Meere zu vereinigen: Auguſt brachte es vollends zu Stande, nennete aber dieſe Anfurt Portum Iulium.

20. Auguſtus. Der römiſche Bürgermeiſter Cethegus hatte den pomptiniſchen Moraſt ſchon einmal ausgetrocknet: er war aber wieder ſumpfigt geworden. Auguſt ließ ihn alſo zum andernmal in brauchbar Land verwandeln: es hat aber damit auch nicht lange gedauret.

21. Gewohnheit. Freylich muß man nichts ſchreiben, als was üblich iſt; aber nicht alles, was üblich iſt, das darf man ſchreiben. Die Gewohnheit iſt zweyerley: die eine geht bey den geſchickteſten Hofleuten, den guten Scribenten, und dem vernünftigſten Theile vom Adel und Bürgerſtande im Schwange. Die andre herrſcht bey dem Pöbel, den einfältigen Scribenten, dem ungelehrten Adel, und den affectirten Hofleuten. Jene iſt die Richtſchnur der Poeten, nicht aber dieſe. Nach dieſer Regel ſollten ſich die pöbelhaften Versmacher richten, denen auch die niederträchtigſten Redensarten edel genug ſind.

22. Ge-

Wenn ichs zuweilen thu? Wer hat mich hier zu ſchelten?
Ein neuer Ausdruck muß gleich neuen Thalern gelten.
So wie es alle Jahr belaubten Wäldern geht;
Das welke Laub fällt ab, das neue Blatt entſteht:
So gehts den Sprachen auch. Ein altes Wort verſchwindet,
Indem ſich unvermerkt ein neuer Ausdruck findet.
Dem Tode ſind nicht nur wir Menſchen unterthan,
Sein Arm greift alles das, was menſchlich heißet, an.
Hier läßt ein Julius (19) den neuen Hafen bauen,
Dem ſich bey Sturm und Fluth die Flotten anvertrauen:
Ein königliches Werk! Was kann Auguſtus (20) thun?
Er trocknet Seen aus, und kann nicht eher ruhn,
Als bis wir, wo der Wind die Flaggen pflegt zu wehen,
Ein fruchtbar Ackerland und fette Wieſen ſehen.
Noch mehr, er ändert gar der Tyber alten Lauf,
Und ſchränkt die Fluthen ein. Das allzumal hört auf!
Der größten Werke Pracht, muß endlich untergehen:
Wie könnten denn der Zeit die Sprachen widerſtehen?
So manch verlegnes Wort, das längſt vergeſſen war,
Kömmt wieder an das Licht, und ſtellt ſich ſchöner dar:
Und was man itzo braucht, das wird man einſt vergeſſen.
Kurz, Sprachen müſſen ſich nach der Gewohnheit meſſen. (21)
In was für Verſen man der Fürſten Heldenmuth,
Der Feldherrn Tapferkeit, und wilder Krieger Wuth
Geſchickt beſingen kann, das hat Homer gewieſen;
Als er durch ſein Gedicht Achillens Zorn geprieſen. (22)
Die Elegie war ſonſt ein Werk der Traurigkeit,
Allein ſie ward hernach zugleich der Luſt geweiht.

Wer

22. Gedicht. Horaz meynt das Heldengedicht Ilias, welches in langen ſechsfüßigten Verſen geſchrieben iſt. Nun könnte zwar auch in kurzen oder vermiſchten Verſen ein Heldengedicht gemacht werden: weil das Weſen deſſelben in der innern Einrichtung, nicht aber in der Länge der Zeilen beſteht. Allein Ariſtoteles hat ſchon erinnert, daß eine ſolche Art von Verſen lange nicht ſo majeſtätiſch klingen würde, als ein Heldengedicht klingen ſoll. Im Deutſchen müſſen wir lange jambiſche Verſe, mit ungetrennten Reimen; oder noch beſſer, lange trochäiſche dazu nehmen, wie im Lockenraube und Hermann. Das griechiſche und lateiniſche heroiſche Sylbenmaaß haben einige bey uns einzuführen geſucht; es iſt ihnen aber ſchlecht gelungen.

23. Elegie. Diejenige Art von Verſen, da man die alexandriniſchen mit kürzern fünffüßigen immer abwechſelt. Zuerſt hat man nichts, als Klagen über die Verſtorbenen darinn abgefaſſet: hernach aber hat man auch verliebte Briefe, Hochzeitverſe und kleinere Sinngedichte damit gemacht. Kallinous, Theokles oder Terpander ſoll ſie erfunden haben. Im Deutſchen brauchen wir abermal die langen jambiſchen, doch mit wechſelnden Reimen dazu.

Quis tamen exiguos elegos emiſerit auctor,
Grammatici certant; & adhuc ſub judice lis eſt.

Archilochum proprio rabies armavit iambo.
Hunc ſocci cepere pedem, grandesque cothurni;
Alternis aptum ſermonibus, & populares
Vincentem ſtrepitus, & natum rebus agendis.

Muſa dedit fidibus divos, puerosque deorum,
Et pugilem victorem, & equum certamine primum,
Et juvenum curas, & libera vina referre.

Deſcriptas ſervare vices, operumque colores,
Cur ego, ſi nequeo, ignoroque, poëta ſalutor?
Cur neſcire, pudens prave, quam diſcere, malo?

Verſibus exponi tragicis res comica non vult:
Indignatur idem privatis, ac prope ſocco
Dignis carminibus narrari, cœna Thyeſtæ.

Singu-

24. Archilochus erfand. Nicht als wenn vor ihm keine Jamben wären gemacht worden: denn nach Ariſtotels Berichte hat ſchon Homer auf einen gewiſſen Margites eine Satire gemacht, die faſt aus lauter jambiſchen Verſen beſtanden: ſondern weil er ſich ſonderbar damit hervorgethan.

25. Sehr geſchickt. Weil es nämlich im Griechiſchen und Lateiniſchen, ſo wohl als itzo im Deutſchen, überaus leicht fiel, jambiſche Verſe zu machen; und weil dieſes Sylbenmaaß von der natürlichen proſaiſchen Rede nicht ſehr unterſchieden iſt.

26. Geräuſch. Ohne Zweifel dasjenige, welches in den Schauplätzen entſtund, wenn viele Zuſchauer vorhanden waren. Weil nun die ungereimten jambiſchen Verſe faſt wie die ungebundene Rede klungen, und doch eine gewiſſe Anmuth hatten: ſo hörte das Volk deſto aufmerkſamer zu. Bey uns, und bey den Franzoſen machens die Reime, daß unſre poetiſche Schauſpiele von der Proſa gar zu ſehr unterſchieden ſind: denn Italiener und Engländer machen alle ihre Luſtſpiele und Trauerſpiele in ungereimten Verſen, wie die Alten. Von den Opern iſt hier die Rede nicht.

27. Der Muſen. Im Grundtexte ſteht nur eine Muſe, und es ſoll vielleicht Kalliope ſeyn; die ihren Sohn Orpheus, nach der XII. Ode des I. Buchs Horatii, zuerſt ſingen gelehret: wiewohl es gewiß iſt, daß lange vor dem Orpheus ſchon Lieder geſungen worden.

28. Oden. Dieß iſt der allgemeine Namen aller Lieder, und begreift vierley Gattungen unter ſich; Hymnos, Encomia, Threnos und Bacchica. Die erſten waren geiſtlich, und den Göttern zu Ehren gemacht; die andern weltlich, und hielten das Lob der Könige, Helden und Sieger bey den griechiſchen Spielen, in ſich; die dritten verliebt, und beklagten die unglücklichen Schickſale der Poeten in der Liebe; die vierten luſtig, und wurden beym Trunke gebraucht. Die Hymni hießen auch Pæanes, die Encomia

Wer ſie zuerſt erdacht, iſt nicht ſo leicht zu ſagen,
Da die Gelehrten ſelbſt, ſich noch darum befragen.

Archilochus erfand das jambiſche Gedicht, (24)
Darinnen trat das Luſt- und Trauerſpiel ans Licht:
Es iſt auch ſehr geſchickt Geſpräche drinn zu ſetzen, (25)
Bezwingt des Volks Geräuſch (26) und kann das Ohr ergetzen.

Der Götter hohes Lob, der Völker Alterthum,
Berühmter Helden Preis, der Kämpfer Kranz und Ruhm,
Und was ein Jüngling thut, den Wein und Liebe zwingen,
Befahl der Muſen Mund (27) in Oden (28) abzuſingen.

Wenn ich von allem nun nichts gründliches verſteh,
Und mich in jeder Art der Poeſie vergeh, (29)
Bin ich denn ein Poet? Ich bins nicht; das ſey ferne!
Was ſtört mich denn die Scham, daß ich die Kunſt nicht lerne?

Wo Luſt und Armuth herrſcht, da ſchreibt man nicht betrübt: (30)
Hingegen wo Thyeſt (31) ein blutig Gaſtmahl giebt,
Da wird dein Trauerſpiel ſehr widerſinniſch klingen,
Dafern dein matter Reim es niedrig wird beſingen.

Nicht

comia wurden auch Scolia genennet: die Threnos nannte man auch Melos, und die Bacchica hießen auch wohl Dithyrambi, darinnen oft was ſatiriſches vorkam: wiewohl man dieſe Namen nicht immer ſo genau unterſchieden hat. Man ſehe Scaligers Poetik nach.

29. In jeder Art. Wer die verſchiedenen Charactere, der Heldengedichte, Elegien, Satiren, Trauerſpiele, Luſtſpiele und Oden nicht zu beobachten weiß, der darf ſich nicht rühmen, daß er ein Poet iſt. Horaz iſt ſelbſt ſo beſcheiden, daß er ſich ſolches nicht zuſchreibt. Man kann leicht ſehen, wie wenige deutſche Poeten dieſe Charactere beobachtet. Opitz hat nicht viel Nachfolger gefunden, die, ſo wie er, in die Fußtapfen der Alten getreten. Man macht Heldengedichte in elegiſchen, und verliebte Klagen in heroiſchen Verſen. Man macht Lobgedichte in der gemeinen ſatiriſchen Schreibart: und die Satire wird bald ſo hoch, als ein Heldenlied, bald gar in der Sprache des Pöbels abgefaſſet.

30. Betrübt. In tragiſchen Verſen ſoll man nicht von komiſchen Sachen reden, heißt es eigentlich. Dawider verſtößt z. E. Schackeſpear, der auch in ſeinem Julius Cäſar, gleich im Anfange einen Schuhflicker mit den niedrigſten plautiniſchen Poſſen einführet. Die Komödie aber hat die lächerlichen Thorheiten des Mittelſtandes vor ſich, und fodert alſo eine ungekünſtelte, natürliche Art des Ausdruckes. Die Tragödie hergegen ſtellt die unglücklichen Schickſale hoher Perſonen vor, und muß alſo in erhabener und prächtiger Schreibart gemacht werden. Wer dieſes vermiſchet, der verräth ſeine Unwiſſenheit.

31. Thyeſt. Ennius hatte davon ein Trauerſpiel gemacht. Es hatte ihm Atreus ſeine eigene Kinder geſotten, und zu eſſen vorgeſetzt, die er auch unwiſſend verzehret hatte. Dieſe grauſame Begebenheit vertritt hier die Stelle aller andern tragiſchen Fabeln, und zeigt, wie ungereimt es ſeyn würde, von dergleichen ſchrecklichen Dingen eine niederträchtige Schreibart zu gebrauchen.

Singula quæque locum teneant ſortita decenter.
Interdum tamen & vocem comœdia tollit:
Iratusque Chremes tumido delitigat ore.
Et tragicus plerumque dolet ſermone pedeſtri
Telephus, & Peleus: cum pauper, & exſul uterque,
Projicit ampullas, & ſesquipedalia verba;
Si curat cor ſpectantis tetigiſſe querela.

Non ſatis eſt, pulcra eſſe poëmata; dulcia ſunto:
Et quocunque volent animum auditoris agunto!
Ut ridentibus arrident, ita flentibus adſunt
Humani vultus. Si vis me flere, dolendum eſt
Primum ipſi tibi: tunc tua me infortunia lædent,
Telephe, vel Peleu; male ſi mandata loqueris,
Aut dormitabo, aut ridebo. Triſtia mœſtum
Vultum verba decent; iratum plena minarum;
Ludentem laſciva; ſeverum ſeria dictu.

Format

32. Nicht jede Schreibart ꝛc. Dieſe Regel Horazens iſt von großer Wichtigkeit und erfodert viel Verſtand und Beurtheilungskraft bey einem Scribenten: daher denn vielfältig dawider verſtoßen wird. Z. E. Günther in ſeiner Heldenode auf den Prinzen Eugen, der bald ſehr erhaben; bald wieder höchſt niederträchtig ſchreibt: oder wie in dem vorgedachten Trauerſpiele Schackeſpears die Schreibart zu niedrig iſt.

33. Des Luſtſpiels Ton erhöhn. Die Natur gewiſſer Affecten bringt hochtrabende Redensarten, und einen verwägenen Ausdruck nach dem andern hervor. Z. E. der Zorn, davon Chremes in Terentii Komödien ein Beyſpiel giebt. Auch Molierens Miſantrop kann zum Beyſpiele dienen. Soll nun ein Zorniger auch in der Komödie natürlich ſprechen, ſo muß man ihn tragiſch, das iſt ſtolz und trotzig reden laſſen. Dieß iſt eine Ausnahme von der obigen Regel.

34. Im Klagen ſenkt ſich ꝛc. Die Natur der Traurigkeit erfodert eine niedrige und gemeine Art der Ausdrückungen. Telephus und Peleus, ſind ein paar Helden in einer Tragödie geweſen, die Euripides gemacht hat, und worinn er dieſe beyde vertriebenen Prinzen in einem Bettlerhabite ganz kläglich redend eingeführet hat. Sie ſind beyde nicht mehr vorhanden.

35. Wörterpracht. Ampullas & ſesquipedalia verba. Das erſte geht auf die hohen Gedanken, das andre auf die langen zuſammen geſetzten Wörter, dadurch ſonderlich im Griechiſchen die Schreibart erhoben wurde. Beydes würde in dem Munde eines Traurigen ſehr ſeltſam klingen.

36. Bezaubern. Schöne Worte machens noch nicht, daß ein Gedicht ſchön iſt: es muß auch durch den Inhalt einnehmen, bewegen, entzücken, ja faſt gar bezaubern. Alle poetiſche Blümchen, aller Zibeth, Moſch und Ambra, Nectar und Ambroſia ſind vergeblich; alle Roſen und Nelken, Lilien und Jaſminen ſind umſonſt;

aller

Nicht jede Schreibart kann auf jeder Stelle ſtehn, (32)
Zuweilen darf ſich auch des Luſtſpiels Ton[a] (33) erhöhn:
Wenn Chremes zürnt und dräut, im Herzen Galle kochet,
Und bey geſchwollner Bruſt mit frechen Worten pochet.
Im Klagen ſenkt ſich auch das Trauerſpiel mit recht, (34)
Darum ſpricht Telephus und Peleus platt und ſchlecht
Ohn allen Wörterpracht: (35) denn ſoll man mit ihm weinen,
So muß uns erſt ſein Schmerz ganz ungekünſtelt ſcheinen.

Laß deine Lieder nicht nur ſchön und zierlich ſeyn,
Dein wohlgemachter Vers nehm Herz und Geiſter ein,
Und muß des Leſers Bruſt bezaubern (36) und gewinnen.
Man lacht mit Lachenden, und läßt auch Thränen rinnen,
Wenn andre traurig ſind. Drum, wenn ich weinen ſoll;
So zeige du mir erſt dein Auge thränenvoll: (37)
Alsdann, o Telephus! wird mich dein Unglück rühren.
Allein iſt an dir ſelbſt kein wahrer Schmerz zu ſpüren:
So ſchläft man drüber ein, und du wirſt ausgelacht. (38)
Ein weinend Angeſicht, das kläglich Worte macht,
Iſt der Natur gemäß. Ein Eifriger muß zürnen,
Der Scherz ſpricht frech und geil, der Ernſt mit krauſer Stirnen.

Der

aller Purpur und Marmor, alles Gold und Helfenbein, machen nichts: wenn die innerliche Beſchaffenheit der Gedanken nicht das Herz rühret, die Affecten rege machet, und das Gemüth des Leſers oder Zuſchauers, in Schauſpielen oder im Leſen, nach Gefallen hin und her treibt.

37. So zeige du mir erſt. Dieſe Regel geht auch die proſaiſchen an. Cicero hat in ſeinem andern Buche vom Redner weitläuftig genug davon gehandelt. Es iſt unmöglich, die Affecten andrer Leute zu rühren, wenn man nicht ſelbſt dergleichen an ſich zeiget. Polus, ein römiſcher Komödiant, ſollte die Elektra vorſtellen, die ihren Bruder beweinet. Weil ihm nun eben ſein einziger Sohn geſtorben war, ſo holte er deſſen wahrhaften Aſchenkrug auf die Schaubühne, und ſprach die dazu gehörigen Verſe mit einer ſo kräftigen Zueignung auf ſich ſelbſt aus; daß ihm ſein eigner Verluſt wahrhafte Thränen auspreßte. Und da war kein Menſch auf dem Platze, der ſich der Thränen hätte enthalten können. Man ſehe auch das 18 Kapitel von Ariſtotels Poetik nach.

38. Ausgelacht. So geht es gemeiniglich denen, die kein Geſchick haben, eine Sache dem gehörigen Affecte nach auszuſprechen, und alles in einem Tone herbeiben. Man kann es nicht glauben, daß es ihnen ein Ernſt ſey; und alſo rühret es auch nicht. Zum Demoſthenes kam einer, und verlangte von ihm, jemanden anzuklagen, der ihn geſchlagen hätte. Er erzählte aber ſolches ſehr kaltſinnig; ſo, daß Demoſthenes es nicht glauben konnte. Er machte ihm daher viel Einwürfe: es könnte unmöglich ſeyn, daß er geſchlagen worden; denn beleidigte Leute pflegten mit größerer Bewegung zu reden, als er: bis jener ſich endlich erzürnete, und mit großer Heftigkeit und kläglichen Worten ſeine Klage zu wiederholen anfing. Nunmehr glaube ich dir, gab der Redner zur Antwort: denn ſo pflegt ein Beleidigter zu ſprechen.

Formát enim natura prius nos intus ad omnem
Fortunarum habitum: juvat, aut impellit ad iram,
Aut ad humum mœrore gravi deducit, & angit;
Poſt effert animi motus interprete lingua.

Si dicentis erunt fortunis abſona dicta:
Romani tollent equites peditesque cachinnum.
Intererit multum, Davuſne loquatur, an herus;
Maturusne ſenex, an adhuc florente juventa
Fervidus; an matrona potens; an ſedula nutrix;
Mercatorne vagus, cultorne virentis agelli;
Colchus, an Aſſyrius; Thebis nutritus, an Argis.
Aut famam ſequere, aut ſibi convenientia finge,
Scriptor. Honoratum ſi forte reponis Achillem;
Impiger, iracundus, inexorabilis, acer,
Iura neget ſibi nata; nihil non arroget armis!
Sit Medea ferox invictaque; flebilis Ino;

Per-

39. Der Seelen Innerſtes ꝛc. Hier giebt Horaz den philoſophiſchen Grund ſeiner Regeln an: und daher ſieht man, wie nöthig es auch Dichtern ſey, die Weltweisheit gelernt zu haben, ſonderlich den Menſchen wohl zu kennen; welches ohne die Geiſt- und Sittenlehre nicht geſchehen kann.

40. Sprichet irgend ꝛc. Die Rede iſt noch immer von den Schauſpielen, wo der Poet jede Perſon ſo muß reden laſſen, wie es ihr Character erfodert. Die Komödianten finden hier gleichfalls ihre Regel, was die Ausſprache betrifft. Ja auch die Aufſeher der Bühnen haben hier ein Geſetz, ihre Rollen ſo auszutheilen, daß nicht ein altes Weib die Perſon eines jungen Mädchens, oder ein weibiſcher Kerl die Perſon eines Helden zu ſpielen bekomme. Denn dieſes kann ſich niemals recht ſchicken. Doch muß man nicht denken, die andern Poeten wären hier ausgenommen. Ein jeder, der andere Perſonen redend einführet, muß ſie nach ihrem Character reden laſſen. Hierinn ſind Homer und Virgil große Meiſter geweſen.

41. Das ganze Rom ꝛc. Eigentlich die Edlen, und das gemeine Volk. Die Römer hatten ſchon einen ziemlichen Geſchmack, und konnten es leicht merken, wenn jemand auf der Schaubühne dergleichen Fehler machte. Unſere Zuſchauer ſind ſo geübt noch nicht, daß ſie dergleichen Urtheil fällen könnten; weil ſie wenig Schauſpiele geſehen haben: Es wäre denn, wenn Fehler ganz handgreiflich ſind. Z. E. wenn man einen dummen Herrn, ſo, wie einen dummen Jungen reden läßt.

42. Herr ꝛc. Knechte ꝛc. Davusne loquatur an herus. Andere ſetzen für Herus, Heros, und für Davus, Divus, wie z. E. Dacier will: weil er meynt, die Götter, ſo in alten Tragödien vorkommen, ſollen anders reden, als die Helden. Dieß iſt zwar nicht zu leugnen; doch da beyde in erhabner Schreibart ſprechen müſſen: ſo giebt es keinen großen Unterſcheid. Mir kömmt es alſo wahrſcheinlicher vor,

Der Seelen Innerſtes ſey erſt in uns bewegt, (39)
Von Zorn und Eiferſucht und Rachgier angeregt,
Von Schrecken überhäuft, von Gram und Furcht zerſchlagen:
Alsdann wird auch der Mund ſchon Centnerworte ſagen.

Spricht irgend die Perſon, wie ſichs für ſie nicht ſchickt, (40)
So lacht das ganze Rom, (41) ſo bald es ſie erblickt.
Drum unterſcheide man Stand, Alter und Geſchlechte:
Ganz anders ſpricht ein Herr, ganz anders reden Knechte. (42)
Es iſt nicht einerley, was ein verlebter Mann
Und munterer Jüngling ſpricht. Dieß Wort ſteht Ammen an;
Matronen aber nicht. Kein Kaufmann ſpricht wie Bauren, (43)
Kein Kolcher redet ſo, als ob er Babels Mauren,
Von Jugend auf gekannt. Wen Argos Bürger heißt,
Spricht nie Thebanern gleich. Drum lenke deinen Geiſt
Entweder auf ein Werk aus wirklichen Geſchichten:
Wo nicht, ſo mußt du doch nichts ungereimtes dichten. (44)
Führſt du, wie dort Homer, den Held Achilles ein:
So muß er zornig, hart, und unerbittlich ſeyn;
Er trete Billigkeit, Geſetz und Recht mit Füſſen,
Und wolle ſonſt von nichts, als Macht und Waffen wiſſen.
Medeen ſchildre frech, (45) Ixion (46) komme mir
Ganz treulos und verſtockt, und Jno (47) kläglich für.

Wenn

wer, Davus und Herus, ein Knecht und Herr, ſey von dem Poeten einander entgegen geſetzt worden; und da iſt die Verſchiedenheit der Charactere groß genug. Kömmt Davus mehr in Komödien als Tragödien vor: ſo iſt nichts daran gelegen. Dieſe Regel iſt allgemein für uns, und trifft alle Schauſpiele.

43. Bauren. Hier iſt es augenſcheinlich, daß Horaz auch auf die Komödie ſeine Abſichten gerichtet, denn Kaufleute und Bauren kommen in Tragödien faſt gar nicht vor. Dacier ſucht ſich hier vergeblich auszuwickeln. Ariſtophanes hat dieſe Regel, nach Plutarchs Urtheile, recht beobachtet: denn ſo viel verſchiedene Perſonen er auffuhret, ſo viel Gattungen des Ausdruckes giebt er ihnen. Auch Des Touſches iſt ein groſſer Meiſter darinnen, wie denn auch Herr Baron Hollberg dieſes Lob verdient.

44. Nichts ungereimtes. Nun kömmt der Poet von der Sprache auf die Charactere der Perſonen, die in dramatiſchen und epiſchen Gedichten vorkommen. Dieſe müſſen nun dergeſtalt gemacht werden, daß die Handlungen derſelben wahrſcheinlich herauskommen, und es niemanden Wunder nehme, daß dieſer oder jener ſo oder anders verfahren iſt. Denn ſo wie man geartet iſt, ſo handelt man auch. Das Exempel Achills macht die Sache klar.

45. Medeen. Euripides hat ſie in einer Tragödie ſo abgeſchildert. Sie ermordet mit eigner Hand ihre zwey Kinder, ſchicket ihrer Nebenbuhlerinn ein Kleid, welches ſich entzündet, und ſie verzehret. u. ſ. w. S. den Seneca.

46. Ixion. Er ſoll der erſte Mörder in Griechenland geweſen ſeyn. Er bath ſeinen Schwiegervater Dejoneus zu Gaſte, und brachte ihn ums Leben. Als ihn Jupiter aus den Händen der Richter befreyete, und zu ſich in den

Perfidus Ixion, Io vaga, triſtis Oreſtes.
Si quid inexpertum ſcenæ committis, & audes
Perſonam formare novam; ſervetur ad imum,
Qualis ab incœpto proceſſerit, & ſibi conſtet.
Difficile eſt proprie communia dicere: tuque
Rectius Iliacum carmen deducis in actus,
Quam ſi proferres ignota, indictaque primus.
Publica materies privati juris erit, ſi
Nec circa vilem patulumque moraberis orbem;
Nec verbum verbo curabis reddere, fidus
Interpres; nec deſilies imitator in arctum,
Unde pedem proferre pudor vetet, aut operis lex.
Nec ſic incipies, ut ſcriptor cyclicus olim:
Fortunam Priami cantabo, & nobile bellum!
Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu?

Par-

Himmel nahm, wollte er die Juno nothzüchtigen. Darum ſtürzte ihn der Gott in die Hölle, wo er auf einem Rade liegend, immer in die Runde läuft. Aeſchylus hatte davon eine Tragödie gemacht.

47. Ino. Eine Tochter des Kadmus, ſtürzte ſich mit einem ihrer Kinder ins Meer, als ihr Mann Athamas raſend geworden war, ihren ältſten Sohn umgebracht hatte, und den andern auch tödten wollte. Euripides hatte ſie deswegen in einem Trauerſpiele ſehr kläglich redend aufgeführet.

48. Jo, des Inachus Tochter, ward vom Jupiter geliebet, in eine Kuh verwandelt, und von der eiferſüchtigen Juno raſend gemacht; da ſie denn viele Länder durchſtrichen, und endlich in Aegypten wieder ihre vorige Geſtalt bekommen, und unter dem Namen Iſis verehret worden. Aeſchylus hat ſie in ſeinem Prometheus bis ins innerſte Scythien kommen laſſen.

49. Preſtes, war der Sohn Agamemnons und der Klytemneſtra, der den Tod ſeines Vaters an ſeiner Mutter rächete, und deswegen raſend ward. Man leſe die Elektra des Sophokles nach. Euripides hat ein eigen Trauerſpiel von ihm gemacht, und ſeinen Zuſtand ſo jämmerlich abgebildet, daß er mehr einem Geſpenſte und Schatten, als einem lebendigen Menſchen ähnlich ſah. So groß war ſein Unglück, ſeine Wuth und Raſerey geworden.

50. An neue Fabeln. Vorher wies Horaz, wie man Perſonen, die in den Fabeln ſchon bekannt ſind, charakteriſiren ſolle; nämlich ſo, wie ſie von den Alten beſchrieben worden: itzo zeigt er, wie man die Charactere der Perſonen in neuen Fabeln bilden ſolle; nämlich nicht widerſinniſch, ſondern gleichförmig mit ſich ſelbſt. Ein Stolzer muß ſich ſtolz, ein Furchtſamer furchtſam, ein Geiziger geizig bezeigen; und bis ans Ende der Fabel ſo bleiben. Dieſes iſt nichts leichtes. Indeſſen hat Homer den Ulyſſes und Achilles, Virgil den Aeneas, Plautus ſeinen Großſprecher, Terentius ſeinen Schmarutzer; Gryphius ſeinen Schulfuchs, Sempronius, und Hollberg ſeinen Jean de France ſo entworfen.

51. In neue Verſe. Homers Ilias hat zu vielen Tragödien Anlaß gegeben; ob wohl Ariſtoteles ſagt, daß

nicht

Wenn Jo (48) flüchtig irrt; ſo muß Oreſtes (49) klagen.
Hingegen willſt du dich an neue Fabeln (50) wagen:
So richte die Perſon nicht widerſinniſch ein,
Und laß ſie mit ſich ſelbſt in allem einig ſeyn.
Es iſt in Wahrheit ſchwer, was eignes anzufangen:
Du wirſt noch eins ſo leicht im Schreiben Ruhm erlangen,
Wenn du Atridens Zorn in neue Verſe ſchränkſt, (51)
Als wenn du ſelbſt zuerſt ein Trauerſpiel erdenkſt.
Es ſteht ja Dichtern frey, ſich aus bekannten Sachen, (52)
Durch Witz und Kunſt und Fleiß ein Eigenthum zu machen:
Dafern die Feder nur nicht allzu ſklaviſch ſchreibt,
Und Ueberſetzern gleich, an Worten kleben bleibt.
Ein Thor ahmt ängſtlich nach, (53) mit kläglichem Bemühen,
Wo er ſich endlich ſchämt den Fuß zurück zu ziehen.

Man fange kein Gedicht (54) ſo ſtolz und ſchwülſtig an,
Als jenes Stümpers Kiel aus Unverſtand gethan:
Ich will von Priams Glück und edlen Kriegen ſingen!
Was wird der Praler doch für Wunderwerke bringen!

Er

nicht mehr, als eine, oder höchſtens zwo daraus gemacht werden können. Man hatte aber nur Gelegenheit davon genommen, und viel dazu gedichtet, welches denn einem Poeten allezeit erlaubt geweſen. Dieſes räth uns der Poet, als etwas leichtes. Des Taſſo befreytes Jeruſalem hat gleichfals viele Tragödien und Opern veranlaſſet.

52. Bekannten Sachen Die alten Gedichte der Griechen, die in jedermanns Händen waren. Von einem Helden, ja von derſelben Handlung eines Helden, können viele Tragödien gemacht werden. Z. E. Oedipus iſt vom Sophokles, Corneille und Voltaire; Sophonisbe vom Corneille, Lee, Mairet und Lohenſtein; Julius Cäſar vom Schackeſpear, von der Jumafer Barbier, und von Voltairen; Cato vom Addiſon, des Champs und von mir beſchrieben worden; aber alle haben die Fabel anders gemacht.

53. Ahmt ängſtlich. Die Nachahmung alter Fabeln muß mit Verſtande geſchehen. Nicht alles, was man von gewiſſen Perſonen findet, läßt ſich auf der Schaubühne vorſtellen: denn die Regeln der Schauſpiele, ſind ganz anders, als die Regeln des Heldengedichtes. Wer nun über der Nachahmung ſeine Abſicht vergäße, der würde mitten im Gedichte ſtecken bleiben; weil er bald ſehen würde, daß es ſich nicht ausführen ließe.

54. Kein Gedicht ꝛc. Nun ſcheint Horaz aufs Heldengedicht zu kommen. Er tadelt die praleriſchen Anfänge deſſelben; und führt das Exempel des Mävius an, der den ganzen Lebenslauf Priams in ein Gedicht gebracht hatte; weswegen er ihn Scriptorem cyclicum nennet. Statius iſt auch ein ſolcher cyclicus Scriptor, weil er den ganzen Lebenslauf Achills beſchrieben; und dieſer hat es, ungeachtet dieſer Regel des Horaz, die ihm nicht unbekannt ſeyn konnte, doch noch viel ärger gemacht. Er hebt an:

Magnanimum Aeacidam, formidatamque tonanti
Progeniem, & veritam patrio ſuccedere cœlo,
Diva refer!

Im Deutſchen hat ein Freyherr von Lichnovsky des Prinzen Eugens Lebenslauf als ein ſolcher Scriptor cyclicus, in Verſen entworfen. Er iſt aber nicht gedruckt worden.

Parturiunt montes, naſcetur ridiculus mus.
Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte!
Dic mihi muſa virum, captæ poſt tempora Trojæ,
Qui mores hominum multorum vidit, & urbes.
Non fumum ex fulgore, ſed ex fumo dare lucem
Cogitat; ut ſpecioſa dehinc miracula promat:
Antiphaten, Scyllamque & cum Cyclope Charybdim.
Nec reditum Diomedis ab interitu Meleagri,
Nec gemino bellum Trojanum orditur ab ovo.
Semper ad eventum feſtinat, & in medias res,
Non ſecus ac notas, auditorem rapit; & quæ
Deſperat tractata niteſcere poſſe, relinquit;
Atque ita mentitur, ſic veris falſa remiſcet,
Primo ne medium, medio ne diſcrepet imum.

Tu, quid ego, & populus mecum deſideret, audi.

Si

55. Beſcheidner. Die Klugheit lehrte dieſen Poeten ganz gelaſſen anfangen, und kein groß Geſchrey machen, als er ſeine Odyſſee ſchrieb. Virgil hat es eben ſo gemacht. Lucan, Statius und Claudian hergegen ſind von der rechten Bahn wieder abgewichen. Z. E. Dieſer letzte ſingt ſeinen raptum Proſerpinæ ſo an:

Inferni raptoris equos, afflataque curru
Sidera Tenario, caligantesque profundæ
Iunonis thalamos, audaci promere cantu
Mens congeſta jubet.

56. Der Dampf erzeugt das Licht. Eigentlich, der Dampf geht vor dem Glanze her. Wie der Rauch vor der vollen Flamme entſteht: ſo muß der Anfang eines Gedichts ſeyn; nicht aber wie Stoppeln, die gleich lichterlohe brennen, aber auch gleich wieder verlöſchen und lauter Rauch machen. Wer den Anfang eines Gedichts gar zu hoch und künſtlich macht, der ſinkt hernach allmählich. Wer alſo ſchwach anfängt, und ſich hernach erhebt, der verſteht die Kunſt beſſer.

57. Diomeds. Antimachus, ein griechiſcher Poet, hatte von der Rückreiſe Diomeds ein Gedicht geſchrieben, und den Anfang dazu vom Tode Meleagers vor Troja, gemacht; der doch gar nicht dazu gehörte.

58. Von Ledens Eyern an. Der Urheber der kleinen Ilias hatte ſich vorgenommen, den ganzen trojaniſchen Krieg zu beſingen: davon Homer nur einen kleinen Theil in ſeinem Gedichte beſchrieben hat. Er fieng aber die ganze Fabel von forne an; wie nämlich

Er kreißt, wie jener Berg, der eine Maus gebahr.
Wer ſieht nicht, daß Homer hier viel beſcheidner (55) war?
Ihr Muſen! zeigt mir den, der Trojens Burg beſtritten,
Und nach der Teukrer Fall ſo vieler Völker Sitten;
So manche Stadt geſehn. Hier folgt das Finſtre nicht
Auf heller Blitze Glanz; der Dampf erzeugt das Licht. (56)
Er fängt ganz niedrig an, um deſtomehr zu ſteigen,
Und wird allmählich ſchon die größten Wunder zeigen:
Den Rieſen Polyphem, Charybdens Strudelmund,
Der Menſchenfreſſer Grimm, und Scyllens wüſten Schlund.
Den Vortrab wird er nie von weit geſuchten Sachen,
Zur Rückkunft Diomeds (57) vom Trojer Kriege machen,
Wo Meleager fiel. Wo fängt der große Mann
Der Teukrer Untergang von Ledens Eyern an? (58)
Er eilt dem Zwecke zu, (59) und wird von vielen Dingen,
Die er berühren muß, als längſtbekannten, ſingen.
Was gar nicht fähig iſt, wohl ausgeputzt zu ſeyn,
Das übergeht er gar: und miſcht er Fabeln ein,
Die er erſonnen hat; (60) ſo wird in allen Stücken,
Der Anfang ſich genau zu ſeinem Ende ſchicken.

Vernimm denn (61) was nebſt mir das Römervolk begehrt:
Denn willſt du, daß man nicht, indem dein Schauſpiel währt,

Nach

nämlich Helena, nebſt dem Caſtor und Pollux gebohren wäre: bloß weil der Raub dieſer Prinzeßinn die Urſache des ganzen Krieges geweſen war. Das war nun viel zu weit hergeholt.

59. Dem Zwecke zu. Ein jedes Heldengedicht hat einen Hauptzweck, oder ſeine Abſicht. In der Ilias iſt es die Rache Achills an dem Hektor: in der Odyſſee die Wiedererlangung des Regiments auf der Inſel Ithaka. Dahin eilt Homer gleichſam, und miſcht keine fremde Zwiſchenfabeln ein, die nicht ganz unentbehrlich wären. Das iſt ſein großes Kunſtſtück. Er ſetzte zum voraus, daß ſeine Leſer den Urſprung des trojaniſchen Krieges, und andre damit verknüpfte Sachen ſchon wiſſen würden.

60. Die er erſonnen hat. Der Poet ſagt, Homer habe ſo gelogen, und das Wahre mit dem Falſchen ſo geſchickt vermiſchet, daß ꝛc. Die Seele des Heldengedichts und einer Tragödie iſt die Fabel, die der Poet erdichtet; nicht aber eine wahrhafte Hiſtorie: wie ſich viele fälſchlich einbilden. Wenn die Fabel erdacht iſt, alsdann ſucht der Poet in der Hiſtorie erſt eine ähnliche Begebenheit, und giebt ſeinen Perſonen die bekannten Namen aus derſelben, damit ſie deſto wahrſcheinlicher werde. Das heißt, das Wahre mit dem Falſchen vermiſchen; wie Ariſtoteles ſolches in ſeiner Poetik, und Boſſu in ſeinem Tractate von Heldengedichten weitläuftig zeigen.

61. Vernimm ꝛc. Hier kömmt Horaz wieder auf die Schauſpiele, und will zeigen, worinn ihre Schönheit beſtehe. Dieſes müſſen ſich alle diejenigen wohl merken, die ihr Glück auf der Schaubühne verſuchen wollen, damit ſie nicht ungereimtes Zeug machen.

62. Der

Si plauſoris eges, aulæa manentis, & usque
Seſſuri, donec cantor, Vos plaudite! dicat;
Aetatis cujusque notandi ſunt tibi mores
Mobilibusque decor naturis dandus, & annis.

Reddere qui voces jam ſcit puer, & pede certo
Signat humum; geſtit paribus colludere, & iram
Colligit ac ponit temere, & mutatur in horas.
Imberbis juvenis, tandem cuſtode remoto,
Gaudet equis, canibusque, & aprici gramine campi;
Cereus in vitium flecti, monitoribus aſper,
Vtilium tardus proviſor, prodigus æris,
Sublimis, cupidusque, & amata relinquere pernix.
Converſis ſtudiis, ætas, animusque virilis
Quærit opes, & amicitias, inſervit honori;
Commiſiſſe cavet quod mox mutare laboret.
Multa ſenem circumveniunt incommoda, vel quod
Quærit, & inventis miſer abſtinet, ac timet uti;
Vel quod res omnes timide, gelideque miniſtrat:
Dilator, ſpe longus, iners, avidusque futuri;
Difficilis, querulus, laudator temporis acti,
Se puero, cenſor, caſtigatorque minorum.
Multa ferunt anni venientes commoda ſecum;
Multa recedentes adimunt. Ne forte ſeniles

Man-

62. Der Sänger. Vermuthlich meynt der Poet der ganze Chor, welcher zwiſchen den verſchiedenen Handlungen der Schauſpiele ganze Oden abzuſingen pflegte, und am Ende mit dem Worte Plaudite! den Schluß machte. Doch war es hauptſächlich der Choragus, oder der Anführer des Chores, der im Namen des ganzen Chores zu reden pflegte.

63. Der Menſchen ꝛc. Dieß iſt die nothwendigſte Eigenſchaft eines Poeten, der theatraliſche Stücke verfertigen will. Er muß die Morale verſtehen, oder den Menſchen mit allen ſeinen verſchiedenen Neigungen und Begierden kennen. Ohne dieſe Wiſſenſchaft wird er lauter Fehler machen. Die größten Meiſter haben's zuweilen hierinn verſehen: was wird denn von Stüm-

Nach Hauſe laufen ſoll; und daß man bis zum Ende,
Dabey der Sänger (62) ruft: Nun klopfet in die Hände!
Geduldig, ja noch mehr, durch Klatſchen und Geſchrey,
Ein Zeuge deiner Kunſt und dein Verehrer ſey:
So zeige, daß du dich mit ganzem Ernſt befliſſen,
Der Menſchen Unterſcheid, (63) Natur und Art zu wiſſen.

Ein Kind, das reden lernt, und deſſen ſichrer Schritt,
Den Boden allbereit ohn alle Furcht betritt,
Vertreibt die Zeit im Spiel, und ſcherzt mit ſeines gleichen;
Iſt bald zum Zorn gereizt, auch leichtlich zu erweichen,
Und ſtets voll Unbeſtand. Wird nun der Knabe groß,
Der Aeltern ſtrenger Zucht, der Lehrer Aufſicht los:
So lacht ihm ſtets das Herz bey Hunden, Wild und Pferden;
Kann leicht aus Unverſtand der Laſter Sklave werden;
Haßt jeden, der ihn ſtraft; bedenkt nicht, was ihm nützt;
Verzehrt mehr als er hat; iſt ſtolz, vor Luſt erhitzt,
Und kann doch, was er liebt, in kurzem wieder haſſen.
Ganz anders iſt ein Mann, der alles das verlaſſen.
Geſetzt und ſtandhaft ſeyn, das iſt ſein Eigenthum:
Er ſtrebt nach Geld und Gut, nach Freundſchaft, Gunſt und Ruhm,
Und nimmt ſich wohl in acht, damit er nichts begehe,
Daraus ihm Schimpf und Spott und ſpäte Reu entſtehe.
Ein abgelebter Greis wird mit den Jahren matt,
Verlangt was ihm gebricht, geneußt nicht was er hat;
Iſt furchtſam was zu thun, und gar zu karg im Geben;
Schiebt alles länger auf, und hofft ein langes Leben;
Iſt träge, wünſcht zu viel, hat ſtets ein ſchlechtes Jahr,
Und lobt die alte Zeit, da er ein Jüngling war;
Iſt immer voll Verdruß, bedroht und ſtraft die Jugend,
Und ſetzt ſein eigen Werk zur Regel aller Tugend.
Der Jahre Wachsthum bringt uns Stärke, Muth und Kraft,
Und wenn das Alter kömmt, wird alles hingerafft.
Drum laß den Jüngling nie des Greiſes Rolle (64) machen;

Kein

Stümpern zu hoffen ſeyn, die von der Philoſophie, ſo zu reden, nicht einmal gehöret haben? Gleichwohl haben wir in Deutſchland eine Menge verwegener Komödienmacher gehabt, an welchen nichts mehr zu loben iſt, als daß ſie das wenigſte haben drucken laſſen: ſo, daß es uns gleichwohl von Ausländern nicht zur Schande kann vorgerücket werden. Auch itzo, nachdem unſre Bühne ein beſſeres Anſehen gewonnen, finden ſich Leute, die keine Perſon zu characteriſiren wiſſen, und z. E. dem Apollo, anſtatt der Leyer, das Bild der Klugheit in die Hand geben, u. d. gl. und ſich doch für Meiſter der Schaubühne ausgeben.

64. Des Greiſes Rolle. Das heißt nicht: Keinem jungen Komödianten die Partie eines alten Mannes zu ſpielen

Inciderit: nec quarta loqui perſona laboret.
Actoris partes chorus, officiumque virile
Defendat; neu quid medios intercinat actus,
Quod non propoſito conducat, & hæreat apte.
Ille bonis faveatque, & concilietur amicis:
Et regat iratos, & amet peccare timentes.
Ille dapes laudet menſæ brevis: ille ſalubrem
Iuſtitiam, legesque, & apertis otia portis.
Ille tegat commiſſa, deosque precetur, & oret,
Ut redeat miſeris, abeat fortuna ſuperbis.

Tibia non, ut nunc, orichalco vincta, tubæque
Æmula; ſed tenuis ſimplexque, foramine pauco,
Adſpirare, & adeſſe choris erat utilis; atque
Nondum ſpiſſa nimis complere ſedilia flatu.
Quo ſane populus numerabilis, utpote parvus,
Et frugi, caſtusque, verecundusque coibat.
Poſtquam cœpit agros extendere victor, & urbem

Latior

70. Ihrer drey. Dieſes iſt eine Regel, dawider faſt in allen neuern theatraliſchen Poeſien gehandelt wird. Die Alten hatten gemeiniglich nur zwey, ſelten drey, und faſt niemals viere auf einmal mit einander ſprechen laſſen. Der lateiniſche Ausdruck läßt ſich auch ſo erklären, daß die vierte Perſon, ſich nicht ohne Noth zum Reden dringen ſolle. Die Franzoſen indeſſen haben zuweilen wohl fünf Perſonen auf der Schaubühne in einem Auftritte reden laſſen. Es iſt auch zuweilen faſt unentbehrlich, nur es muß keine Verwirrung dadurch verurſacht werden.

71. Der Chor. Das war bey den Alten eine Menge von Leuten, die auf der Schaubühne, als Zuſchauer der Handlung, die daſelbſt geſpielet ward, vorgeſtellet wurden. Die Wahrſcheinlichkeit erfoderte es damals ſo. Die Thaten der Könige und Helden giengen faſt immer auf öffentlichem Markte, oder doch auf ſolchen Plätzen vor, wo eine Menge Volks ihnen zuſah. So mußten denn dieſe auch auf der Schaubühne vorkommen. Die Bürger der Stadt hatten auch mehrentheils an den Handlungen ihrer Könige Theil: daher ſagt hier Horaz, der ganze Chor ſoll auf der Bühne die Stelle einer mitſpielenden Perſon vertreten; das heißt, zuweilen etwas darzwiſchen reden. Es ſprachen aber nicht alle Perſonen des Chores auf einmal; ſondern der Führer (Choragus oder Coryphäus) redete im Namen der übrigen.

72. Nichts ungeſchicktes. Einige Poeten hatten den Chor nur dazu gebrauchet, daß er zwiſchen den Handlungen was ſingen mußte: und die Lieder ſchickten ſich gar nicht zu der Tragödie. Das kam nun eben ſo heraus, als wenn itzo die Muſikanten allerley luſtige Stücke darzwiſchen ſpielen. Aber Horaz will, daß alles, was der Chor redet und ſinget, ſich zur Sache ſchicken, und mit dem ganzen Spiele zuſammen hängen ſoll: wie es Sophokles in ſeinen Tragödien gemacht hat.

73. Er

Es ſprechen auf einmal nicht mehr als ihrer drey; (70)
Man ſorge, daß der Chor zwar mit im Spiele ſey; (71)
Doch daß ſein Singen nicht die Handlung unterbreche,
Und er nichts thörichtes, nichts ungeſchicktes ſpreche. (72)
Er ſey der Tugend hold, er gebe guten Rath, (73)
Und bändige den Zorn. Wer eine Frevelthat
Sich ſcheuet zu begehn, den muß er willig preiſen.
Er lobt die Mäßigkeit der aufgetragnen Speiſen,
Liebt Recht und Billigkeit, und der Geſetze Flor,
Erhebt ein ruhig Volk bey unbewachtem Thor,
Verhehlt des andern Fehl, und ruft mit heißem Flehen
Zu Gott: den Armen reich, den Stolzen arm zu ſehen.

Vorzeiten durfte nur die Pfeife ſchlecht und klein, (74)
Nicht mit Metall (75) geziert, Trompeten ähnlich ſeyn,
Und dennoch ließ ſie ſich, bey den beliebten Chören,
Auch mit vier Löchern (76) ſchon ganz hell und lieblich hören:
Indem der Schauplatz noch durch jene kleine Schaar
Des tugendhaften Volks, ſo ſehr beſetzt nicht war.
Allein nachdem das Schwert der Römer durchgedrungen,
Bald dieß bald jenes Land beſtritten und bezwungen;

Seit

73. Er ſey ꝛc. Hier erklärt der Poet die ganze Pflicht des Chores. Er ſoll den Tugendhaften geneigt ſeyn, den Hülfbedürftigen mit Rath an die Hand gehen, die Zornigen beſänftigen, die Unſchuldigen vertheidigen, die Sparſamkeit loben, Recht und Billigkeit lieben, u. ſ. w. Dadurch ward nun eben die Tragödie der Alten eine Schule des Volkes, und die Poeten, die dem Chore ſolche nützliche Sachen in den Mund legten, wurden öffentliche Lehrer der Tugend. Man lernte im Schauplatze mehr Morale und rechtſchaffenes Weſen, als in den Tempeln der Heyden von ſo vielen müßigen Götzenpfaffen, die nichts, als ihre Ceremonien zu beobachten wußten. So ſollten von rechtswegen alle Schauſpiele eingerichtet werden, nicht aber ſo, daß ſie zu Laſtern reizen.

74. Die Pfeife ꝛc. Womit man bey dem Geſange des Chores in Tragödien zu ſpielen pflegte. Wie nun dieſe, ſowohl in Griechenland, als nachmals in Rom, anfänglich ſchlecht waren; nachmals aber allmählich immer künſtlicher und koſtbarer gemacht wurden; nachdem die Republik ſelbſt in Flor kam, und die Muſik vollkommener wurde: ſo gieng es auch mit der Poeſie, oder den Liedern des Chores; davon der Poet hier noch fortfährt zu reden. Erſt waren ſie einfältig, hernach wurden ſie immer beſſer, und endlich gar ſo künſtlich und tiefſinnig, daß ſie den Orakeln nicht viel nachgaben.

75. Metall ꝛc. Orichalcum war eine Art köſtliches Metalls, das wir itzo nicht mehr kennen. Plinius ſchreibt, man habe es gar eine Zeitlang dem Golde vorgezogen. Einige meynen, es müſſe Aurichalcum, d. i. Golderzt heißen; aber es iſt griechiſcher Abkunft, ὀρείχαλκον, und heißt Bergerzt.

76. Vier Löchern ꝛc. Nach dem Berichte Varrons ſind die älteſten Pfeifen nicht mit mehr als vier Löchern verſehen geweſen: ich habe alſo dieſes mit eingerückt, ungeachtet Horaz nur von wenigen Löchern gedenket.

Spectator, functusque ſacris, & potus, & exlex.
Verum ita riſores, ita commendare dicaces
Conveniet Satyros, ita vertere ſeria ludo:
Ne, quicunque deus, quicunque adhibebitur heros,
Regali conſpectus in auro nuper, & oſtro,
Migret in obſcuras humili ſermone tabernas;
Aut, dum vitat humum, nubeis & inania captet.
Effutire leves indigna tragœdia verſus,
Ut feſtis matrona moveri juſſa diebus,
Intererit Satyris paullum pudibunda protervis.

Non ego inornata, & dominantia nomina ſolum,
Verbaque, Piſones, Satyrorum ſcriptor, amabo:
Nec ſic enitar tragico differre colori,
Ut nihil interſit, Davusne loquatur, & audax
Pythias, emuncto lucrata Simone talentum;

An

wird, womit er ſich aus Polyphems Händen befreyet hat.

85. An Feyertagen. Die heidniſche Religion war ſehr luſtig. Der vornehmſte Gottesdienſt beſtund im Opfern, dabey man wacker ſchmauſete, und dem Gotte Bacchus zu Ehren, ſich einen Rauſch trunk. Die erſten Tragödien waren nichts anders, als Lieder, die demſelben zu Ehren geſungen wurden, und die Stelle der Nachmittagsandachten vertraten. Da man nun zwiſchen die Lieder des Chores die redenden Perſonen eingeſchaltet hatte, die eine beſondere Fabel ſpieleten, dazu ſich auch der Chor hernach ſchicken mußte: ſo hatte durch dieſe neue Erfindung der Poeten, der Gott Bacchus gleichſam ſeine ganze Verehrung eingebüßet. Das trunkene Volk hergegen war dieſer beliebten Gottheit noch ſehr gewogen: daher bequemte ſich dieſer Poet einestheils dieſer Neigung, und miſchte unter die ernſthaften tragiſchen Vorſtellungen Chöre von Satiren, die auch etwas Luſtiges mit darunter machten.

86. Wage ſich unter uns. In Rom ſind dieſer Art Schauſpiele niemals eingeführet worden: obgleich einige die Fabulas Atellanas dahin haben rechnen wollen. Gleichwohl giebt Horaz auf allen Fall Regeln, die allen Satyrenſchreibern dienen können. Unſere Nachſpiele, wenn ſie ehrbar ſind, vertreten ihre Stelle.

87. Ein Gott, ein Held. Dieſe Perſonen gehören eigentlich nicht in die Komödien, ſondern in die Tragödien: doch in den atellaniſchen Fabeln, pflegten die Römer auch dieſe anzuführen, und was luſtiges mit unterzumiſchen. Eine ſolche Atellana war gleichſam das Nachſpiel einer Tragödie in Rom, wie Dacier will; und ward von eben denſelben Perſonen geſpielt, die im Vorſpiele in Kron und Purpur erſchienen waren. Wollen wir uns dieſe Anmerkung zu Nutze machen, ſo verdammt Horaz hier auch diejenigen Komödianten, die in der Hauptvorſtellung einen König oder Helden vorgeſtellet, und gleich im Nachſpiele ein lächerliche Perſon ſpielen. Dieſes iſt vernünftigen Zuſchauern höchſt zuwider. Ein tragiſcher

Schau-

Hinein gelockt zu ſeyn; wenn es an Feyertagen (85)
Den Gottesdienſt vollbracht, und dann bey Saufgelagen,
Sich toll und voll gezecht. So fieng das Luſtſpiel an.
Doch wagt ſich unter uns ein neuer Dichter dran: (86)
So muß er ſeinen Scherz und ſein ſatiriſch Lachen
Nicht frech und regellos, vielmehr ſo klüglich machen;
Daß, wenn ein Gott, ein Held (87) ſich auf der Bühne zeigt,
Der Gold und Purpur trägt, und kaum vom Throne ſteigt;
Sein Mund ſich weder ganz zum tiefſten Pöbel neige,
Noch gar zu voller Schwulſt die Wolken überſteige. (88)
So ehrbar eine Frau, (89) wenn ſie ein hohes Feſt,
Nach unſrer Stadt Gebrauch, zum Tanze rufen läßt,
In ihrem Reihen geht: ſo pflegt ſich bey Satyren
Das hohe Trauerſpiel ganz ſchamhaft aufzuführen.
Wenn ihr denn ſelbſt einmal ein ſolch Gedichte ſchreibt; (90)
So denkt nicht, daß ihr nur bey ſchlechten Worten bleibt,
Bey Namen ſtolzer Art, von Königen und Kronen,
Die ſonſt kein Putz erhöht; ihr trefflichen Piſonen!
Auch unterſcheidet ſich mein Reim vom Trauerſpiel,
Im Ausdruck nicht ſo ſehr; als wär es mir gleichviel, (91)
Ob Davus etwas ſagt? ob Pythia gelogen,
Die Simons ſchnöden Geiz um ein Talent betrogen?

Ob

Schauſpieler verliert viel von ſeiner Hochachtung, wenn er gleich wieder einen Lumpenkerl vorſtellet. Siehe des Zuſchauers 446. Blatt.

88. Sich weder ꝛc. noch ꝛc. Die Schreibart in dieſer Art von Schauſpielen ſoll das Mittel halten; weder pöbelhaft und niederträchtig, noch gar zu hochtrabend und aufgeblaſen ſeyn. Die Römer hatten noch Fabulas Tabernarias, da auf der Bühne die Hütten ſchlechter Leute vorgeſtellt worden, und worinn lauter ſchlechte Leute auftraten, die ganz gemein redeten. Zwiſchen dieſen und den tragiſchen Ausdrückungen ſollen die atellaniſchen Fabeln das Mittel halten.

89. So ehrbar eine Frau. Dieß Gleichniß iſt überaus geſchickt, das obige zu erläutern. Eine Matrone mußte zwar an Feſttagen tanzen; aber ganz ehrbar; nicht ſo luſtig, als junge Mägdchen, die ſich recht ergetzen wollten. So ſollte auch dieſe Art von Tragödien ſeyn. Es waren aber nur gewiſſe Feſte, da die Frauen in Rom den Göttern zu Ehren tanzen durften, und ſie wurden von den Prieſtern dazu gewählet. Das heißt moveri juſſa.

90. Ein ſolch Gedicht. Im Grundtexte Satyrorum Scriptor, ein Schreiber ſolcher ſatyriſchen Gedichte, oder ſolcher atellaniſchen Tragikomödien. Dieß giebt allen Nachſpielmachern eine treffliche Regel. Sie ſollen nicht grob, bäuriſch und gemein reden; ſondern auch das Nachſpiel hat ſeinen Adel im Ausdrucke. Z. E. Euripides in dem Cyklops, einem ſatyriſchen Stücke, läßt den Ulyſſes durch den Silenus fragen: Weil ihr nun die ſchöne Helena aus Troja wiedergeholet, habt ihr ſie nicht alle ein wenig lieb gehabt; weil ſie doch ohnedem ihre Männer gern wechſeln mag? Was für Zoten hätte da nicht ein heutiger Poſſenreißer einem ſolchen Satyr in den Mund geleget?

91. Als wär es mir gleich viel. Der Character der Perſonen muß doch in Acht genommen werden: und wenn gleich in der Tragödie alles erhaben

An cuſtos, famulusque dei Silenus alumni.
Ex noto fictum carmen, ſequar, ut ſibi quivis
Speret idem, ſudet multum, fruſtraque laboret
Auſus idem: tantum ſeries, juncturaque pollet;
Tantum de medio ſumtis accedit honoris!

Silvis deducti caveant, me judice, Fauni,
Ne, velut innati triviis, ac pæne forenſes,
Aut nimium teneris juvenentur verſibus unquam,
Aut immunda crepent, ignominioſaque dicta.
Offenduntur enim, quibus eſt equus, & pater, & res:
Nec ſi quid fricti ciceris probat, & nucis emtor,
Æquis accipiunt animis, donantve corona.

Syllaba longa brevi ſubjecta, vocatur Iambus,
Pes citus: unde etiam trimetris accreſcere juſſit
Nomen Iambeis, cum ſenos redderet ictus.
Primus ad extremum ſimilis ſibi; non ita pridem,
Tardior ut paullo, graviorque veniret ad aures,
Spondæos ſtabiles in jura paterna recepit.

Com-

und edel klingen ſoll; ſo muß doch der Knecht Davus nicht ſo reden, wie Phythia, die in Lucils Komödie einen alten Simon ums Geld gebracht; vielweniger, wie Silenus ſelbſt, des Gottes Bacchus Hofmeiſter, der im Trunke auch wohl eine Zote mit unterlaufen ließ.

92. Nach etwas wahrem. Die damaligen Poeten mochten ſich in den atellaniſchen Tragödien eben die Freyheit nehmen, die in Komödien gilt, und ihre Fabeln nicht aus der Hiſtorie ziehen. Aber Horaz will, man ſoll es eben ſo, wie mit andern tragiſchen Fabeln machen, die am beſten ſind, wenn ſie aus den Geſchichten gezogen worden. Davon gehen unſre Nachſpiele ſehr ab.

93. So viel kömmt ꝛc. Dieſes handelt nicht von der Schreibart, ſondern von der Einrichtung eines Schauſpieles: woſelbſt die artige Verknüpfung der Begebenheiten auch gemeine und bekannte Sachen beliebt macht, und ihnen ein neues Anſehen giebt.

94. Nehmt. Horaz kömmt noch einmal auf die Mittelſtraße, die in ſatiriſchen Schauſpielen wegen des Ausdruckes beobachtet werden ſoll. Die gar zu große Zierde und Zärtlichkeit der damaligen Römer ſchickte ſich nicht für die Satyren, die vom Lande hergeholet waren; aber auch keine Unflätereyen, die gewiß in üppigen Städten eher, als auf dem Lande bey der Einfalt gefunden werden. Virgil iſt in ſeinen Schäfergedichten ſo keuſch, daß er nicht einmal ſeinen

Ob gar der bäuriſche verlebte Greis Silen,
Der ſich geſchickt erwies, dem Bacchus vorzuſtehn,
Sich redend hören läßt. Ich werde zwar was dichten;
Doch meine Fabel ſtets nach etwas wahrem richten, (92)
Das jeder kennt und weis. Ein jeder, der es ſieht,
Wird glauben: es ſey leicht. Doch wenn er ſich bemüht,
Mir wirklich nachzugehn, wird er vergeblich ſchwitzen,
Und bey dem größten Fleiß umſonſt darüber ſitzen.
So viel kömmt auf die Art und die Verbindung an; (93)
Indem die Fügung auch was ſchlechtes adeln kann.
Nehmt (94) euch auch wohl in acht, ihr Künſtler in Satyren!
Sie nicht nach Römerart ganz artig aufzuführen,
Wie ſonſt die Zärtlichkeit der edlen Jugend ſpricht.
Doch überhäuft den Vers mit ſchnöden Fratzen nicht;
Schreibt niemals ärgerlich, und lernt das Läſtern meiden:
Den Unflath kann kein Menſch von gutem Stande leiden;
Kein züchtiges Gemüth, das Ehr und Tugend liebt,
Denn ob der Pöbel euch gleich ſeinen Beyfall giebt, (95)
Wird doch ein edler Geiſt euch allezeit verhöhnen,
Und eure Scheiteln nie mit Lorberzweigen krönen.
Ein Jambus heißt vorlängſt in unſrer Kunſt ein Fuß,
Da eine Sylbe kurz, die andre lang ſeyn muß.
Er fließt ganz ſchnell und leicht: daher man ſolchen Zeilen,
Darinn er ſechsmal klappt, den Namen läßt ertheilen,
Daß man ſie dreyfach nennt. (96) Von Anfang hat er ſich
Mit andern nicht vermiſcht: nur neulich aber wich
Derſelbe hier und dar den langſamen Spondäen,
Um deſto männlicher damit einherzugehen. (97)

Doch

ſeinen Silenus etwas anſtößiges ſagen läßt. Er verſpricht ſeinen Zuhörern, die gern Verſe hören wollten, was vorzuſingen; ſeiner Nymphe Aegle aber, etwas anders zur Belohnung: Carmina quæ vultis, cognoſcite; Carmina vobis; (ſcil. dabo) Huic (ſcil. Aeglae) aliud mercedis erit. Wie hätte er ſich hier züchtiger ausdrücken ſollen? Unſere neuern Dichter würden hier grobe Zweydeutigkeiten gemacht haben.

95. Der Pöbel. Prifti cicoris aut nucis emtor. Man verkaufte in Rom gekochte Erbſen und gebratne Nüſſe, oder vielleicht Caſtanien: und dieſe kaufte wohl auf der Gaſſe nur das gemeinſte Volk. Solche Leute liebten damals auch die unflätigſten Poſſen; aber die Vornehmern hatten einen beſſern Geſchmack.

96. Dreyfach. Der Jambus iſt geſchwinde in der Ausſprache; denn die erſte Sylbe iſt kurz, und man fällt alſofort mit dem Accente auf die andere lange. Sechsfüßige Jamben, hießen alſo dreyfache; weil man gleichſam zween Jamben zuſammen nahm, und als einen gedoppelten Fuß zählete. Im Deutſchen gehen unſre ſechsfache Jamben ſo geſchwinde nicht von der Zunge; weil unſre Sprache zu viel Mitlauter hat, die bey den kurzen Sylben ſowohl, als bey den langen häufig vorkommen.

97. Deſto männlicher. Die Spondäen klingen freylich männlicher, weil ſie aus zwo langen Sylben beſtehen:

Commodus & patiens; non ut de ſede ſecunda
Cederet, aut quarta ſocialiter. Hic & in Acci
Nobilibus trimetris apparet rarus, & Enni.
In ſcenam miſſos magno cum pondere verſus,
Aut operæ celeris nimium, curaque carentis,
Aut ignoratæ premit artis crimine turpi.
„Non quivis videt immodulata poëmata judex:
„Et data Romanis venia eſt indigna poëtis.
Idcircone vager, ſcribamque licenter? an omnes
Viſuros peccata putem mea, tutus, & intra
Spem veniæ cautus? Vitavi denique culpam,
Non laudem meruí. Vos exemplaria Græca
Nocturna verſate manu, verſate diurna.

At noſtri proavi Plautinos & numeros, &
Laudavere ſales: nimium patienter utrumque,

Ne

und daher haben die lateiniſchen Poeten gemeiniglich etliche derſelben unter ihre Jamben gemiſcht. Im Deutſchen iſt es uns auch ſo ungewöhnlich nicht, daß wir manche lange Sylbe da dulden, wo eigentlich eine kurze ſtehen ſollte; daraus an ſtatt des Jambi ein Spondäus entſteht. Rechnen dieſes einige unter die poetiſchen Freyheiten: ſo könnte man es zuweilen gar für eine Schönheit halten: wenn ſie nur auf die von dem Horaz angewieſene Stelle kommen, als wo ſie am erträglichſten ſind. Dieß iſt wohl zu merken.

98. Man ſpürt ihn. Nämlich den Spondäus; aber nicht ſo regelmäßig und auf den gehörigen Stellen. Ja dieſe alten Poeten haben wohl zuweilen ganze ſpondäiſche Zeilen, darinn nur der letzte Fuß jambiſch iſt, unter ihre Jamben laſſen: nicht anders, als es unſere alte Meiſterſänger gemacht, auch wohl einige neuere noch thun, welches aber ihre Verſe rauh und hart machet; geſetzt, die Gedanken wären noch ſo ſchön. Gewiſſe Grillenfänger wollen wohl gar eine Schönheit in ſolchen ſtolpernden Verſen finden.

99. Zu richten. Dieſes müſſen ſich die Kunſtrichter gewiſſer Landſchaften geſagt ſeyn laſſen, deren Sprache ſo rauh iſt, daß ſie von dem Wohlklange gar keinen Begriff haben. Sie loben oft, was einem zarten Ohre unerträglich klingt. Schnitzer wider die Sprachkunſt.

100. Mehr als tadelfrey. Horaz will nicht nur untadelhafte Verſe ſchreiben; ſondern er will auch Lob verdienen. Keine Schnitzer wider die Regeln machen, das iſt gut, und nothwendig: aber es macht noch keinen Poeten. Es gehört weit mehr dazu. Was würde

Horaz

Doch ſo gefällig er in dieſem Stücke war;
So wich er doch nicht ganz. Das zweyt und vierte Paar
Der Sylben hat er ſich beſtändig vorbehalten.
Man ſpürt ihn auch bereits in mancher Schrift der Alten. (98)
Es hat ihn Accius und Ennius gebraucht:
Hingegen wem es itzt was ungemeines daucht,
Den Jamben gar zu viel Spondäen einzumengen,
Als wenn ſie prächtiger auf unſern Bühnen klängen:
Da dächt ich, daß man ſie gewiß in Eil gemacht,
Wo nicht, doch an die Kunſt der Muſen nie gedacht,
Die Regeln nie gelernt. „Von Liedern und Gedichten,
„Weis nicht ein jedes Ohr, wie ſichs gebührt, zu richten. (99)
„Wie mancher Stümper hat, ohne alle Kunſt und Fleiß,
„Bey unſerm Römervolk der Dichtkunſt hohen Preis
„Bisher gar oft erlangt!“ Soll ich deswegen hoffen,
Es ſtehe mir der Weg zu jeder Freyheit offen?
Soll ich verwegen ſeyn, weil irgend niemand ſieht,
Wie oft mein Kiel gefehlt? und wenn das gleich geſchieht,
Dieweil man mir auch dann die Fehler leicht vergiebet?
Fürwahr! ſo denkt kein Geiſt, der Ruhm und Ehre liebet;
Und ich verlange mehr, als tadelfrey zu ſeyn. (100)
Ihr Freunde, blättert doch bey Sonn- und Mondenſchein,
Bey Tage, wie bey Nacht, der Griechen alte Schriften: (101)
Denn dieſe werden euch den ſchönſten Vortheil ſtiften.
Hat unſrer Väter (102) Mund des Plautus Scherz und Kunſt
Im Luſtſpiel ſehr gelobt; ſo wars aus blinder Gunſt. (103)

Man

Horaz von der Menge unſerer Versmacher ſagen, die es zum höchſten ſo weit bringen, daß man nichts ſonderliches an ihren Verſen tadeln kann? Wir werden hernach noch was von mittelmäßigen Poeten finden.

101. Der Griechen. Was bey den Römern die Griechen waren, das ſind für uns itzo die Franzoſen. Dieſe haben uns in allen großen Gattungen der Poeſie ſehr gute Muſter gegeben, und ſehr viel Diſcurſe, Cenſuren, Kritiken und andere Anleitungen mehr geſchrieben, daraus wir uns manche Regel nehmen können. Ich ſchäme mich nicht, unſern Nachbarn in dieſen Stücken den Vorzug zu geben; ob ich gleich meine Landesleute in andern Stücken ihnen vorziehe. Aber die alten Griechen und Römer ſind uns deswegen nicht verbothen: denn ohne ſie hätte uns Opitz nimmermehr eine ſo gute Bahn zu brechen vermocht. Aus Leſung der Alten iſt er ein Poet geworden; und wer ihm nicht folget, der wird es nimmermehr werden.

102. Zwar unſrer Väter. Eigentlich unſerer Altväter ꝛc. Dacier meynt, dieſes ſey ein Einwurf, den die Piſonen, oder ſonſt jemand, dem Poeten gemacht: weil Horaz, als eines Freygelaſſenen Sohn, dieſes von ſich nicht ſagen können. Allein was brauchts dieſer Schärfe im Reden? Horaz war ein Römer, alſo konnte er ja alle alte Einwohner ſeiner Stadt, ſeine Vorfahren nennen; zumal da er nicht ſagt, meine Vorväter, ſondern unſre.

103. Aus blinder Gunſt. Horaz erkühnt ſich ſeiner ganzen Vaterſtadt ein unrichtiges Urtheil vorzuwerfen. Plautus iſt im Sylbenmaaße ſehr unrichtig;

Ne dicam ſtulte, mirati: ſi modo ego & vos
Scimus inurbanum lepido ſeponere dicto;
Legitimumque ſonum digitis callemus, & aure.

Ignotum tragicæ genus inveniſſe Camœnæ
Dicitur, & plauſtris vexiſſe poëmata Theſpis:
Quæ canerent agerentque peruncti fæcibus ora.
Poſt hunc perſonæ, pallæque repertor honeſtæ,
Æſchylus, & modicis inſtravit pulpita tignis.
Et docuit, magnumque loqui, nitique cothurno.
Succeſſit vetus his comœdia non ſine multa
Laude; ſed in vitium libertas excidit, & vim
Dignam lege regi: lex eſt accepta, chorusque

Tur-

richtig; und in ſeinen Scherzreden ſehr ſchmutzig und garſtig. Das erſte hat er in ſeiner eigenen Grabſchrift ſelbſt geſtanden; indem er ſeine Verſe numeros innumeros nennt. Von dem andern aber könnte man, ihm nachzuahmen, ſagen, daß er ſales inſulſos, oder facetias inficetas gemacht habe. Die plautiniſchen Zoten gefielen Horazen nicht: und ob er wohl ſelbſt in ſeinen andern Gedichten von dieſem Fehler nicht ganz frey iſt; ſo haben wir uns doch mehr an ſeine Regeln, als an ſein Exempel, zu kehren. Dieſes müſſen ſich die Komödianten merken, die auch in ſolche Stücke Zoten mengen, wo weder der Verfaſſer, noch Ueberſetzer dergleichen gemacht, wie es in dem Geſpenſte mit der Trummel gegangen.

104. Ein erlaubter Scherz. Horaz unterſcheidet hier ausdrücklich die erlaubten Scherzreden von den häßlichen Zoten, die in Plauti Komödien vorkommen. An dieſer Einſicht fehlt es vielen, die ſich doch für ſcharfe Richter ausgeben. Man könnte leicht durch ein paar Regeln den Unterſcheid beſtimmen, oder zum wenigſten ein Kennzeichen der Zoten angeben. Der berühmte D. Swift ſagt irgendwo, daß die Wits oder ſinnreichen Köpfe ſeiner Zeit, allen ihren Geiſt in den allegoriſchen Beſchreibungen der Erzeugung eines Menſchen, und was dem anhängig iſt, zeigeten; und daß ſie bey Verſtopfung dieſer Quelle, mit ihrer Scharfſinnigkeit auf einmal verſtummen würden. Daß es bey uns nicht beſſer gehe, lehrt die Erfahrung.

105. Aufgebracht. Nicht, als wenn Theſpis der allererſte Erfinder der Schauſpiele wäre. Plato in ſeinem Minos berichtet ausdrücklich, daß man lange vor ihm Tragödien gemacht, welcher Name damals auch die Komödien noch unter ſich begriffen hat. Aber Theſpis hat eine neue Art darinn eingeführt, und die alten Lieder merklich ausgebeſſert.

106. Geſang und Spiel, quæ canerent agerentque. Die Veränderung, die Theſpis eingeführt, hat vornehmlich darinn beſtanden, daß er zwiſchen die Oden des ſingenden Chores, einen Perſon auf ſeinen mit Brettern belegten Wagen treten laſſen, welche etwa eine merkwürdige Begebenheit eines groſſen Helden in Verſen erzählen müſſen.

Man hat ihn wahrlich nur aus Einfalt hochgeſchätzet;
Dafern ich anders weis, was euch und mich ergetzet;
Was ein erlaubter Scherz, (104) was grob und garſtig iſt,
Und wenn ein reiner Vers ganz ungezwungen fließt:
Wenn wir das Sylbenmaaß an unſern Fingern zählen,
Und was den Klang betrifft, das Ohr zum Richter wählen.
Das edle Trauerſpiel hat Theſpis aufgebracht, (105)
Indem vor ſeiner Zeit kein andrer dran gedacht.
Er fuhr von Dorf zu Dorf mit ſeinen Sängerchören,
Und ließ Geſang und Spiel (106) auf ſchlechten Wagen hören.
Mit Hefen ſalbte man den Sängern das Geſicht,
Bis Aeſchylus hernach die Larven zugericht, (107)
Die Kleidung ausgedacht, und auf erhöhten Bühnen,
Mit ſtolzer Wörterpracht und hohem Schuh erſchienen. (108)
Das Luſtſpiel folgte bald dem Trauerſpiele nach, (109)
Davon man auch ſogleich mit vielem Lobe ſprach:
Allein die Freyheit wuchs in dem verwegnen Singen,
Und ließ ſich endlich kaum durch die Geſetze zwingen.
Die Frechheit gieng zu weit, man ſchrieb ihr Regeln vor: (110)
Drauf ließ die Schmähſucht nach; ſo ward zuletzt der Chor

Mit

müſſen. Dieſes legte den Grund zu den nachfolgenden Vollkommenheiten der Tragödie, und war freylich etwas wichtigers, als daß er ſeinen Leuten das Geſicht mit Hefen überſtrichen, oder ſie auf Wagen herumgeführet.

107. Aeſchylus. Dieſer hat die Larven und langen Kleidungen ſeiner Komödianten erfunden. Allein das Beſte hat Horaz vergeſſen, welches uns aber Ariſtoteles meldet. Er hat auch das Singen des Chores eingeſchränket, und zu der einen Perſon, die Theſpis darzwiſchen eingeſchaltet hatte, noch eine andre auf die Bühne geſtellt, die ſich mit der erſten unterreden konnte. Das machte nun die Tragödie ſchon ſehr anſehnlich; zumal da er auch zuerſt die Idee einer Hauptperſon in ſeinen Fabeln erdacht hat. ſ. Baylen in dieſ. Art.

108. Hohem Schuh. Cothurnus, war eine Art von Schuhen, die bey den Alten nur von fürſtlichen oder andern vornehmen Perſonen getragen wurde. Die tragiſchen Fabeln des Aeſchylus, beſtunden nun aus Begebenheiten der Könige und Helden, darum hat er ſie auch ſtandesmäßig kleiden müſſen. Es war alſo der Wahrſcheinlichkeit gemäß, ſie auch in der Tragödie ſo vorzuſtellen; und nur die Dummheit iſt vermögend, Stelzen daraus zu machen. Hernach iſt dieß Wort auch von der erhabenen Schreibart gebraucht worden, die in der Tragödie vorkam, und gleichfalls vom Aeſchylus zuerſt gebraucht worden; weil ſie ſich für Könige und Fürſten wohl ſchickte.

109. Das Luſtſpiel. Die Komödie iſt neuer, als die Tragödie, beyde aber ſind aus den ſingenden Chören der Bachusbrüder entſtanden. Einige Sänger und Poeten machtens hübſch ehrbar; und daraus entſtund die Tragödie. Andre waren frech, und machten allerley grobe Poſſen; daraus kam die Komödie: aber nur die alte Komödie, wie Horaz ſagt; denn es hat ſich dieſelbe hernach geändert, ſo, daß eine mittlere und neue entſtanden iſt. Jene war noch ſehr unflätig, bäuriſch und grob, wie auch ihr Name zeiget, der eigentlich ſo viel, als ein Dorflied bedeutet. Sie ward auch anfangs nur auf Dörfern geſpielet, bis ſie ſich beſſerte; und darauf kam ſie auch in der Stadt empor.

110. Die Frechheit. Zu der Zeit, da Cratinus, Epicharmus, Crates, Eupolis

Turpiter obticuit, ſublato jure nocendi.

Nil intentatum noſtri liquere poëtæ:
Nec minimum meruere decus, veſtigia Græca
Auſi deſerere, & celebrare domeſtica facta;
Vel qui prætextas, vel qui docuere togatas.
Nec virtute foret, clariſve potentius armis,
Quam lingua, Latium; ſi non offenderet unum-
Quemque poëtarum limæ labor, & mora. Vos o,
Pompilius ſanguis! carmen reprehendite, quod non
Multa dies, & multa litura coërcuit, atque
Præfectum decies non caſtigavit ad unguem.

Ingenium miſera quia fortunatius arte
Credit, & excludit ſanos Helicone poetas

Demo-

lis und Ariſtophanes lebten, welche alle Komödien ſchrieben, nahm man ſich in Athen die Freyheit, die vornehmſten Leute auf den Schaubühnen namentlich aufzuführen und lächerlich zu machen. Sie ſpielten keine Fabeln, ſondern lauter wahre Hiſtorien. Sie malten gar die Larven ſo künſtlich, daß ſie denen ähnlich ſahen, die ſie vorſtellen wollten. Aber als Lyſander ſich der Republik bemächtigte, ſo hatte dieſe Luſt des Volks ein Ende. Denn ſo lange das Volk in Athen regierte, ſah es der Pöbel gern, daß die Großen wacker von den Poeten herumgenommen wurden. Das war nun die mittlere Komödie, die bis auf Alexanders Zeiten gedauert.

111. Der Chor ꝛc. ſtumm. Der Chor ward in der mittlern Komödie noch eben ſo wohl, als in der Tragödie beybehalten, und abſonderlich angewandt, die Großen der Stadt Athen und ihr übles Regiment durchzuziehen. So bald dieſes den Poeten unterſaget ward, hörten ſie ganz und gar auf, in den Komödien Lieder ſingen zu laſſen; und huben an, an ſtatt wahrer Hiſtorien, Fabeln aufzuführen. Da entſtund nun die neue Komödie, die ſeit der Zeit noch immer beybehalten worden. Nur zwiſchen den Handlungen wurde von den Pfeifern was luſtiges geblaſen.

112. So wohl der ꝛc. als ꝛc. Die römiſchen Poeten, Pacuvius, Accius, Afranius, Titinius und Q. Atta hatten allerley Schauſpiele gemacht. Sie beſtunden theils aus vornehmen obrigkeitlichen Perſonen, und hießen Fabulæ prætextatæ, von denen mit Purpur eingefaßten Kleidern, die ſie trugen. Theils Fabeln aber waren nur togatæ ſchlecht weg; weil nur gemeine Bürger darinn aufgeführet wurden. Noch andre hießen Tabernariæ. Jene kamen den Tragödien bey, dieſe aber waren Komödien. Der Poet braucht dabey das Wort docuere: denn ſo redeten die Alten, eine Tragödie lehren, eine Komödie lehren. Dieſes zeigt, wie nutzbar die Poeſien damals geweſen, und daß man ſie mehr zum Unterrichte, als zur Luſt beſtimmet habe. Daher wurden die Poeten, die Schauſpiele machten, Διδασκαλοι, Lehrmeiſter genennet: weil ſie die einzigen öffentlichen Lehrer des Volks waren; indem ihre poetiſche

Stücke

Mit ſeiner Bosheit ſtumm, (111) und ſchonte zarter Ohren,
So bald er Fug und Recht zur Läſterung verlohren.
Wir Römer haben auch nicht wenig Lob erjagt,
Seit unſre Dichter ſich an alles das gewagt,
Und ſich zugleich erkühnt von jenen abzuweichen,
Und unſrer Helden Ruhm in Fabeln zu erreichen.
Iſt nicht bey uns ſowohl der ſtille Bürgerſtand,
Als edler Fürſten Muth auf Bühnen ſchon bekannt? (112)
Und wirklich würde Rom durch Tugend und durch Waffen,
Sich keinen größern Preis, als durch die Sprache ſchaffen;
Wenn unſern Dichtern nur der Ausputz nicht ſo ſchwer,
Geduld und langer Fleiß ſo unerträglich wär. (113)
O ihr Pompilier! (114) ſo edel von Geblüthe,
Als aufgeweckt am Geiſt, und redlich im Gemüthe:
Verwerft doch jeden Vers, (114) den nicht ſo manche Nacht,
Und manches Tages Fleiß recht ins Geſchick gebracht;
Und den ſein Meiſter nicht, an Worten und an Sprüchen,
Wohl zehnmal überſehn, wohl zehnmal ausgeſtrichen.
Verwirft Demokritus die Regeln der Vernunft,
Und lobt er nur den Geiſt an der Poetenzunft; (116)

Ja

Stücke bey den Heyden die Stelle unſerer Predigten vertraten.

113. Wenn unſern Dichtern. Horaz klagt über die Faulheit der lateiniſchen Poeten. Sie wollten ſich nicht die Mühe nehmen, was rechtes zu machen: daher ſagt auch Quintilian, in Comœdia maxime claudicamus. Bey uns Deutſchen gehts eben ſo, denn unter ſo viel hundert Stücken, die von deutſchen Komödianten geſpielt werden, taugen ſehr wenige was: wo es nicht aus dem Franzöſiſchen überſetzt iſt; ja ſelbſt dieſe ſind nicht alle gut. Mit andern Gedichten geht es nicht viel beſſer.

114. Pompilier. Die Piſonen, an welche Horaz dieſen Tractat ſchrieb, ſollten vom Numa Pompilius herſtammen: drum nennet er ſie Pompilier.

115. Verwerft doch ꝛc. Das iſt eine ſcharfe Regel. Wo werden da die geſchwinden Poeten bleiben, die ganze Bogen in ein paar Stunden, und alle Jahre ganze Bände voller Gedichte liefern, ohne daß ſie das geringſte Wort darinn ausſtreichen dürfen? Sie müſſen wohl ganz außerordentliche Geiſter haben, daß ſie alles auf einmal recht machen können! Zu Horazens Zeiten gab es dergleichen große Dichter auch: aber es waren nur Bavii und Mävii, oder Criſpini, die auf einem Beine ſtehend 200 Verſe herſagen konnten. Virgil hat ſeine Verſe, wie der Bär ſeine Jungen, gemacht.

116. Den Geiſt. Ingenium, Cicero im I. Buche vom Wahrſagen ſchreibt, Demokritus habe dafür gehalten, daß ohne die Raſerey, oder Begeiſterung, niemand ein großer Poet ſeyn könne. Gewiſſer maßen hat er recht gehabt. Aber wenn er von ſeinem Geiſte die Regeln der Kunſt und die Vernunft ausſchloß: ſo hat er lauter unſinnige Poeten auf dem Parnaß haben wollen, wie Horaz ſpricht: excludit ſanos Helicone poëtas: und Plato wird recht gehabt haben, wenn er in ſeiner Republik keine Dichter leiden wollen. Indeſſen halten doch bis auf den heutigen Tag die meiſten dafür, die Poeten würden gebohren, und wüchſen gleichſam, wie die Pilze, fix und fertig aus der Erden. Höchſtens meynen ſie, man dörfe ſich nur die Regeln der Versmachertunſt,

vom

Quo ſit amore parens, quo frater amandus, & hoſpes;
Quod ſit conſcripti, quod judicis officium; quæ
Partes in bellum miſſi ducis: ille profecto
Reddere perſonæ ſcit convenientia cuique.
Reſpicere exemplar vitæ morumque jubebo
Doctum imitatorem, & vivas hinc ducere voces.
Interdum ſpecioſa locis, morataque recte
Fabula, nullius Veneris, ſine pondere & arte,
Valdius oblectat populum, meliusque moratur;
Quam verſus inopes rerum, nugæque canoræ.

Grajis ingenium, Grajis dedit ore rotundo
Muſa loqui; præter laudem nullius avaris.
Romani pueri, longis rationibus, aſſem
Diſcunt in partes centum diducere. Dicat
Filius Albini: ſi de quincunce remota eſt
Uncia, quid ſuperat? poteras dixiſſe triens. Heus!

Rem

124. Bilden will. Im Lateiniſchen heißt es, nachahmen. Ein Poet iſt ein Nachahmer der Natur, wenn ich ſo ſagen darf: und zwar ſoll er ein geleheter Nachahmer ſeyn, wie Horaz ſchreibt: das iſt ein geſchickter, geübter Maler.

125. Ein Gedicht. Der Poet verſteht ein Schauſpiel, denn er nennt es Fabula. Hierinn müſſen die guten Charactere das Beſte thun: denn wann nur die Gemüthsart jeder Perſon wohl ausgedruckt wird: ſo überſieht das Volk viel andre Fehler in den Verſen, und in der ganzen Einrichtung der Fabel: wie die Engländer bey ihren Schauſpielen zu thun pflegen.

126. Den Griechen. Horaz kömmt immer wieder auf die Griechen, ohne Zweifel, weil die römiſchen Versmacher ſeiner Zeiten, entweder kein Griechiſch lernen wollten; oder doch keine griechiſche Bücher laſen, ſondern von ſich ſelbſt alle Weisheit haben wollten. Heutiges Tages gehts uns eben ſo. Wenige von unſern Poeten kennen die Alten, oder auch die neuern Kunſtrichter: auf dieſe ſchmählen wohl gar einige, ohne ſie zu verſtehen, oder geleſen zu haben. Man bemerket auch, daß alle die Poeten, denen damals Horaz die Verſäumung griechiſcher Schriften vorrückt, verlohren gegangen, und nicht bis auf die Nachwelt gekommen. So wird es unſern ſelbſtgewachſenen Dichtern vermuthlich auch gehen.

127. Sie geizen nicht. Der Geiz iſt gemeiniglich nicht ein poetiſcher Affect. Die Ehrbegierde iſt den guten Poeten allezeit mehr eigen: daher kömmts auch, daß die, welche ums Geld ſingen, ihre Sachen ſo obenhin machen;

die

Die Kindern zugehört; die Art, wie Brüder leben;
Was Rath und Richteramt für Lebensregeln geben;
Wie Feldherr und Soldat im Kriege ſich beträgt:
Der hat den rechten Grund zur Poeſie gelegt;
Der wird nichts thörichtes, nichts ungereimtes dichten,
Und den Character ſtets nach den Perſonen richten.
Wer klüglich bilden will, (124) der ſchaue die Natur
Und Art der Menſchen an, und folge dieſer Spur:
So wird er fähig ſeyn, ſie lebhaft abzuſchildern.
Oft rühret ein Gedicht (125) mit wohlgetroffnen Bildern,
Darinnen hier und dar ein ſchöner Lehrſpruch liegt,
So ſchlecht der Ausputz auch ein zartes Ohr vergnügt,
Viel kräftiger das Volk; als Verſe, die wie Schalen,
Darinn kein Kern mehr iſt, mit leeren Tönen pralen.
Den Griechen iſt das Chor der Kaſtalinnen hold: (126)
Das macht, ſie geizen nicht nach Silber oder Gold; (127)
Sie ſtreben nur berühmt und ſtets beliebt zu bleiben;
Drum ſind ſie reich an Geiſt, im Reden und im Schreiben.
In Rom hergegen fängt ein Kind, das reden kann,
Die güldne Rechenkunſt (128) mit vielem Eifer an,
Und lernt des Groſchens Werth durch hundert Brüche theilen.
Geht, fragt den Sohn Albins, (129) das kleine Kind, zuweilen:
Fünf hab ich, zwey davon, was bleibt, mein Söhnchen? Drey.
Vortrefflich ſchön! mein Kind. Ganz recht! es bleibt dabey;
Du wirſt dein Glück einmal zum höchſten Gipfel bringen:
Wer dieſe Kunſt verſteht, dem kann es nicht mislingen.

die aber auf ihre Ehre ſehen, und auf die Nachwelt denken, ihre Sachen weit fleißiger und ſorgfältiger ausarbeiten. Von dem einzigen Pindarus hat le Clerc in ſeinen Parrhaſianen erweiſen wollen, daß er geizig geweſen; weil er auf die Ueberwinder in den olympiſchen Spielen Lieder für Geld gemacht. Aber eine Schwalbe macht keinen Frühling: von allen übrigen Griechen kann Horaz ſagen, daß ſie nach nichts, als nach Ehre geizen.

128. Die güldne Rechenkunſt. Die Römer führten einen großen Staat, und lebten wollüſtig; ja der Reichthum war ihnen auch an ſich unentbehrlich, weil jeder Orden der Bürger ein gewiſſes Vermögen beſitzen mußte: ſo gar, daß einer, der daſſelbe verminderte, auch ſeinen Adel ꝛc. verlohr. Wer auch zu Aemtern in der Republik gelangen wollte, mußte das Volk durch koſtbare Schauſpiele gewinnen, welche oft Tonnen Goldes betrugen. Ja Antonius hatte endlich gar geſagt; niemand wäre reich, als der ein Kriegesheer auf eigne Koſten ins Feld ſtellen könnte. Daher wor es kein Wunder, daß man die Jugend gleich in den erſten Jahren zur Haushaltung, und folglich zum Rechnen anführete. Dieſes war nun eine ſchlechte Vorbereitung zur Poeſie.

129. Albinus war ein berühmter Wucherer damaliger Zeit, der ſeinen Sohn zu nichts anders, als zum Rechnen anführete. Horaz denkt auch in der VI. Sat. des I. B. daß die großen Stadt-Hauptleute, Centuriones, es nicht anders gemacht. Boileau hat in ſeiner ſiebenten Satire dieſe Stelle nachgeahmet.

Rem poteris ſervare tuam. Redit uncia: quid ſit?
Semis. At, hæc animos ærugo & cura peculi
Cum ſemel imbuerit; ſperamus carmina fingi
Poſſe linenda cedro, & lævi ſervanda cupreſſo.

Aut prodeſſe volunt, aut delectare poetæ:
Aut ſimul & jucunda & idonea dicere vitæ.
Quidquid præcipies, eſto brevis: ut cito dicta
Percipiant animi dociles, teneantque fideles.
Omne ſupervacuum pleno de pectore manat.
Ficta voluptatis cauſſa, ſint proxima veris;
Nec quodcunque volet, poſcat ſibi fabula credi:
Neu pranſæ Lamiæ vivum puerum extrahat alvo.
Centuriæ ſeniorum agitant expertia frugis:
Celſi prætereunt auſtera poemata Rhamnes.
Omne tulit punctum, qui miſcuit utile dulci;
Lectorem delectando, pariterque monendo.
Hic meret æra liber Soſiis: hic & mare tranſit,
Et longum noto ſcriptori prorogat ævum.

Sunt delicta tamen, quibus ignoviſſe velimus.

Nam

130. Unvergänglich. Im Grundterte heißt es: Verſe, die man mit Cedernſafte überſtreichen, und in Cypreſſenholze aufbehalten wird. Der Cederſaft hat eine erhaltende Kraft, weil die Schaben und Motten dasjenige nicht freſſen, was damit gerieben worden. Und die Schachteln von Cypreſſenholz haben eben die Tugend an ſich. Horaz ſpottet der Römer, daß ſie bey ſolcher Zucht, große Poeten zu erziehen hofften. Große Finanzräthe werden ſehr magere Poeten.

131. Entweder ꝛc. Nicht, als wenn es nach Horazens Meynung recht wäre, einige Gedichte zur Luſt, und andere des Nutzens halber zu machen: ſondern, weil einige Poeten dieſes, die andern jenes zum Endzwecke haben. Ein theatraliſcher Poet ſoll ſich beydes vorſetzen: wiewohl es ſcheint, daß er hier nur von Komödien allein reden wolle. Es ſoll alſo ein Komödienſchreiber nicht nur durch lauter Harlekinspoſſen ein Gelächter zu erwecken ſuchen; ſondern ſich auch bemühen, ſeinen Zuſchauern zu nutzen, das iſt, ſie klüger und tugendhafter zu machen.

132. Ueberflüßig. Horaz braucht das Gleichniß von einem Gefäße, in welches man mehr gießen will, als es faſſen kann. Wie nun das übrige herunter fleußt, und alſo vergebens verſchwendet iſt; ſo ſind auch die überflüßigen Lehren umſonſt. Man giebt nicht mehr acht, wenn ſie zu langweilig ſind; und läßt ſie zu einem Ohr hinein, zum andern aber heraus. Das lehret uns: die Sittenlehren in theatraliſchen Poeſien müſſen kurz gefaſſet ſeyn, und nicht über ein paar Zeilen austragen. Dieſe Lection gehört für die Poeten, die erbaulich ſchreiben wollen.

133. Die Fabel. Dieſe Regel geht diejenigen an, die nur durch ihre Fabeln beluſtigen wollen. Die Wahrſcheinlichkeit iſt dasjenige, was ſie vor allen Dingen beobachten ſollen. Dichten iſt

keine

Noch mehr: Ich habe fünf, und ſetze drey darzu,
Was machts, mein Söhnchen? acht. Ach Kind! wie klug biſt du?
Bey ſolcher feinen Zucht erwachſen unſre Knaben;
Und doch hofft Rom dereinſt Gedichte gnug zu haben,
Darinn der Zeit zu Troſt, das prächtige Latein
Bis auf die ſpäte Welt ſoll unvergänglich ſeyn. (130)
Entweder ein Poet ſucht Nutzen oder Luſt; (131)
Auch beydes liebt er wohl zugleich mit kluger Bruſt.
Im Lehren ſey man kurz, die nutzerfüllten Sachen,
Gemüthern guter Art nicht gar verhaßt zu machen.
Was überflüßig iſt, (132) vergißt man gar zu leicht.
Die Fabel laute ſo, daß ſie der Wahrheit gleicht. (133)
Und fodre nicht von uns, daß man ihr alles gläube.
Man reiße nicht das Kind den Heren (134) aus dem Leibe,
Die es bereits verzehrt. Die Aelteſten der Stadt, (135)
Verachten ein Gedicht, das nichts geſetztes hat:
Der hohe Ritterſtand (136) mag lauter Ernſt nicht hören.
Der wird vollkommen ſeyn, der theils geſchickte Lehren,
Und theils was liebliches durch ſeinen Vers beſingt;
Zum Theil dem Leſer nützt, zum Theil Ergetzung bringt.
Ein ſolch Gedicht geht ab, wird weit und breit verführet;
Bis es dem Dichter gar Unſterblichkeit gebiehret.
Zwar Dichter fehlen auch; (137) und man verzeiht es leicht,
Indem die Scyte doch nicht ſtets den Ton erreicht,

Den

keine Kunſt: aber ſo dichten, daß es noch einigermaßen gläublich herauskomme, und der Natur ähnlich ſey; das iſt dem Poeten ein Lob.

134. Den Heren, Lamiæ. Die Alten glaubten einen König der Leſtrigonier, Lamius, der Menſchenfleiſch freſſen ſollte. Man ſehe, was Homer in der Odyſſee davon geſchrieben. Daher dichtete man auch eine Königinn, Lamia, die Kinder freſſen mußte. Die Römer machten nachmals eine grauſame Zauberinn daraus, und ſchreckten ihre Kinder damit. Ohne Zweifel hatte etwa ein damaliger Poet eine ſolche Here auf die Bühne gebracht, und ihr das verzehrte Kind wieder aus dem Leibe reißen laſſen. Das iſt nun die unglaublichſte Sache von der Welt; ſo groß auch die Macht einer Here immermehr angenommen wird.

135. Die Aelteſten. Die anſehnlichſten Männer von reifem Verſtande und ernſthaftem Weſen, mögen kein Schauſpiel ſehen, darinn nichts kluges vorkömmt. Kinderpoſſen und lauter luſtige Schwänke ſchicken ſich für ihre Jahre nicht. Bey uns gehts eben ſo. So lange man lauter italieniſche Burlesken, oder deutſche Poſſenſpiele von Hanswürſten, dummen Jungen, Peterern und Kuchenfreſſern, aufführen wird, ſo lange hat man keine anſehnliche Zuſchauer zu hoffen. Man ſpiele aber ernſthafte Trauerſpiele, und regelmäßige Luſtſpiele, ſo werden die vernünftigſten Männer ſich in den Schauplatz dringen.

136. Der hohe Ritterſtand. Celſi Rhamnes. Die Römer waren vom Romulus in drey Claſſen getheilet worden, davon warey die Rhamnenſer die erſten. Das Wort Celſi machts alſo, daß man nicht den römiſchen Pöbel, ſondern den Adel dadurch verſteht, da man ſonſt das ganze Volk dadurch verſtehen könnte. Die Ritter und Edlen nun, mochten in Rom kein gar zu ernſthaftes Weſen gern hören, ſondern lieb-

Nam neque chorda ſonum reddit, quem vult manus,
& mens:
Poſcentique gravem perſæpe remittit acutum;
Nec ſemper feriet quodcunque minabitur arcus.
Verum ubi plura nitent in carmine; non ego paucis
Offendar maculis, quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cavit natura. Quid ergo?
Ut ſcriptor, ſi peccat idem librarius usque,
Quamvis eſt monitus, venia caret; & citharœdus
Ridetur, chorda qui ſemper oberrat eadem:
Sic mihi, qui multum ceſſat, fit Chœrilus ille,
Quem bis terque bonum, cum riſu miror; & idem
Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus.
Verum opere in longo fas eſt obrepere ſomnum.

Ut pictura, poeſis erit, quæ, ſi propius ſtes,
Te capiet magis, & quædam, ſi longius abſtes.

Hæc

ten was Luſtiges; dergleichen die Komödien waren. Daher folgt, ein Poet müſſe ſich nach allen beyden richten.

137. Zwar Dichter fehlen auch. Poeten ſind auch Menſchen: daher können ſie leicht fehlen; und verdienen auch, daß man ihnen zuweilen etwas überſieht. Aber ihre Fehler müſſen weder aus Unwiſſenheit, noch aus Nachläßigkeit herkommen, wenn ſie Vergebung hoffen wollen. Die menſchliche Schwachheit und unvermeidliche Nothwendigkeit allein entſchuldiget ſie, wie folgende Verſe zeigen.

138. Hier und da. Die Fehler müſſen ſehr ſelten kommen, wenn man ſie überſehen ſoll. Wo ein Gedicht von Schnitzern wimmelt; da fodert man vergebens ein gelindes Urtheil. Das Schöne muß das Schlechte weit übertreffen, wenn ich einem etwas zu gute halten ſoll. An Opitzen, Flemmingen, und Rachen entſchuldige ich viele Fehler wider die Reinigkeit, die ich einem heutigen Stümper hoch anrechne. Das macht, ihre Schriften ſind ſo voller Geiſt und Feuer, als die heutigen voller Schnee und Waſſer.

139. Sters falſche Griffe. Ein Fehler muß nicht vielmal wiederkommen, wenn man ihn überſehen ſoll. Denn wo er oft begangen wird, da zeigt er entweder von ſeines Meiſters Unwiſſenheit, oder Nachläßigkeit.

140. Chörilus. Nicht der, ſo in der 75 Olympias gelebt, und auf den Sieg der Athenienſer über den Xerxes ein ſo ſchönes Gedicht gemacht, daß man ihm, für jede Zeile eine goldene Münze zur Vergeltung gegeben, und befohlen, ſein Werk, nebſt Homero, öffentlich zu leſen. Sondern dieß war derjenige Chörilus, der zu des großen Alexanders Zeiten gelebt, und bey dieſem Prinzen mehr Glück als Verdienſte gehabt. Er muß auch wohl zuweilen ein paar kluge Zeilen mit darunter gemacht haben. Horaz ſpricht ihm dieſes nicht ab. Aber

er

Den Hand und Ohr verlangt. Es ſoll oft niedrig klingen:
Doch läßt die Laute gar den höchſten Ton erzwingen.
Ein Bogen trifft nicht ſtets, wornach er abgezielt.
Allein wenn ein Poet dem Phöbus nachgeſpielt,
Und ſeine Lieder uns faſt durch und durch gefallen,
Dann mag nur hier und da was hartes drunter ſchallen. (138)
Es geht ganz menſchlich zu. Wie leicht iſt es geſchehn.
Daß wir zu ſorglos ſind, und irgend was verſehn!
Was folgt indeſſen draus? Wie wir der Schreiber lachen,
Die, wenn man ſie gleich ſtraft, doch ſtets die Fehler machen,
Davor man ſie gewarnt; und wie ein Leyermann,
Der nur ſein altes Lied auf einer Seyte kann,
Ein Spott der Kinder wird: ſo ſetz ich den Poeten,
Der keinen Ton verſteht, und auf den heiſchen Flöten
Stets falſche Griffe macht, (139) zu jenem Chörilus; (140)
Bey deſſen Verſen ich verwundernd lachen muß,
Wenn er zuweilen noch was leidliches getroffen.
Hingegen ſchmerzt es mich, wann wider Wunſch und Hoffen
Homer einmal entſchläft: (141) obwohl es leicht geſchieht,
Daß ein ſo langes Werk den Schlummer nach ſich zieht.
Ein Vers iſt Bildern gleich, (142) wo manches uns gefällt,
Wenn mans genau beſieht, und nah vor Augen ſtellt;
Indem ſich andre nur von ferne trefflich zeigen.
Dem einen iſt die Nacht und Dunkelheit faſt eigen: (143)

Das

er ſagt, daß er darüber lachen müſſe, und ſich verwundre, daß er gleichwohl zuweilen was gutes zuwege gebracht.

141. Homer entſchläft. Man führt dieſe Worte gemeiniglich verſtümmelt an, da ſie denn eine ganz andere Bedeutung haben. Der Poet will nicht ſagen, daß der gute Homer auch zuweilen fehle: ſondern er will ſagen, daß es ihm leid ſey, wenn der gute Mann einmal was verſehen habe. Es ſchmerzt ihn, daß dieſer große Dichter hier und da was ſchläfriges mit einfließen laſſen. Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus. Quandoque heißt hier quoties, nicht interdum. Das iſt ein großes Lob für den Homer. Das Gute iſt bey ihm in großer Menge; die Fehler aber ſind nur in geringer Anzahl zu finden. Und auch dieſe können noch durch die Größe ſeiner Gedichte entſchuldiget werden.

142. Ein Vers iſt Bildern gleich. Dacier erklärt dieſes auch von lauter guten Gedichten, und meynt, daß mancher guter Vers bey genauer Prüfung Strich halte, ein andrer aber nur obenhin angeſehen werden müſſe: nicht anders, als wie Bilder von gewiſſer Art ihre gewiſſe Stellung oder Entfernung erfodern. Von Gemälden hat dieſes ſeine Richtigkeit: aber von Verſen iſt es ganz anders. Ein Gedicht, das nicht die Prüfung eines Richters aushält, taugt ſo wenig, als das Gold, welches nicht Strich hält. Das Gleichniß Horatii muß von ſolchen Bildern verſtanden werden, die im Dunkeln, oder von weitem ſchön zu ſeyn ſcheinen, aber in der That ſchlecht ſind: da hingegen andere deſto mehr Schönheiten zeigen, je länger und genauer man ſie betrachtet.

143. Dem einen iſt die Nacht. Das ſind die ſchönen Werke der Poeten, die bey dem Pöbel ſo viel Beyfall finden; Kennern aber nicht gefallen. Man muß ſie gleichſam nur bey neblichtem Wetter leſen; ſonſt gefallen ſie einem

Hæc amat obſcurum: volet hæc ſub luce videri,
Judicis argutum quæ non formidat acumen.
Hæc placuit ſemel; hæc decies repetita placebit.
O major juvenum, quamvis & voce paterna
Fingeris ad rectum, & per te ſapis; hoc tibi dictum
Tolle memor: certis medium & tolerabile rebus
Recte concedi. Conſultus juris, & actor
Cauſarum mediocris, abeſt virtute diſerti
Meſſallæ, nec ſcit quantum Caſcellius Aulus;
Sed tamen in pretio eſt: mediocribus eſſe poetis,
Non Di, non homines, non conceſſere columnæ.
Ut gratas inter menſas ſymphonia diſcors,
Et craſſum unguentum, & Sardo cum melle papaver
Offendunt; poterat duci quia cœna ſine iſtis:
Sic animis natum inventumque poema juvandis,
Si paullum a ſummo diſceſſit, vergit ad imum.

Ludere qui neſcit, campeſtribus abſtinet armis;
Indoctusque pilæ, diſcive trochive quieſcit;

Ne

nem nicht Ich will ſagen, man muß einen feinern Verſtand haben, wenn man ſie bewundern will. Bey dem Lichte einer geſunden Kritik verſchwinden alle ihre Schönheiten. Daher fürchten auch ihre Urheber nichts mehr, als die Prüfung eines ſcharfſichtigen Kenners.

144. Caſcellius und Meſſalla. zween große Redner damaliger Zeiten. Dieſer hieß Meſſala Corvinus, deſſen Horaz auch in der XXI. Ode des III. B. gedenkt, und an den auch Tibullus ein Gedicht geſchrieben. Jener heißt Aulus Caſcellius, und war zugleich ein gründlicher Rechtsgelehrter, von großem Anſehen: der das Herz gehabt, ſich dem Triumvirate Antons, Octavs und des Lepidus zu widerſetzen.

145. Nur mittelmäßig. Wenn die Verſe nicht ſchön ſind, ſo taugen ſie ſchon nichts. Und wenn ſie weiter nichts guts an ſich haben, als daß ſie rein und ungezwungen fließen: ſo ſind ſie ſchon ſchlecht. Daher ſieht man, daß ſo viele Dichter, die eben nicht ſehr fehlerhaft bey uns geſchrieben, gleich unter die Bank gerathen, und nicht geleſen werden. Das macht, ſie ſind nur mittelmäßig.

146. Kein Muſenchor. Phöbus und ſeine Schweſtern geſtehens nicht, daß ſie dem Dichter ſo was ſchlechtes eingegeben: weil es ihnen zur Schande gereichen würde, nur mittelmäßige Gedichte hervorgebracht zu haben.

147. Bücherkram, Columnæ. Es geb

Das andre liebt den Tag und volles Sonnenlicht,
Und ſcheuet dergeſtalt die ſchärfſte Prüfung nicht.
Dieß mag man einmal kaum; und jenes zehnmal leiden:
Denn man erblickt es ſtets mit neuer Luſt und Freuden.
Drum merk, o Piſo, dir die güldne Regel an,
Wiewohl des Vaters Wort dich ſattſam leiten kann,
Und du ſchon ſelber weiſt die Sachen zu entſcheiden:
Man kann in mancher Kunſt die Mittelſtraße leiden.
Ein Rechtsgelehrter darf nur mittelmäßig ſeyn.
Ein Redner ebenfalls darf nicht ſo ungemein,
Als ein Caſcellius und ein Meſſalla ſprechen; (144)
Doch hält man beyde werth, und wird ſich nicht entbrechen,
Sie lobend zu erhöhn. Allein daß ein Poet
Nur mittelmäßig iſt, und nicht aufs höchſte geht: (145)
Das hat kein Muſenchor, kein Phöbus zugegeben; (146)
Das wird kein kluger Menſch, kein Bücherkram (147) erheben.
Muſiken ſonder Kunſt, und voller Uebelklang,
Ein halbverfaultes Oel, und Salben voll Geſtank,
Ein herber Honigſeim, (148) das Werk der Sardenbienen;
Was werden die zur Luſt bey fetten Tafeln dienen?
Wie man nun ohne ſie ſich leicht behelfen kann;
So ſieht man kein Gedicht mit holden Augen an,
Das kein Vergnügen giebt (149) wozu mans doch erfunden,
Als man zum erſtenmal das Sylbenmaaß gebunden.
So bald ein matter Vers den Gipfel nicht erreicht,
Bemerkt man, daß er ſinkt, und in der Tiefe kreucht.
Wer kein Turnier verſteht, (150) enthält ſich doch der Waffen:
Wer nie den Ball geſpielt, hat nichts damit zu ſchaffen;

Denn

gab Pfeiler in Rom, wo man die Titel von neuen Büchern anſchlug. Einige meynen, die Poeten hätten ſolches gethan, um bekannt zu machen, wenn und wo ſie ihre neue Gedichte den Liebhabern vorleſen wollten. Aber es iſt wahrſcheinlicher, daß die Buchhändler ſolches gethan; welche gewiß die Poeten nicht lobten, wenn ihre Sachen ſchlecht abgiengen.

148. Ein herber Honigſeim. In Sardinien giebt es ſolche bittre Kräuter und Blumen, daß ſelbſt das Honig davon bitter ſchmecken ſoll: Virgil ſchreibt in der VIII Eclogę. Immo ego Sardois videar tibi amarior herbis.

149. Das kein Vergnügen giebt. Eine Sache, die nicht geſchickt iſt, ihre Abſicht zu erreichen, die taugt gewiß nicht. Die Poeſie aber ſoll zum Vergnügen der Menſchen gereichen: alſo wird ſie verwerflich ſeyn, wenn ſie ſolches nicht erweckt. Was ſoll man denn von den harten und gezwungenen Verſen einiger Neuern ſagen?

150. Turnier. Ludere hieß bey den Lateinern, alle diejenigen Uebungen mit machen, die auf dem martialiſchen Gefilde, von der römiſchen Jugend unternommen wurden. Dahin gehörte das Reiten, Ringen, Schwimmen, Ballſpielen, Tellerwerfen, der Kreiſel u. d. gl. Das alles heißt hier der Poet campeſtria arma. Ich habe das Wort Turnier gebraucht, weil die alten Spiele uns nicht mehr

Ne ſpiſſæ riſum tollant impune coronæ:
Qui neſcit, verſus tamen audet fingere. Quid ni?
Liber & ingenuus, præſertim cenſus equeſtrem
Summam numorum, vitioque remotus ab omni.

Tu nihil invita dices faciesve Minerva:
Id tibi judicium eſt, ea mens. Si quid tamen olim
Scripſeris, in Meti deſcendat judicis aures,
Et patris & noſtras; nonumque prematur in annum.
Membranis intus poſitis delere licebit,
Quod non ediderís: neſcit vox miſſa reverti.

Silveſtres homines ſacer, interpresque deorum
Cædibus, & victu fœdo deterruit Orpheus:
Dictus ob hoc lenire tigres, rabidosque leones.
Dictus & Amphion, Thebanæ conditor arcis,
Saxa movere ſono teſtudinis, & prece blanda
Ducere quo vellet. Fuit hæc ſapientia quondam,
Publica privatis ſecernere, ſacra profanis,
Concubitu prohibere vago, dare jura maritis

Oppi-

bekannt ſind. Es läuft aber auf eins hinaus.

151. Jeder Verſe macht. Liber & ingenuus, das ſind die freyen Römer, und die von Knechten herſtammen. Horaz ſpricht dieſen Leuten nicht die Fähigkeit zur Poeſie ab. Er war ſelbſt der Sohn eines Freygelaſſenen, wie er in einem Schreiben an den Mäcenas geſteht. Aber es miſchte ſich in Rom alles in die Poeſie.

152. Geld und Titel. Equeſtrem ſummam numorum. Wer in Rom 400000 Seſtertien, oder 25000 Kaiſergulden beſaß, der konnte in den Ritterſtand kommen. Er mußte aber auch ſonſt von guter Aufführung ſeyn. Weil es nun unter Leuten von dieſem Vermögen und Stande zu Rom viel eingebildete Poeten gab: ſo macht ſich Horaz den Einwurf: Warum ſollte einer, der vom Ritterſtande iſt, und nicht nur reich, ſondern auch wohlgeſittet iſt, nicht ein Poet ſeyn können? Ein recht vortrefflicher Schluß!

153. Du zwingſt. Der Poet redet den jungen Piſo an, und lobt ihn, daß er von dieſem Vorurtheile frey ſey. Gemeiniglich führt man es als eine Regel an: welches außer dem Zuſammenhange wohl angeht; aber im Texte nicht.

154. Tarpens Ohr. Spurius Metius Tarpa, ein ſcharfer Kritikus, der nebſt andern vom Auguſt beſtellet war, die Gedichte der damaligen Poeten zu cenſiren. Sie verſammleten ſich in dem Tempel Apollons, der zum Vorleſen poetiſcher Sachen im kaiſerlichen Pallaſte gewidmet war. Dieſe poetiſche Geſellſchaft hat auch nach Auguſts Abſterben noch eine Weile gedauret. Onuphrius Panvinius erzählt, daß unter

Denn wer ſich ſo vergeht, wird häßlich ausgelacht.
Hingegen nimmt man wahr, daß jeder Verſe macht, (151)
Der doch die Kunſt nicht kann. Warum nicht? Geld und Titel, (152)
Sind ihrer Meynung nach der wahren Dichtkunſt Mittel.
Du zwingſt dich zwar zu nichts, was Pallas dir verſagt; (153)
Das zeigt, wie klug du biſt: doch, wenn dein Witz es wagt,
Hinführo auch einmal ein Probeſtück zu dichten:
So laß erſt Tarpens Ohr (154) und deinen Vater richten,
Und dann mich ſelbſt vielleicht, wie dirs damit geglückt;
Dann werd es noch neun Jahr bedächtig unterdrückt. (155)
So lang es bey dir liegt, iſt leicht was ausgeſtrichen:
Kein Wort kehrt wieder um, ſo bald es dir entwichen.
Von ſchnöder Lebensart, von Mord und Unverſtand
Hat Orpheus, der Poet, die Menſchen abgewandt; (156)
Die wilden Thieren gleich in wüſten Wäldern tobten,
Und nachmals ſeine Kunſt als übermenſchlich lobten.
Drum ſagt man ſonſt, daß er der Tyger Wuth gezähmt,
Der Löwen Raſerey zur Lindigkeit bequemt.
Amphion ebenfalls (157) ſoll durch die Dichtergaben,
Und ſeiner Cither Klang ein Schloß erbauet haben:
Weil auf der Seyten Ton ſich Stein und Holz bewegt,
Bis Thebens Mauer ſich freywillig angelegt.
Das war vor grauer Zeit die Weisheit jener Alten, (158)
Zu zeigen, was für gut und ſtrafbar ſey zu halten,
Was recht und ſchändlich war, der Unzucht feind zu ſeyn,
Den Beyſchlaf abzuthun, den Ehſtand einzuweihn,

Die

unter Domitians Regierung, ein junger Menſch, L. Valerius Pudens, beſage einer Inſcription, mit einhälligen Stimmen der Richter gekrönet worden: Coronatus eſt inter Poetas latinos, omnibus ſententiis Judicum. Horaz gedenkt dieſes Tarpa auch in der X. Sat. des I. B.

155. Noch neun Jahr. Catullus gedenkt, daß ſein guter Freund Cinna, ſein Gedicht, Smyrna genannt, ſo lange fertig gehabt, ehe ers heraus gegeben. Iſokrates hat über ſeinem Panegyricus 10 Jahre zugebracht. Doch will Horaz nicht, daß aus der Behutſamkeit in der Ausbeſſerung, eine unendliche Arbeit werden ſoll: er will nur der Uebereilung ſteuren, und ſetzt eine beſtimmte Zahl für eine unbeſtimmte.

156. Orpheus. Ein alter Poet, der zu Moſis Zeiten, anderthalb tauſend Jahre vor Chriſti Geburt, gelebet. Die Oden, die man unter ſeinem Namen noch zeiget, ſind nicht von ihm.

157. Amphion. Kadmus hatte Theben erbauet. Etwa dreyßig Jahre nach ihm kam Amphion, der durch ſeine Muſik, Poeſie und Beredſamkeit es ſo weit brachte, daß die Thebaner eine Mauer um die Stadt baueten, ja auch ein feſtes Schloß anlegten.

158. Die Weisheit ꝛc. Die erſten Poeten waren eigentlich Weltweiſe und kluge Staatsleute, inſoweit es ihre Zeiten zuließen. Sie bedienten ſich nur der Poeſie, zu ihrem Zwecke zu gelangen, und die widerſpenſtigen Gemüther dadurch zu bändigen. Ihre Abſicht war, das wilde Volk die natürlichen Geſetze der Vernunft, oder das Recht der Natur zu lehren, und es zum geſellſchaftlichen Leben anzuführen. Kurz, die Poeten

Oppida moliri, leges incidere ligno.
Sic honor, & nomen divinis vatibus, atque
Carminibus venit. Poſt hos inſignis Homerus
Tyrtæusque, mares animos in martia bella
Verſibus exacuit: dictæ per carmina ſortes;
Et vitæ monſtrata via eſt: & gratia regum
Pieriis tentata modis, ludusque repertus,
Et longorum operum finis: ne forte pudori
Sit tibi Muſa lyræ ſollers, & cantor Apollo.

Natura fieret laudabile carmen, an arte?
Quæſitum eſt; ego nec ſtudium, ſine divite vena,
Nec rude quid proſit video ingenium. Alterius ſic
Altera poſcit opem res, & conjurat amice.
Qui ſtudet optatam curſu contingere metam,
Multa tulit fecitque puer: ſudavit, & alſit
Abſtinuit Venere & vino. Qui Pythia cantat
Tibicen, didicit prius, extimuitque magiſtrum.
Nunc ſatis eſt dixiſſe: Ego mira poemata pango!
Occupet extremum ſcabies; mihi turpe relinqui eſt,
Et quod non didici, ſane neſcire fateri.

Vt præco, ad merces turbam qui cogit emendas,
Aſſentatores jubet ad lucrum ire poeta:
Dives agris, dives poſitis in fœnore numis.

Si

waren die erſten Philoſophen, Rechtsverſtändigen und Gottesgelehrten.

159. Tyrtäus war ein kleiner, lahmer und pucklichter Schulmeiſter zu Athen. Die Athenienſer ſchickten ihn aus Spott den Lacedämoniern zum Feldherrn wider die Meſſenier: weil ſie auf Befehl des Orakels einen Hauptmann aus Athen holen ſollten. Er verlohr anfänglich etliche Schlachten, zuletzt aber las er an der Spitze ſeines Heeres derſelben ein ſo bewegliches Gedicht von ſeiner Arbeit vor, daß ſie von neuem ein Herz faßten, die Meſſenier angriffen und überwanden.

160. Was künftig war. Horaz zielt auf die Orakel, die man in dieſem andern Alter der Poeſie in Verſen zu geben angefangen, da ſie vorher nur proſaiſch geantwortet hatten.

161. Man fragt. Nichts iſt bey jungen Leuten gewöhnlicher, als dieſe Frage; zumal, wenn ſie hören, daß die Poeten nicht gemacht, ſondern gebohren werden. Haben ſie nun etwa ein gutes Naturell zum Reimen: ſo bilden ſie ſich ein, ſie brauchten nun keiner beſchwerlichen Regeln mehr; als die doch ohnedies keinen Poeten machten. Sie ſchreiben alſo in den Tag hinein, und dichten auf ein gerathe wohl. Alle ihre Einfälle müſſen gut, und alle Fehler lauter

Orakel

Die Städte zu erbaun, Geſetze vorzuſchreiben:
So mußte Ruhm und Preis den Dichtern eigen bleiben.
Tyrtäus (159) und Homer hat nachmals dargethan,
Wie muthig ein Gedicht zum Streite machen kann:
Man hat, was künftig war, in Verſen angezeiget, (160)
Des Lebens Pflicht gelehrt, der Fürſten Herz geneiget;
Das Luſt- und Trauerſpiel erdacht und ausgeſchmückt,
Daran ſich das Gemüth nach langer Müh erquickt.
Drum ſchäme dich nur nicht, der Muſen lauten Chören,
Und was Apollo ſingt, o Piſo, zuzuhören.
Man fragt, ob Kunſt und Fleiß den Dichternamen bringt, (161)
Und ob es nicht vielmehr durch die Natur gelingt?
Doch ich kann weder ſehn, was Fleiß ohn alle Gaben,
Noch Gaben ohne Fleiß, für Nutz und Vortheil haben.
Eins hilft dem andern auf, Natur und Kunſt ſtimmt ein;
Und beydes wird alſo dem Dichter nöthig ſeyn.
Wer das erwünſchte Ziel im Laufen will ereilen,
Der thut und duldet viel, und ſchwitzt und friert zuweilen,
Vermeidet Lieb und Wein. Ja wenn an Phöbus Feſt
Ein Pfeifer ſeinen Ton vor andern hören läßt:
So hat er längſt zuvor die ſchwere Kunſt gefaſſet,
Und iſt in ſtrenger Zucht gar oft vor Furcht erblaſſet.
Doch itzo iſts genug, wenn jemand ſelber ſpricht:
Ich dichte trefflich ſchön! (162) zum mindſten darf ich nicht
Der allerletzte ſeyn; (163) vielweniger geſtehen,
Ich hätt es nicht gelernt, den Regeln nachzugehen.
So wie der Mäkler ſonſt das Volk, das ihn umringt,
Zu der verlegnen Waar in einen Klumpen zwingt:
So lockt ein Dichter oft die Schmäuchler ſeiner Künſte,
Weil er begütert iſt, zum ſchändlichſten Gewinnſte. (164)

Wer

Orakel ſeyn. Andere, die kein Fünkchen natürlichen Witz beſitzen, wollen alles aus Regeln lernen. Aber beyde fehlen, und Horaz hilft ihnen zurecht.

162. Ich dichte trefflich ſchön. Die ſchlimmen Poeten krönen ſich immer am erſten, und loben ſich fleißig. Sie haben Urſache dazu; denn andere wollen es nicht thun. Der eine meynt, in Scherzgedichten ſey er glücklich; der andre ſagt, ſeine Stärke ſey in Satiren; der dritte bält ſich in Lobgedichten für einen Meiſter u. ſ. w. Daher halten ſie es für überflüßig, die Regeln der Alten zu leſen, oder ſonſt Lehren anzunehmen.

163. Der allerletzte ſeyn. Wer ſich lange mit Regeln aufhält, der bleibt hinten, und kann nicht ſo geſchwinde ganze Bände, mit ſeinen Gedichten angefüllet, herausgeben. Andre kommen ihm zuvor, und werden eher Poeten: daher hat er keine Zeit, die Kunſt recht zu faſſen. Man wird es auch ohne dieß wohl glauben müſſen, daß er ſie verſtanden habe: es mag ſich ſonſt um die Regeln bekümmern, wer da will.

164. So lockt. Horaz kömmt hier auf ein anderes nöthiges Stück. Natur und Kunſt iſt noch nicht genug. Ein Poet muß auch gute Freunde haben, die ſeine Gedichte ſcharf beurtheilen. Daran fehlt es nun den reichen Poeten, und

denen,

Si vero eſt, unctum qui recte ponere poſſit,
Et ſpondere levi pro paupere, & eripere atris
Litibus implicitum: mirabor, ſi ſciet inter-
Noſcere mendacem verumque beatus amicum.

Tu ſeu donaris, ſeu quid donare voles cui,
Nolito ad verſus tibi factos, ducere plenum
Lætitiæ: clamabit enim, pulchre, bene, recte!
Palleſcet ſuper his; etiam ſtillabit amicis
Ex oculis rorem; ſaliet, tundet pede terram.
Ut qui conducti plorant in funere, dicunt
Et faciunt prope plura, dolentibus ex animo: ſic
Deriſor, vero plus laudatore, movetur.

Reges dicuntur multis urgere culullis,
Et torquere mero, quem perſpexiſſe laborent.
An ſit amicitia dignus? Si carmina condes,
Nunquam te fallant animi ſub vulpe latentes.
Quinctilio ſi quid recitares: Corrige, ſodes,
Hoc, ajebat, & hoc. Melius te poſſe negares,
Bis, terque expertum fruſtra; delere jubebat,
Et male tornatos incudi reddere verſus.
Si defendere delictum, quam vertere, malles:
Nullum ultra verbum, aut operam inſumebat inanem.

Quin

denen, die bey Hofe viel zu bedeuten ſcheinen. Jedermann ſcheuet ſich, ihnen die Wahrheit zu ſagen. Das macht, ſie tractiren ihre Schmäuchler gut, oder machen ihnen viel Verheißungen und Luftſchlöſſer: und aus Erkenntlichkeit lobet man ſie dafür. Dahin gehört das Gleichniß von dem Mäkler.

165. Ein Spötter. Man kann die Händler faſt an der Verwegenheit ihrer Lobſprüche kennen. Wenn der vernünftige Richter ſagt, ein Gedicht ſey hübſch und wohlgerathen: ſo nennt es der Schmäuchler unvergleichlich, unverbeſſerlich. Das mäßige Lob eines ſcharfen Kenners, ja nur der bloße Beyfall eines Kunſtrichters vergnüget mich weit mehr, als der entzückte Ausruff eines Unverſtändigen, und die verſtellte Bewunderung eines eigennützigen und falſchen Freundes.

166. Fuchspelz. Animi ſub vulpe latentes. Horaz zielt hier ohne Zweifel auf die Fabel vom Fuchſe und Raben, der den Käſe geſtohlen hatte.

167. Quinctil. Dieß iſt Quinctilius Varius

Wer oft ein Gaſtmahl giebt, und wohl bewirthen kann,
Für Schuldner Bürge wird, und manchen armen Mann,
Der in Proceſſen ſteckt, vermögend iſt zu retten;
Von dem erkühn ich mich ohn alle Scheu zu wetten:
Für Liebe zu ſich ſelbſt erkennt er ſelber nicht,
Des wahren Freundes Wort, und was ein Häuchler ſpricht.
Beſchenkſt du einen Freund; ſo zeige nur dein Blatt
Demſelben, nicht alsdann, wenn ers empfangen hat,
Voll Luſt und Freuden iſt. Sonſt wird er ſich nicht ſcheuen:
Vortrefflich, ungemein! auf jedes Wort zu ſchreyen.
Er wird entzücket ſtehn; ein heißer Thränenguß
Wird aus den Augen thaun; und ſein geſtampfter Fuß
Wird tanzend luſtig ſeyn. Denn ſo, wie bey den Leichen
Die nächſten Erben faſt den Klageweibern weichen,
Die man für Geld gedingt, zu heulen und zu ſchreyn:
So wird ein Spötter auch weit mehr gerühret ſeyn, (165)
Als Freunde guter Art, die deiner Dichtkunſt Proben
Vernünftig eingeſehn, und mit Verſtande loben.
Man ſagt, daß Könige zum Trunke zwingen ſollen,
Wenn ſie der Diener Herz und Art erforſchen wollen;
Bevor ſie ſich vertraun. Machſt du nun ein Gedicht,
So traue doch durchaus den ſchlauen Schmäuchlern nicht.
Ihr glatter Fuchspelz deckt ein hinterliſtig Weſen (166)
So oft man dem Quintil (167) was pflegte vorzuleſen,
So ſprach er: Aendre dieß, und jenes beßre noch.
Ich kann nicht, ſage man; und gleichwohl hab ichs doch
Mehr als einmal verſucht. So muß die Zeile weichen! (168)
War ſein gewohnter Rath; ſie iſt leicht auszuſtreichen:
Dann muſtre deinen Vers, und ſetz an ſeiner ſtatt
Was beſſers an den Ort, wo er geſtanden hat.
Vertheidigte man ſich, und blieb bey ſeinen Grillen: (169)
So ſprach er weiter nichts, um ſolches Dünkels willen;

Und

Varius, der dritte Hofpoet des Kaiſers Auguſti, ein guter Freund Virgils und Horazens. Er war ſchon geſtorben, als dieſer ſeine Dichtkunſt ſchrieb, denn wir finden eine Ode auf ſeinen Tod L. I. Od. 24. Deum redet Horaz von ihm in der vergangenen Zeit. So pflegte ſich ein römiſcher Poet des andern Beurtheilung zu unterwerfen. Varius beurtheilte den Virgil und Horaz, und dieſe ihn wieder: daher wurden ſie ſo vollkommen. Bavius und Mävius waren für ſich allein klug, und ließen ſich nicht beurtheilen: darum blieben ſie Stümper.

168. So muß die Zeile weichen. Das iſt eine ſcharfe Cenſur. Viele meynen, wenn ſie eine ſchlechte Stelle ihres Gedichte nicht ausbeſſern können, wiewohl ſie alle ihre Mühe daran gewandt: ſo ſey es ſchon genug. Sie halten ſich nunmehr ſchon für berechtiget, ſie, ſo ſchlecht ſie iſt, ſtehen zu laſſen. Allein vergebens! Es iſt noch ein Mittel übrig. Man ſtreiche ſie gar aus! Ja, ſpricht man, es iſt gleichwohl ein ſchöner Gedanken!

Quin ſine rivali teque & tua ſolus amares.
Vir bonus & prudens verſus reprehendet inertes,
Culpabit duros, incomtis allinet atrum
Transverſo calamo ſignum, ambitioſa recidet
Ornamenta, parum claris lucem dare coget,
Arguet ambigue dictum, mutando notabit:
Fiet Ariſtarchus. Nec dicet: Cur ego amicum
Offendam in nugis? hæ nugæ ſeria ducent
In mala, deriſum ſemel exceptumque ſiniſtre.
Ut mala quem ſcabies aut morbus regius urget,
Aut fanaticus error, & iracunda Diana:
Veſanum tetigiſſe timent fugiuntque poetam,
Qui ſapiunt; agitant pueri, incautique ſequuntur.
Hic, dum ſublimes verſus ructatur, & errat,
Si veluti merulis, intentus decidit auceps
In puteum, foveamve: licet; Succurrite, longum
Clamet, Io cives! non ſit, qui tollere curet.
Si quis curet opem ferre, & demittere funem:
Qui ſcis, an prudens huc ſe dejecerit, atque
Servari nolit? Dicam, ſiculique poetæ
Narrabo interitum. Deus immortalis haberi
Dum cupit Empedocles, ardentem frigidus Aetnam
Inſiluit. Sit jus, liceatque perire poetis.

Invi-

danken! Umſonſt, wenn der Vers nicht auch ſchön iſt. Man ſetze einen an die Stelle, der noch ſchöner iſt, und doch wohl klappt. Ein Poet muß keine Affenliebe gegen ſeine Einfälle haben.

169. Vertheidige man ſich. Gewiſſe Leute bitten einen um ſeine Cenſur. Man entſchuldigt ſich anfangs; man lobt ſie, man will nicht daran. Allein umſonſt: ſie laſſen nicht nach. Endlich gehorcht man ihnen, und erinnert bald hie, bald da etwas. Aber was hilfts? Sie wiſſen alles beſſer. Man ſage, was man will: ſie ändern dennoch nichts. Was man tadelt, das bewundern ſie deſtomehr, und es ſtecken allezeit verborgene Schönheiten in ihren Fehlern. Was iſt da zu thun? Man mache es, wie Varius gethan, und laſſe die Affen gehn.

170. So machts. Dieß iſt eine ſchöne Stelle für poetiſche Geſellſchaften, und andere Kunſtrichter. Sie haben dreyerley Pflichten zu beobachten. Sie müſſen verbeſſern, ausmuſtern und hinzuſetzen.

171. Ari-

Und ließ den Affen gehn, der ſeine Jungen liebt,
Wenn ihm gleich ſonſt kein Menſch den mindſten Beyfall giebt.
So machts ein kluger Mann, (170) er tadelt matte Zeilen,
Verwirft ein hartes Wort, bemerkt auch wohl zuweilen,
Am Rande, wo der Vers was ungeſchicktes zeigt.
Er meiſtert allen Schmuck, der gar zu prächtig ſteigt.
Was unverſtändlich iſt, das heißt er klärer machen,
Beſtraft den Doppelſinn, und wird in allen Sachen
Ein andrer Ariſtarch. (171) Er fragt nicht kummervoll,
Warum er einen Freund um nichts verſcherzen ſoll?
So ſchlecht dieß alles ſcheint, ſo wirkt es doch zu Zeiten,
In Wahrheit, etwas mehr, als ſchlechte Kleinigkeiten; (172)
Dein Schmäucheln macht ihn ſtolz, dein höflicher Betrug
Blaſt einen Dichter auf: ſo wird er nimmer klug.
Und wie man Leute fleucht, die ſich die Krätze ſchaben,
Die Selbſucht, Raſerey, und Mondenkrankheit haben;
So wird ein kluger Menſch, vor tollen Dichtern fliehn,
Die Knaben werden ihn, zum Hohngelächter ziehn:
Nur von der dummen Schaar, der Witz und Vorſicht fehlet,
Wird er der kleinen Zahl der Dichter beygezählet.
Wie ſonſt ein Vogler oft, wenn er nach Amſeln ſtellt,
Aus Unvorſichtigkeit in Brunn und Grube fällt:
So ſtürzt ſich ein Poet, der hohe Verſe ſpeyet,
Oft ſelber in Gefahr. Geſetzt nun, daß man ſchreyet:
Ihr Leute! rettet, helft! Iſt doch kein Menſch zu ſehn.
Wer weis auch in der That, obs nicht mit Fleiß geſchehn?
Und ob er auch einmal, wenn man ihm helfen ſollte,
Das zugeworfne Seil, mit Dank ergreifen wollte?
Er kömmt mit Willen um. Ich ſpreche nicht zu ſcharf:
Wie ſich Empedokles (173) in Aetnens Klüfte warf,
Als ihm das kalte Blut ſo melancholiſch worden,
Daß er dadurch verhofft, zum hohen Götterorden,

Sich

171. Ariſtarch. Das war ein großer Criticus, der zu den Zeiten des Ptolomäus Philadelphus gelebt. Er hat vier und zwanzig Bücher, Erklärungen über den Homer, Ariſtophanes und andere griechiſche Poeten geſchrieben. Es iſt Schade, daß dieſelben verlohren worden. Er hat eine ſo ſcharfe Beurtheilungskraft im Beurtheilen gewieſen, daß man ihn einen Propheten genennet; weil ihm das verborgenſte klar und entdeckt geſchienen.

172. Mehr als Kleinigkeiten. Dieß iſt ſehr vernünftig geſprochen. Kleine Dinge ziehen vielmal was Großes nach ſich. Die Schmäucheley gegen einen Poeten macht ihn ſtolz. Der Stolz lehrt ihn hernach alles andere verachten, ja er ſelbſt wird bey Kennern auslachens würdig. Das ärgſte iſt, daß ſolche Leute hernach gar aufhören, Lehre anzunehmen. Sie halten ſich ſchon für vollkommen: darum wollen ſie ſich nicht mehr beſſern, wenn ſie gleich könnten.

173. Empedokles. Ein Weltweiſer und

Invitum qui ſervat, idem facit occidenti.
Nec ſemel hoc fecit, nec ſi retractus erit, jam
Fiet homo, & ponet famoſæ mortis amorem.
Nec ſatis apparet, cur verſus factitet? utrum
Minxerit in patrios cineres, an triſte bidental
Moverit inceſtus? certe furit, ac velut urſus,
Objectus caveæ, valuit ſi frangere clathros,
Indoctum doctumque fugat recitator acerbus.
Quem vero arripuit, tenet occiditque legendo:
Non miſſura cutem, niſi plena cruoris, hirudo.

Sich ſelber zu erhöhn: ſo geht es hier wohl an.
Man laß es ihm denn zu, daß er verderben kann.
Wer wider Willen hilft, wird ſchlechten Dank erwerben;
Drum laſſe man getroſt den tollen Dichter ſterben.
Es iſt ſein erſtes nicht, daß er nach Unglück ringt; (174)
Und wenn man ihn gleich itzt mit Fleiß zurechte bringt,
So wird er darum doch die Thorheit nicht verlaſſen,
Vielweniger den Weg zum Untergange haſſen.
Man ſieht auch endlich nicht, warum ein böſer Geiſt,
Poeten ſolcher Art zum Verſemachen reißt.
Ob ſie des Vaters Grab (175) durch ihren Harn entweihet?
Ob ſie kein Heiligthum in ihrer Wuth geſcheuet? (176)
Ob ihre Frevelthat der Götter Haus befleckt?
Das weis ich, ſie ſind toll; und wie ein Bär uns ſchreckt,
Wenn er des Kerkers Schloß und Riegel durchgebrochen;
So flüchtet alles weg, wenn ſie ein Wort geſprochen.
Denn wer ergriffen wird, daß er ſie hören muß,
Der kömmt ſo bald nicht los, und ſtirbt faſt vor Verdruß:
Weil ſie, den Egeln gleich, nicht eh die Haut verlaſſen,
Bis ſie nicht fähig ſind, mehr Blut in ſich zu faſſen.

und Poet in Sicilien, der noch vorm Ariſtoteles gelebt, und ein poetiſches Werk von der Naturlehre geſchrieben hat; wie nachmals Lucretius im Lateiniſchen gethan. Man beſchuldigt den Empedokles, daß er gern vergöttert worden wäre, weswegen er in den feuerſpeyenden Berg Aetna geſprungen, damit man nicht wiſſen könne, wo er hingekommen, und alſo ſchließen möchte: er wäre gen Himmel gefahren. Allein, ſeine Pantoffeln, die er entweder oben gelaſſen, oder die vom Feuer ausgeworfen worden, haben die Art ſeines Endes verrathen.

174. Nach Unglück ringt. Die römiſchen Poeten machten ſich durch ihre, obwohl theatraliſche Stücke, überaus viel Feinde, und kamen zuweilen mit ihrer handgreiflichen Satire in Komödien ſehr übel an.

175. Des Vaters Grab. Die Gräber der Alten waren heilig, und durften durch nichts unreines befleckt werden. Im Lateiniſchen heißt es zwar, ob er ſeinen Harn in die Aſche ſeines Vaters gelaſſen; weil man nämlich die römiſchen Todten verbrannte. Allein es läuft auf eines hinaus.

176. Kein Heiligthum. Triſte bidental. Dieſes war ein vom Donner getroffener Ort, von welchem man viel Weſens in Rom machte. Man umzäunte ihn rings umher, und es mußte ſich demſelben niemand nähern, vielweniger die Gränzen deſſelben verrücken. Dergleichen große Uebelthaten nun, vermuthet Horaz von ſolchen Poeten, die gleichſam zur Strafe, von den Göttern mit der Reimſucht heimgeſuchet würden, weil man ſonſt nicht abſehen könnte, warum ſie Verſe machten.

Ver-

Versuch

einer

Kritiſchen Dichtkunſt.

Erſter

allgemeiner Theil.

Das I. Hauptſtück.

Vom Urſprunge und Wachsthume der Poeſie überhaupt.

1. §.

Wenn das Alterthum einer Sache ein Anſehen geben, oder ihr einen beſondern Werth beylegen kann: ſo iſt gewiß die Poeſie eine von den wichtigſten freyen Künſten, ja der vornehmſte Theil der Gelehrſamkeit. Sie iſt ſo alt, daß ſie auch vor der Sternwiſſenſchaft hierinn den Vorzug behaupten kann; die doch von den uralten Chaldäern, bald nach der Sündfluth, oder wie andre meynen, erſt von den Aegyptern, eifrig getrieben worden. Und das iſt kein Wunder. Die Aſtronomie hat ihren Urſprung außer dem Menſchen, in der ſehr weit entlegenen Schönheit des Himmels: die Poeſie hergegen hat ihren Grund im Menſchen ſelbſt, und geht ihn alſo weit näher an. Sie hat ihre erſte Quelle in den Gemüthsneigungen des Menſchen. So alt alſo dieſe ſind, ſo alt iſt auch die Poeſie: und wenn ſie ja noch einer andern freyen Kunſt weichen ſoll, ſo wird ſie bloß die Muſik, ſo zu reden, für ihre ältere Schweſter erkennen.

2. §. Einige wollen behaupten, daß die allererſten Menſchen das Singen von den Vögeln gelernet haben. Es kann ſolches freylich wohl nicht ganz und gar geleugnet werden; vielmehr hat es eine ziemliche Wahrſcheinlichkeit für ſich.

Leute, die im Anfange der Welt mehr in Gärten oder angenehmen Luſtwäldern, als in Häuſern wohneten, mußten ja täglich das Gezwitſcher ſo vieler Vögel hören, und den vielfältigen Unterſcheid ihres Geſanges wahrnehmen. Von Natur waren ſie, ſowohl als die kleineſten Kinder, uns Erwachſene ſelbſt nicht ausgenommen, zum Nachahmen geneigt: daher konnten ſie leicht Luſt bekommen, den Geſang desjenigen Vogels, der ihnen am beſten gefallen hatte, durch ihre eigene Stimme nachzumachen; und ihre Kehle zu allerley Abwechſelungen der Töne zu gewöhnen. Diejenigen, welche vor andern glücklich darinn waren, erhielten den Beyfall der andern: und weil man ſie gern hörete, ſo legten ſie ſich deſto eifriger auf dergleichen Melodeyen, die gut ins Gehör fielen; bis endlich dieſe vormaligen Schüler des wilden Gevögels, bald ihre Meiſter im Singen übertrafen.

3. §. Allein es iſt nicht nöthig, auf ſolche Muthmaßungen zu verfallen. Der Menſch würde, meines Erachtens, geſungen haben, wenn er gleich keine Vögel in der Welt gefunden hätte. Lehret uns nicht die Natur, alle unſere Gemüthsbewegungen, durch einen gewiſſen Ton der Sprache, ausdrücken? Was iſt das Weinen der Kinder anders, als ein Klagelied, ein Ausdruck des Schmerzes, den ihnen eine unangenehme Empfindung verurſachet? Was iſt das Lachen und Frohlocken anders, als eine Art freudiger Geſänge, die einen vergnügten Zuſtand des Gemüthes ausdrücken? Eine jede Leidenſchaft hat ihren eigenen Ton, womit ſie ſich an den Tag leget. Seufzen, Aechzen, Dräuen, Klagen, Bitten, Schelten, Bewundern, Loben, u. ſ. w. alles fällt anders ins Ohr; weil es mit einer beſondern Veränderung der Stimme zu geſchehen pflegt. Weil man nun angemerket hatte, daß die natürlich ausgedrückten Leidenſchaften, auch bey andern, eben dergleichen zu erwecken geſchickt wären: ſo ließen ſichs die Freudigen, Traurigen, Zürnenden, Verliebten u. ſ. w. deſtomehr angelegen ſeyn, ihre Gemüthsbeſchaffenheit auf eine bewegliche Art an den Tag zu legen; um dadurch auch andre, die ihnen zuhöreten, zu rühren, das iſt, ihnen etwas vorzuſingen.

4. §.

4. §. Wie nun, bisher erwähnter maßen, auch bloße Stimmen die innerlichen Bewegungen des Herzens ausdrücken; indem z. E. die geschwinde Abwechselung wohl zusammen stimmender scharfer Töne lustig, die langsame Abänderung gezogener und zuweilen übellautender Töne traurig klingt, u. s. f: so ist es doch leicht zu vermuthen, daß man nicht lange bey bloßen Stimmen, oder Tönen im Singen geblieben seyn, sondern auch bald gewisse Worte dabey wird ausgesprochen haben. Man höret es freylich auch auf musikalischen Instrumenten schon, ob es munter oder kläglich, trotzig oder zärtlich, rasend oder schläfrig klingen soll: und geschickte Virtuosen wissen ihre Zuhörer, bloß durch ihre künstliche Vermischung der Töne, zu allen Leidenschaften zu zwingen. Allein es ist kein Zweifel, daß Worte, die nach einer geschickten Melodey gesungen werden, noch viel kräftiger in die Gemüther wirken.

5. §. Sonderlich muß man dieses damals wahrgenommen haben, als die Gesangweisen so vollkommen noch nicht waren, als itzo, da die Musik aufs höchste gestiegen ist. Es war also sehr natürlich, daß die ersten Sänger den Anfang macheten, anstatt unvernehmlicher Töne, verständliche Sylben und deutliche Wörter zu singen. Dadurch konnten sie dasjenige, was sie bey sich empfunden hatten, desto lebhafter ausdrücken, ihre Gedanken ausführlicher an den Tag geben, und bey ihren Zuhörern den gewünschten Endzweck erreichen. Abgesungene Worte, die einen Verstand in sich haben, oder gar einen Affect ausdrücken, nennen wir Lieder; oder, welches gleich viel ist: ein Lied ist ein Text, der nach einer gewissen Melodie abgesungen werden kann. Die Gesänge sind dergestalt die älteste Gattung der Gedichte, und die ersten Poeten sind Liederdichter gewesen.

6. §. Man kann sich aber leicht einbilden, wie diese ersten Oden mögen geklungen haben. Alle Dinge sind anfänglich rauh und grob, oder doch voller Einfalt. Die Zeit bessert alles aus; die lange Uebung in einer Kunst bringt sie endlich zu größerer Vollkommenheit: nur findet sich der Auspuz oft sehr spät, wenn gleich die Sache längst

erfunden gewesen. Ich stelle mir die neuerfundenen Lieder nicht anders vor, als die Evangelien, das Vater Unser, und andre in ungebundner Rede abgefaßte Lieder, die man noch itzo an vielen Orten singt; nämlich die Litaney, den Lobgesang Mariä, die Collecten u. d. m. Sätze von ungleicher Größe, ohne eine regelmäßige Abwechselung langer und kurzer Sylben; ja so gar ohne alle Reime, waren bey den ersten Sängern schon eine Poesie. Die Psalmen der Hebräer, das Lied Mosis, der Gesang, den Mirjam beym Durchgange durchs rothe Meer angestimmet; u. a. m. können uns davon sattsam überzeugen. So mühsam sich einige Gelehrte, mit dem **Hieronymus**, haben angelegen seyn lassen, in diesen alten hebräischen Liedern ein gewisses Sylbenmaaß zu finden: so leicht wird doch ein jeder Unparteyischer sehen, daß alle ihre Arbeit vergebens gewesen. Sie haben es mehr hinein gezwungen, als darinn gefunden; und es ist weder wahrscheinlich noch nöthig, daß die Poesie der ältesten Nationen eben die Zierde und Vollkommenheit gehabt haben muß, als sie nachmals bey den Griechen und Römern erlanget. Man hält es also billig mit Jos. **Scaligern**, der in seinen Anmerkungen über den **Eusebius** schreibt: „Die hebräische „Sprache ist durchaus nicht auf die Regeln des griechischen „oder lateinischen Sylbenmaaßes zu bringen; wenn man „gleich Himmel und Erde durch einander mischen wollte. Man weis, daß der Engländer, der kürzlich von dem Sylbenmaaße der Psalmen neue Entdeckungen gemacht zu haben, vorgegeben, nichts besonders geleistet. Zum wenigsten hat ers nicht erweislich gemacht, daß es so sorgfältig, als bey den Lateinern und Griechen eingerichtet gewesen.

7. §. Selbst die ersten Poeten unsrer Vorfahren haben's nicht besser zu machen gewußt. Im Norden hat man in der **Edda** solche Ueberbleibsel alter Lieder, wo weder Sylbenmaaß noch Reime gefunden werden. **Morhof** im Unterrichte von der deutschen Sprache auf der 294. Seite führet folgendes an:

Laun

Latur ſa er hakon heitir	d. i. Facit ille qui Haquinus vocatur,
Han rakir lid bannat	Ille populum regit prohibere
Jord kan frelſa findum	Patriam poteſt, defendere provincias
Fridroß kongar oßa	Pacis rupturæ rex inſolentiam
Sialfur råder alt och Alfar	Ipſemet adminiſtrat omnia et Goth-
Eira ſtillir amilli	Solus repit inter (albim
Gramur ofgifft ad fremri	Rex valde virtuoſus et præ aliis
Gandwikz Jofur Landi	Gandwicum Terræ Dominus provinciam.

Imgleichen hat Schilter in der Vorrede zu Ottfrieds Evangelio 10. §. T. 1. Theſ. Antiqu. Germ. dieſe Probe gegeben:

Fe ock fiorwi	d. ſ. Pecunia et vita
Ränſi firthakind	Spoliavit hominum prolem
Sa himm grimmi Greppur	Sæva illa Mors
Yfr tha Gautu	Trans illam ſemitam
Er han warthathi	Quam ipſa cuſtodivit.
Nathi einginn kwikur komaſt.	Potuit nemo vivens venire.

Daß dieſe alte Schwediſche Sprache wo nicht eine Mutter, wie Rudbek in ſeiner Atlantica, nebſt andern Schweden behaupten wollen, doch zum wenigſten eben ſo wohl eine Tochter der ſcythiſchen, und alten celtiſchen geweſen ſey, als unſre deutſche, die daher ihren Urſprung hat; das zeigen ſo viele Wörter, die in dieſen beyden Proben, an Verſtand und Buchſtaben mit unſern heutigen übereinkommen: wenn man nur die lateiniſche Ueberſetzung zu Hülfe nimmt, und ſonderlich der plattdeutſchen Mundart mächtig iſt. Z. E. heitir, iſt heißet; lid heißt leiten, bannat verbannet, Jord, Erde; kan iſt völlig kann; Fridroß Friedensbruch oder Riß; Kongar, König; ſialfur, ſelber; alt, alles; och, auch; ad, und; landi, land. Und in dem andern heißt ok auch; firthakind, Menſchenkind, grimmi, grimmige, yfr, über, tha, die, warthathi, wartete, einginn, einiger, komaſt, kommeſt. Doch dieſes nur beyläufig.

8. §. Fragen wir alſo, worinn die damalige Poeſie der Alten denn eigentlich beſtanden? ſo müſſen wir ſie, im Abſehen auf das Aeußerliche, bloß in der ohngefähr getroffenen Gleichheit der Zeilen ſuchen. Es traf ſich irgend ſo, daß die kurzen Abſchnitte der Rede, oder die kleinen Theile der Lieder,

faſt einerley Anzahl der Sylben hatten. Doch gieng es damit ſo genau nicht zu. Es kam ihnen darauf nicht an, ob die eine Zeile etliche Sylben mehr oder weniger hatte, als die andre. Die Geſchwindigkeit des Singens verkürzte die langen, und die Langſamkeit der Ausſprache verlängerte die kurzen; ſo, daß ſie ſich ſo ziemlich zur Melodie ſchicketen. Wir können uns dieſes noch heute zu Tage an alten geiſtlichen Geſängen, imgleichen an den Liedern der Bergleute vorſtellen; die es auch ſo genau nicht nehmen; und die Zeilen ihrer Verſe gleichſam nur mit einem Hölzchen abzumeſſen pflegen. Und wenn ſie ſich von der ungebundenen Rede noch in ſonſt was unterſchieden haben; ſo muß es bloß in den erhabenen Gedanken, und dem edlen Ausdrucke derſelben, in prächtigen Figuren, Fabeln, Gleichniſſen und ſchönen Redensarten geſuchet werden: wie ſolches aus der morgenländiſchen Poeſie zu erſehen iſt.

9. H. Solche Lieder nun wird man geſungen haben, als **Jubal** allerley muſikaliſche Inſtrumente erfunden; und als **Laban** dem **Jakob** ſagte: daß er ihn mit Freuden, mit Singen, mit Pauken und Harfen hätte begleiten wollen. Dergleichen Lieder haben **Mirjam**, **Moſes**, und nachmals **Debora** geſungen. Dergleichen Lieder haben auch **David**, **Aſſaph**, **Salomo**, **Jeremias** und viele andere gedichtet: ja die ganze hebräiſche Poeſie weis von keinen andern: ſo daß es lächerlich iſt, wenn **Joſephus** ſchreibt, das Buch **Hiobs** ſey in Hexametern geſchrieben. In ſolchen Verſen haben auch ohne Zweifel **Linus**, **Muſäus**, **Orpheus** und **Amphion** in Griechenland noch geſungen, die doch ſo großen Ruhm mit ihrer Dichtkunſt erlanget haben. Solcher Art ſind endlich auch die alten ſaliſchen Lieder bey den Römern geweſen, die **Numa** eingeführet, und die feſcenniniſchen Verſe, die nachmals in Italien im Schwange gegangen. Kurz, ſo ſind die Poeſien der allerälteſten Völker in der ganzen Welt beſchaffen geweſen. Ein Poet aber und ein Muſikus, das war damals einerley: weil viele Sänger ſich ihre Lieder ſelbſt macheten, und die Dichter die ihrigen ſelbſt ſungen. Daher kam denn nachmals die Gewohnheit, daß die Poeten ihre Leyern, Cithern, Seyten, Flöthen

then und Schalmeyen immer anredeten, wenn sie gleich nicht selber spielen konnten. Weil nämlich die Alten beydes zugleich gekonnt hatten: so blieben auch die Neuern noch bey der Sprache ihrer Vorgänger, und entschuldigten sich gemeiniglich mit einer tropischen Redensart; die uns erlaubet, das Nebending an statt der Hauptsache zu setzen.

10. §. Mit der Zeit fieng man an, die Sylben in poetischen Zeilen etwas genauer abzuzählen, damit sie sich desto besser zu den Melodeyen schicken möchten. Die Griechen mögen wohl die ersten gewesen seyn, die solches gethan haben: obwohl noch allezeit einige Lieder bey ihnen im Schwange blieben, darinn sich die Poeten viel Freyheiten heraus nahmen. Man lese nur nach, was Scaliger in seiner Poetik, von dithyrambischen und päanischen Gesängen geschrieben. Ja dieses witzige Volk ließ es auch dabey nicht bewenden. Denn wie es ein sehr zartes Gehör hatte, und also zur Musik sehr geschickt und geneigt war: also bemerkte es bald, daß es auch mit der bloßen Sylbenzahl in einem Liede nicht ausgerichtet wäre. Die eine Zeile hatte immer einen bessern Wohlklang, als die andre, und schickte sich besser zur Musik, wenn sie gleich beyde auf einerley Art gesungen wurden: und bey genauer Aufmerksamkeit fand man, daß die Ursache in der Abwechselung langer und kurzer Sylben zu suchen wäre. Man bemerkte derowegen, welche Art der Vermischung sich zu dieser oder jener Gesangweise am besten schickte: und daher entstunden sehr viel verschiedene Gattungen der Verse, die in so großer Menge bey den Griechen und Lateinern vorkommen, daß man sie fast nicht zählen kann. Man sehe hierbey nach, was Is. Vossius in seinem Tractate de Poematum cantu, et viribus Rhythmi geschrieben hat.

11. §. Die nordlichen Völker, Thracier, Gothen, Celten und Gallier liebten zwar auch das Singen, hatten aber kein so zärtliches Gehör; und verfielen also auch auf dieses künstliche Sylbenmaaß der Griechen und Römer nicht. An dessen statt geriethen sie auf den Gleichlaut der letzten Sylben in zwoen Zeilen ihrer Lieder, und fanden ein besonderes Be-

lieben an einem übereinſtimmenden Klange, den ſie den Reim nenneten. Sie gewöhnten auch ihre Ohren dergeſtalt daran, daß ſie dieſen Reim endlich für das weſentlichſte Stück der Poeſie hielten; ja die Verſe und alle Gedichte überhaupt, nicht anders, als Reime nennten. Dieſen Reim nun zu haben, ſpareten ſie weder Kunſt noch Mühe; ja ſie verwehrten ſich dabey auch keine Freyheit. Zum wenigſten wußten ſie eine Aehnlichkeit der letzten Wörter herauszubringen, wenn gleich keine völlige Gleichheit zu erhalten möglich war. Z. E. Ottfrieds Vorrede zu ſeinem Evangelio hebt ſo an:

Hludowuig ther ſnello
Thes Uuisduames follo
 Er Oſtarrichi rihtet al
ſo Frankono Kuning ſcal u. ſ. w.

12. §. Nun haben zwar einige, als Huetius in dem Buche vom Urſprunge der Romane, den Urſprung der Reime den Arabern zuſchreiben wollen, die ſie im achten Jahrhunderte nach Spanien gebracht haben ſollen; welchem auch Campanella beypflichtet. Allein nichts iſt leichter zu zeigen, als daß die Reime in Deutſchland, Wälſchland und Frankreich ſchon im fünften Jahrhunderte im Schwange geweſen, ehe noch die Araber aus Aſien gegangen: vielmehr haben ſelbige dieſe Kunſt in Spanien bey den Gothiſchen und Vandaliſchen Völkern gefunden, die daſelbſt vor ihnen geherrſchet hatten. Gyrald holet ſie aus Sicilien her, und Claude Faucher aus der Provence in Frankreich; die aber ebenfalls ihre Reime von den Gothen und Franken gelernet, die daſelbſt vorher ſchon eingefallen waren. * Andre wollen die Kunſt gar den Rabbinen der Juden zueignen, die doch erſt ſeit des David Kimchi Zeiten dergleichen zu machen angefangen; und es ohne Zweifel von den europäiſchen Chriſten gelernt haben. Noch andre haben gar die Reime ſchon bey den alten Lateinern und Griechen finden wollen. Ob es nun wohl nicht zu leugnen iſt, daß man nicht hier und dar einige ſolche Verſe finden ſollte, da ſich entweder zweene Zeilen am Ende, oder eine für ſich, in

* S. des neuen Büchersaals V. B. a. d. 118. u. f. S. imgl. meine deutſche Sprachkunſt a. d. 554. u. f. S. der II. Aufl.

in der Mitte und am Ende reimet: ſo iſt doch dieſes nur von ohngefähr gekommen, und man hat wenigſtens keine ſolche Schönheit darinn geſucht, als die alten Deutſchen. Der einzige Kaiſer Hadrian hat in ſeiner Animula vagula blandula, eine Reimſucht bewieſen, die er ohne Zweifel von den Deutſchen gelernet, mit denen er viel zu thun gehabt. Die Verſus Leonini ſind auch in Italien allererſt im fünften Jahrhunderte aufgekommen, und haben den Namen von einem gewiſſen Leonio, einem Canonico, der ſich damit zuerſt hervorgethan. Damals aber, wie bekannt iſt, waren die deutſchen Völker ſchon eingefallen, und hatten alſo ihre Reimart mit ſich dahin gebracht. Die Gelehrten verliebten ſich auch bey der einreißenden Barbarey und dem Verfalle des guten Geſchmackes ſo ſehr ins Reimen, daß ſie ſich nicht ſatt reimen konnten. Es war nicht genug, daß zwey Zeilen mit einander reimeten. Z. E.

Vt mens ſe videat poſita caligine fumi;
Quis vetat appoſito lumen de lumine ſumi?

Sondern es mußte ſich auch wohl Mittel und Ende eines Verſes reimen. Z. E.

Hic jacet Henricus ſemper pietatis amicus.

Oder wie die ſalernitaniſche Schule die Geſundheitsregeln abgefaſſet. Z. E.

Caſeus et panis, ſunt optima fercula ſanis.

Kaum war dieſes erdacht, als man gar dreyfache Reime machte: Z. E.

Vos eſtis, Deus eſt teſtis! teterrima peſtis.

Und auch darüber fanden ſich noch andere Künſtler, die ihre Vorgänger in der Reimſucht übertreffen wollten; indem ſie eine noch künſtlichere Verſchränkung der gereimten Zeilen erdachten, wie dieß Exempel zeigen wird:

Ianua mortis, paſſio fortis, crimen eorum
Attulit orbi, ſemina morbi, totque malorum.

So wurden denn, bey ſo vielen Reimen, die Verſe ſelbſt unſichtbar: und die eingebildeten Poeten wurden nichts, als elende Reimſchmiede, die ſich an dem Klappen der Sylben,

wie

wie Kinder an dem Klingen der Schällen belustigen; an die Sachen aber, entweder gar nicht dachten, oder, des großen Zwanges halber, nicht recht denken konnten.

13. §. Bey dem allen aber bleibt es wohl gewiß, daß die scythischen oder celtischen Völker, das ist, unsre Vorfahren, und die Barden derselben, als ihre Poeten, etwa um die Zeiten des Tacitus, auch wohl noch zeitiger, die Reime in ihren Liedern eingeführet haben mögen. Ihre Absicht dabey ist wohl nichts anders gewesen, als daß ihre Landesleute das Lob ihrer Helden desto leichter auswendig lernen, und es desto besser behalten möchten. Denn weil an Schreibern damals ein großer Mangel war, und das Gedächtniß des Volkes die Stelle der Chroniken vertreten mußte: so waren die gereimten Lieder sehr geschickt, das Auswendiglernen zu befördern. Alle Sprüchwörter unsrer Alten zeigen davon. Diese hielten den Kern ihrer moralischen und politischen Klugheit in sich, und wurden der Jugend gleich mit der Muttermilch eingeflößet; aber zu desto größerer Erleichterung des Gedächtnisses in Reimen verfasset: Z. E.

Freunde in der Noth
Gehn hundert auf ein Loth.

* * *

Je krümmer Holz, je besser Krück;
Je ärger Schelm, je besser Glück.

* * *

Auf einen groben Ast
Gehört ein grober Quast u. d. gl.

Doch die Sache ist so ausgemacht, daß sie keines fernern Beweises vonnöthen hat.

14. §. Wie nun die Griechen in ihrem Sylbenmaaße die Lateiner zu Nachfolgern bekommen haben: so haben auch die alten Deutschen ganz Europa reimen gelehret. Italien, Spanien und Gallien nahmen die Art derjenigen Völker an, die sich durch die Gewalt der Waffen ihrer bemächtig-

tigten.* Die Dänen, Schweden, Holl- und Engländer ſind ſelbſt von deutſchem Geſchlechte, und haben alſo die Kunſt von ihren eigenen Vorfahren gefaſſet. Ja auch die Polen, eine Abkunft der alten Sarmater, beliebten die reimende Poeſie. Nichts iſt dabey mehr zu bewundern, als daß die Italiener, Spanier und Franzoſen, die doch Abkömmlinge der Lateiner ſind, nicht das regelmäßige Sylbenmaaß ihrer Vorfahren beybehalten; ſondern ſelbiges entweder gar mit der deutſchen Reimkunſt vertauſchet, oder doch damit verbunden haben. So hoch Dantes und Petrarcha in Wälſchland, Ronſard und Malherbe in Frankreich, wegen der durch ſie geſäuberten Poeſie ihres Vaterlandes, geſchätzet werden: ſo ſeltſam muß es einem Verſtändigen vorkommen, daß dieſe große Geiſter ihren Landesleuten nicht gewieſen, wie man auch im Wälſchen und Franzöſiſchen die lateiniſche Art zu Dichten nachahmen, und verſchiedene Arten der Abwechſelung langer und kurzer Sylben einführen könnte. Sie blieben nämlich bey der bloßen Abzählung der Sylben und dem Reime: wozu die Franzoſen in den fünf und ſechsfüßigen Verſen noch einen Abſchnitt hinzu thaten. Daher iſt es denn vergeblich, wenn einige von unſern Landesleuten in der Poeſie dieſer Völker ein Sylbenmaaß ſuchen; oder ihre Poeten beſchuldigen, daß ſie dawider verſtoßen: wie der ungenannte Verfaſſer der Reflexions ſur la Verſification françoiſe gethan hat. Sie haben ſichs noch niemals in den Sinn kommen laſſen, daß ihre Sprache lange und kurze Sylben habe;** ſo leicht man ihnen

* Der gelehrte Rollin geſteht dieſes offenherzig, im I. Theile ſeiner Manier die freyen Künſte zu lehren und zu lernen, auf der 324. Seite: Nos Langues modernes, par ou j'entends les Langues françoiſe, italienne & eſpagnole viennent certainement, du debris de la Langue latine par le Melange de la Langue tudesque, ou germanique. La plûpart des mots viennent de la Langue latine: mais la Conſtruction & les Verbes auxiliaires, qui ſont d' un tres grand Uſage, nous viennent de la Langue germanique. Et c'eſt peut-être de cette Langue-là, que nous ſont venûes les Rimes, & l'uſage de meſurer les Vers, non pas des Piés compoſés de ſyllabes longues & breves, comme les faiſoient les Grecs & les Romains, mais par le Nombre des Syllabes. Dieſes mögen ſich unwiſſende Sprachmeiſter merken.

** Dieſen Satz hat neulich ein gewiſſer Kunſtrichter, dem man mehr Beleſenheit in franzöſiſchen Büchern

nen ſolches durch die Ausſprache ſelbſt zeigen kann: Und ob ſie gleich viel von ihrer ſo genannten Cadance ſchwatzen: ſo iſt es bey ihnen doch ein bloßes je ne ſçai quoi? Sie wiſſen nämlich nicht zu ſagen, woher dieſelbe entſteht, können auch keine Regeln davon geben; und wollen ſichs doch nicht ſagen laſſen, daß ſolches bloß von einer regelmäßigen Abwechſelung langer und kurzer Sylben herrühret. Dieſe gelinget ihnen zuweilen von ohngefähr, ohne daß ſie daran gedacht haben. Z. E. Ein jeder Franzos giebt zu, daß folgende Verſe einen recht unvergleichlichen Wohlklang haben:

Quoy? nous playdons, dit-il, tendant ſes Mains au Port,
Auprés de ces Vaiſſeaux, et l' on me fait ce Tort,
De me le diſputer! O Dieux! en leur Preſence,
Ulyſſe avec Ajax eſt mis en concurrence!
Ce lâche, qui fuyoit Hector et ſes Brûlots,
Quand j'en ſoûtins l' Effort, au Milieu de ces Flots.

Aber niemand wird es gewahr, daß dieſer Vers faſt durchgehends aus lauter Jamben beſteht; ſo, daß alle Sylben ihren natür-

hätte zutrauen ſollen, geleugnet. Ich ſehe mich alſo genöthiget, die Beweiſe, die ich der Kürze wegen übergangen hatte, bey dieſer IV. Ausgabe meiner Dichtkunſt, beyzufügen. Der erſte Zeuge ſey der Herr von Beaumarchais, in ſeinen Amuſements litteraires auf der 18. Seite des II. Theils Tous, tant que nous ſommes aujourdhui, ſchreibt er, de Peuples vivans en Europe; nous manquons dans nos Langues, de cette Multitude, et *de ce Melange de Syllabes longues et breves*, dont l'arrangement reglé par l'Art, mettoit tant d'Harmonie, dans les Vers de l'ancienne Grece et de Rome; et *il ne nous reſte* pour-y ſuppléer, que d'aſſembler une certaine Quantité de Syllabes, et de faire enſorte, que des Sons ſemblables finiſſent toujours deux Vers voiſins l'un de l'autre. Hier ſieht man fürs erſte einen verwegenen Franzoſen, der ſich unterfängt, von allen europäiſchen Völkern zu urtheilen; da man doch ſicher wetten könnte, daß er außer ſeiner Mutterſprache, keine einzige andre heutige Sprache verſtanden; und alſo gar nicht im Stande geweſen, von aller europäiſchen Völker Poeſie zu urtheilen. Denn hätte er auch nur das Italiäniſche verſtanden, ſo würde er wenigſtens aus den Arien ihrer Opern gemerket haben, daß ſie ſich eben ſo gut, als die anakreontiſchen Oden ſcandiren, d. i. eine regelmäßige Abwechſelung langer und kurzer Sylben haben. Hat er nun nicht einmal wälſch gekonnt, ſo hat er noch viel weniger engliſch, holländiſch, deutſch, däniſch oder ſchwediſch gekonnt; als wovon ſein Ausſpruch höchſt ungereimt iſt. Zweytens ſieht man aber wenigſtens daraus, daß er in ſeiner Sprache kein Sylbenmaaß kennet, und von keiner regelmäßigen Abwechſelung langer und kurzer Sylben weis. Doch viel-

natürlichen Accent behalten, den ſie in ungebundner Rede haben. Eben das könnte man auch von Italienern und Spaniern erweiſen, wenn es hieher gehörete.

15. §. Da nun alle dieſe Nationen, und die Pohlen noch dazu, bey dieſer unvollkommenen Art Verſe zu machen geblieben ſind: ſo haben die Deutſchen ſie gewiß weit übertroffen. Unſre Poeten haben es durch die Zärtlichkeit ihres Gehöres bald gemerket, daß die regelmäßige Abwechſelung langer und kurzer Sylben, dadurch die griechiſche und römiſche Poeſie ſo vollkommen geworden, auch in unſrer Mutterſprache ſtatt haben könne; und daher hat man ſchon vor unſerm großen Opitz allerley Gattungen des Sylbenmaaßes gebraucht. Z. E. Winsbek, der am Hofe des Kaiſers, Friedrichs des I. gelebet, hat die Ermahnung an ſeinen Sohn in lauter jambiſchen Verſen beſchrieben. Es heißt gleich im Anfange:

Ein wiſer Man hat einen Sun,
Der was im lieb, als mannigem iſt,
Den wolt er leren rechte tun,
Und ſprach alſo: Min Sun du biſt

Mir

leicht hat dieſer Zeuge nicht Anſehen genug? Gut, auch Rollin und Lami ſtimmen überein. Der erſte hat dieſes zwar ſchon in der bereits angeführten Stelle geſtanden; doch hier ſagt ers noch deutlicher im I. Theile ſeiner Maniere d'enſeigner et d'etudier les belles Lettres, Ed. de Holl. p. 328. La Poeſie françoiſe (et il faut dire la même Choſe de toutes celles, qui ſont modernes) *manque abſolument* de la delicate et harmonieuſe Varieté des Piés, qui donnent à la Verſification grecque et latine ſon Nombre, ſa Douceur, et ſon Agrement; et elle eſt forçée de ſe contenter, de l'Aſſortiſſement uniforme, d'un certain Nombre de Syllabes d'une Menſure égale pour compoſer ſes Vers. Lami aber im X. Capitel des III. Buchs ſeiner Art de parler auf der 253. Seite ſchreibt. La Prononciation des Langues vivantes de l'Europe eſt entierement differente de celle des Langues mortes qui nous ſont connuës, comme le Latin, le Grec, et l'Hebreu. Dans les Langues vivantes on s'arrête également ſur toutes les Syllabes; ainſi le Tems de la Prononciation de toutes les Voyelles ſont égaux, comme nous le ferons voir. Dans les Langues mortes les Voyelles ſont diſtinguées entr' elles par la Quantité du Tems de leur Prononciation. etc. Eben dergleichen Stellen könnten wir noch aus der Hiſtorie der Sevaramben, und aus verſchiedenen andern franzöſiſchen Schriftſtellern anführen, wenn es nöthig wäre: wiewohl ſie alle insgeſamt aus einer ihnen eigenen Vermeſſenheit und Selbſtliebe allen andern europäiſchen Völkern dasjenige abſprechen, was ihnen ſelbſt gebricht; indem ſie von unſern nordiſchen Sprachen, wie die Blinden von der Farbe, urtheilen. S. auch des Abts Olivet Proſodie françoiſe, oder den Auszug davon im neuen Büchersaale.

Mir lieb an allen falſchen Liſt,
Bin ich dir ſam du ſelbe dir ſo volge mir ze dirre Friſt:
Dieweil du lebeſt es iſt dir guot
Ob dich ein Frömder ziehen ſol, du weiſt nicht, wie er iſt gemuot.

In dieſer erſten Strophe iſt nur das Wort mannigem, dieweile und lebeſt, wider das ordentliche Sylbenmaaß: alles übrige iſt recht. Wer ſieht aber nicht, daß in der heutigen Ausſprache in jenem das J, in den beyden letzten aber das eine E leichtlich verſchlungen wird? Man ſehe nur die Lieder an, ſo D. Luther vor mehr als 200 Jahren gemacht, ſo wird man ziemlich richtige jambiſche oder trochäiſche Verſe darinnen finden. Ich darf zum Beweiſe nur den Glauben anführen, als wo beyde erwähnte Gattungen vermiſcht anzutreffen ſind.

Wir gläuben all' an einen Gott,
Schöpfer Himmels und der Erden,
Der ſich zum Vater geben hat,
Daß wir ſeine Kinder werden,
Er will uns allzeit ernähren,
Allem Unfall will er wehren,
Er ſorget für uns hüt' und wacht,
Es ſteht alles in ſeiner Macht.

Ein jeder wird hier unſchwer ſehen, daß alle ausgerückte und männlich gereimte Verſe jambiſch; alle eingerückte weibliche hergegen trochäiſch ſind: und das ganze Sylbenmaaß iſt ſo richtig, daß nur in der letzten Zeile das einzige Wort alles, wider ſeine Natur, vorn kurz und hinten lang ausgeſprochen werden darf. Und was darf es viel Beweiſes? Das einzige Exempel des ehrlichen Rebhuns, von deſſen Klage des armen Mannes, ich in den kritiſchen Beyträgen einen ausführlichen Auszug gegeben, kann uns überzeugen: daß man zur Zeit der Reformation bereits mit ganzem Fleiße, jambiſche und trochäiſche Verſe von allerley Länge gemacht habe. S. meiner Sprachkunſt IV. Abſchn. 1. Hauptſt. 8. u. f. S.

16. §.

16. §. Wären nun ihre Nachfolger in der Poesie auch den Spuren dieser großen Vorgänger gefolget, so würden wir lange vor Opitzen taugliche Verse im Deutschen bekommen haben. Da aber Hans Sachs, Ringwald, Rollenhagen und andere nach ihm, kein so zartes Gehör hatten, und bey der alten Art blieben; so mußte freylich der itzt gedachte Vater unsrer gereinigten Poesie von neuem die Bahn darinn brechen. Er nahm sich die Holländer zum Muster, als unter welchen schon Heins und Cats ihrem Vaterlande eben den Dienst geleistet hatten. Von diesen ahmte er nicht nur die Gedanken, sondern auch das Sylbenmaaß nach: und er konnte es dem ersten also auch in dieser Absicht nachrühmen, wie er that, wenn er an ihn schrieb:

Daß deine Poesie der meinen Mutter sey.

Diesem Vorgänger sind nun nach der Zeit alle deutsche Poeten gefolget: und also übertrifft nunmehr unsre deutsche Poesie an Kunst und Lieblichkeit des Wohlklanges, die Poesien aller Italiener, Franzosen und Spanier; weil wir nämlich den Reim unsrer Vorfahren, mit dem majestätischen Sylbenmaaße der Griechen und Römer, vereinbaret haben. Was ich aber hier von den Deutschen sage, das gilt auch von den Schweden, Dänen und Engländern: wiewohl diese letztern auch noch zuweilen ohne Sylbenmaaß reimen; auch wohl gar ohne Reim und Sylbenmaaß dichten, und bloß auf die Länge der Zeilen sehen: wie Milton in seinem Paradise lost gethan hat; welche Art der Verse sie blank Verses nennen. Exempel davon mag ich hier nicht anführen; weil ich gar zu weit von meinem Zwecke ausschweifen würde.

17. §. Dacier, in seiner Vorrede zu der von ihm übersetzten Dichtkunst Aristotels, ist der Meynung: die Religion sey die Hebamme der Poesie gewesen; und man habe die ersten Lieder bloß zum Lobe Gottes gemacht und abgesungen. Er hat dieses mit andern von seinen Landesleuten gemein, daß sie abergläubischer Weise, den Wissenschaften gern einen heiligen Ursprung geben wollen. Was ist es aber nöthig, die Poesie durch Fabeln in Ansehen zu setzen, da sie auch ohne das

Liebhaber genug findet, wenn man gleich ihren Urſprung aus der Natur ſelbſt herleitet? Meines Erachtens würde man nimmermehr auf die Gedanken gekommen ſeyn, Gott zu Ehren Lieder zu ſingen; wenn man nicht vorher ſchon gewohnt geweſen wäre, zu ſingen. Und ich glaube vielmehr, daß man durch die geiſtlichen Lobgeſänge, eine an ſich ſelbſt gleichgültige Sache geheiliget; als durch die weltlichen Lieder, eine an ſich heilige Sache entweihet habe. Ich muthmaße alſo, daß die Poeſie etwa folgender maßen entſtanden ſey.

18. §. Wenn ein muntrer Kopf, von gutem Naturelle, ſich bey der Mahlzeit, oder durch einen ſtarken Trunk, das Geblüt erhitzet und die Lebensgeiſter rege gemacht hatte: ſo hub er etwa an, vor Freuden zu ſingen, und ſein Vergnügen auch durch gewiſſe dabey ausgeſprochene Worte zu bezeigen. Er lobte die Süßigkeit des Weines, er pries den Berg, oder Stock, darauf er gewachſen; man erhob auch wohl das gute Jahr, die fruchtbare Zeit, oder diejenige Gottheit, die dergleichen Früchte hervorgebracht. Ein verliebter Schäfer, dem bey der langen Weile auf dem Felde, wo er ſeine Heerde weidete, die Gegenwart einer angenehmen Schäferinn das Herz rührete, und das Geblüt in eine Wallung ſetzte, bemühte ſich, nach dem Muſter der Vögel, ihr etwas vorzuſingen, und bey einer lieblichen Melodie, zugleich ſeine Liebe zu erklären; ihr zu ſchmäucheln, ihre Schönheit zu loben, ſich über ihre Kaltſinnigkeit und Unempfindlichkeit zu beklagen, oder die Liebe ſelbſt zu erheben. Als nachmals der Aberglaube, den Gott Bacchus dem Weine, die Ceres den Feldfrüchten, die Pomona den Gärten, die Venus und ihren Sohn, der Liebe vorgeſetzet hatte: ſo gerieth man auch allmählich auf das Lob der Götter. Dem Jupiter und allen übrigen Gottheiten wiederfuhr hernach gleiche Ehre, und ſolchergeſtalt ward die Poeſie gleichſam dem Gottesdienſte geheiliget.

19. §. Von dem Lobe der Götter, kam man leicht auf das Lob der Helden, Erbauer der Städte, Stifter der Republiken, und Stammväter großer Geſchlechter: wiewohl ich

es

es auch für ganz möglich halte, daß man von dem Lobe der Helden, auf das Lob der Götter gekommen; oder vielmehr dieſelben durch das Lob ſelbſt vergöttert habe. Es iſt nämlich bekannt, daß alle Götter der Griechen vormals Menſchen geweſen ſeyn ſollten, die nur wegen ihrer Vortrefflichkeit unter die Einwohner des Himmels wären aufgenommen worden. Bey ſolchen Lobliedern nun, ſchlichen ſich auch die ſtachlichten Spottgeſänge mit ein. Ariſtoteles gedenkt, daß man ſchon vor Homers Zeiten ſchimpfliche Lieder auf die Leute gemacht, und ſie ſehr anzüglich darinnen herumgenommen. Selbſt Homer hat auf einen gewiſſen Müßiggänger, Margites, eine Satire gemacht. Ja Aventinus will in ſeiner deutſchen Hiſtorie, daß, wie Thuiskon zu Anreizung der Nachkommen, die guten Thaten der Frommen, mit Liedern zu ehren befohlen: alſo hätte König Laber gebothen, man ſollte auch von denen, die übels thäten, Lieder machen; und damit ſie ſich ſchämen und beſſern möchten, ſelbige bey Nacht, wenn man die Lichter angezündet hätte, auf öffentlicher Gaſſe vor den Häuſern, abſingen. Daher iſt denn dieſe Art ſatiriſcher Lieder, Geſanglichter genennet worden. S. Morhofs Unterricht. Cap. VI. auf der 260. S.

20. §. Und ſo ſehen wir denn nicht nur, daß die allerälteſte Gattung der Poeſie in Geſängen, Liedern und Oden beſtanden; ſondern auch in wie vielerley Gattungen ſich dieſelben allmählich eingetheilet. Ein Lied zum Lobe der Götter, hieß nachmals im griechiſchen Hymnus, oder Päan; ein Lied auf einen Helden, Encomium oder Scolion; ein ſatyriſch Lied, Dithyrambus; ein verliebtes Lied, Melos oder Threnus; und ein Trinklied, hieß eine Ode: wiewohl dieſe Namen auch oft in allgemeinerm Verſtande gebraucht worden. Die erſten Poeſien waren dergeſtalt alle zum ſingen gemacht; und die Muſik gab ihnen das rechte Leben.

21. §. So gar als allmählich die Heldengedichte, Tragödien, Komödien und Schäfergedichte aufkamen, war noch der Geſang ein unentbehrliches Stück bey allen. Das Heldengedicht nämlich, entſtund aus den Lobliedern auf Götter

oder Helden: und Homer ſoll ſeine Ilias, die er dem Achilles zu Ehren gemacht hatte, nach allen Rhapſodien, d. i. Stücken oder Büchern derſelben, in Griechenland öffentlich abgeſungen haben. Die Tragödien und Komödien entſtunden aus den ſatiriſchen Spottliedern, die auf den Dörfern, an Feſttägen, die Bauern zu vergnügen, von luſtigen Köpfen geſungen wurden: wie nachmals aus eigenen Capiteln von dieſen beyden Arten ausführlicher erhellen wird. Die Schäfergedichte entſtunden aus den verliebten Liedern, welche ſonderlich in Arkadien und Sicilien, als ein paar fruchtbaren und geſegneten Landſchaften, mögen im Schwange geweſen ſeyn: weil nämlich der Ueberfluß an Lebensmitteln, die müßigen Schäfer daſelbſt, gar leicht zu dieſem annehmlichen Affecte reizen konnte.

22. §. Bey allen dieſen Gattungen der Poeſien nun, verlohr ſich allmählich das Singen. Die Heldengedichte Homers, ſind wohl nach der Zeit, als Lykurgus oder Piſiſtratus ſie in Ordnung gebracht, in Griechenland nicht allezeit geſungen, ſondern oft nur geleſen worden: dafern man nicht das Leſen eines harmoniſchen Verſes auch einen Geſang nennen will. In der Tragödie blieb nur der Chor muſikaliſch, der auch in der That lauter Oden ſang. Alles übrige, was zwiſchen den Liedern des Chores eingeſchaltet wurde, und aus einem bloßen Nebenwerke bald das Hauptwerk ward, pflegte nicht geſungen, ſondern nur geredet zu werden: weswegen denn auch die jambiſchen Verſe dabey gebraucht wurden, als welche mit der ungebundenen Sprache der Griechen ſehr übereinkamen. Bey der Komödie war es anfänglich eben ſo, bis endlich der Chor, wegen ſeiner Schmähſucht, gar von der Obrigkeit verbothen ward, und alſo verſtummen mußte, wie Horaz ſagt. Was es aber bedeute, wenn die Aufſchriften der terenzianiſchen Komödien melden, daß dieſelben mit dieſer oder jener Art von Pfeifen geſpielt worden, das haben die Gelehrten noch nicht ausgemacht. Die Schäfergedichte Theokrits und Virgils, mögen auch wohl nie alle ſeyn geſungen worden: denn da ihre Verfaſſer nicht wahre, ſondern nur poetiſche Schäfer waren, ſo wurden ſie nur zum bloßen

Leſen

Leſen gemacht. Ja ſelbſt die Oden, welche Pindarus, Sappho, Anakreon und Horaz in ſo großer Menge gemacht, ſind nicht alle zum Singen verfertiget worden. Man ſehe nur z. E. die letztern an, und bemerke, bey was für verſchiedenen Gelegenheiten ſie verfertiget worden: ſo wird man ſelbſt geſtehen, daß die wenigſten darunter ein einzigmal mögen geſungen worden ſeyn.

23. §. Da nun dergeſtalt die Poeſie, ſich ohne die Ton- und Singekunſt beliebt gemacht hatte, ſo war es kein Wunder, daß noch immer mehr und mehr unmuſikaliſche Gedichte erfunden wurden. Dahin gehören nun die Satiren Lucils, des Horaz, Juvenals und Perſius; die poetiſchen Briefe des Flaccus und Naſo; die Elegien Catulls, Tibulls und des Propertius; die Singedichte Martials und andrer Lateiner: der Griechen vorizo nicht zu gedenken, die in allen dieſen Stücken den Römern vorgegangen. Alle dieſe Gattungen konnten nicht mehr Lieder heißen: Poeſien aber, Gedichte oder Verſe blieben ſie doch, als welchen letztern Namen Horaz auch ſeinen Briefen zugeſteht; da er hingegen den erſten nur für die erhabenen Heldenlieder, Lobgedichte und Tragödien aufbehalten wiſſen will. Noch mehr entfernten ſich von der rechten Art, Heſiodus, der die tägliche Arbeit eines Landmannes; Empedokles, der die ganze Naturlehre; Aratus, der die Sternkunſt; Lucretius, der gleichfalls die Naturwiſſenſchaft; und Virgil, der den Feldbau in alexandriniſchen Verſen beſchrieb. Allen dergleichen Werken ſpricht Ariſtoteles in ſeiner Dichtkunſt, den Namen der Gedichte ab: weil ſie nämlich keine Nachahmungen oder Fabeln ſind; ob ſie gleich das äußerliche Anſehen der poetiſchen Schreibart beybehalten haben. Zu eben dieſer Claſſe könnte man faſt den Silius Italicus, Lucanus und Statius rechnen, deren jener den ganzen puniſchen, der andre den pharſaliſchen Krieg, und dieſer das ganze Leben Achills beſchrieben hat. Sie ſind alſo nach dem Urtheile Ariſtotels, und des Paters le Boſſu, mehr für Hiſtorienſchreiber in Verſen, als für Poeten zu halten: wie an ſeinem Orte ausführlich ſoll gewieſen werden. Und

wo bleiben endlich alle Epithalamia, Genethliaca und Epicedia der Alten? die gewiß allezeit zum Lesen; niemals aber, oder doch sehr selten, zum singen verfertiget worden.

24. §. Als bey der Wiederherstellung der freyen Künste in Europa, auch die Poesie wieder in Flor kam, hat man sich nicht an den alten Gattungen der griechischen und römischen Poesien genügen lassen; sondern verschiedene neue, theils musikalische, theils unmusikalische Arten erfunden. Zu jenen gehören die Opern, die aus den singenden Spielen der Meistersänger, ihren Ursprung haben; ferner die Pastorale, Serenaten, Cantaten, Oratorien, Stanzen, Sonnette, Madrigale, Rondeaux und andere Kleinigkeiten, die nicht viel werth sind. Die meisten davon sind von den Italienern erfunden, und im Anfange alle zum Singen bestimmt gewesen. Die Stanzen sind Gedichte mit Strophen in langen Zeilen, die wir Gesänge nennen können; wie Tasso sein befreytes Jerusalem beschrieben hat, weswegen er auch die Abtheilungen davon, Canto, nennet. Ein Sonnet ist gleichsam ein Lied, dessen erste zwo Strophen, jede von vier Zeilen auf einerley Melodie; die letzte aber, die aus sechs Zeilen besteht, auf eine andere, gesungen werden kann; und also einer pindarischen Ode, mit Satz, Gegensatz und Nachsatz gleich kömmt. Ein Madrigal ist wie eine kleine Arie, oder ein französisch Trinklied; und ein Rondeau ist nicht viel was anders. Die Franzosen sind ihnen nebst den Engelländern und Holländern bald gefolget, und wir Deutschen geben ihnen gewiß in allen diesen Gattungen nichts nach. Wir haben Opern, Pastorale, Serenaden, Cantaten, Kirchenstücke, Oden, Arien, Sonnette, Madrigale, und Rondeaux die Menge aufzuweisen; obwohl diese drey letztern bey uns niemals gesungen seyn mögen.

25. §. Was die großen Gedichte der Alten betrifft, so haben wir gewiß in allen Arten etwas aufzuweisen, das, wo nicht ganz vollkommen, doch nicht so gar zu verwerfen ist, wenn man es mit den Gedichten der Ausländer vergleicht. Von Heldengedichten haben wir nicht nur unter den alten, den Reinecke Fuchs, Theuerdank und Froschmäuseler; sondern

dern

dern auch einen habſpurgiſchen Ottobert, die geraubte Proſerpina, den ſächſiſchen Wittekind und König Friedrichen von Dännemark. Sind dieſe noch nicht ſo gut als Homer, Virgil und Taſſo; ſo ſind ſie doch nicht ſchlechter, als das, was Marino, Arioſt, Chapelain, St. Amand und Milton in dieſem Stücke geliefert haben. Des Herrn Barons von Schöneich Hermann, verdient der Henriade an die Seite geſetzet zu werden. Man muß ſich nur über die ſklaviſche Hochachtung alles deſſen, was ausländiſch iſt, erheben, die uns Deutſchen bisher mehr geſchadet, als genutzet hat. Pietſchens Sieg Carls des VI. zeigt uns, daß der Verfaſſer Fähigkeit genug gehabt, ein Heldengedichte zu machen; wenn ihm die Regeln deſſelben bekannt geweſen wären: aber ſelbſt verdient es noch nicht, in dieſe Claſſe zu kommen. Neukirchs Telemach aber, iſt nur eine Ueberſetzung, und kann uns alſo zu keiner Ehre gereichen. In Trauerſpielen, haben wir den Ausländern nicht nur den Gryphius und Lohenſtein, Hallmann und Breſſand, ſondern ſehr viele andere neuere Dichter entgegen zu ſetzen, die ſich ſeit zwey und zwanzig Jahren, da dieſe Dichtkunſt zum erſtenmal erſchienen (ich ſchreibe dieß 1751.) hervorgethan haben. In dem Neueſten der anmuthigen Gelehrſamkeit ſteht ein Verzeichniß von etlichen 50 Trauerſpielen, die ſeit dem Cato und der Iphigenia ans Licht getreten. Thun es dieſe einem Corneille und Racine noch nicht in allem gleich, ſo haben ſie auch viele Fehler dieſer beyden Franzoſen nicht an ſich; und können es doch, theils mit den neuern Franzoſen, theils ſowohl mit den Wälſchen als Engländern aufnehmen, deren Schaubühne in ſehr großer Verwirrung iſt. In der Komödie haben wir nicht nur Gryphii, Riemers, und Weiſens, ſondern eine große Menge andrer Stücke in Händen, die ſeit 200 Jahren bey uns gedruckt worden. Und ſind dieſe gleichfalls mit des Moliere, und Des Touches Luſtſpielen nicht zu vergleichen, ſo dörfen wir doch weder den Wälſchen noch Engländern, das allergeringſte nachgeben; es wäre denn in der Liebe unſers Vaterlandes: darinnen es uns jene unſtreitig

zuvor thun. Doch haben sich auch hier schon einige muntre Köpfe gewiesen, die durch glückliche Proben uns Hoffnung machen, daß wir auch den Franzosen nicht lange mehr werden den Vorzug lassen dörfen. Man sehe das Verzeichniß unsrer Schauspiele vor meiner deutschen Schaubühne.

26. §. Ich komme endlich auf die Absichten, so die Erfinder und Fortpflanzer der Poesie vor Augen gehabt, deren Kenntniß uns in Untersuchung des wahren Wesens der Poesie, nicht ein geringes Licht geben wird. Man hat ja die alten Dichter allezeit für weise Männer gehalten, und läßt ihnen noch heute zu Tage diesen Ruhm unangetastet. Folglich wird mans ihnen wohl nicht streitig machen, daß sie auch Absichten bey ihren Arbeiten gehabt haben. So mannigfaltig nun dieselben gewesen seyn mögen, so leicht sind sie doch zu errathen. Ihre Gedichte sind ja die Mittel, wodurch sie dieselben zu erlangen gesucht, und wirklich erlanget haben: wozu also dieselben geschickt gewesen sind, das ist für einen Endzweck ihrer Verfasser anzusehen.

27. §. Die allerersten Sänger ungekünstelter Lieder, haben, nach der damaligen Einfalt ihrer Zeiten, wohl nichts anders im Sinne gehabt, als wie sie ihren Affect auf eine angenehme Art ausdrücken wollten, so daß derselbe auch in andern, eine gewisse Gemüthsbewegung erwecken möchte. Dahin zielten also ihre lustige und traurige, verliebte, lobende und spöttische Lieder ab: und diesen Endzweck erlangten sie auch, so oft sie ihren eigenen Affect theils durch bequeme Texte, theils durch geschickte Melodeyen, natürlich und lebhaft vorstelleten. Ein Saufbruder machte den andern lustig; ein Betrübter lockte dem andern Thränen heraus; ein Liebhaber gewann das Herz seiner Geliebten; ein Lobsänger erweckte seinem Helden Beyfall und Bewunderung, und ein Spottvogel brachte durch seinen beißenden Scherz das Gelächter ganzer Gesellschaften zuwege. Die Sache ist leicht zu begreifen, weil sie in der Natur des Menschen ihren Grund hat, und noch täglich durch die Erfahrung bestätiget wird.

28. §.

28. §. Eine so wunderbare Kunst, brachte nun den geschicktesten unter ihren Meistern sehr viel Hochachtung zuwege. Man hörte solche treffliche Sänger gern, man lobte sie sehr, und hielt gar dafür, daß sie etwas mehr als Menschen seyn; oder zum wenigsten einen göttlichen Beystand haben müßten. Dieses ließen sich auch die Poeten gefallen, ja sie bemühten sich, einen so vortheilhaften Gedanken von ihrer Kunst nicht nur zu unterhalten, sondern auch je mehr und mehr zu bestärken. In diesem Vorhaben ließen sie sichs angelegen seyn, allerley annehmliche und reizende Sachen in ihre Lieder zu bringen, dadurch sie die Gemüther der Zuhörer noch destomehr an sich locken, und gleichsam fesseln könnten. Nichts war dazu bey der einfältigen Welt geschickter, als kleine Historien oder Fabeln, die etwas wunderbares und ungemeines in sich enthielten. Man sieht es ja an kleinen Kindern, wie begierig sie nach der Erzählung ihrer Wärterinnen sind; und diesen unerfahrnen und neugierigen Creaturen waren die ältesten Völker ganz gleich. Das bezauberte nun gleichsam die sonst ungezogenen Gemüther. Die wildesten Leute verließen ihre Wälder, und liefen einem **Amphion** oder **Orpheus** nach, welche ihnen nicht nur auf ihren Leyern etwas vorspielten; sondern auch allerley Fabeln von Göttern und Helden vorsungen: nicht viel besser, als etwan itzo auf Messen und Jahrmärkten die Bänkelsänger mit ihren Liedern von Wundergeschichten, den Pöbel einzunehmen pflegen.

29. §. In dieser einmal erhaltenen Hochachtung, erhielten sich die nachfolgender Dichter, durch die Schönheit des Ausdruckes und durch die untermischten weisen Lehren und Sittensprüche. Die Poeten redeten nicht die gemeine Sprache der andern Leute, sondern ihre Redensarten waren edel und erhaben, ihre Worte ausgesucht, ihre Sätze neu und wohlklingend: und ihr ganzer Vortrag ward bisweilen in einer verblümten, oder gar allegorischen Schreibart abgefasset. So viel Witz und lebhafte Einbildungskraft sie dadurch bewiesen: so viel Verstand und hohe Weisheit, zeigten sie durch die trefflichen Sittenlehren und Lebensregeln, die sie in ihren Liedern mit

vorbrachten. Die alten Poeten waren nämlich die erſten Weltweiſen, Gottesgelehrten, Staatsmänner: oder umgekehrt, die älteſten Weltweiſen bedienten ſich der Poeſie, das rohe Volk dadurch zu zähmen. Horat. Dichtk. v. 567.

Das war vor grauer Zeit die Weisheit jener Alten,
Zu zeigen, was für gut und ſtrafenswerth zu halten,
Was recht und ſchändlich war; der Unzucht feind zu ſeyn,
Den Beyſchlaf abzuthun, den Ehſtand einzuweihn,
Die Städte zu erbaun, Geſetze vorzuſchreiben:
So mußte Ruhm und Preis den Dichtern eigen bleiben.

Dergeſtalt wurden nun die älteſten Poeten für Gottesgelehrte, Staatskündige, Rechtsverſtändige, und Weltweiſe zugleich gehalten. Sie waren auch in der That alles in allem, und wurden alſo für Lehrer des menſchlichen Geſchlechts, für außerordentliche, ja recht göttliche Männer angeſehen; die nothwendig alles was ſie ſungen, aus einer höhern Eingebung, nämlich von dem Beyſtande der Muſen und des Apollo, herhaben müßten.

30. §. Alle dieſe Kunſtgriffe hat Homer in ſeinen beyden Heldengedichten, Ilias und Odyſſee, auf eine geſchickte Art zu verbinden gewußt. Er erzählt wahre Geſchichte; er erdichtet Fabeln von Göttern und Helden; er erregt die Affecten; er ſchreibt edel und erhaben; er lehrt und beluſtiget endlich ſeine Leſer, auf eine ſo künſtliche Art und Weiſe, daß man ſich lange vergebens bemühet hat, ſeine rechte Hauptabſicht zu errathen. Ohne Zweifel aber hat er mit Fleiß alle Schönheiten der Poeſie in einem Meiſterſtücke verknüpfen, die gemeine Wohlfahrt ſeiner Griechen befördern, und ſich ſelbſt dadurch in beſondre Hochachtung ſetzen wollen. Er hat auch ſeinen Endzweck damit völlig erreichet; denn es iſt bekannt, wie hoch derſelbe zwey bis drey tauſend Jahre her, von allen, die ihn verſtanden, geſchätzet worden. Einige ſind in dieſer Hochachtung ſo weit gegangen, daß ſie gar alle ſeine Fehler für ſchön ausgegeben, und alle ſeine Schnitzer canoniſiren wollen. Andre aber haben zwar die Mängel erkannt, aber ſie, wie es billig war, mehr ſeinen Zeiten, als ihm ſelbſt beygelegt; und

ihm

ihm deſſen ungeachtet, doch das Lob eines recht großen, lebhaften und glücklichen Geiſtes, nicht abgeſprochen. Man ſehe des Herrn de la Motte Diſcours, über den Homer, den er vor ſeiner franzöſiſchen Ilias drucken laſſen, und Popens Leben Homers, wie es meine Freundinn in der Sammlung auserleſener Stücke 1749. deutſch herausgegeben hat. Mit dem Virgil hat es eben die Bewandniß.

31. §. Die Tragödien und Komödien anlangend, ſo iſt die Abſicht ihrer Verfaſſer gewiß eben dieſelbe geweſen. Man findet was wahres, aber auch was erdichtetes darinnen. Man ſuchet durch Exempel der Tugenden und Laſter, die Zuſchauer zu unterrichten. Die Erregung der Affecten iſt hier nach weit lebhafter, als in jenem, weil die ſichtbare Vorſtellung der Perſonen weit empfindlicher rühret, als die beſte Beſchreibung. Dadurch aber ſuchet man die Leidenſchaften der Zuſchauer zu reinigen. Die Schreibart iſt, ſonderlich im Trauerſpiele ſo edel und erhaben, wie die Sachen ſelber ſind: und an lehrreichen Sprüchen hat es eher einen Ueberfluß als Mangel. Selbſt die Komödie lehret und unterrichtet die Zuſchauer, obwohl ſie das Gelächter erweckt; und alſo haben freylich auch ein Sophokles, Euripides, Menander und Terenz Ehre genug durch ihre Poeſien erlanget, und ihren Zweck, nämlich die Erbauung und Beluſtigung der Zuſchauer, dergeſtalt vollkommen erhalten.

32. §. Was die kleinen Gattungen der Gedichte anlangt, ſo ſind dieſelben freylich ſo vollkommen nicht. Einige erzählen nur; andere ſind bloße Fabeln; noch andere klagen nur allein; und einige ſind bloß zum Lehren gemacht. In einigen will man nur loben, und in andern ſchlechterdings ſpotten. Viele ſind auch nur zum Scherze und zur Beluſtigung gemacht: und alſo haben ſich die Verfaſſer derſelben gleichſam in die Vollkommenheiten der größern getheilet. Sie erhalten dergeſtalt auch nur ein geringes Lob, weil zu einer einzigen poetiſchen Abſicht, auch ein ſehr ſeichter Geiſt und mäßiger Witz ſchon zulänglich iſt. Daher bringen auch ſolche poetiſche Kleinigkeiten einer Nation nicht viel Ehre. Es muß was größers

ſeyn,

ſeyn, womit man ſich gegen andre Völker breit machen, und ihren Dichtern Troß biethen will. Indeſſen bleibt es doch in allen Gattungen der Gedichte bey Horazens Ausſpruche:

Der wird vollkommen ſeyn, der theils ein lehrreich Weſen,
Und theils was liebliches durch ſeinen Vers beſingt;
Zugleich dem Leſer nützt, zugleich Ergetzung bringt.
Ein ſolch Gedicht geht ab, wird weit und breit verführet,
Bis es dem Dichter gar Unſterblichkeit gebiehret. Dichtk. v. 495.

33. §. Bey dem allen iſt es nicht zu leugnen, daß nicht, nach dem Urtheile des großen Ariſtotels, das Hauptwerk der Poeſie in der geſchickten Nachahmung beſtehe. Die Fabel ſelbſt, die von andern für die Seele eines Gedichtes gehalten wird, iſt nichts anders, als eine Nachahmung der Natur. Dieß wird ſie nun durch die Aehnlichkeit mit derſelben: und wenn ſie dieſe hat, ſo heißt ſie wahrſcheinlich. Die Wahrſcheinlichkeit iſt alſo die Haupteigenſchaft aller Fabeln; und wenn eine Fabel nicht wahrſcheinlich iſt, ſo taugt ſie nichts. Wie kann ſie aber wahrſcheinlich ſeyn, wenn ſie nicht die Natur zum Vorbilde nimmt, und ihr Fuß vor Fuß nachgeht? Horaz ſchreibt:

Die Fabel laute ſo, daß ſie der Wahrheit gleicht,
Und fodre nicht von uns, daß man ihr alles gläube:
Man reiße nicht das Kind den Hexen aus dem Leibe,
Wenn ſie es ſchon verzehrt. Dichtk. v. 489.

34. §. Dieſe Nachahmung der Poeten, geſchieht entweder vermittelſt einer ſehr lebhaften Beſchreibung, oder durch eine epiſche und dramatiſche Erzählung, oder gar durch lebendige Vorſtellung desjenigen, was ſie nachahmen. Und dadurch unterſcheidet ſich der Dichter von einem Maler, der nur mit Farben, und einem Bildhauer, der in Stein oder Holz ſeine Nachahmung verrichtet. Will man ſagen, daß auch in ungebundener Rede ſolche Nachahmungen zu geſchehen pflegen, die wir der Poeſie zueignen; als wann zum Exempel Aeſopus proſaiſche Fabeln macht, oder Livius und andre Geſchichtſchreiber gewißen großen Männern ſolche Reden andichten, die ſie zwar nicht von Wort zu Wort gehalten, aber doch wahrſcheinlicher Weiſe hätten halten können: ſo werde ich

antwor-

antworten, daß ſowohl Aeſopus, als ſolche dichtende Geſchichtſchreiber, in ſo weit ſie dichten, unter die Poeten gehören. Die Verſe machen das Weſen der Poeſie nicht aus, vielweniger die Reime. Können doch ganze Heldengedichte in ungebundener Rede geſchrieben werden. Denn wer wollte es leugnen, daß nicht die proſaiſche Ueberſetzung, welche die Frau Dacier vom Homer gemacht, noch ein Heldengedicht geblieben wäre; oder daß Fenelons Telemach kein poetiſches Werk wäre? Kinder und Unwiſſende bleiben am äußerlichen kleben, und ſehen auch eine ſcandirte und gereimte Proſe für ein Gedicht, und jeglichen elenden Versmacher für einen Poeten an: Kenner aber halten es mit dem Horaz, der uns einen Poeten ſo beſchreibt:

- - - neque enim concludere verſum
Dixeris eſſe ſatis; neque ſi quis ſcribat uti nos,
Sermoni propiora, putes hunc eſſe Poetam:
Ingenium cui ſit, cui mens divinior, et os
Magna ſonaturum, des nominis hujus honorem.

Lib. I. Sat. 4.

Nun weis ich zwar, daß aus dieſen Worten einige Neuere, ihre düſtre äſthetiſche Schreibart, als das Weſentliche der Dichtkunſt auf den Thron zu erheben geſuchet. Allein ein anders iſt der Mann, ein anders der Rock den er trägt. Man kann auch dogmatiſche und hiſtoriſche Sachen in einer ſchwülſtigen und finſtern Art des Ausdruckes vortragen: wie Jakob Böhme, Pordätſch, Erasmus Franciſci, und andre Schwärmer mehr gethan haben. Allein ſolche wilde äſthetiſche Köpfe ſind darum keine Homere und Maronen. Die Nachahmung der Handlungen und Leidenſchaften des Menſchen, wird wohl allemal das Hauptwerk der Dichtkunſt bleiben: weil Fabeln auch dann Gedichte ſind, wenn ſie wie die äſopiſchen, in der einfältigſten und ungekünſteltſten Art des Ausdruckes erſcheinen.

Das

Das II. Hauptſtück.

Von dem Charactere eines Poeten.

I. §.

Nachdem wir den Urſprung und das allmählige Wachsthum der Poeſie kürzlich erwogen haben: ſo iſt es nicht undienlich, von einem wahren Poeten einen Abriß zu machen, und ihn nach allen ſeinen Eigenſchaften zu beſchreiben. Man iſt mit dieſem Namen zu allen Zeiten gar zu freygebig geweſen; weil man nicht ſattſam eingeſehen, was für eine große Fähigkeit der Gemüthskräfte, wieviel Gelehrſamkeit, Erfahrung, Uebung und Fleiß zu einem rechtſchaffenen Dichter gehören. Und das iſt kein Wunder geweſen. Gemeiniglich haben ſichs diejenigen angemaßet, den Titel eines Poeten auszutheilen, die einen viel zu ſeichten Verſtand, und eine viel zu blöde Einſicht in das Weſen der wahren Dichtkunſt gehabt. Der Pöbel hat ſich allezeit ein Recht zueignen wollen, von poetiſchen Scribenten zu urtheilen: und dieſes iſt deſto lächerlicher, da ihm die Beurtheilung proſaiſcher Schriften niemals zugeſtanden worden. Kann er nun hierinnen keinen gültigen Ausſpruch thun, und die Verfaſſer derſelben, weder für gute Hiſtorienſchreiber, noch für Redner, Philoſophen, Arzneyverſtändige oder Rechtsgelehrte erklären: wie wird er vermögend ſeyn, von Gedichten zu urtheilen, deren Einrichtung und Ausarbeitung deſto ſchwerer zu prüfen iſt; je mehr ſie unter ſo vielen äußerlichen Schönheiten und Zierrathen, dadurch auch kritiſche Augen zuweilen verblendet werden, verhüllet iſt, ja tief verborgen liegt. Plinius ſchreibt an einem Orte; von Künſtlern könne nur ein Künſtler urtheilen. Man wird alſo mit der Poeſie wohl nicht unbilliger umgehen wollen, als mit der Muſik, Malerey, Baukunſt und dem Bildſchnitzen. Wer berufft

ruft ſich aber in allen dieſen Künſten auf das Urtheil des großen Haufens? Das würden ſchlechte Meiſter darinnen werden, die ihren Ruhm in dem Beyfalle eines eigenſinnigen Volkes ſuchen wollten, welches ohne Verſtand und ohne Regeln von ihren Sachen urtheilet; und deſſen Geſchmack die unbeſtändigſte Sache von der Welt iſt.

2. §. Es trifft freylich zuweilen zu, daß ein ganzes Land oder eine große Stadt ſich an lauter regelmäßige Sachen gewöhnet, und ſo zu reden, eine zeitlang Geſchmack daran findet. Aber dieſer gute Geſchmack kann nicht lange Zeit erhalten werden; wenn es nicht Kunſtverſtändige darunter giebt, die dasjenige, was der gemeine Mann nach der ſinnlichen Empfindung liebet, nach richtigen Grundregeln für gut und ſchön erkennen. Ohne ſolche Meiſter geht der gute Geſchmack bald wieder verlohren, wie wir an den Beyſpielen der Griechen und Römer, ja der neuern Wälſchen und Franzoſen geſehen haben. Die Leichtſinnigkeit der menſchlichen Gemüther, ſucht allezeit eine Veränderung: und wie leicht geſchieht es da, daß Leute von keiner Einſicht, an ſtatt der wahren Schönheiten, die aus wirklichen Vollkommenheiten entſtehen, auf ſcheinbare verfallen; die oft die bloße Sinnlichkeit eben ſo ſehr beluſtigen, als die erſten. Alsdann verfällt alles in Verachtung, was vorhin mit gutem Grunde war höchgeſchätzet worden. Der allgemeine Beyfall einer Nation kann alſo nicht eher von der Geſchicklichkeit eines Meiſters in freyen Künſten, ein gültiges Urtheil fällen, als bis man vorher den guten Geſchmack derſelben erwieſen hat. Dieſes aber geſchieht nicht anders, als wenn man zeiget: daß derſelbe mit den Regeln der Kunſt übereinſtimmet, die aus der Vernunft und Natur hergeleitet worden. Ich habe hiermit beyläufig meinen Begriff von dem guten Geſchmacke entdecket; einer Sache, davon zu itziger Zeit überall ſo viel Redens und Schreibens iſt. Weiter unten wird mehr davon vorkommen; denn zu einem guten Poeten gehört auch ein guter Geſchmack. Aus dem vorhergehenden aber ſchließe ich, daß wir die, zu einem wahren Dichter gehörigen

hörigen Eigenschaften von denen lernen müssen, die das innere Wesen der Poesie eingesehen; die Regeln der Vollkommenheit, daraus ihre Schönheiten entstehen, erforschet haben, und also von allem, was sie an einem Gedichte loben und schelten, den gehörigen Grund anzuzeigen wissen.

3. §. Wenn man nun ein gründliches Erkenntniß aller Dinge Philosophie nennet: so sieht ein jeder, daß niemand den rechten Character von einem Poeten wird geben können, als ein Philosoph; aber ein solcher Philosoph, der von der Poesie philosophiren kann, welches sich nicht bey allen findet, die jenen Namen sonst gar wohl verdienen. Nicht ein jeder hat Zeit und Gelegenheit gehabt, sich mit seinen philosophischen Untersuchungen zu den freyen Künsten zu wenden, und da nachzugrübeln: woher es komme, daß dieses schön und jenes häßlich ist; dieses wohl, jenes aber übel gefällt? Wer dieses aber weis, der bekömmt einen besondern Namen, und heißt ein Kriticus. Dadurch verstehe ich nämlich nichts anders, als einen Gelehrten, der von freyen Künsten philosophiren, oder Grund anzeigen kann. Diesen Begriff hat niemand besser ins Licht gestellet, als der berühmte Graf Shaftsbury, in seinem gelehrten Werke: Characteristic's of Men, Manners and Times, im II. Theile des I. Bandes, Advice to an Author; welches Werk neulich von einer geschickten Feder ins Deutsche übersetzt worden. Was uns nun dergleichen Kunstrichter, solche philosophische Poeten, oder poesieverständige Philosophen sagen werden, das wird wohl ohne Zweifel weit gründlicher seyn, und einen richtigern Begriff von einem wahren Dichter bey uns erwecken; als was der große Haufe, nach einer betrüglichen Empfindung seines unbeständigen Geschmackes, zu loben oder zu tadeln pflegt. Denn ich bin hier gar nicht der Meynung des sonst so scharfsinnigen Cicerons zugethan, der in seinem andern Buche vom Redner schreibt: Omnes tacito quodam sensu, sine ulla arte aut ratione, quae sint in artibus ac rationibus recta ac prava, dijudicant. Vielmehr halte ichs mit dem Seneca, der an einem Orte seiner Schriften das Gegentheil behauptet: Non tam

bene

bene cum rebus mortalium agitur, vt meliora pluribus placeant. Argumentum peſſimi, turba eſt.

4. §. Unter den Griechen iſt ohne Zweifel Ariſtoteles der beſte Kriticus geweſen, was nämlich die Redekunſt und Poeſie anlanget. Es iſt ein Glück, daß ſeine Schriften von beyden Künſten nicht ganz verlohren gegangen; denn von der Dichtkunſt haben wir freylich nur einen Theil übrig behalten. Indeſſen zeugen doch beyde Bücher, eben ſo wohl von dem durchdringenden Verſtande dieſes großen Weltweiſen, als ſeine übrige Schriften. Er hat das innere Weſen der Beredſamkeit und Poeterey aufs gründlichſte eingeſehen, und alle Regeln, die er vorſchreibt, gründen ſich auf die unveränderliche Natur der Menſchen, und auf die geſunde Vernunft. Haben gleich einige andere Kunſtrichter und poetiſche Freygeiſter ſein Joch abzuſchütteln geſucht, und uns entweder von allen Regeln befreyen, oder ganz neue und willkührliche einführen wollen: ſo haben ſie doch bey keinem Vernünftigen Beyfall gefunden. Nichts würde alſo für mich erwünſchter ſeyn, als wenn dieſer tiefſinnige Mann auch den ausführlichen Character eines wahren Poeten gemacht hätte: denn ſo dörfte man ſich nur daran halten, und könnte ſo wohl ſich ſelbſt, als andre, nach Anleitung deſſelben, gehörig prüfen. Allein wir finden in ſeiner Poetik im I. II. und III. Capitel nur etwas weniges, das uns auf die rechte Spur helfen kann. Er lehret nämlich gleich im Anfange derſelben, daß die ganze Poeſie nichts anders ſey, als eine Nachahmung menſchlicher Handlungen; und daß alſo der Unterſcheid verſchiedener Gedichte, bloß auf die mancherley Arten der Nachahmung ankomme. Man könne aber die Handlungen der Menſchen in gute und böſe eintheilen; und die Sitten der Welt wären nur durch dieſe beyden Eigenſchaften unterſchieden. Wer alſo Menſchen abbilden wolle, der könne ſie ſich entweder beſſer, oder ſchlechter vorſtellen, als ſie ſind; oder dieſelben ganz ähnlich ſchildern. Dieſes erläutert er durch das Exempel der Maler, und zieht es hernach auf verſchiedene Arten der Poeſie.

Dieſes giebt, meines Erachtens, Anleitung genug, wie man einen Poeten zu characteriſiren habe.

5. §. Ich ſage alſo erſtlich: ein Poet ſey ein geſchickter Nachahmer aller natürlichen Dinge: und dieſes hat er mit den Malern, Bildhauern, Muſikverſtändigen u. a. m. gemein. Er iſt aber zum andern, auch von ihnen unterſchieden; und zwar durch die Art ſeiner Nachahmung, und durch die Mittel, wodurch er ſie vollzieht. Der Maler ahmet ſie durch Pinſel und Farben nach; der Bildſchnitzer durch Holz und Stein, oder auch durch den Guß in Gyps und allerhand Metallen; der Tanzmeiſter durch den Schritt und die Bewegungen des ganzen Leibes; der Tonkünſtler durch den Tact und die Harmonie: der Poet aber thut es durch eine tactmäßig abgemeſſene, oder ſonſt wohl eingerichtete Rede; oder, welches gleich viel iſt, durch eine harmoniſche und wohlklingende Schrift, die wir ein Gedicht nennen. Eben das hat uns Horaz oben zu verſtehen gegeben, da er ſchrieb:

Reſpicere exemplar vitæ morumque, jubebo
Doctum *imitatorem*, et veras hinc ducere voces.

Imgleichen:

Ficta voluptatis cauſſa ſint proxima veris.

Oder auch:

Aut famam ſequere, aut ſibi convenientia finge.

6. §. So fremde vielen dieſe Beſchreibung eines Dichters vorkömmt, ſo vollſtändig und fruchtbar iſt ſie in der That. Ein Poet wird dadurch nicht nur von den Meiſtern obgedachter freyen Künſte; ſondern auch von den Liebhabern aller andern Theile der Gelehrſamkeit unterſchieden. Ein Geſchichtſchreiber ſoll nicht nachahmen, was wir Menſchen zu thun pflegen, oder wahrſcheinlicher Weiſe gethan haben könnten, thun ſollten, oder thun würden, wenn wir in ſolchen Umſtänden befindlich wären: ſondern man fodert von ihm, daß er getreulich dasjenige erzählen ſolle, was ſich hier oder da, für Begebenheiten zugetragen haben. Ein Redner ſoll nicht nachahmen, was andre Leute thun; ſondern die Leute überre-

den,

den, etwas für wahr oder falsch zu halten, und sie bewegen, etwas zu thun oder zu lassen. Ein Weltweiser ist gleichfalls von der Nachahmung entfernet, indem er uns die Gründe von der Möglichkeit aller Dinge untersuchen lehret. Wie die Rechtsgelehrsamkeit, Arzneykunst und andre Wissenschaften mehr, von der Poesie unterschieden sind, das wird ein jeder leicht abnehmen können. Der Dichter ganz allein, hat dieses zu einer Haupteigenschaft, daß er der Natur nachahmet, und sie in allen seinen Beschreibungen, Fabeln und Gedanken, sein einziges Muster seyn läßt.

7. §. Es ist wahr; man macht hier verschiedene Einwürfe. Der Geschichtschreiber, sagt man, schildert ja auch diejenigen Personen, Sachen und Oerter ab; von welchen er uns Erzählungen macht. Er führt seine Helden wohl gar redend ein, und läßt sie oft Dinge sagen, die sie zwar hätten sagen können, aber in der That niemals gesagt haben: wie wir in griechischen und lateinischen Scribenten häufige Exempel davon vor Augen haben. Dieser Zweifel ist es schon werth, daß er beantwortet werde. Ich sage also fürs erste: nicht alles, was ein Geschichtschreiber thut; das thut er als ein Geschichtschreiber. Z. E. Er schreibt ja auch nach den Regeln der Sprachkunst: wer glaubt aber deswegen, daß die richtige Schreibart zum Wesen der Historie gehöre, und nicht vielmehr der Grammatik eigen sey? Ein Geschichtschreiber kann freylich wohl auch moralisiren, und politische Anmerkungen in seine Erzählungen mischen, wie Tacitus und andre gethan haben: gehört das aber eigentlich zur Historie? Und ist dieses deswegen nicht für eines Sittenlehrers und Staatskündigen eigentliche Pflicht zu halten? Eben so gehts mit den vielen Bildern, Charactern und erdichteten Reden, die in Geschichtbüchern vorkommen. Sie sind poetische Kunststücke, die ein Geschichtschreiber nur entlehnet, um seine trockene Erzählungen dadurch ein wenig anmuthiger zu machen. Er ist gleichsam, wie ein Bildschnitzer beschaffen, der die Gesichter und Kleidungen seiner Kunststücke, auch noch mit Pinsel und Farben übermalet: nicht, als wenn das Malen eigentlich sein

2738

Werk wäre; ſondern weil er einer andern Kunſt Hülfe brauchet, ſeine Arbeit zur Vollkommenheit zu bringen.

8. §. Fürs andre habens auch die Kunſtrichter an einigen Geſchichtſchreibern vorlängſt gemisbilliget, daß ſie die Regeln der hiſtoriſchen Schreibart gar zu ſehr aus den Augen geſetzet. Man leſe nur nach, was einige von dem **Florus**, und **le Clerc** vom **Currius**, wegen ſeiner gekünſtelten Beſchreibungen geurtheilet haben. Man hat kein Bedenken getragen, dieſen Scribenten eine poetiſche Schreibart zuzueignen: welches ſattſam zeiget, daß die lebhaften Beſchreibungen, eigentlich in der Dichtkunſt zu Hauſe gehören; ſonderlich, wenn ſie, wie des **Currius** ſeine, nur aus dem bloßen Witze des Scribenten herkommen. Und was ſoll ich von den Reden eines **Thucydides**, **Xenophons**, **Livius**, **Salluſtius**, u. a. m. ſagen? Man hat es längſt erkannt, daß ſie Proben von der dichtenden Einbildungskraft dieſer Scribenten wären; dazu ſie, als Geſchichtſchreiber, nicht wären verbunden geweſen. Sie haben aber hierinn lieber dem **Homer**, deſſen Schriften einen allgemeinen Beyfall hatten, nachahmen, als ihre eigne Pflichten in Betrachtung ziehen wollen. Und man hat ſie deswegen mit Recht getadelt; weil es einem aufrichtigen Verfaſſer hiſtoriſcher Nachrichten nicht zuſteht; das geringſte in den wahren Begebenheiten zu ändern, auszulaſſen oder hinzu zu ſetzen. Wie haben aber gedachte Scribenten dieſe Pflicht in ſolchen Reden beobachten können, die ſie berühmten Leuten viele Jahrhunderte nach ihrem Tode gedichtet? Zum wenigſten hat **Currius** dem ſcythiſchen Geſandten eine Anrede an **Alexandern** in den Mund geleget; die derſelbe, allem Anſehen nach, unmöglich ſo ſchön und künſtlich hätte halten können. Was ich hier von der Hiſtorie zur Antwort gegeben habe, das läßt ſich mit leichter Mühe, auf alle übrige Einwürfe, die man von andern Wiſſenſchaften hernimmt, deuten, und gehöriger maßen anwenden.

9. §. **Ariſtoteles** hat es ſchon ausgeführt, wie natürlich es dem Menſchen ſey, alles was er ſieht und höret, nachzuahmen. In unſrer zärteſten Jugend geht dieſes ſchon an. Man ſagt,

die

die Kinder sind wie Affen; weil sie alles nachmachen, was die Erwachsenen thun. Man möchte aber mit besserm Rechte sprechen, die Affen sind wie Kinder: denn diesen gebührt sonder Zweifel im Nachahmen der Vorzug. Alles, was wir lernen und fassen, das fassen und lernen wir durch die Nachahmung. Das Gehen und Stehen, Reden und Singen, das Essen und Trinken, ja Lesen und Schreiben, entsteht bey uns aus keiner andern Quelle.

Von andern Thieren zwar, kennt jedes seine Kraft,
Und weis auch von Natur von seiner Eigenschaft;
Der Mensch allein, ihr Haupt, der Herr so vieler Sachen,
Muß alles, was er thut, von andern lernen machen:
Und daß er ißt und trinkt, redt, sitzt, steht, geht und liegt,
Kömmt nur durch Unterricht, schläft auch nicht ungewiegt.
Opitz im II. Buch der Trostged.

Daraus leitet nun der tiefsinnige Weltweise den Ursprung der Poesie her. So viel ist gewiß, daß diejenigen Knaben, welche die größte Geschicklichkeit zum Nachahmen an sich blicken lassen, auch die größte Fähigkeit zur Poesie besitzen. Zeiget sich aber jene sonderlich im Schreiben, in der Malerey und Musik, imgleichen im Tanzen u. s. f.: so sieht man wohl, daß Kinder, die zu dergleichen Uebungen viel Naturell und Lust haben, auch zur Dichtkunst selbst, eine treffliche Geschicklichkeit erlangen können; wenn nur auch die Auferziehung sonst darnach eingerichtet ist.

10. §. Weil nun diese natürliche Geschicklichkeit im Nachahmen bey verschiedenen Leuten auch sehr verschieden ist; so daß einige fast ohn alle Mühe eine große Fertigkeit darinnen erlangen, andre hergegen bey vieler Quaal und Arbeit dennoch hinten bleiben: so hat man angefangen zu sagen, daß die Poeten nicht gemacht; sondern gebohren würden, daß sie den heimlichen Einfluß des Himmels fühlen, und durch ein Gestirn in der Geburt zu Poeten gemacht seyn müßten: das heißt in ungebundener Schreibart nichts anders, als ein gutes und zum Nachahmen geschicktes Naturell bekommen haben. Opitz schreibt:

Es ist hier nicht genug, die arme Rede zwingen,
Die Sylben über Hals und Kopf in Reime bringen,
Der Wörter Henker seyn; wer nicht den Himmel fühlt,
Nicht scharf und geistig ist, nicht auf die Alten zielt,
Nicht ihre Schriften kennt, der Griechen und Lateiner,
Als seine Finger selbst, und schaut, daß ihm kaum einer
Von allen außen bleibt; wer die gemeine Bahn
Nicht zu verlassen weis, ist zwar ein guter Mann,
Doch nicht gleich ein Poet.

Opitz im I. B. der Poet. W.

Unser Poet fodert also von einem Dichter, er solle den Himmel bey sich fühlen, ja scharf und geistig seyn. Das zielet ebenfalls auf das gute Naturell oder den fähigen Kopf eines Dichters. Rachel stimmt diesem bey:

Denn wer nicht von Natur hiezu ist wie gebohren,
Bey dem ist Kunst und Fleiß und Uebung auch verlohren.
Hör, was der Römer spricht: Die Stadt giebt jährlich zwar
Der Bürgermeister zwey: jedoch nicht alle Jahr
Kömmt ein Poet hervor. So viel hat das zu sagen,
Wenn jemand will mit Recht das Lorberkränzlein tragen.

Rachels Sat. der Poet.

11. §. Das ist nun, meines Erachtens, die beste Erklärung, die man von dem Göttlichen in der Poesie geben kann; davon so viel Streitens unter den Gelehrten ist. Ein glücklicher munterer Kopf ist es, wie man insgemein redet; oder ein lebhafter Witz, wie ein Weltweiser sprechen möchte: das ist, was oben beym Horaz, Ingenium et mens divinior hieß. Dieser Witz ist eine Gemüthskraft, welche die Aehnlichkeiten der Dinge leicht wahrnehmen, und also eine Vergleichung zwischen ihnen anstellen kann. Er setzet die Scharfsinnigkeit zum Grunde, welche ein Vermögen der Seelen anzeiget, viel an einem Dinge wahrzunehmen, welches ein andrer, der gleichsam einen stumpfen Sinn, oder blöden Verstand hat, nicht würde beobachtet haben. Je größer nun die Scharfsinnigkeit bey einem jungen Menschen ist; je aufgeweckter sein Kopf ist, wie man zu reden pflegt: desto größer kann auch sein Witz werden, desto sinnreicher werden seine Gedanken seyn. Denn wo man viele Eigenschaften der Dinge angemerket,

merket, und auf alle Kleinigkeiten bey einer Perſon, Handlung, Begebenheit u. ſ. w. Acht gegeben hat: da kann man deſto leichter die Aehnlichkeit einer ſolchen Perſon, Handlung, Begebenheit oder Sache mit andern dergleichen Dingen wahrnehmen. Die Einbildungskraft nämlich bringet, bey den gegenwärtigen Empfindungen, ſehr leicht wiederum die Begriffe hervor, die wir ſonſt ſchon gehabt; wenn ſie nur die geringſte Aehnlichkeit damit haben. Alle dieſe Gemühskräfte nun, gehören nicht in gemeinem, ſondern in ſehr hohem Grade für denjenigen, der geſchickt nachahmen ſoll: und ein Poet muß dergeſtalt, ſowohl als ein Maler, Bildſchnitzer u. ſ. w. eine ſtarke Einbildungskraft, viel Scharfſinnigkeit und einen großen Witz ſchon von Natur beſitzen, wenn er den Namen eines Dichters mit Recht führen will.

12. §. Doch alle dieſe natürliche Gaben ſind an und für ſich ſelbſt noch roh und unvollkommen, wenn ſie nicht aufgeweckt, und von der ihnen anklebenden Unrichtigkeit geſaubert werden. Viele witzige Köpfe verroſten gleichſam bey ihrer guten Fähigkeit, aus Mangel der Anführung. Kinder, denen es an Unterrichte fehlet, bleiben bey aller ihrer natürlichen Geſchicklichkeit dennoch ſtecken: und wenn ſie ſich gleich unter andern ihres gleichen, durch ein lebhafteres Weſen hervorthun; ſo iſt doch alle ihr Witz gleichſam ein ungebautes Feld, das nur wilde Pflanzen hervortreibt; ein ſelbſt wachſender Baum, der nur ungeſtalte Aeſte und Reiſer hervorſproſſet. Gerathen ſolche Leute in anwachſenden Jahren aufs Reimen, ſo werden ſie Poſſenreißer, Pritſchmeiſter, und alberne Reimenſchmiede; die allerhand abgeſchmackte Einfälle zuſammen häufen, ſich alles für erlaubt halten, und nur den Beyfall des Pöbels ſuchen. Sie folgen ſchlechterdings ihrer Phantaſie, und dichten Quodlibete, Lieder, Romane, Pickelheringspoſſen, und andre phantaſtiſche Erfindungen in theatraliſchen Sachen, die weder Art noch Geſchick haben. Man kann aber junge Knaben beyzeiten aufwecken, und ihren Witz, ſo zu reden, in die Falten rücken, wenn man ihnen bald allerley gute ſinnreiche Schriften zu leſen giebt; wenn man ſie auf die

treflichsten Stellen derselben aufmerksam machet; ihnen die Schönheit derselben recht vor Augen stellet, und durch ein vernünftiges Lob ihrer Verfasser, sie anspornet, nach gleicher Ehre zu streben.

13. §. Dieses thut man, wenn die Jugend ihren Verstand schon einigermaßen brauchen kann: der Grund aber kann noch früher dazu geleget werden, wenn man sie beyzeiten im Zeichnen und Reißen unterweisen läßt. Es glaubt niemand, was diese Uebung jungen Leuten für Vortheil schaffet; als wer sie mit philosophischen Augen ansieht. Wer einen vor Augen liegenden Riß nachmalen will, der muß sehr genau auf alle gerade und krumme Linien, Verhältnisse, Größen, Stellungen, Entfernungen, Erhebungen, Schattirungen und Strichlein, ja auf die allerkleinsten Puncte Achtung geben. Durch dergleichen Uebung und Bemühung erlangt man also einen hohen Grad der Aufmerksamkeit, auf jede vorfallende Sache; welche endlich zu einer Fertigkeit gedeihet, in großer Geschwindigkeit, und fast im Augenblicke viel an einer Sache wahrzunehmen; welche Fertigkeit wir vorhin die Scharfsinnigkeit genannt haben. Indem aber ein solcher Knabe sich ferner bemühet, seinen Riß, dem vorgelegten Musterbilde ähnlich zu machen: so muß er die Aehnlichkeiten zwischen beyden wahrnehmen lernen, das ist, seinen Witz üben. Fängt er endlich gar an, wirkliche Personen abzuschildern, oder Gegenden und Landschaften zu malen, die er wirklich vor sich sieht: so wird er noch fertiger. Am höchsten bringt ers endlich, wann er aus seiner eigenen Erfindung ganze Historien wohl zu entwerfen, und auf eine sehr lebhafte, natürliche und folglich anmuthige Art auszumalen geschickt wird. Dergleichen Uebungen nun bilden unvermerkt poetische Geister. Denn dafern durch das Studiren, solchen jungen Leuten zugleich die Fertigkeit in der Sprache, die Kenntniß vieler Sachen, nebst den Regeln der gebundenen Schreibart beygebracht wird: so werden sie hernach eben so geschickt, mit der Feder, als mit Pinsel und Farben, die Nachahmung natürlicher Dinge zu vollziehen wissen.

14. §.

14. §. Denn das muß man nothwendig wissen, daß es mit Einbildungskraft, Scharfsinnigkeit und Witz bey einem Poeten noch nicht ausgerichtet ist. Dieß ist zwar der Grund von seiner Geschicklichkeit, den die Natur legt: aber es gehört zu dem Naturelle auch die Kunst und Gelehrsamkeit. Muß doch ein Maler, der was rechtes thun will, in der Meßkunst, Perspectiv, Anatomie, Mythologie, Historie, Baukunst, ja Logik und Moral was gethan haben; wenn ers zu einiger Vollkommenheit bringen will. So wird denn ein Poet, der auch die unsichtbaren Gedanken und Neigungen menschlicher Gemüther nachzuahmen hat, sich nicht ohne eine weitläuftige Gelehrsamkeit behelfen können. Es ist keine Wissenschaft von seinem Bezirke ganz ausgeschlossen. Er muß zum wenigsten von allem etwas wissen, in allen Theilen der unter uns blühenden Gelahrtheit sich ziemlicher maßen umgesehen haben. Ein Poet hat ja Gelegenheit, von allerley Dingen zu schreiben. Begeht er nun Fehler, die von seiner Unwissenheit in Künsten und Wissenschaften zeugen, so verliert er sein Ansehen. Ein einzig Wort giebt oft seine Einsicht, oder auch seine Unerfahrenheit in einer Sache zu verstehen. Ein einzig Wort kann ihn also in Hochachtung oder in Verachtung setzen; nachdem es entweder seine Gelehrsamkeit, oder Unwissenheit an den Tag legt. Daraus folgt nun unfehlbar, daß ein Poet keine Wissenschaft so gar verabsäumen müsse, als ob sie ihn nichts angienge. Er muß sich vielmehr bemühen, von allen, zum wenigsten einen kurzen Begriff zu fassen; damit er sich, wo nicht in allen geschickt erweisen, doch mindstens in keiner einzigen auf eine lächerliche Art verstoßen möge.

15. §. Vieleicht wendet man mir ein: Ich machte den Begriff von einem Poeten zu groß und zu vollkommen; dergleichen Leute von allgemeiner Gelehrsamkeit hätte es wohl noch nie gegeben; inskünftige aber, würde man sie noch weniger zu gewarten haben, da die Anzahl der Wissenschaften und Künste fast täglich größer würde. Hierauf will ich zur Antwort geben: daß man nicht übel thue, wenn man eine Sache nach ihrer größesten Vollkommenheit abschildert.

So haben die Stoiker ihren Weiſen, die Lehrer der Redekunſt ihren vollkommenen Redner, und die heutigen Weltweiſen einen vollkommenen Philoſophen beſchrieben. Es iſt gut, wenn man ein Ziel vor Augen hat, darnach man ſtreben kann, wenn es gleich noch niemand erreichet hätte. Je näher man ihm kömmt, deſto vollkommner iſt man: und der am wenigſten davon entfernet bleibt, der iſt am lobwürdigſten. Geſteht aber **Seneca** von dem ſtoiſchen Weiſen, **Cicero** von einem vollkommenen Redner, und Herr **Wolf** von einem vollkommenen Philoſophen, daß dergleichen noch niemals in der Welt zu finden geweſen: ſo wollen wir auch bekennen, daß noch kein Poet den höchſten Gipfel in ſeiner Kunſt erreichet habe. Die Erfahrung hat es gewieſen. An den berühmteſten alten und neuen Dichtern haben ſcharfe Kunſtrichter mit gutem Grunde ſo viel auszuſetzen gefunden; daß man auch hier die menſchliche Unvollkommenheit nur gar zu deutlich hat wahrnehmen können. Wie aber deswegen, weder die Stoiker nach Weisheit, noch die Redner nach Beredſamkeit, noch die Philoſophen nach der philoſophiſchen Erkenntniß zu ſtreben aufgehöret haben: alſo darf auch kein Liebhaber der Dichtkunſt den Muth ſinken laſſen.

Denn dieß gilt dahin nicht, daß dieſe Schwierigkeit
Dich läßig machen ſoll. Der Gaben Unterſcheid
Der hebt nicht alles auf. Kannſt du dem Ueberreichen,
An ſeinem großen Schatz und Vorrath, nicht wohl gleichen:
So iſt dir wenig gnug. Spann alle Sinnen an,
Wer weis, was nicht dein Fleiß dir mehr erwerben kann?
Schreib wenig, wo nicht viel; doch das nach Arbeit ſchmecket:
Ein kleines Werklein hat oft großen Ruhm erwecket.
Zwo Zeilen oder drey, von Buchnern aufgeſetzt,
Sind billig mehr als dieß mein ganzes Buch geſchätzt.
Nur eine Fliege, wohl und nach der Kunſt gemalet,
Iſt ihrrs Lobes werth, und wird ſo wohl bezahlet,
Als nach des Lebens Maaß ein großer Elephant,
Den nur ein Sudler hat geſchmieret von der Hand.
Kannſt du kein Opitz ſeyn, kein theurer Flemming werden:
O! es iſt Raum genug vom Himmel bis zur Erden ꝛc.

Rachel Sat. der Poet.

16. §.

16. §. Vor allen Dingen aber iſt einem wahren Dichter eine gründliche Erkenntniß des Menſchen nöthig, ja ganz unentbehrlich. Ein Poet ahmet hauptſächlich die Handlungen der Menſchen nach, die von ihrem freyen Willen herrühren, und vielmals aus den verſchiedenen Neigungen des Gemüths und heftigen Affecten ihren Urſprung haben. Denn wenn gleich einige, wie Taſſo, Milton, und ſeine Nachahmer unter uns, auch Engeln und Teufel nachzuahmen geſuchet: ſo iſt dieſes ſo zu reden, aus ihrer Sphäre ausgeſchweifet. Wie kann eine Abſchilderung gelingen, deren Originale man wenig, oder gar nicht kennet? Strabo ſetzt alſo mit Recht den Menſchen zum Gegenſtande der Dichtkunſt. Daher muß derſelbe ja die Natur und Beſchaffenheit des Willens, der ſinnlichen Begierde, und des ſinnlichen Abſcheues in allen ihren mannigfaltigen Geſtalten gründlich einſehen lernen. Wie würde es ihm ſonſt möglich ſeyn, einen Geizigen, Stolzen, Verſchwendriſchen, Zänkiſchen, Verliebten, Traurigen, Verzagten u. ſ. w. recht zu characteriſiren? Alle Bewegungen des Willens entſtehen aus den Meynungen und Urtheilen des Verſtandes, ſo wie dieſe in den verſchiedenen Vorſtellungen der Sinne ihren Grund haben. Der Poet muß alſo auch die Gemüthskräfte der vernünftigen Seele, und ihren verſchiedenen, ſowohl böſen als guten Gebrauch kennen; damit er thörichte Leute thöricht, und ſo ferner Abergläubiſche, Leichtgläubige, Ungläubige, Vernünftler, Grübler, Zweifler, Einfältige, Spitzfündige, Verſchlagene, Dumme und Kluge nach ihrer gehörigen Art abzuſchildern und nachzuahmen im Stande ſey. Sind ferner die Handlungen der Menſchen gut oder böſe: ſo wird er nicht im Stande ſeyn, dieſelben recht zu beurtheilen, wenn er nicht das Recht der Natur, die Sittenlehre und Staatskunſt gründlich verſteht. Das iſt nun diejenige Wiſſenſchaft von den Charactern und Pflichten der Menſchen, die Horaz in ſeiner obſtehenden Dichtkunſt ſo eifrig von einem Poeten fodert, und ihm zu wiederholten malen einſchärfet.

Qui didicit Patriæ quid debeat, et quid Amicis,
Quo ſit amore parens, quo frater amandus, et hoſpes,
Quid ſit conſcripti, quod judicis officium, quæ
Partes in bellum miſſi ducis, ille profecto.
Reddere perſonæ ſcit convenientia, cuique. *

17. §. So nothwendig nun einem Poeten die Philoſophie iſt: ſo ſtark muß auch ſeine Beurtheilungskraft ſeyn. Es würde nichts helfen, witzig und ſcharfſinnig zu ſeyn, wenn der Witz übel angebracht würde, oder gar nicht rechter Art wäre. Eine gar zu hitzige Einbildungskraft macht unſinnige Dichter: dafern das Feuer der Phantaſie nicht durch eine geſunde Vernunft gemäßiget wird. Nicht alle Einfälle ſind gleich ſchön, gleich wohlgegründet, gleich natürlich und wahrſcheinlich. Das Urtheil des Verſtandes muß Richter darüber ſeyn. Es wird nirgends leichter ausgeſchweifet, als in der Poeſie. Wer ſeinen regelloſen Trieben den Zügel ſchießen läßt, dem geht es wie dem jungen Phaeton. Er hat wilde Pferde zu regieren; aber ſehr wenig Verſtand und Kräfte ſie zu bändigen, und auf der rechten Bahn zu halten: ſie reißen ihn fort, und er muß folgen wohin ſie wollen, bis er ſich in den Abgrund ſtürzet. So iſt es mit einem gar zu feurigen poetiſchen Geiſte auch bewandt. Er reißt ſich leicht aus den Schranken der Vernunft: und es entſtehen lauter Fehler aus ſeiner Hitze, wenn ſie nicht durch ein reifes Urtheil gezähmet wird. Statius, Claudian, Lucan und der tragiſche Seneca

* Ramſey in ſeiner Reiſe des Cyrus auf der 113. S. der engliſchen Auflage ſchreibt: To reach the Sublime, the Poet muſt be a Philoſopher. The moſt beautifull Flowers, Graces and Paintigs only pleaſe by Imagination, without ſatisfying the Mind, or improving the Underſtanding. Solid Principles, noble Sentiments and various Characters muſt be diſpers'd throughout, in Ordre to diſplay to us Truth, Virtue and Nature. Man muſt be repreſented as he is, and as he appears in his native Colours, and under his Disguiſes; that the Picture may reſemble the Original in which there is always a Contraſt of Virtues and Imperfections. Nevertheleſs it is neceſſary, to condeſcend to the Weakneſs of Mankind. Too much Moralizing disguſts; too much Reaſoning tires. We muſt turn Maxims into action, convey noble Sentiments by short Hints, and inſtruct rather by the Manners of the Hero, than by his Diſcourſe. Das iſt: Das Erha-

Seneca können uns unter den Lateinern zur Warnung dienen. St. Evremont hält den Brebeuf, der Lucans Pharsale übersetzet hat, seinem Originale nicht nur gleich; sondern sagt gar, daß er denselben noch, an wildem Feuer der Einbildung, übertroffen habe. Von den Italienern und Spaniern hat uns Bouhours in hundert Exempeln die Früchte gar zu hitziger Geister gewiesen, die keine Prüfung der Vernunft aushalten. Unter den Engländern aber, die überhaupt sehr stark zu den Ausschweifungen der Phantasie geneigt sind, hat Milton, alles was man dadurch schwärmendes ausdecken kann, in seinem verlohrnen Paradiese gewiesen. Von unsern Landesleuten mag ich kein Exempel anführen. Es ist bekannt, daß Hofmannswaldau und Lohenstein nebst einigen Neuern, dem verderbten italienischen Geschmacke gefolget sind, und ihr Feuer nicht allemal zu mäßigen gewußt haben. Viele von ihren Anbethern sind noch weiter gegangen, als sie: aber ich weis nur einen einzigen Neukirch, der beyzeiten umgekehret, und wieder der Vernunft und Natur nachzugehen angefangen: wie bereits auf der 8. 9. S. des Vorb. aus dem sechsten Theile der Hofm. W. Ged. 101. S, angeführet worden. Man lese auch des Herrn von Brück Gedanken, von der Dichtkunst, im I. B. der deutschen Gesellschaft eigenen Schriften und Uebersetzungen, hin und wieder.

18. §. Außer allen diesen Eigenschaften des Verstandes, die ein wahrer Poet besitzen und wohl anwenden muß, soll er auch von rechtswegen ein ehrliches und tugendliebendes Gemüth

bene seiner Kunst zu erreichen, muß ein Poet ein Philosoph seyn. Die allerschönsten Blumen, Putzwerke und Malereyen, gefallen nur der Einbildungskraft, ohne der Vernunft eine Gnüge zu thun, oder den Verstand zu bessern. Feste Grundwahrheiten, edle Gedanken, und mancherley Gemüthsarten, müssen überall eingemischet werden; damit sie uns Wahrheit, Tugend und Natur entdecken mögen. Der Mensch muß vorgestellet werden, wie er in seinen natürlichen Farben und unter seinen Verstellungen erscheint: damit die Malerey dem Originale ähnlich werde, worinnen allemal eine Vermischung von Tugenden und Unvollkommenheiten ist. Gleichwohl ist es nöthig, auch der Schwachheit der Menschen etwas nachzugeben. Zuviel Sittenlehre erwecket Ekel: zuviel Vernunftschlüsse fallen beschwerlich. Wir müssen also die Lehrsätze in Handlungen verwandeln, edle Gedanken in kurze Sprüche einkleiden, und mehr durch die Sitten des Helden, als durch seine Reden unterrichten.

müth haben. Der Beweis davon iſt leicht. Ein Dichter ahmet die Handlungen der Menſchen nach; die entweder gut oder böſe ſind. Er muß alſo in ſeinen Schildereyen die guten als gut, das iſt ſchön, rühmlich und reizend; die böſen aber als böſe, das iſt häßlich, ſchändlich und abſcheulich abmalen. Thäte er dieſes nicht, und unterſtünde er ſich die Tugend als verächtlich, ſchädlich und lächerlich, das Laſter hergegen als angenehm, vortheilhaft und lobwürdig zu bilden: ſo würde er die Aehnlichkeit ganz aus den Augen ſetzen, und die Natur derſelben ſehr übel ausdrücken. **Moliere** verdient in dieſem Stücke viel Tadel, weil er in ſeinem Spotten nicht allezeit dieſer Regel gefolget iſt: wie **Riccoboni** in ſeinen Reflexions ſur Moliere bemerket hat. Ich ſchweige noch, daß ein ſo ſchädlicher Scribent in einer wohlbeſtellten Republik nicht zu dulden wäre: worauf denn **Plato** geſehen haben mag, wenn er in der ſeinigen, wie man insgemein vorgiebt, * gar keine Dichter hat leiden wollen. Es hat nämlich zu allen Zeiten auch ſolche verderbte Versmacher gegeben, die, weil ſie ſelbſt übel geſittet geweſen, und gottlos gelebt, auch andere durch ihre Gedichte zu allerhand Schande und Laſtern gereizet haben. Sonderlich iſt die Geilheit unzüchtigen Gemüthern allezeit ein Stein des Anſtoßes geworden. Ein **Ovid** und **Catull** ſind wegen ihrer unzüchtigen Gedichte, bey allen ihren Schönheiten, ſchädlich zu leſen. Selbſt **Horaz** iſt nicht überall ſo keuſch in ſeinen Ausdrückungen als er wohl hätte ſeyn können; wenn er ſich den züchtigen **Virgil** hätte zum Meiſter nehmen wollen. ** Gleichwohl rühmt er in einem Schreiben an den Kaiſer **Auguſt**, daß ein wahrer Poet, das Ohr eines Knaben, deſſen Auferziehung er zu beſorgen hat, von ſchändlichen Zoten abwende; und ihm vielmehr gute Sitten beyzubringen bemühet ſey.

Os

* S. des Herrn M. Schwaben Vorrede zu meinen Gedichten, der dieſes Vorurtheil wiederleget hat.

** Rapin ſagt: Tom. II. p. 124. §. IX. Il eſt vrai, qu'il n'y a que les petits Genies, qui ſoient ſujets à dire des Impietés ou des Ordures: Homere & Virgile n'en ont jamais dit: ils ont toujours eté ſeveres & vertueux, comme des Philoſophes; & les Muſes des veritables Poëtes ſont auſſi chaſtes & auſſi

Os tenerum pueri balbumque Poëta figurat,
Torquet ab obſcœnis jam nunc ſermonibus aurem;
Mox etiam pectus præceptis format amicis;
Aſperitatis et invidiæ corrector et iræ,
Recte facta refert.

Lib. II. Ep. 1.

19. §. Da man ſich nun lieber an Horazens Regel, als an ſein Exempel hätte kehren ſollen: ſo hat es doch allezeit ſolche unverſchämte Zotenreißer gegeben, die ihren ganzen Witz in ärgerlichen Poſſen geſuchet, und nicht anders ſinnreich oder angenehm zu dichten gewußt; als wenn ſie die unzüchtigſten Reden in garſtigen Allegorien, groben Zweydeutigkeiten und häßlichen Wortſpielen zu Markte gebracht. Rachel hat ſie in ſeiner oftgedachten Satire nachdrücklich abgemahlet.

Wenn nun ein grobes Holz, ein Eulenſpiegelsgleichen,
Läßt einen (Pfuy dich an!) mit gutem Willen ſtreichen,
Bringt kahle Zoten vor, verſchluckt ein ganzes Ey,
Und rülzet ins Gelag und ſchmatzet in den Brey;
Wenn er ſich luſtig macht mit ſolchen Bubenpoſſen,
Die auch kein Hurenwirth ſollt hören unverdroſſen:
Da lacht die Unvernunft, daß ihr die Luft entgeht,
Und ſpricht wohl: Hey, das iſt ein luſtiger Poet!
O allzu theurer Nam, für ſolche grobe Hachen!
Kann denn ein fauler Stank ſo bald Poeten machen?
Ein unverſchämtes Wort? O! weit vom Ziel gefehlt!
Das muß ein andrer ſeyn, der mit will ſeyn gezählt
In dieſe werthe Zunft. Die keuſchen Pierinnen
Sind keinem Unflath hold und haſſen grobe Sinnen.

Opitz, Dach, die Gryphier, Kanitz und andre von unſern beſten Poeten, haben wohl niemals, auch in verliebten Gedichten, ein zartes Ohr geärgert. Hofmannswaldau und Lohenſtein aber ſind auch in dieſem Stücke in die Fußtapfen der geilen Italiener getreten, die ihrer Feder ſo wenig, als ihren Begier-

honnêtes, que des Veſtales. d. i. Es iſt wahr, daß nur kleine Geiſter vermögend ſind, Gottloſigkeiten oder Unflätereyen zu ſagen. Homer und Virgil haben dieſes niemals gethan; ſie ſind allezeit ſo ſtrenge und tugendhaft geweſen, als Philoſophen, und die Muſen der wahren Dichter ſind ſo keuſch und ſo ehrbar, als veſtaliſche Jungfern.

Begierden, ein Maaß zu ſetzen wiſſen: und dieſe Vorgänger haben ſehr viel angehende Dichter verderbet, die wohl gar in Schäfererzählungen Zoten geriſſen. Die franzöſiſche Nation verdienet hingegen viel Lob, daß die Schriften ihrer meiſten Poeten (den **Fontaine**, **Theophile** und **Rouſſeau** ausgenommen) ſo rein von allen Unflätereyen ſind, daß man auch faſt keine einzige anſtößige Stelle bey ihnen antreffen wird.

20. §. **Boileau** hat dieſe Regel in ſeiner Dichtkunſt ſo wenig vergeſſen, daß er ſie vielmehr zu verſchiedenen malen wiederhohlet hat. Am Ende des III. Geſanges, wo er noch von der Komödie handelt, ſchließt er alſo:

J'aime ſur le Theatre un agreable Auteur,
Qui, ſans ſe diffamer aux Yeux du Spectateur,
Plait par la Raiſon ſeule, et jamais ne la choque.
Mais pour un faux Plaiſant, à groſſiere Equivoque,
Qui, pour me divertir, n'a que la Saleté:
Qu'il s'en aille, s'il veut, ſur deux Treteaux monté:
Amuſant le Pont-neuf de ſes Sornettes fades,
Aux Laquais aſſemblez jouer ſes Maſcarades.

Wie er nun hier in Komödien, an ſtatt eines artigen Scherzes, keine grobe Zweydeutigen und Zoten leiden will; indem er ſolche Poeten auf die neue Brücke zu Paris verweiſet, wo ſie ihr Fratzenzeug dem daſelbſt verſammleten Lumpengeſindel vorſpielen könnten: alſo giebt er auch hernach im IV. Geſange die Regel, einen guten Character von ſich ſelbſt bey den Leſern zu machen, und ſich nicht in eine üble Meynung bey ihnen zu ſetzen. Er könne nämlich diejenigen Scribenten nicht leiden, die in Verſen die Ehrbarkeit an den Nagel hingen, und Verräther der Tugend würden; indem ſie das Laſter als liebenswürdig vorſtelleten.

Que votre Ame et vos Moeurs, peints dans tous vos Ouvrages,
N' offrent jamais de vous que de nobles Images.
Je ne puis eſtimer ces dangereux Auteurs,
Qui de l' Honneur en Vers infames Deſerteurs,

Tra-

Trahiſſant la Vertu ſur un Papier coupable,
Aux Yeux de leurs Lecteurs rendent le Vice animable.

Und nachdem er ſich in etlichen Verſen entſchuldiget, daß er es einem Poeten nicht eben verbiethen wollte, gar nichts verliebtes zu ſchreiben; wie denn wohl einige Scheinheilige auch Roderichs und Chimenens keuſche Liebe nicht auf der Bühne leiden wollten; ſondern daß er nur den unflätigen Ausdruck derſelben widerriethe, als ohne welchen auch die unzüchtigſte Liebe keinen ſchamroth zu machen pfleget: ſo ſetzt er noch hinzu: daß der Poet ſelbſt innerlich tugendhaft ſeyn müſſe, wenn er allezeit keuſch und rein ſchreiben wolle; weil er ſich ſonſt unverſehens verrathen würde. * Denn weſſen das Herz voll iſt, deſſen geht der Mund über:

Un Auteur vertueux dans ſes Vers innocens,
Ne corrompt point le Coeur, en chatouillant les Sens.
Son Feu n'allume point de criminelle Flame.
Aimez donc la Vertu! nourriſſez en votre Ame.
En vain l' Eſprit eſt plein d'une noble vigueur,
Le Vers ſe ſent toujours des Baſſeſſes du Cœur.

21. §. Dieſe tugendhafte Gemüthsart eines Poeten, muß ſich zu allerletzt auch darinnen zeigen, daß er weder ein Schmäuchler noch ein Läſterer werde. Beydes iſt für einen vernünftigen und rechtſchaffenen Mann eine viel zu niederträchtige Beſchäfftigung. Gegen alles, was gut iſt, und eine wahre Ehre bringen kann, eine Hochachtung zu bezeigen; das iſt einem wahren Dichter niemals verwehrt. Vielmehr erfodert es die Pflicht, die ihm, als einem redlichen Bürger obliegt, die Tugendhaften auf eine vernünftige Art zu loben, ihr Gedächtniß zu verewigen, und durch die Beſchreibung ihrer ruhmwürdigen Exempel, theils die zu ihrer Zeit leben-

* Die Entſchuldigung, die Catull hier machen will; wenn er ſagt, der Poet müſſe zwar keuſch ſeyn, allein die Verſe, die er macht, dörfens eben nicht ſeyn:

Caſtum decet eſſe pium Poëtam,
Verſiculos nihil neceſſe eſt.

iſt ſo lächerlich, als ungereimt. Denn welcher ſchamhafte Menſch wird wohl unverſchämt reden, oder gar ſchreiben?

Lebenden, theils auch die Nachkommen, zu löblichen Thaten aufzumuntern. Eine wahre Ehrliebe iſt eine ganz unſchuldige Neigung, und giebt einen Sporn zu vielem Guten ab, wie in der Sittenlehre gewieſen wird. Dieſe aber wird durch nichts beſſer erwecket, als durch ein billiges Lob: welches denen wiederfährt, die ſich wohl verhalten, ihrem Vaterlande dienen, gerecht, freygebig, beſcheiden, mäßig, ſparſam, leutſelig, ſtandhaft, dienſtfertig und geduldig ſind. Hier malet ein rechtſchaffener Poet das an ſich ſelbſt ſchöne Weſen der Tugend, in der Perſon eines tugendhaften Mannes ſo liebenswürdig ab, daß es alle, die es ſehen, in ſich verliebt macht. So hat, z. E. unſer großer Opitz in den Büchern von Widerwärtigkeit des Krieges, die Vortrefflichkeit eines im Unglücke gelaſſenen und ſtandhaften Mannes, unter dem Bilde des unüberwindlichen Ulyſſes abgeſchildert. Wie aber dieſer große Mann, gleich darauf die falſche Standhaftigkeit des berühmten Römers Cato, der ſich ſelbſt ums Leben gebracht, entblößet, und den nichtigen Schein ſeiner ſo geprieſenen Unerſchrockenheit entdecket hat: alſo hat er durch ſein Exempel gewieſen, daß ein rechtſchaffener Dichter ſich durch das äußerliche Anſehen gleißender Laſter nicht müſſe blenden laſſen. Das thun aber die Schmäuchler, theils aus Unverſtande, theils aus Bosheit, und ſtiften eben durch dieß unvernünftige Lob viel Schaden.

Vor Alters, wo mir recht, ward nie ein Held beſungen,
Wenn er nicht durch Verdienſt ſich in die Höh geſchwungen:
Und eine Redensart, die göttlich ſollte ſeyn,
Die ward zu ſolcher Zeit den Sclaven nie gemein.
Wo lebt itzt der Poet, der dieß' Geheimniß ſchonet?
So bald er einen merkt, der ihm die Arbeit lohnet,
Wird ſeinem Pegaſus der Sattel aufgelegt,
Der ein erkauftes Lob bis an den Himmel trägt!
Den wir durch ſolche Poſt ſo oft zum Zorne reizen,
Und öfter noch vielleicht, als ſich die Sterne ſchneuzen.
Daß mehrentheils die Welt in träger Luſt verdirbt,
Und ſich um wahren Ruhm ſo ſelten mehr bewirbt,
Iſt der Poeten Schuld. Der Weihrauch wird verſchwendet,
Und manchem Leib und Seel, um die Gebühr, verpfändet:

Daß

Daß die Unsterblichkeit ihm gar nicht fehlen kann;
Der als ein Erdenschwamm sich kaum hervorgethan,
Und den sonst anders nichts vom Pöbel unterscheidet,
Als daß ein blöder Fürst ihn an der Seite leidet:
Da er für jedes Loth, das ihm an Tugend fehlt,
Ein Pfund des eitlen Glücks und schnöden Goldes zählt.

Canitz Sat. von der Poesie.

22. §. So groß nun die Niederträchtigkeit der Schmäuchler ist; eben so groß ist die Bosheit der Lästerer. Jene wollen das Laster zur Tugend, wie diese die Tugend zum Laster machen. Sie folgen nicht der Billigkeit und Vernunft in Beurtheilung der menschlichen Eigenschaften; sondern ihrem Neide, ihrer Rachgier, oder wohl gar eigennützigen Absichten; wenn sie nämlich ihre Feder zum Dienste neidischer oder rachgieriger Leute misbrauchen. Sie werden dadurch Tagelöhner der Bosheit, und Feinde der Tugend; wiewohl sie selten im Stande sind, derselben wirklich zu schaden. Es ist ein ganz ander Werk mit der satirischen Poesie. Diese ist die Frucht einer gründlichen Sittenlehre, und hat ordentlich die Liebe der Tugend zur Mutter, und den Haß der Laster zum Vater. Die wahre Satire greift also nicht unschuldige, sondern schuldige Leute an: ja sie strafet das Böse an sich, ohne die Personen, die es an sich haben, zu nennen, oder auf eine anzügliche Art zu beschimpfen. Eben der Homer, der ein so herrliches Talent zum Loben gehabt, hat auch, nach Aristotels Berichte, auf einen gewissen Margites eine Satire gemacht: der weder ein Ackersmann, noch ein Winzer, noch ein Schäfer, das ist, gar kein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft war. Denn auf diese drey Lebensarten legte sich, bey der damaligen Einfalt der Welt, alles, was sein Brodt ehrlich erwerben wollte. Ein Mensch also, der keines von allen trieb, war ein Müßiggänger, und verdiente freylich wohl eine Satire. Daß ein alter König der Deutschen befohlen, auf die Lasterhaften gewisse satirische Lieder zu machen; ist in dem vorigen Hauptstücke erinnert

worden. Und also ist es gewiß, daß man die wahre Satire mit gottlosen Pasquillen oder Lästerschriften nicht zu vermischen habe. Jene ist die Seele aller Komödien, die doch in so vielen wohlbestellten Republiken, nicht ohne großen Nutzen geduldet, ja auf gemeine Kosten gespielet worden: diese aber sind Stifterinnen unzähliches Unheils; weswegen sie auch durch die Gesetze der Obrigkeit allezeit verbothen und scharf bestrafet worden. Rachel hat, im Schlusse seiner Satire vom Poeten, beyde sehr wohl unterschieden, welche Stelle ich hersetzen, und dadurch dieß Hauptstück beschließen will:

Zuweilen sitzet er, hält der Vernunft entgegen
Die Laster seiner Zeit, die irgend sich erregen;
Schont aller Menschen zwar, doch keiner Thorheit nicht:
Und ob sein Urtheil selbst ihm ins Gewissen spricht,
So schweigt er mit Geduld, beseufzt die bösen Thaten,
So kann die Wahrheit ihm zum höchsten Heil gerathen,
Ist dieser Eßig scharf, so ist er doch gesund,
Und beißt das faule Fleisch heraus bis auf den Grund.
Gleichwie Machaon brennt und heilt mit klugen Händen:
So mag auch ein Poet zwar strafen, doch nicht schänden.
Und wer denn solchen Mann zu den Verläumdern schreibt,
Der wisse, daß ihn selbst der Erzverläumder treibt.
Es ist Poetenwerk, mit fremden Namen spielen,
Und dergestalt mit Glimpf auf wahre Laster zielen.
Nimmt aber jemand selbst sich solcher Laster an:
Wer ist in aller Welt, der solches ändern kann?
Hat jemand Codrus Art, der mag den Namen erben:
Wer Hirsenpfriemer ist, mag Hirsenpfriemer sterben.
Wenn beym Horatius einmal geschrieben steht:
Gorgon stinkt wie ein Bock, Ruffin reucht nach Zibeth;
Da kann es ja gleich viel dem guten Dichter gelten,
Wer will, mag sich Gorgon; wer will, Ruffinus schelten.
Ein Frommer eifert nicht, sein Herz das spricht ihn los:
Wer schuldig ist, der schreyt, und giebt sich selber bloß.
Wen sein Gewissen beißt, mag seine Thorheit hassen.
Hab ich den Geck erzürnt? Ich kann es noch nicht lassen.
Ich biethe rechten Trutz, dem, der mir solches wehrt:
Wer Laster straft, der hat die Tugend recht gelehrt.

23. §.

23. §. Ich weis nicht, ob ich zum Beſchluſſe noch eine gute Eigenſchaft eines Dichters beybringen ſoll: weil es beynahe eine Schande iſt, ſie namhaft zu machen, da ſie ſich eigentlich von ſich ſelbſt verſtehen ſollte. Es iſt dieſe, daß ein guter Dichter, auch ſeine Sprache recht verſtehen, und nicht nur ohne Fehler, ſondern in der gröſten Vollkommenheit ſchreiben ſolle. Es würde ganz überflüßig ſeyn, dieſes zu erinnern, wenn ſich nicht ſeit einiger Zeit ſolche Sprachverderber gefunden hätten, die durch ihr Exempel, ja wohl gar durch ausdrückliche Regeln, die ſeltſame Vorſchrift geben: **Ein Dichter wäre über alle Regeln der Sprachkunſt erhoben.** Was für ungereimtes Zeug dieſer abgeſchmackte Lehrſatz uns ſchon hervorgebracht, liegt am Tage. Misgeburten, die dem deutſchen Witze Schande machen, und dem Gehirne, daraus ſie entſproſſen, ähnlich ſehen, verkehren auch noch die Sprache; und zwar unter dem ſchönen Vorwande: daß man ſchönen Gedanken zu Liebe, die Sprachkunſt beyſeite ſetzen müſſe. Ein ſo lächerliches Vorurtheil zu widerlegen, würde überflüßig ſeyn, da es gewiß einen armſeligen Witz verräth, wenn man ſeine Einfälle nicht ohne Sprachſchnitzer zu Markte bringen kann. Ich will alſo nur des Boileau Machtſpruch anführen, der auf eben dieſe Sprachrichtigkeit gedrungen, und ſie ſeinen Schülern folgendergeſtalt eingeſchärfet hat:

Sur tout, qu'en vos Ecrits *la Langue reverée*
Dans vos plus grands Exces *Vous ſoit toujors ſacrée!*
En vain vous me frappes d'un Son melodieux,
Si le *Terme eſt impropre* ou le *Tour vicieux.*
Mon Eſprit n'admet point un *pompeux Solecisme;*
Ni d'un Vers empoulé l'orgueilleux Barbarisme.
Sans la Langue, en un mot, *l' Auteur le plus divin*
Eſt toujours, quoi qu'il faſſe, *un mechant Ecrivain.*

Das III. Hauptſtück.

Vom guten Geſchmacke eines Poeten.

1. §.

Ob es gleich ſcheint, daß ich im vorigen alle gute Eigenſchaften eines wahren Poeten erzählet habe: ſo iſt doch noch etwas von großer Wichtigkeit übrig, daß ich in einem beſondern Hauptſtücke abhandeln will. Es iſt in den neuern Zeiten ſehr viel vom guten Geſchmacke geredet und geſchrieben worden. Man hat ihn gewiſſen Dichtern zugeſtanden, andern aber abgeſprochen; und endlich gar die Regel gemacht: Ein Poet müſſe einen guten Geſchmack haben. Dieſe Regel nun deutlich zu erklären, und zu erweiſen, das iſt meine Abſicht in dieſem Hauptſtücke.

2. §. Ich will mich hier nicht in die hiſtoriſche Unterſuchung einlaſſen, wenn und wo das Wort Geſchmack zuerſt in dieſer neuen Bedeutung angenommen worden. Das haben ſchon andre vor mir gethan, deren Schriften ich mit Vergnügen und Vortheil geleſen habe. Ich weis auch, daß in Frankreich nur neulich der Pater Duboſc und Herr Rollin verſchiedene Streitigkeiten darüber gehabt. Man kann dieſe Redensart nunmehr für eine bekannte und völlig eingeführte halten; und man darf ſichs nur angelegen ſeyn laſſen, ſie im rechten Verſtande zu gebrauchen. Dieſen aber zu beſtimmen, das iſt nicht eines jeden Werk. Wem es damit gelingen ſoll, der muß erſtlich die Kräfte der menſchlichen Seelen, und ſonderlich die Wirkungen des empfindenden und urtheilenden Verſtandes aus der Weltweisheit verſtehen. Hernach muß er eine Fertigkeit in der Vernunftlehre beſitzen: ſo, daß er fähig iſt, ſich von jedem vorkommenden Dinge und Ausdrucke, nach logiſchen Regeln, eine gute Erklärung

zu

zu machen. Endlich muß er ſich auch in der Poeſie, oder andern Künſten, davon etwa die Rede iſt, wohl geübet haben. Ohne dieſe drey Stücke, wird die Beſchreibung des guten Geſchmackes nicht zum beſten gerathen können. Da es nun denen Franzoſen, die bisher davon geſchrieben, entweder an zweyen, oder doch zum wenigſten an einem von dieſen dreyen Stücken gefehlet hat: ſo iſt es auch kein Wunder, daß ſie weder mit einander eins worden, noch uns Deutſchen ein beſſeres Licht haben anzünden können. Unſre Landesleute haben die Sache mit viel größerer Geſchicklichkeit angegriffen; und ſie eben deswegen auch weit gründlicher auszuführen vermocht.

3. §. Zum erſten ſeße ich zum voraus, der Geſchmack, im gemeinen und eigentlichen Verſtande, ſey die Fähigkeit, oder die Gabe unſerer Zunge, die verſchiedenen Wirkungen zu empfinden, die von Speiſe und Trank auf derſelben verurſachet werden, wenn ſie davon ſattſam berühret und durchdrungen worden. Unſre Sinne, in ſo weit ſie körperlichen Gliedmaßen zukommen, ſind nichts als Leidenſchaften; und empfangen alſo nur die Eindrückungen, der außer uns befindlichen Dinge. Daher eigne ich auch der Zunge bloß die Fähigkeit zu empfinden zu, welche nur was Leidendes iſt; da hergegen eine Kraft etwas Thätiges angezeiget hätte. Dieſe habe ich für den Geſchmack aufbehalten, in ſo weit er in der Seele iſt: den ich alſo eine Kraft des Gemüthes nenne, vermöge welcher daſſelbe, die von Speiſe und Trank in den ſchwammigten Fäſerchen der Zunge verurſachten Veränderungen, ſich vorſtellen, und ihren Unterſcheid beurtheilen kann.

4. §. Man wird mir ferner leicht einräumen, daß die Begriffe und Vorſtellungen, welche wir uns von dem beſondern Geſchmacke verſchiedener Speiſen machen, bey aller ihrer Klarheit, dennoch nichts deutliches in ſich haben. Wir ſind bey geſunden Tagen gar wohl im Stande, daß Süße vom Bittern, das Saure von dem Herben u. ſ. w. zu unterſcheiden, und jedes mit ſeinem Namen zu nennen: und alſo ſind die Begriffe von dieſen Wörtern bey uns nicht dunkel.

Wir sind hingegen nicht vermögend, das allergeringste zu antworten; wenn man uns fragt: worinnen der saure Geschmack vom bittern, dieser vom herben, scharfen u. s. f. unterschieden sey, und woran wir einen vor dem andern erkennen? Dieses zeiget, daß unsere Vorstellungen davon verwirrt, und eben so undeutlich sind, als die Begriffe von der rothen, blauen, grünen oder gelben Farbe. Und von eben dieser Undeutlichkeit kömmt es her, daß man das Sprüchwort gemacht hat: Vom Geschmacke müsse man nicht viel zanken.

5. §. Weiter nehme ich aus der gemeinen Sprache an, daß man denen, die den gesunden Gebrauch ihrer Zunge haben, den guten Geschmack nicht abzusprechen pflegt; so lange sie sagen, daß der Zucker süß, der Wermuth bitter, und der Eßig sauer schmeckt: denn darinnen kömmt die ganze Welt überein. Wer hergegen ein Gallenfieber hat, so, daß ihm alles ohne Unterscheid bitter schmeckt, dem eignet man einen verderbten Geschmack zu: weil er nicht mehr nach der Beschaffenheit der Sachen, sondern nach seiner verderbten Zunge urtheilet. Imgleichen pflegt es zu geschehen, daß sich gewisse Leute von Jugend auf gewöhnen, Kohlen, Kalk, Kreide, Spinnen u. d. gl. zu essen: daher es nachmals kömmt, daß sie in dem Genusse solcher abgeschmackten Dinge einen besondern Geschmack zu finden vermeynen; welchen aber niemand, der keine so verwöhnte Zunge hat, darinnen finden kann. Von solchen Leuten sagt man nun auch, daß sie einen verderbten, übeln, oder verkehrten Geschmack haben. Und so viel vom Geschmacke im eigentlichen Verstande.

6. §. Von dem metaphorischen Geschmacke unsrer Seele bemerket man; daß man sich dieses Wortes fast ganz allein in freyen Künsten, und in etlichen andern sinnlichen Dingen bedienet: hergegen wo es auf die Vernunft allein ankömmt, da pflegt man dasselbe nicht zu brauchen. Der Geschmack in der Poesie, Beredsamkeit, Musik, Malerey und Baukunst; imgleichen in Kleidungen, in Gärten, im Hausrathe u. d. gl. ist sehr bekannt. Aber niemals habe ich noch vom Geschmacke in der Arithmetik und Geometrie, oder in andern

Wissen-

Wiſſenſchaften reden hören: wo man aus deutlich erkannten Grundwahrheiten, die ſtrengeſten Demonſtrationen zu machen vermögend iſt. In ſolchen Wiſſenſchaften aber, wo das deutliche und undeutliche, erwieſene und unerwieſene noch vermiſcht iſt, da pflegt man auch wohl noch vom Geſchmacke zu reden. Z. E. ich könnte wohl ſagen: Ein theologiſch Buch nach mosheimiſchem Geſchmacke; ein Recht der Natur nach Puffendorfs Geſchmacke; eine Arzneykunſt nach Boerhavens Geſchmacke. Aber hier muß ich anmerken, daß man den Geſchmack nur in denjenigen Theilen ſolcher Diſciplinen ſuchet, die noch ungewiß ſind, und alſo nicht durchgehends beliebt werden. So bald eine Sache allgemeinen Beyfall erhält, und für was demonſtrirtes gehalten wird; ſo bald hört man auch auf, ſie zum Geſchmacke zu ziehen. So werden die Sternſeher nicht mehr ſagen können, eine Aſtronomie nach copernikaniſchem Geſchmacke: weil dieſer Weltbau bereits allenthalben für den einzigen wahren erkannt und angenommen wird.

7. §. Dieſe Anmerkung iſt von großem Nutzen. Sie lehrt uns nämlich, daß der metaphoriſche Geſchmack, eben ſo wohl, als der gemeine, nur mit klaren, aber nicht ganz deutlichen Begriffen der Dinge zu thun hat; und nur ſolche Dinge von einander unterſcheidet, die man nach der bloßen Empfindung beurtheilet. Z. E. Ein Bürger bauet ſein Haus, und läßt ſich von etlichen Baumeiſtern Riſſe dazu machen. Sie gerathen alle anders. Obgleich nun der Bauherr nichts von der Architektur verſteht, ſo wählt er doch einen Riß vor allen übrigen, den er will ausführen laſſen: und man ſagt alsdann, er habe die Wahl nach ſeinem Geſchmacke verrichtet. Fragt man ihn, warum er dieſen und nicht einen andern Riß gewählet? ſo weis er nichts weiter zu ſagen, als daß ihm dieſer am beſten gefallen habe; das iſt, er habe ihn für den ſchönſten und vollkommenſten gehalten. Denn ich ſetze zum voraus, daß der Bauherr nicht ganz eigennützig zu bauen, ſondern ein ſchönes Gebäude aufzuführen willens ſey. Geſetzt aber, man legte einem andern, in der Baukunſt ſehr

geübten mathematiſchen Kenner, die obgedachten Riſſe vor, mit dem Begehren, ſich einen zu erwählen: ſo würde dieſer ſie gewiß alle nach architektoniſchen Regeln unterſuchen, und zuletzt denjenigen allen übrigen vorziehen, der nach den Grundſätzen der Wiſſenſchaft, die größte Vollkommenheit hätte. Hier würde man aber ſchwerlich ſagen, dieſer Meiſter und Kenner habe nach ſeinem Geſchmacke gewählet; vielmehr würde es heißen: er habe die Riſſe nach den Regeln geprüfet, und vermöge ſeiner Einſicht befunden, daß der erwählte der beſte geweſen.

8. §. Aus dieſer bisher erläuterten Anmerkung erhellet nun: daß zwo Perſonen, von einer Sache, aus verſchiedener Erkenntniß, nämlich theils nach dem Geſchmacke, theils aus Wiſſenſchaft und Einſicht urtheilen; ſodann aber, daß ſie auch ſowohl einerley, als zweyerley Urtheile fällen können. Wäre es im obigen Falle nicht leicht möglich, daß der ungelehrte Bürger ſich von den verſchiedenen Riſſen eben den ausſuchte, welchen auch hernach der bauverſtändige Kenner für den beſten erklärete? Könnte aber auch nicht gerade das Widerſpiel geſchehen; daß ihm nämlich ein andrer Entwurf beſſer anſtünde, an welchem hernach der Baumeiſter viel Fehler auszuſetzen fände? Ein jeder ſieht wohl, daß beydes möglich iſt. Aber was folgt daraus? Dieſes: 1) daß Leute, die nach dem bloßen Geſchmacke urtheilen, ſehr uneins ſeyn können: 2) Daß beyde Urtheile zugleich nicht wahr ſeyn können; weil ſie nämlich widerwärtig ſind: endlich 3) daß dasjenige Urtheil dem andern vorzuziehen ſey, welches mit den Regeln der Baukunſt und dem Ausſpruche eines Meiſters in dieſer Wiſſenſchaft einſtimmig iſt. Die erſten beyden Folgerungen ſind wohl unumſtößlich: wegen der dritten aber, kann man auch nicht viel Zweifel tragen. Denn wie wäre es möglich,

* Der große Leibnitz iſt hier vollkommen meiner Meynung. In dem Recueil de div. piec. de Mrs. Newton, Clarke etc. ſchreibt er p. 285. Le Gout diſtingué de l' Entendement, conſiſte dans les Preceptions confuſes, dont on ne ſauroit aſſez rendre Raiſon. C'eſt quelque Choſe d'approchant de l'Inſtinct. Le Gout eſt formé par le Naturel & par l'Uſage: & pour l'avoir bon, il faut s'exercer à gouter les bonnes Choſes, que la Raiſon & l'Experience ont deja autoriſées; en quoi les

möglich, daß derjenige Riß der beſte ſeyn könnte, der wider alle Regeln der Architektur gemacht wäre? Das wäre eben ſo, als wenn eine Muſik ſchön ſeyn könnte, die wider alle muſikaliſche Regeln liefe. Die Regeln nämlich, die auch in freyen Künſten eingeführet worden, kommen nicht auf den bloßen Eigenſinn der Menſchen an; ſondern ſie haben ihren Grund in der unveränderten Natur der Dinge ſelbſt; in der Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen, in der Ordnung und Harmonie. Dieſe Geſetze nun, die durch langwierige Erfahrung und vieles Nachſinnen unterſuchet, entdecket und beſtätiget worden, bleiben unverbrüchlich und feſt ſtehen: wenn gleich zuweilen jemand, nach ſeinem Geſchmacke, demjenigen Werke den Vorzug zugeſtünde, welches mehr oder weniger dawider verſtoßen hätte.

9. §. Nunmehr wird es leicht ſeyn, die Beſchreibung des **guten** und **übeln Geſchmackes** zu machen. Jener iſt nämlich **der von der Schönheit eines Dinges nach der bloßen Empfindung richtig urtheilende Verſtand, in Sachen, davon man kein deutliches und gründliches Erkenntniß hat**: dieſer hergegen, iſt ebenfalls **der Verſtand, der nach der bloßen Empfindung von undeutlich erkannten Sachen urtheilet; aber ſich in ſolchen ſeinen Urtheilen betrüget.** * Ich rechne zuförderſt den Geſchmack zum Verſtande; weil ich ihn zu keiner andern Gemüthskraft bringen kann. Weder der Witz noch die Einbildungskraft, noch das Gedächtniß, noch die Vernunft, können einigen Anſpruch drauf machen. Die Sinne aber haben auch gar kein Recht dazu; man müßte denn einen ſechſten Sinn, oder den Senſum communem, davon machen wollen; der aber nichts anders iſt, als der Verſtand. Ich ſage aber, daß er ein urthei-

jeunes Gens ont beſoin de Guides. d. i. Der Geſchmack, wenn er vom Verſtande unterſchieden iſt, beſteht in den verwirrten Empfindungen, davon man nicht wohl Rechenſchaft geben kann. Er iſt etwas, das mit dem Triebe übereinkömmt. Der Geſchmack wird durch das Naturell und die Gewohnheit gebildet: und wenn er gut werden ſoll, ſo muß man ſich üben, an guten Sachen ein Gefallen zu haben, die ſchon durch Vernunft und Erfahrung beſtätiget worden: worinn junge Leute Aufſeher nöthig haben.

urtheilender Verstand sey: weil diejenigen, die ihn wirklich zu Unterscheidung der Dinge anwenden, entweder äußerlich, oder doch innerlich, den Ausspruch thun; dieß sey schön, und jenes nicht. Ich setze ferner, daß sich dieses Urtheil nur auf die bloße Empfindung gründet: und ich verstehe die innerliche Empfindung einer schönen Sache, die entweder wirklich außer uns vorhanden ist, oder von unsrer eignen Phantasie hervorgebracht worden: wie z. E. ein Maler sich in Gedanken einen Entwurf eines Gemäldes machen, und nach seinem Geschmacke von der Schönheit desselben urtheilen kann.

10. §. Es muß aber diese Empfindung einer solchen Sache uns nothwendig die **Schönheit** eines Dinges vorstellen: denn diese allein ist es, womit der Geschmack zu thun hat. Man entscheidet dadurch niemals eine andre Frage, als: ob uns etwas gefällt oder nicht? Das Wohlgefallen aber entsteht allezeit aus einer Vorstellung der Schönheit; sie mag nun eine wirkliche, oder eine vermeynte seyn. Diese Schönheit nun, wird zwar sehr klar, aber nur **undeutlich**, empfunden: weil derjenige, dem sie gefällt, nicht im Stande ist zu sagen; warum sie ihm gefällt? Zum wenigsten wird der größte Theil derselben keine Deutlichkeit haben. Denn so bald man von einer Schönheit zu zeigen vermögend ist, aus was für Vollkommenheiten dieselbe eigentlich entsteht: so bald wird der Geschmack von der Sache in eine gründliche Einsicht verwandelt, wie bereits oben gewiesen worden. Endlich unterscheide ich den **guten** Geschmack vom **übeln**, durch das Beywort **richtig**, welches ich zu dem **Urtheile** setze. Wer einen guten Geschmack hat, der muß richtig von der klar empfundenen Schönheit eines Dinges urtheilen: das ist, er muß nichts für schön halten, was nicht wahrhaftig schön ist; und nichts für häßlich erklären, was nicht häßlich ist. Der Probierstein dieses Urtheils darf nicht weit gesucht werden. Man findet ihn in den Regeln der Vollkommenheit, die sich für jede besondre Art schöner Dinge, a. d. s. Gebäude, Schildereyen, Musiken und s. w. schicken, und die von rechten Meistern derselben deutlich begriffen und erwiesen worden.

Ich

Ich ziehe alſo hieraus den Lehrſatz, der in allen freyen Künſten von großem Nutzen ſeyn wird: **Derjenige Geſchmack iſt gut, der mit den Regeln übereinkömmt, die von der Vernunft, in einer Art von Sachen, allbereit feſt geſetzet worden.**

11. §. Nach dieſer allgemeinen Beſchreibung und Erklärung des guten Geſchmackes überhaupt, wird es leicht fallen, den guten Geſchmack in der Poeſie zu erklären. Es iſt nämlich derſelbe eine Fertigkeit, **von der Schönheit eines Gedichtes, Gedankens oder Ausdruckes recht zu urtheilen, die man gröſtentheils nur klar empfunden, aber nach den Regeln ſelbſt nicht geprüfet hat.** Ich ſage mit Bedacht nicht geprüfet hat: damit man weder diejenige Art der Leſer oder Dichter ausſchließe, die ſolches nicht thun kann; noch diejenige, die es wohl zu thun vermag, wenn ſie ſich Zeit und Mühe dazu nehmen kann, und will. Es geſchieht nämlich ſehr oft, daß auch diejenigen, die Einſicht genug in die Regeln der Dichtkunſt haben, und alle dahin gehörige Stücke gründlich beurtheilen könnten; dennoch in der Geſchwindigkeit, nach der bloßen, obwohl bereits geläuterten Empfindung urtheilen: ſo wie ein Muſikverſtändiger es gleich aus dem Gehöre haben kann, ob ein andrer wider die Regeln der Tonkunſt ſpielet. Ich habe aber dieſen Geſchmack weder auf die Dichter, noch Leſer insbeſondre, und mit Ausſchließung der andern, eingeſchränket. Beyde haben zuweilen nichts mehr, als Geſchmack, und wiſſen die Regeln nicht: beyde aber brauchen auch zuweilen nur denſelben, ob ſie gleich die Regeln gar wohl wiſſen, und darnach urtheilen können. Und aus dieſer Beſchreibung iſt es nunmehr leicht zu begreifen, daß ein jeder Poet von rechtswegen damit verſehen ſeyn ſolle.

12. §. Es laſſen ſich aber aus dieſer Erklärung alle die ſchweren Fragen beantworten, die von dem Geſchmacke ſchon aufgeworfen worden. Man will erſtlich wiſſen: **Ob der Geſchmack mit den Menſchen gebohren, oder erſt allmählich erlanget werde?** Ich wollte dabey fragen: Ob der Verſtand, Witz und Geiſt eines Poeten mit ihm gebohren würden?

Denn

Denn eben das, was man hier antworten wird, das kann auch jenem Zweifel abhelfen. Wir bringen wohl nichts mehr, als die bloße Fähigkeit, mit uns zur Welt. Dieſe iſt nun freylich bey verſchiedenen Menſchen größer oder kleiner, und thut ſich entweder bald oder ſpät hervor: die Art der Auferziehung aber bringt ſie allererſt ins Geſchick. Sie muß erweckt, angeführt, von Fehlern geſaubert, und auf dem guten Wege ſo lange erhalten werden, bis ſie ihres Thuns gewiß wird. Der Geſchmack iſt alſo dem Menſchen eben ſo wohl was natürliches, als ſeine übrigen Gemüthskräfte. Ein jeder, der nur Sinne und Verſtand hat, beſitzt auch eine Geſchicklichkeit von der Schönheit empfundener Dinge zu urtheilen. Und ſo lange dieſe letztern nicht ihre Natur und Eigenſchaften verlieren, ſo lange wird ein jedes vernünftiges Weſen davon ſagen können, ob ſie ihm wohl oder übel gefallen. *

13. §. Man will ferner wiſſen: ob gewiſſen Leuten der gute, andern aber der ſchlimme Geſchmack angebohren ſey? Ich antworte eben ſo, wie vorhin. So wenig einem eine geſunde, dem andern eine verderbte Vernunft angebohren iſt; ſo wenig iſt ſolches auch bey dem Geſchmacke zu vermuthen. Die Fähigkeit eines neugebohrnen Kindes iſt zu allem gleichgültig. Man kann aus ihm machen, was man will. Man erziehe es unter den Bauern, es wird bäuriſch denken und reden; unter den Bürgern, es wird bürgerlich urtheilen; unter

* Der berühmte Graf Schaftsbury iſt hier gleichfalls meiner Meynung, wenn er Miſc. Tom. III. p. 164. der Lond. Ausgabe ſchreibt: Now a Taſte or Judgment, t'is ſuppos'd, can hardly come ready form'd with us into the World. Whatever Principles or Materials of this Kind we may poſſibly bring with us; whatever good Facultys, Senſes, or anticipating Senſations and Imaginations may be of Natures Growth, and ariſe properly of themſelves, without our Art, Promotion or Aſſiſtence: the general Idea, which is form'd of all this Management, and the clear Notion we attain of what is preferable and principal in all theſe Subjects of Choice and Eſtimation, will not, as I imagine, by any Perſon be taken for innate. Uſe, Practice and Culture muſt precede Underſtanding and Wit of ſuch an advanced Size and Growth as this. A legitimate and juſt Taſte, can neither be begotten, made, conceiv'd, or produc'd, without the antecedent Labour and Pains of Criticiſm. d. i.

Nun

unter Soldaten, es wird kriegeriſche Dinge im Kopfe haben; unter Gelehrten, es wird nach Art ſtudirter Leute vernünfteln und grübeln; bey Hofe, es wird ſich von lauter Luſtbarkeiten und Regierungsſachen Chimären erdenken. Die Kinder ſind auch hier, wie Affen. Wie mans ihnen vormachet, ſo machen ſie es nach. Man lobe in ihrer zarten Jugend etwas: ſie werdens bald hoch ſchätzen lernen. Man verachte etwas: ſie werdens bald verwerfen lernen. Ihre erſten Urtheile richten ſich nach den Urtheilen derer, mit denen ſie immer umgehen. Der Ausſpruch ihrer Aeltern oder Wärterinnen iſt ſchon zulänglich, ihnen etwas, als ſchön oder häßlich einzuprägen: zumal wenn ſie merken, daß man dabey ſeine Gedanken auf ſie nicht richtet, ſondern für ſich davon urtheilet. So gewöhnet ſich allmählich ihr Verſtand durch die bloße Nachahmung, dieſes weiß, und jenes ſchwarz zu heißen. Und dadurch entſteht auch entweder ein guter oder übler Geſchmack; nachdem diejenigen ihn haben, zu deren Schülern ſie das Glück gemacht hat, ehe ſie noch geſchickt waren, dieſelben für ihre Lehrer zu erkennen.

14. §. So groß hier das Glück der Kinder iſt, die von klugen Aeltern gebohren worden, und in die Hände vernünftiger Lehrmeiſter gerathen: ſo ſehr iſt es zu bedauern, daß die größte Anzahl derſelben von Jugend auf verderbet wird. Die einfältigſten Weibsperſonen legen den erſten Grund zu dem verderbten Geſchmacke, den viele haben. Ihre verkehrte Art

Man kann wohl unſtreitig ein Geſchmack oder Urtheil, ſchwerlich ſchon ganz fertig mit uns zur Welt kommen. Wir mögen auch noch ſolche Grundſätze oder Zubehörungen dieſer Art, mit uns bringen: wir mögen noch ſolche gute Fähigkeiten, Sinne, oder vorläufige Empfindungen und Einbildungen, von der bloßen Natur haben, oder vor ſich ſelbſt ohn alle Kunſt, Beförderung oder Hülfe wachſen ſehen: ſo wird doch, meiner Meynung nach, der allgemeine Begriff, der aus allen dieſen Auffaſſen entſteht, und die klare Vorſtellung, die wir in Sachen, die eine Wahl und Hochachtung verdienen, von dem Vorzuge, und der Vortrefflichkeit haben, von niemanden für angebohren gehalten werden. Erfahrung, Uebung und Anführung müſſen vor dem Verſtande und Witze einer ſo hochgeſtiegenen Größe und von ſolchem Werthe vorhergehen. Ein regelmäßiger und richtiger Geſchmack kann weder gebohren, gemacht, begriffen, noch hervorgebracht werden, ohne die vorhergehende Arbeit der Kritik, oder Beurtheilungskunſt.

Art zu denken und von Dingen zu urtheilen, macht einen tiefern Eindruck in die Seele eines zarten Knaben, als mancher sich einbildet. Die gleichsam hervorkeimenden Gemüthskräfte sind nicht im Stande, ihre Thorheiten zu verwerfen: vielmehr nehmen sie auf guten Glauben das erste für das Beste an. Dieses wird mit der Zeit der Maaßstab aller ihrer übrigen Wirkungen. Was ihren ersten Eindrückungen gemäß ist, das nennen sie hernach recht und gut, schön und angenehm: alles übrige ist falsch, böse, garstig, verdrüßlich. Was die ersten Lehrmeister, oder die Aeltern eines Kindes bewundern und loben, schön, artig, oder sinnreich nennen, das lernen diese auch hochschätzen und verehren; es sey nun noch so schlecht, und so abgeschmackt als es will. Warum? sie habens von Kindesbeinen an nicht anders gelernt. Das ist meines Erachtens die erste Quelle des übeln Geschmackes, der in den meisten Ländern noch so allgemein ist. *

15. §. Fragt man weiter, welches denn das Mittel sey, den guten Geschmack bey Erwachsenen zu befördern? So sage ich: nichts anders, als der Gebrauch der gesunden Vernunft. Man halte nichts für schön oder häßlich, weil man es so nennen gehöret; oder weil alle Leute, die man kennet, es dafür halten: sondern man untersuche es an und für sich, ob es auch so sey? Man muß seine eigne fünf Sinne zu Rathe ziehen: diese werden bald die falsche Schönheit von der wahren, den Firniß vom rechten Marmor, das Flittergold von dem ächten unterscheiden, und allen Betrug entdecken lernen. Durch dieses Mittel hat vorzeiten Griechenland die Regeln der meisten freyen Künste erfunden, und dadurch den guten

* Herr Rollin schreibt hiervon im III. Buche, auf der 11. Seite sehr schön: Le Goût public devient sur cela la Regle des jeunes Gens. Ils regardent comme estimable, ce qui est estimé de tous. Ce n'est pas la Raison, mais la Coutume qui les guide. Un seul mauvais Exemple seroit capable de corrompre l'Esprit des jeunes Gens, susceptibles de toute sorte d'Impressions. d. i. Der allgemeine Geschmack des Volkes wird hier die Regel junger Leute. Sie sehen dasjenige für schätzbar an, was von allen hochgeschätzet wird. Nicht die Vernunft, sondern die Gewohnheit leitet sie. Ein einzigs böses Exempel, ist vermögend den Verstand junger Leute zu verderben, die zu allen Eindrückungen fähig sind.

guten Geſchmack auf etliche hundert Jahre bey ſich unwandelbar gemacht. Die Malerey, Architektur, Schnitzkunſt, Muſik, Poeſie und Redekunſt ſind daſelbſt erfunden und faſt zur Vollkommenheit gebracht worden. Das macht, die Griechen waren die vernünftigſten Leute von der Welt. Alles philoſophirte daſelbſt; alles urtheilte frey, und folgte ſeinem eigenen Kopfe. Daher entdeckte man nach und nach die wahrhaften Schönheiten der Natur. Man nahm ſorgfältig wahr, wo Uebereinſtimmung und Ordnung eine Vollkommenheit zuwege brächten; und wo hingegen die Verwirrung widerwärtiger Dinge einen Uebelſtand erweckte. Die Tiefſinnigſten unter ihnen brachten, aus genauer Betrachtung wohlgerathener Meiſterſtücke, die Regeln heraus, aus welchen alle ihre Schönheit den Urſprung hatte. Und wie alſo dieſelben nicht bloße Hirngeſpinſte waren, ſondern aus wirklichen Exempeln, die nach dem Urtheile der klügſten Köpfe für ſchön befunden worden, entworfen waren: alſo hat man auch zu aller Zeit geſehen, daß die Regeln und Exempel der Griechen, in allen freyen Künſten, die beſte Anleitung zum guten Geſchmacke geweſen ſind.

16. §. Was ich hier von den Griechen geſagt habe, das kann auch mit gehöriger Veränderung von den Römern geſagt werden. Der Unterſcheid iſt dieſer, daß dieſe ihren guten Geſchmack den Griechen zu danken gehabt; und wie ſie denſelben ſpät bekommen, alſo auch nur kurze Zeit erhalten haben. Nachdem aber die barbariſchen Völker, den ganzen Occident mit einem verderbten Geſchmacke erfüllet hatten: ſo ſind abermal die Griechen die einzigen geweſen, die den guten Geſchmack in Italien wieder hergeſtellet haben. Von da hat er ſich allmählich nach Deutſchland, Frankreich, Holl- und England ausgebreitet, doch kaum irgendwo die völlige Oberhand bekommen können. Das ſicherſte Mittel, denſelben zu erhalten, iſt alſo, wenn man ſich an die Regeln hält, die uns von den Kunſtverſtändigen und Meiſtern der Alten übrig geblieben. Wenn man die Reſte von ihren Meiſterſtücken dargegen hält, ſo wird man gewiß finden, daß ſie eine

Schönheit an sich haben, die der Vernunft nothwendig gefallen muß: dafern man nur nicht in Vorurtheilen ersoffen, und in seine eigene Misgeburten allbereit verliebet ist. Dieses thun insgemein diejenigen, die ein tiefgewurzeltes Vorurtheil für ihre Nation, oder für ihre Zeiten haben, und sich einbilden, ein jedes Volk habe seinen eigenen Geschmack; und jedes Jahrhundert auch. Da könnte nun dasjenige hier schön seyn, was dort häßlich ist ꝛc. Doch davon will ich weiter unten reden.

17. §. **Wie aber? Soll man sich denn immer mit Regeln schleppen, wenn man den guten Geschmack haben will?** Das ist eine neue Frage. Nicht alle, die den guten Geschmack haben wollen: sondern nur die, welche ihn wieder herstellen wollen, müssen die Regeln der freyen Künste einsehen, darinnen sie etwas verbessern wollen. Es darf oft nur ein geschickter Kopf kommen, der auf die rechte Spur geräth: so gleich fällt die Schönheit seiner Werke aller Welt in die Augen. Die deutsche Poesie kann uns zum Muster dienen. Alle unsere Versmacher steckten vor hundert und funfzig Jahren in der tiefsten Barbarey. Der einzige Opitz hatte aus Griechen und Römern, Holländern und Franzosen, sich die Regeln des guten Geschmackes bekannt gemacht. Er folgte denenselben in seinen Gedichten, und verwarf alles, was seine Vorfahren gestümpelt hatten. Alsbald wachte ganz Deutschland auf. Ein so unvermuthetes Licht fiel sehr stark in die Augen: und da fieng eine Menge von Poeten an zu singen, die nur dem Exempel dieses großen Vorgängers folgeten; die Regeln der Alten aber nicht halb so gut kannten, als er. Sie bekamen also mehrentheils nur aus Lesung seiner Schriften den guten Geschmack, nicht aber aus Regeln; und es wäre zu wünschen, daß ihn nur viele seiner Landesleute, die sich im Lesen der Spanier und Wälschen verderbeten, nicht bald darauf wieder verschlimmert hätten.

18. §. **Fragt man, wie man einen jungen Menschen zum guten Geschmacke in der Poesie bringen könne?** So gebe ich diese Antwort: Man gebe ihm von Jugend auf

lauter

lauter Poeten von gutem Geſchmacke zu leſen. Terenz, Virgil, Ovid und Horaz, von den Lateinern; Petrarcha und Taſſo, von den Italienern; Malherbe, Corneille, Boileau, Racine, Moliere, la Motte, Rouſſeau, Destouches und Voltaire, von den Franzoſen; Heins, Cats und Vondel, von den Holländern; Opitz, Dach, Flemming, Tſchernning, beyde Gryphier, Canitz, Beſſer, Neukirch, Pietſch und Günther von unſern Landesleuten: das ſind die Muſter, die man jungen Leuten vorlegen muß. Man gehe aber dieſelben mit ihnen durch; man mache ſie aufmerkſam auf die ſchönſten Stellen; man entdecke ihnen einigermaßen die Urſachen, warum ſie ſo ſchön ſind, und zeige ihnen, daß das Widerſpiel häßlich geweſen ſeyn würde. Man bemerke ihnen auch die ſchlechten Stellen, die ſich als Ueberbleibſel des übeln Geſchmackes, auch bey allen oberwähnten Scribenten, noch hier und da finden. Dadurch wird man der Jugend unvermerkt, eine Geſchicklichkeit, wohl zu urtheilen, beybringen, und durch die Gegenſtellung ſchlechter Poeten beſtärken. Nichts wird ihr hernach gefallen können, was nicht eine wirkliche Schönheit hat: und wenn ſie gleich die innern Regeln der darinnen befindlichen Vollkommenheit nicht eingeſehen; ſo wird ſie doch fähig ſeyn, durch eine zärtliche Empfindung wahrzunehmen, ob dieſelben in einem Gedichte, oder im Auspuße deſſelben beobachtet worden oder nicht?

19. §. Man hat endlich auch gefragt: ob ein Scribent ſich nicht vielmehr dem Geſchmacke ſeiner Zeiten, ſeines Ortes, oder ſeines Hofes; als den Regeln der Kunſt, zu bequemen Urſache habe? Man meynt nämlich, die erſten Regeln der freyen Künſte wären nur nach dem Geſchmacke des athenienſiſchen Volkes entworfen. Da hätten ſich die Kunſtrichter auf diejenigen Meiſterſtücke berufen und gegründet, die den allgemeinen Beyfall erhalten hatten. Warum ſollen wir nun, ſpricht man, unſern Kopf nach dem athenienſiſchen Eigenſinne richten? Was haben wir es nöthig, mit fremden Augen zu ſehen, mit fremden Zungen zu ſchmecken, und nach einem fremden Gehirne zu denken? Warum ſollen

wir heutiges Tages nicht das Recht haben, das für schön zu halten, was uns selbst gefällt; sondern dasjenige, was den alten Griechen vor zwey tausend Jahren gefallen hat?

20. §. Der Einwurf scheint wichtig zu seyn: denn er schmäuchelt unsrer Eigenliebe. Er würde auch unauflöslich seyn, wenn es ein bloßer Eigensinn wäre, der eine Sache für schön erklärte. Hätten ferner die Athenienser weiter nichts zum voraus vor uns, und wären wir ihnen in allen Stücken gleich: so könnten wir uns ihnen mit Recht widersetzen. Allein beydes verhält sich ganz anders. Die Schönheit eines künstlichen Werkes, beruht nicht auf einem leeren Dünkel; sondern sie hat ihren festen und nothwendigen Grund in der Natur der Dinge. Gott hat alles nach Zahl, Maaß und Gewicht geschaffen. Die natürlichen Dinge sind an sich selber schön: und wenn also die Kunst auch was schönes hervorbringen will, so muß sie dem Muster der Natur nachahmen. Das genaue Verhältniß, die Ordnung und das richtige Ebenmaaß aller Theile, daraus ein Ding besteht, ist die Quelle aller Schönheit. Die Nachahmung der vollkommenen Natur, kann also einem künstlichen Werke die Vollkommenheit geben, dadurch es dem Verstande gefällig und angenehm wird: und die Abweichung von ihrem Muster, wird allemal etwas ungestaltes und abgeschmacktes zuwege bringen.

21. §. Man versuche es doch, und berede einen Baumeister, Maler oder Musikverständigen einmal: daß seine architektonischen, perspectivischen und harmonischen Regeln nichts als einen lautern Eigensinn zum Vater hätten; die sechs Seulenordnungen wären eben so willkührlich, als die wunderseltsamen Zierrathe, in der gothischen Baukunst; die Lehre vom Gesichtspunkte, und der Entfernung in Gemälden, wäre nur eine Phantasie; und die Gleichförmigkeit, oder Widerwärtigkeit der Tone, hätte nur die Einbildung zur Mutter. Man wird sich durch dergleichen Einwürfe, nur auslachenswürdig machen. Alle diese Künstler, wenn sie anders geschickte Leute sind, werden haarklein zu zeigen wissen, was für eine natürliche Nothwendigkeit in dem allen steckt, und

uns

uns den Grund ihrer Regeln, in der Empfindung und geſunden Vernunft, entdecken. In der Beredſamkeit und Poeſie geht es nicht anders. Kann hier gleich das Verhältniß nicht mit Zahlen und Linien ausgedrücket, mit Zirkel und Lineal abgemeſſen, und ſo handgreiflich gemacht werden, als in andern Dingen, wo man durch Hülfe der Meßkunſt alles ſehr ins Licht ſetzen kann: ſo folgt doch deswegen noch nicht, daß hier alles willkührlich ſey. Unſre Gedanken ſind ſo vieler Harmonie, Ordnung, Abmeſſung und Verhältniß fähig, als Figuren und Töne. Nur es gehören ſcharfſinnigere Köpfe dazu, die Schönheiten ſolcher Dinge, die man weder fühlen noch greifen kann, recht auszugrübeln, und in ihren erſten Quellen zu unterſuchen. Daher hat auch der tiefſinnigſte von den alten Weltweiſen ſich zuerſt darüber machen müſſen, die Regeln der Dichtkunſt und Redekunſt zu entwerfen: welches vor ihm ſich noch niemand unterſtanden hatte. Diejenigen bleiben alſo nur an der äußerſten Schale kleben, die ſich einbilden, die poetiſchen Schönheiten wären ganz willkührlich; heute könnte dieß, und morgen was anders gefallen; in Rom könnte was häßlich ſeyn, was in Paris oder London unvergleichlich wäre. Nicht der Beyfall macht eine Sache ſchön; ſondern die wahre Schönheit erwirbt ſich bey allen Verſtändigen den Beyfall.

22. §. Zweytens iſt es auch ganz falſch, daß wir uns den Athenienſern mit Recht an die Seite ſetzen, oder ihnen gar die Stirne biethen könnten. Sie haben viele Vorzüge gehabt, derer wir uns nicht rühmen können. Sie ſind das geſcheideſte Volk auf dem Erdboden geweſen, das ſich zu allererſt aus der finſtern Barbarey geriſſen hat. Sie ſind die Erfinder aller freyen Künſte und Wiſſenſchaften. Von ihnen haben faſt alle andre Völker ihre Geſetze, Philoſophie, Arzneykunſt, Beredſamkeit, Poeſie, Baukunſt, Malerey und Muſik gelernet; ſo vieler andern Künſte zu geſchweigen. Könnten wir nun eben das von uns rühmen, ſo möchten wir uns etwa ihrem Geſchmacke widerſetzen dörfen; müßten aber dennoch wohl zuſehen, daß wir es nicht ohne Grund thäten.

Da wir nun vermuthlich noch in der Barbarey stecken würden, wenn uns nicht die griechischen Bücher die Augen aufgethan hätten; indem wir alle Wissenschaften und freye Künste von ihnen gefasset: was für ein Recht haben wir denn wohl, uns wider unsre Lehrmeister aufzulehnen?

23. §. Ja, wird man sprechen: weil uns vieles gefällt, was jenen Alten nicht gefallen, und doch das Gefällige allezeit eine Schönheit zum Grunde hat; so fragt sichs: **ob es nicht noch andre wirkliche Schönheiten in Kunstwerken geben könne, als die den Alten bekannt gewesen?** Die Erfahrung zeigt aber allerdings, daß es dergleichen gebe.

> Non eadem miramur: eo disconvenit inter
> Meque et te. Nam quæ deserta et inhospita tesqua
> Credis, amœna vocat, mecum qui sentit; et odit
> Quæ tu pulcra putas.
>
> *Hor. L. I. Ep. XIV.*

Ich antworte, freylich entsteht das Wohlgefallen allezeit aus der Empfindung einer Schönheit: aber es giebt wahre, es giebt auch eingebildete Schönheiten. Diese erwecken freylich bey vielen eine Belustigung; aber nur so lange, als sie dieselben für Schönheiten ansehen. Denn oft lernen sie es begreifen, daß sie sich in ihrem Urtheile betrogen haben: und alsdann erwecket ihnen dasjenige Verdruß, was ihnen vorher wohlgefiel. Von ferne sieht oft eine Person sehr wohl aus: wenn wir sie aber in der Nähe erblicken, so ist sie häßlich. Aus der Baukunst, Musik und Malerey, kann man hier unzählige Erläuterungen geben. Wie oft gefällt hier nicht einem unwissenden Schüler etwas, das einem Kenner misfällt? Haben denn da beyde Urtheile wahre Schönheiten oder Ungereimtheiten zum Grunde? So müßte ja ein Ding zugleich schön und häßlich, zugleich wahr und falsch, zugleich weiß und schwarz seyn können? Wer soll sich aber nach des andern Urtheile bequemen? Soll der Meister dem Schüler, oder der Schüler dem Meister folgen? Ohne Zweifel wird derjenige bessern Grund von der Sache haben, der seinem

Gegen-

Gegenparte die Unrichtigkeit ſeines Urtheils zeigen, und ihn dahin bringen kann, daß er ſeinen vorigen Ausſpruch widerruft. Nun laſſe man einen unerfahrnen Schüler ſeinem Meiſter, ſo lange er will, vorſagen, daß ein Fehler eine Schönheit ſey: nimmermehr wird ers ſo weit bringen, daß jener ſeine Vernunft, Einſicht und Sinne verläugne, und daran einen Gefallen zu haben anfange, deſſen Unordnung und Mishälligkeit er aus den Kunſtregeln unumſtößlich zu erweiſen im Stande iſt. Dem Schüler aber fehlt es nur am Unterrichte: ſo bald er die Natur der Sachen wird verſtehen lernen, wird er ſich ſchämen, daß er vorhin etwas bewundern können, was nur eine Scheinſchönheit an ſich gehabt; in der That aber ein Zuſammenfluß unzähliger Ungereimtheiten geweſen.

34. §. So müſſen ſich denn die Poeten niemals nach dem Geſchmacke der Welt, das iſt, des großen Haufens, oder des unverſtändigen Pöbels richten. Dieſer vielköpfigte Götze urtheilt oft ſehr verkehrt von Dingen. * Er muß vielmehr ſuchen, den Geſchmack ſeines Vaterlandes, ſeines Hofes, ſeiner Stadt zu läutern; es wäre denn, daß dieſes ſchon vor ihm geſchehen wäre. Es geſchieht aber niemals ganz vollkommen; und es bleibt auch in dem geſcheideſten Volke allezeit ein Ueberreſt des übeln Geſchmackes zurücke. In Rom hatten **Terentius** und **Lucretius** ſchon einen ziemlich reinen und zarten Geſchmack erwieſen. Doch klagt **Horaz** ſowohl in ſeinem langen Briefe an den Kaiſer, als in ſeiner Dichtkunſt: daß die Römer noch an den **plautiniſchen** Zoten, und an **Lucils** unreinen Poſſen ein Belieben trügen. **Bavius** und **Mävius** fanden auch ihre Anbether. Hätten ſich nun **Virgil** und **Varius** nach dem Geſchmacke der ſonſt ſo klugen Römer richten wollen: was würden ſie für elendes Zeug haben ſchreiben müſſen? Sie ſuchten alſo vielmehr mit ihren

* Seneca in ſeinem 94 Briefe ſchreibt: Inducenda eſt in occupatum locum virtus, quæ mendacia, *contra verum placentia*, exſtirpet; quæ nos a populo, *cui nimis credimus*, ſeparet, ac ſinceris opinionibus reddat. Der gemeine Geſchmack kann alſo trügen!

Werken wider den gemeinen Strom zu ſchwimmen, und waren zufrieden, daß ſie wenigen Kennern gefielen.

Non ego ventoſæ plebis ſuffragia capto;
Ich ſtrebe nach dem Ruhm des eiteln Pöbels nicht;

ſchreibt Horaz an einem Orte. Noch viel ausführlicher hat er ſolches in ſeiner X. Satire des I. Buchs zu verſtehen gegeben.*

25. §. Eben das hat Boileau allezeit geklaget, wenn er den verderbten Geſchmack ſeiner Pariſer, die auch das elendeſte Zeug vielmals ſchön nenneten und bewunderten, herunter gemacht hat. Er verſichert, daß ſeine Zeiten ſowohl an närriſchen Scribenten, als an närriſchen Bewunderern fruchtbar geweſen; und ſetzt hinzu: daß Land und Stadt und Hof keinen Mangel daran gehabt. Die Herzoge und Prinzen ſelbſt, hätten keine Ausnahme von der Regel gemacht. Das niederträchtigſte Werk, habe bey den Hofleuten ſeine eifrige Verfechter, und ein jeder Narr einen noch größern gefunden, der ihn bewundert hätte.

Ainſi qu'en ſots Auteurs,
Notre Siecle eſt fertile en ſots Admirateurs,
Et ſans ceux, que fournit la Ville et la Province,
Il en eſt chez le Duc, il en eſt chez le Prince.

L'Ouvra-

* Neque, te ut miretur turba, labores;
Contentus paucis lectoribus. An tua, demens,
Vilibus in ludis dictari carmina malis?
Non ego. Nam ſatis eſt equitem mihi plaudere - -
Men' moveat cimex Pantilius? aut crucier, quod
Vellicet abſentem Demetrius? aut quod ineptus
Fannius, Harmogenis lædat conviva Tigelli?
Plotius & Varius, Mecœnas, Virgiliusque,
Valgius, & probet hæc Octavius optimus, atque
Fuſcus, & hæc utinam Viſcorum laudet uterque!
Ambitione relegata te dicere poſſum
Pollio; te Meſſalla tuo cum fratre, ſimulque
Vos Bibuli & Servi, & ſimul his te, candide Furni,
Complures alios, doctos ego quos & amicos
Prudens præterео, quibus hæc, ſint qualiacunque,
Arridere velim: doliturus ſi placeant ſpe
Deterius noſtra. Demetri, teque Tigelli
Diſcipularum inter jubeo plorare cathedras.
Hor. Sat. X.

L' Ouvrage le plus plat à chez les Courtiſans,
De tout Temps rencontré de zelez Partiſans.
Et pour finir enfin par un Trait de Satire,
Un Sot trouve toujours un plus Sot, qui l'admire.

Art. Poet. Ch. I.

Von unſerm Opitz kann man ein gleiches erweiſen. Er hätte lauter Hansſachſenverſe machen müſſen, wenn er der Mode ſeiner Zeiten hätte folgen wollen. Er muß auch wohl nicht bey allen Deutſchen ſo viel Beyfall gefunden haben, als er verdienete: denn er klagt ausdrücklich darüber, wenn er ſich in dem Briefe an Zinkgräfen, den er in Paris geſchrieben, über die Menge der elenden Poeten beſchweret, und ſich auf das Urtheil der Nachwelt berufet:

Mein rechter Eifer brennet
Nur wider dieſes Volk, das die Poeten nennet,
Bey dir und auch bey uns, an welchen um und an
Ja nichts poetiſch iſt, als daß es lügen kann.
Doch läßt uns dieſe Peſt der Sprachen unvertrieben:
Kein Vers vom Bavius und Mävius iſt blieben:
Der Venuſiner-Schwan, der Preis von Mantua,
Und Naſo und Catull, die ſind noch alle da.
Laß du, o Zinkgräf, nur den guten Zweck nicht liegen,
Zu helfen, wie du thuſt, die Finſterniß beſiegen.

D. i. Bemühe dich nicht, ſchreibt er, von dem großen Haufen bewundert zu werden; und ſey mit wenigen Leſern zufrieden. Biſt du ſo thöricht, zu wünſchen, daß deine Verſe in den gemeinſten Schulen geleſen werden? Ich nicht! Genug, wenn die edlen Ritter mich ihres Beyfalls würdigen. . . Sollte ich mich um den ſchmutzigen Pantilius bekümmern? oder ſollte ich mich quälen, daß mich Demetrius hinterrücks durchziehet? oder daß der närriſche Fannius, des Hermogenes Tiſchgaſt, mich ſchimpfet? Wenn nur Plotius und Varius, Mecänas und Virgilius, Valgius und Octavius, der gnädigſte Kaiſer, nächſt dem Fuſcus, meine Schriften gut heißen, wenn nur beyde Viſcier mich loben. Ja ohne Ruhm zu melden, kann ich dich noch nennen Pollio; dich Meſſala mit deinem Bruder, euch, ihr Bibuler und Servier, nebſt dem aufrichtigen Furnus; imgleichen viele andere, die ich, als gelehrte Leute, und gute Freunde, mit Fleiß vorbey gehe; denen ich aber mit dieſen meinen geringen Sachen zu gefallen wünſche, und mich betrüben würde, wenn ſie ihnen nicht ſo gut, als ich wünſche, gefallen ſollten. Dich aber Demetrius, und dich, du guter Tigellius, laſſe ich unter den Schulbänken des Weibervolks, denen ihr, als euren Schülerinnen gefallet, euer Unglück beweinen.

Die deutscher Reden Zier bisher umhüllet hat.
Kriegt gleich ein Nesselstrauch bey Rosen seine Statt;
So blühen sie gleichwohl. Wir wollen nicht bedenken,
Das träge Hummeln sich an diesen Blenstock henken.
Ein Körper bleibet doch, obgleich des Schattens Schein
Sich größer macht, als er. Die Zeit soll Richter seyn!
I. B. der Poet. W.

26. §. Ich würde noch Neukirchs Exempel anführen, der nach Ablegung des hofmannswaldauischen und lohensteinischen Geschmackes sehr besorgte, daß sein verwöhntes Schlesien und das sonst so witzige Budorgis an seiner Poesie nichts Gefälliges mehr finden würde; wenn ich solches nicht schon in dem Vorberichte zu Horazens Dichtkunst gethan hätte. Ich will also nur noch ein Zeugniß aus Pietschen anführen. Dieser fand bey dem Antritte seines poetischen Lehramtes in Königsberg, den Geschmack der ganzen Stadt, durch die schwülstigen Gedichte eines gewissen Schlesiers, der durch die Musik berühmter geworden, als durch die Poesie, nämlich des Capellmeisters Neidhard und seiner Schüler, verwöhnet. Diese stopften insgemein ihre Sachen auf gut lohensteinisch, ja noch weit ärger, voller Gelehrsamkeit; da denn die meisten, die solche bewunderten, ohne sie zu verstehen, sich einbildeten: Pietsch wäre mit seinen Gedichten, gegen Neidharden, für nichts zu rechnen. Bey einer vornehmen Priesterleiche also, nahm jener Gelegenheit, diese Unart zu bestrafen, und den Liebhabern einer zusammengestoppelten Menge von Namen, und hochtrabenden Ausdrückungen, ihren übeln Geschmack dadurch zu verweisen, daß er ihn selber nachahmete. Er hebt so an:

Ihr Musen stimmet mir die abgespannten Seyten
Nach dem verderbten Sinn der ungereimten Zeiten:
Weil doch kein reines Lied verwöhnten Ohren klingt,
Wenn man die Stimme nicht nach fremden Tönen zwingt:
Wer liebt wohl ein Gedicht? Wenn nicht entfernten Sachen
Die vielen Reihen bunt, den Einfall kraftlos machen?
So lässet Neukirch auch gerechte Klagen tönen;
„Soll ich im Alter mich mit fremden Lorbern krönen?

Sonst

„Sonſt trug der Tacitus der Reime ſchwaches Haus,
„Ich ſchmückt es noch dazu mit Sinnenbildern aus:
„Dort hatte Seneca, dort Plato was geſaget,
„Dort hat ich einen Spruch dem Plautus abgejaget.
„Damals gefiel ich noch! doch itzt ſind meine Lieder
„Sehr matt und ohne Kraft und Schleſien zuwider:
„Denn mein entlehnter Glanz nahm durch den falſchen Schein
„Wie ſchlecht er immer war, viel hundert Leſer ein.„
So will auch Königsberg nur ſolche Dichter hören,
Die ihren eignen Vers, durch fremda Namen ſtören.

Alles dieſes nun geht einzig und allein dahin, daß ein Poet ſich an den Geſchmack ſeiner Zeiten und Oerter nicht zu kehren, ſondern den Regeln der Alten und den Exempeln großer Dichter zu folgen habe.

27. §. **Woher der üble Geſchmack des großen Haufens komme?** das iſt aus dem obigen leicht abzunehmen. Die ſchlechte Auferziehung iſt ſonder Zweifel die allergemeinſte Quelle deſſelben, und dadurch werden auch die fähigſten Köpfe verwahrloſet. Weil die Kinder durchgehends nur durch die Nachahmung urtheilen lernen: ſo gefällt ihnen gleich von Jugend auf das, was ſie von ihren Aeltern, oder andern Leuten, denen ſie was zutrauen, loben hören. * Die erſten Urtheile werden alſo unvermerkt eine Richtſchnur der übrigen, und nachdem ſie durch eine lange Gewohnheit gleichſam tief eingewurzelt ſind, ſo können ſie faſt gar nicht mehr ausgerottet werden. Der Geſchmack alter Leute läßt ſich alſo ſchwerlich beſſern. Sie bleiben feſt in ihren Meynungen, und ſchämen ſich, dasjenige zu verwerfen, was ſie ihr Lebenlang für ſchön gehalten haben. Man mag ihnen ſagen, was man will; ſo bleiben ſie doch auf ihrem Eigenſinne: weil ſie es für ſchimpflich anſehen, ſich bey grauen Haaren in ihren Urtheilen zu

* Sehr ſchön ſchreibt hievon Seneca im I. Cap. de Vita beata: Nulla res non majoribus malis implicat, quam quod ad rumorem componimur: optima rati ea, quæ magno aſſenſu recepta ſunt. - - - - Nec ad rationem, ſed ad ſimilitudinem vivimus. d. i. Kein Ding iſt uns verderblicher, als daß wir uns nach der gemeinen Sage des Pöbels richten; und uns einbilden, daß ſey das Beſte, was mit vielem Beyfalle aufgenommen wird. . . . . Wir loben nicht nach der Vernunft, ſondern behelfen uns mit dem Nachäffen anderer.

zu ändern, und dadurch einzuräumen, daß sie so lange geirret und einen übeln Geschmack gehabt: zumal, wenn sie Leuten, die jünger sind, als sie, recht geben, und folgen sollen.

Vel quia nil rectum, nisi quod placuit sibi, ducunt;
Vel quia turpe putant, parere minoribus, et, quæ
Imberbes didicere, senes perdenda fateri.

Hor. L. II. Ep. 1.

Entweder weil man nichts für recht und richtig hält,
Als was man selber liebt, was seinem Sinn gefällt;
Wonicht, weil man sich soll nach jüngern Leuten richten,
Und was man jung gelernt, im Alter selbst vernichten.

28. §. Junge Leute hingegen können leichter ihren Geschmack ändern, wenn sie gleich bereits verwöhnet worden. Sie sind in ihrer Meynung noch so sehr nicht verhärtet; sie trauen ihren Urtheilen noch keine solche Unfehlbarkeit zu, daß sie nicht auch zuweilen falsch seyn könnten: sie geben also eher der gesunden Vernunft Gehör, und begreifen die Richtigkeit der Regeln gar leicht. Ja wenn man ihnen gleich nicht die Gründe des guten Geschmackes und die Quellen wahrer Schönheiten entdecken und begreiflich machen kann; weil sie etwa nicht studiret haben, oder sonst die gehörige Fähigkeit nicht besitzen: so lernen sie doch aus der bloßen Empfindung endlich recht urtheilen. Man darf ihnen nur etwas Schönes zeigen, und sie aufmerksam darauf machen: sogleich werden sie es gewahr. Denn mehrentheils gefällt ihnen deswegen das Schlechte, weil sie noch nichts bessers gesehen haben: nicht anders, wie mancher bloß daher in eine mittelmäßige Gestalt verliebt ist; weil er noch keine Gelegenheit gehabt, eine rechte Schönheit kennen zu lernen. Man zeige nur einem solchen Liebhaber eine vollkommenere Person, als seine vermeynte Halbgöttinn ist: er wird ihrer entweder gar vergessen; oder doch zum wenigsten den größten Theil seiner Hochachtung gegen dieselbe verlieren. Indessen ist es nicht zu leugnen, daß auch junge Leute zuweilen von dem schon ziemlich eingeführten guten Geschmacke muthwillig abweichen, und auf einen

weit

weit ſchlimmern verfallen. Dieſes wiederfährt ſtolzen und ehrſüchtigen Köpfen, die ſich, es koſte was es wolle, durch etwas neues und ſeltſames unterſcheiden wollen. Der gebahnte Weg iſt ihnen zu verächtlich: ſie wollen ſich durchaus hervor thun, und wenn es gleich durch Thorheiten ſeyn ſollte. Sie ahmen alſo auch die Fehler großer Leute, auch offenbare Abweichungen von Regeln der Vernunft nach; und verführen wohl gar durch ihr Exempel andre. So wiſſen die Kunſtrichter, daß Ovid und Seneca den römiſchen, Marino und Arioſt den wälſchen, Milton den engliſchen, ja durch ſeine Ueberſetzungen auch den deutſchen Geſchmack zum Theile verderbet habe.

29. §. Und ſo hätte ich wohl meines Erachtens in dieſem Hauptſtücke meinen Vorſatz ins Werk gerichtet, indem ich nicht nur einen deutlichen Begriff von dem Geſchmacke überhaupt gegeben, ſondern auch die Regeln des guten Geſchmacks entdecket, und ihn dadurch von dem übeln unterſchieden; ferner dieſes gegen die Einwürfe vertheidiget, und endlich etliche zweifelhafte Fragen, die bey dieſer Materie aufgeworfen worden, nach meinen Grundſätzen entſchieden. Nunmehr ſollte ich beſondere Lehren geben, und zeigen, was denn in allerley Gedichten, Einfällen und Ausdrückungen dem guten oder übeln Geſchmacke gemäß ſey. Allein, dieſes iſt eine Arbeit, die alle folgende Capitel dieſes Buches einnehmen wird, als in welchen ich ſtückweiſe die Regeln vortragen will, darnach die poetiſchen Schönheiten beurtheilet werden müſſen. Man merke zum Beſchluſſe Horazens Regel an:

Interdum vulgus rectum videt; eſt ubi peccat.

Lib. II. Ep. 1.

Oft hat der Pöbel recht, und oftmals fehlt er auch: Und,

Maxima pars Vatum - - -
Decipimur ſpecie recti.

Der Dichter gröſter Theil betrügt ſich durch den Schein.

Das

Das IV. Hauptſtück.

Von den dreyen Gattungen der poetiſchen Nachahmung, und inſonderheit von der Fabel.

1. §.

Die Nachahmung der Natur, darinnen, wie oben gewieſen worden, das Weſen der ganzen Poeſie beſteht, kann auf dreyerley Art geſchehen. Die erſte iſt eine bloße Beſchreibung, oder ſehr lebhafte Schilderey von einer natürlichen Sache, die man nach allen ihren Eigenſchaften, Schönheiten oder Fehlern, Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten ſeinen Leſern klar und deutlich vor die Augen malet, und gleichſam mit lebendigen Farben entwirft: ſo daß es faſt eben ſo viel iſt, als ob ſie wirklich zugegen wäre. Dieſes nun mit rechter Geſchicklichkeit zu verrichten, das iſt eine gar feine Gabe: und man hat es dem Homer zu großem Lobe angemerket, daß ein berühmter griechiſcher Maler, der eine Minerva zu ſchildern willens war, zu dem Ende erſt in der Ilias die Beſchreibung dieſer Göttinn nachgeſchlagen, ſie durchgeleſen, und ſich dadurch eine lebhafte Abbildung von ihr gemachet. Solche Malerey eines Poeten nun, erſtrecket ſich noch viel weiter, als die gemeine Malerkunſt. Dieſe kann nur für die Augen malen, der Poet hergegen kann für alle Sinne Schildereyen machen. Er wirket in die Einbildungskraft; und dieſe bringt die Begriffe aller empfindlichen Dinge faſt eben ſo leicht, als Figuren und Farben hervor. Ja er kann endlich auch geiſtliche Dinge, als da ſind innerliche Bewegungen des Herzens, und die verborgenſten Gedanken beſchreiben und abmalen. Nur iſt hierbey zu merken, daß ein Dichter ſeine Abſicht niemals vergeſſen muß. Ein jedes endliches Ding hat zwo Seiten, eine gute und eine böſe. Will man nun ein Ding loben: ſo muß man die erſte; will

man

man es aber tadeln, ſo muß man nur die andre abſchildern. In beyden Bildern wird Wahrheit ſeyn, wenn man der Natur folget, und die Sache nicht zu hoch treibt. Hierwider aber pflegen ſo wohl Lobdichter, als Satirenſchreiber zu verſtoßen, die insgemein in beydem kein Maaß zu halten wiſſen.

2. §. Doch dieſe Art der poetiſchen Nachahmung iſt bey aller ihrer Vortrefflichkeit nur die geringſte: weswegen ſie auch Horaz im Anfange ſeiner Dichtkunſt für unzulänglich erkläret, einen wahren Poeten zu machen. Wenn ich die beſten Bilder von der Welt in meinen Gedichten machen könnte, ſo würde ich doch nur ein mittelmäßiger oder gar nur ein kleiner Poet zu heißen verdienen: dafern ich nämlich nichts beſſers zu machen wüßte. Ja ich könnte wohl gar ein verdrüßlicher Dichter und Scribent werden, wenn ich meinen Leſern mit unaufhörlichen Malereyen und unendlichen Bildern einen Ekel erweckte. * Boileau hat dieſen Fehler am Scudery ſchon angemerkt und verworfen, wenn er im I. Geſ. ſeiner Dichtkunſt geſchrieben:

Un Auteur quelque fois trop plein de ſon Objet,
Jamais, ſans l'epuiſer, n'abandonne un Sujet,
S'il rencontre un Palais, il m'en depeint la Face,
Il me promene aprés de Terraſſe en Terraſſe;
Ici s' offre un Perron, là regne un Corridor,
Là ce Balcon s'enferme en un Baluſtre d'or.

Il con-

* Der Pater Boſſü in ſeinem Tractate vom Heldengedichte auf der 276 S. ſchreibt davon ſo: Nous pouvons encore mettre au nombre des matieres, qui ne ſont pas poetiques, les Deſcriptions de Palais, de Jardins, de Bocages, de Ruiſſeaux, de Navires, et de cent choſes naturelles et artificielles; lorsque ces Deſcriptions ſont faites un peu trop au long, d'une Maniere ſimple, propre et ſans Allegorie. C'eſt ce, qu'Horace nomme des Lambeaux éclatans, que les Poetes placent quelquesfois tres-mal, penſant que ces Fautes ſeront de beaux Ornemens de leurs Ouvrages. Cela eſt bon en de petits Poemes. d. i. Unter die Materien, die nicht poetiſch ſind, können wir auch die Beſchreibungen von Palläſten, Gärten, Gebüſchen, Flüſſen, Schiffen, und hundert andern natürlichen und künſtlichen Dingen zählen, wenn ſie ein bischen zu lang, ſchlechtweg, und ohne Allegorie gemacht ſind. Das nennt Horaz glänzende Lappen, welche die Poeten oftmals ſehr übel anbringen, und glauben, dieſe Fehler würden ihre Gedichte zieren. Dieß iſt gut in kleine Gedichte.

Il conte des Plafonds les Ronds et les Ovales,
Ce ne ſont que feſtons, ce ne ſont qu' Aſtragales.
Je ſaute vingt Feuillets, pour en trouver la Fin,
Et je me ſauve à peine au Travers d'un Iardin.
Fuyez des ces Auteurs l' Abondance ſterile!
Et ne vous chargez point d'un Detail inutile,
Tout ce qu'on dit de trop, eſt fade et rebutant.
L' Eſprit raſſaſié le rejette à l'inſtant;
Qui ne ſçait ſe borner, ne ſceut jamais écrire.

Wie viele Dichter haben nicht bey uns wider dieſe Regeln verſtoßen; die uns wohl gar ganze Bücher voller Beſchreibungen und gekünſtelter Schilderenen aufgedrungen haben? Ein jeder wird merken, daß ich die Brockiſchen Schriften meyne, in welchen gewiß weit mehr das gute Herz des Dichters, als ſein Geſchmack und ſeine Kunſt zu loben iſt. Noch lächerlicher ſind diejenigen, die uns ganze Lehrbücher von den Beſchreibungen geſchrieben. Sie machen eine Sache, die doch kein Hauptwerk des Dichters iſt, ohne Noth ſchwer, und verdunkeln durch ihre unendlichen Abtheilungen und Zergliederungen, dasjenige, was ein muntrer Kopf ohne alle Regeln weit beſſer trifft. So muß man denn auch in dieſem Stücke Maaß zu halten wiſſen; theils, daß man unnöthige und überflüßige Bilder ſeinem Leſer nicht aufdringe; theils bey einem an ſich nöthigen Abriſſe nicht gar zu ſorgfältig alle Kleinigkeiten auszudrücken bemüht ſey. Virgil wird deswegen gelobt, weil er in Beſchreibungen ſo beſcheiden geweſen. Er hat wohl zehnmal Gelegenheit gehabt, den Regenbogen abzumalen: und was würde uns da ein poetiſcher Maler von Profeßion, nicht mit ſeinen Farben gequälet haben! Aber der beſcheidne Virgil ſagt nichts mehr, als:

Mille trahens varios adverſo ſole colores.

3. §. Die andre Art der Nachachmung geſchieht, wenn der Poet ſelbſt die Perſon eines andern ſpielet, oder einem, der ſie ſpielen ſoll, ſolche Worte, Gebärden und Handlungen vorſchreibt und an die Hand giebt, die ſich in gewiſſen Umſtänden

ſtänden für ihn ſchicken. Man macht z. E. ein verliebtes, trauriges, luſtiges Gedicht, im Namen eines andern; ob man gleich ſelbſt weder verliebt noch traurig, noch luſtig iſt. Aber man ahmet überall die Art eines in ſolchen Leidenſchaften ſtehenden Gemüthes ſo genau nach, und drückt ſich mit ſo natürlichen Redensarten aus, als wenn man wirklich den Affect bey ſich empfände. Zu dieſer Gattung gehört ſchon weit mehr Geſchicklichkeit, als zu der erſten. Man muß hier die innerſten Schlupfwinkel des Herzens ausſtudiret, und durch eine genaue Beobachtung der Natur, den Unterſcheid des gekünſtelten, von dem ungezwungenen angemerket haben. Dieſes aber iſt ſehr ſchwer zu beobachten, wie die Fehler ſattſam zeigen, die von den größten Dichtern in dieſem Stücke begangen worden. Daß Virgil in ſeinen Schäfergedichten nicht immer glücklich damit geweſen, das hat der italieniſche Kunſtrichter, Ludewig Caſtelvetro, deſſen kritiſche Werke Argelati vor einigen Jahren herausgegeben hat, ſehr gründlich erwieſen. In Fontenellens Gedanken, von Schäfergedichten, wird man auch den Theokritus oft ganz billig getadelt finden. Herr Fontenelle ſelbſt wird in dem engliſchen Guardian gleicher Fehler, und zwar nicht ohne Grund beſchuldiget, wie an dem gehörigen Orte ausführlicher gedacht werden ſoll. Daß nicht auch unter unſern Deutſchen es viele hierinnen ſollten verſehen haben, daran iſt gar kein Zweifel.

4. §. Die Klaggedichte, die Kanitz und Beſſer, auf ihre Gemahlinnen gemacht, werden ſonſt als beſondere Muſter ſchön ausgedruckter Affecten angeſehen. Man kann ſie auch gar wohl unter dieſe Art der Nachahmung rechnen, ob ſie gleich ihren eignen Schmerz, und nicht einen fremden vorſtellen wollen: denn ſo viel iſt gewiß, daß ein Dichter zum wenigſten dann, wann er die Verſe macht, die volle Stärke der Leidenſchaft nicht empfinden kann. Dieſe würde ihm nicht Zeit laſſen, eine Zeile aufzuſetzen, ſondern ihn nöthigen, alle ſeine Gedanken auf die Größe ſeines Verluſts und Unglücks zu richten. Der Affect muß ſchon ziemlich geſtillet ſeyn, wenn man die Feder zur Hand nehmen, und alle ſeine Kla-

gen in einem ordentlichen Zusammenhange vorstellen will. Und es ist auch ohnedas gewiß, daß alle beyde oberwähnte Gedichte eine gute Zeit nach dem Tode ihrer Gemahlinnen verfertiget worden: da gewiß die Poeten sich nur bemühet haben, ihren vorigen betrübten Zustand aufs natürlichste auszudrücken. Ob ich nun wohl nicht läugne, daß diese trefflichen Stücke des berühmten Amthors Klagen, in gleichem Falle, weit vorzuziehen sind: so könnte doch ein scharfes Auge, auch in diesen zweyen Meisterstücken, noch manchen gar zu gekünstelten Gedanken, und gezwungenen Ausdruck, entdecken; den gewiß ein wahrer Schmerz nimmermehr würde hervorgebracht oder gelitten haben. Was hier von dem Schmerze gilt, das muß von allen Affecten verstanden werden. Hofmannswaldaus Heldenbriefe, sollen verliebt geschrieben seyn; haben aber die Leidenschaft, so der Poet nachahmen wollen, sehr schlecht getroffen, und tausend bunte Einfälle und Zierrathe angebracht, die sich für keinen wahrhaftig verliebten schicken. Man darf nur dargegen halten, was Günther im I. Theile seiner Ged. an seine Geliebte geschrieben, wo alles der Natur viel gemäßer ist; so wird man leicht selbst wahrnehmen, was eine geschickte Nachahmung der Natur ist, und was ein kaltes und frostiges Gewäsch in der Poesie heißt.

5. §. Auf dieser Kunst nun beruhet fast die ganze theatralische Poesie: was nämlich die Charactere einzelner Personen, ihre Reden in einzelnen Scenen, und ihre Handlungen anlanget. Denn hier muß ein Poet alles, was von dem auftretenden Helden, oder wer es sonst ist, wirklich und der Natur gemäß hätte geschehen können, so genau nachahmen, daß man nichts unwahrscheinliches dabey wahrnehmen könne. In Heldengedichten, und allen übrigen Arten, wo man auch zuweilen andre redend einführet, hat eben dieses statt, wie an seinem Orte stückweise soll erwiesen werden. Horaz hat in seiner Dichtkunst zu verschiedenen malen daran gedacht, und nicht nur die Regel gegeben, wie man den Achilles, die Medea, den Jxion, die Jo u. s. w. abbilden und aufführen solle;

daß

daß ein Greis und ein Jüngling, ein Argiver und Babylonier, ein Kaufmann und Bauer, eine Matrone und eine Amme nicht auf einerley Art reden und handeln müſſen; ſondern auch gewieſen, wo man die Kunſt gute Charactere zu machen, lerne; nämlich aus der Sittenlehre und der Erfahrung. Dieſe zeiget uns die herrſchenden Neigungen der Kinder, Jünglinge, Männer und Alten: jene hergegen lehret ſowohl die Natur der Affecten, als die Pflichten aller Menſchen in allen Ständen. Dieß will auch unſre deutſche Dichtkunſt des Herrn von **Brück**, aus der deutſchen Geſellſchaft I. Theile eigner Schriften und Ueberſetzungen, auf der 9. Seite.

— Du mußt fleißig Acht auf alle Dinge haben,
Auf Tugend, Wiſſenſchaft, auf des Gemüthes Gaben,
Auf Zeit, Geſchlecht und Stand, auf Glück und Herzeleid,
Auf Sitten und Geſtalt, auf Reden Art und Zeit.
Ein junger freyer Kerl, ein alter karger Knicker,
Ein tugendhafter Mann, ein ſchelmiſcher Berücker,
Ein ganz verbuhlter Thor, ein unerzogner Kind
Sehn unterſchiedlich aus; drum male wie ſie ſind.
* * * * * * * * *
Die Aehnlichkeit ergetzt, und nicht der Farben Menge,
Die Schönheit ohne ſie heißt nichtiges Gepränge:
* * * * * * * * *
Kurz, wenn dein Abdruck nur dem Vorbild ähnlich iſt,
So glaube, daß du dann ein guter Maler biſt.

Und auf der 20. und 21. Seite heißt es:

Wirſt du die Eigenſchaft des Knechts und Edlen wiſſen:
So wird auch jeglicher ganz anders reden müſſen,
Weil jeder anders denkt: und dieſes zeigt den Grund
Dieß iſts, dieß leget dir die Wörter in den Mund.
Stellſt du nun Knechte vor, ſo mußt du knechtiſch-denken,
Wie Meiſter von der Liſt, von Lügen und von Schwänken.
Dann findeſt du zugleich das eigentliche Wort,
Das ſich zur Sache ſchickt, und kömmſt auch leichtlich fort.
Wird aber Sokrates im Schauſpiel aufgeführet:
So wird ein ſtrenger Ernſt und große Kunſt verſpüret.
Da giebt ſichs von ſich ſelbſt, daß der ganz anders ſpricht;
Denn jenes Ausdruck paßt zu den Gedanken nicht.

6. §. Wer nun hierinnen wohl geübet ist, und sonst scharfsinnig genug ist, auf die Wahrscheinlichkeit in allen Stücken recht Achtung zu geben; der wird in seiner Nachahmung unfehlbar glücklich fortkommen müssen: da hingegen ein Fremdling in dem allen, alle Augenblicke Fehler begehen, und lauter unähnliche Schildereyen verfertigen wird. Ich schließe bey dem allen den Witz und die Urtheilungskraft nicht aus: denn jener ist diejenige Gemüthskraft, die mit den Aehnlichkeiten der Dinge zu thun hat, und folglich auch die Abrisse ihren Vorbildern ähnlich machen, oder diese in jenen nachahmen muß. Ohne diese hergegen wird man unfehlbar in den Fehler verfallen, den dort Ramtz an den meisten unsrer Poeten tadelt; wenn er den Virgil als einen glücklichen Nachahmer der Natur, im Absehen auf den Charakter der Dido, erhebet. Es heißt:

Man redt und schreibt nicht mehr, was sich zur Sache schicket,
Es wird nach der Natur kein Einfall ausgedrücket,
Der Bogen ist gefüllt, eh man an sie gedacht;
Was groß ist, das wird klein, was klein ist, groß gemacht:
Da doch ein jeder weis, daß in den Schildereyen,
Nur bloß die Aehnlichkeit das Auge kann erfreuen;
Und eines Zwerges Bild die Artigkeit verliert,
Wenn es wird in Gestalt der Riesen aufgeführt.
Wir lesen ja mit Lust Aeneens Ebentheuer;
Warum? Stößt ihm zur Hand ein grimmig Ungeheuer,
So hat es sein Virgil so künstlich vorgestellt;
Daß uns, ich weis nicht wie, ein Schrecken überfällt:
Und hör ich Didons Mund von Schimpf und Undank sprechen,
So möcht ich ihren Hohn, an den Trojanern rächen.
So künstlich trifft itzund kein Dichter die Natur!
Sie ist ihm viel zu schlecht: er sucht ihm fremde Spur;
Geußt solche Thränen aus, die lachenswürdig scheinen,
Und wenn er lachen will, so möchten andre weinen.

7. §. Doch auch diese so schwere Gattung der Nachahmung, machet nicht das Hauptwerk in der Poesie aus. Die Fabel ist hauptsächlich dasjenige, was der Ursprung und die Seele der ganzen Dichtkunst ist. * Selbst unsre Mutter-

sprache

* Wie Aristoteles im VI. Capitel seiner Poetik schreibt: Αρχη και οιον ψυχη μυθος.

ſprache lehret uns dieſes; wenn wir die Poeſie, die **Dichtkunſt**, und ein poetiſches Werk, ein **Gedicht** nennen. Ich weis wohl, daß vor Alters **dichten**, nur ſo viel als denken und nachſinnen geheißen: z. E. das Dichten und Trachten des menſchlichen Herzens iſt böſe ꝛc. Allein in neuern Zeiten heißt es gewiß, etwas erſinnen, oder erfinden, was nicht wirklich geſchehen iſt. Sachen nämlich, die wirklich geſchehen ſind, d. i. wahre Begebenheiten, darf man nicht erſt dichten: folglich entſteht auch aus der Beſchreibung und Erzählung derſelben kein Gedicht, ſondern eine Hiſtorie, oder Geſchichte; und ihr Verfaſſer bekömmt nicht den Namen eines **Dichters**, ſondern eines Geſchichtſchreibers. Die pharſaliſche Schlacht alſo, die **Lucian** in Verſen beſchrieben hat, kann nichts anders, als eine Hiſtorie in Verſen heißen: des **Aeſopus** Fabeln hergegen, obwohl ſie nur in ungebundener Schreibart abgefaſſet worden, ſind Gedichte. Und wer die Fähigkeit nicht beſitzt, gute Fabeln zu erfinden, der verdient den Namen eines Poeten nicht; wenn er gleich die ſchönſten Verſe von der Welt machte. **Phädrus** wäre derowegen wohl ein Versmacher, aber kein Dichter geweſen: wenn er nur die äſopiſchen Fabeln in Verſe gebracht, aber ſelbſt keine erfunden hätte.

8. §. Wenn **Ariſtotel** ſagen will, was die Fabel in einem Gedichte eigentlich ſey, ſo ſpricht er: **Es ſey die Zuſammenſetzung oder Verbindung der Sachen.** Der Pater **Boſſu** in ſeinem Tractate vom Heldengedichte, läßt ſich an dieſer Erklärung gnügen, und verſteht durch die Sachen, ſo in einer Fabel verbunden werden ſollen, das **Wahre** und das **Falſche**. In der That muß eine jede Fabel was Wahres und was Falſches in ſich haben: nämlich einen moraliſchen Lehrſatz, der gewiß wahr ſeyn muß; und eine Einkleidung deſſelben in eine gewiſſe Begebenheit, die ſich aber niemals zugetragen hat, und alſo falſch iſt. Allein er ſcheint mir den Verſtand des Philoſophen nicht recht eingeſehen zu haben. Die Sachen müſſen auf das Zubehör der Fabel, als da ſind, die Thiere, Menſchen, Götter,

Handlungen, Gespräche, u. s. w. gedeutet werden. Diese Dinge müssen verknüpfet und verbunden werden, so daß sie einen Zusammenhang bekommen, und alsdann entsteht eine Fabel daraus. Hätte dieses Bossu gesehen, so würde er es nicht nöthig gehabt haben, eine andere Beschreibung davon zu geben, die noch weniger Stich hält, als die obige. Denn da er sagt: **Die Fabel sey eine Rede, welche ihre Lehren unter den Allegorien einer Handlung verbirget und zu Besserung der Sitten ersonnen worden;** so ist bey dieser Erklärung sehr viel zu erinnern. Denn I. ist es bekannt, daß die Fabel nicht nur eine Rede, sondern auch eine Schrift seyn kann: und also hätte die Fabel besser eine Erzählung heißen mögen. Hernach aber machen nicht alle Allegorien, die da lehrreich und unterrichtend sind, eine Fabel aus. Horazens Ode ist bekannt, wo der Poet die römische Republik unter dem Bilde eines Schiffes anredet, und ihr viel heilsame Regeln, in einer beständigen allegorischen Rede giebt. Wer hat aber diese Ode jemals zu den Fabeln gezählet? Wollte man sagen, hier wäre keine allegorische Handlung vorhanden: so würde man antworten, daß nach seinem eigenen Geständnisse, nicht zu allen Fabeln eine Handlung nöthig sey. Er selbst, führet im folgenden dergleichen an; nämlich, da die Fliege an dem Rade eines großen und schleunig fortgezogenen Wagens sitzt, selbst nichts thut, sondern nur sagt: **Ey, welch einen großen Staub mache ich nicht!**

9. §. Ich glaube derowegen, eine Fabel am besten zu beschreiben, wenn ich sage: **sie sey die Erzählung einer unter gewissen Umständen möglichen, aber nicht wirklich vorgefallenen Begebenheit, darunter eine nützliche moralische Wahrheit verborgen liegt.** Philosophisch könnte man sagen, sie sey eine Geschichte aus einer andern Welt. Denn da man sich in der Metaphysik die Welt als eine Reihe möglicher Dinge vorstellen muß; außer derjenigen aber, die wir wirklich vor Augen sehen, noch viel andre dergleichen Reihen gedacht werden können:

so

so sieht man, daß eigentlich alle Begebenheiten, die in unserm Zusammenhange wirklich vorhandener Dinge nicht geschehen, an sich selbst aber nichts Widersprechendes in sich haben, und also unter gewissen Bedingungen möglich sind, in einer andern Welt zu Hause gehören, und Theile davon ausmachen. Herr von Wolf hat selbst, wo mir recht ist, an einem gewissen Orte seiner philosophischen Schriften gesagt: daß ein wohlgeschriebener Roman, das ist ein solcher, der nichts widersprechendes enthält, für eine Historie aus einer andern Welt anzusehen sey. Was er nun von Romanen sagt, das kann mit gleichem Rechte von allen Fabeln gesagt werden. Weil aber diese Erklärung unphilosophischen Köpfen vielleicht Schwierigkeiten machen könnte: so bleibe ich bey der ersten, die nach dem gemeinen Begriffe aller, die nur deutsch verstehen, eingerichtet ist. Ich erläutere sie durch das bereits erwähnte Exempel. Die Begebenheit ist daselbst, daß ein großer Wagen auf einem staubigten Wege, von vier oder mehr hurtigen Pferden geschwinde hingerissen wird; eine Fliege an dem Rade desselben sitzet, und sich schmäuchelt, sie selbst habe allen diesen Staub erreget. Diese Begebenheit ist unter gewissen Umständen möglich. Wenn nämlich nur ein angespannter Wagen fährt, und eine Fliege, die daran sitzt, so viel Verstand hat, daß sie über den ringsum aufsteigenden Staub ihre Betrachtungen anstellen kann: so geht es gar wohl an, daß sie so eitel seyn, und sich selbst für die Ursache einer so großen Staubwolke ansehen kann. Die moralische Lehre endlich, die darunter verborgen liegt, ist diese: Ein Stolzer ist so thöricht, daß er sich selbst und seinen Verdiensten, Dinge zuschreibt, die von ganz andern Ursachen herrühren und seine Kraft unzählichemal übersteigen.

10. §. Man kann die Fabeln in unglaubliche, glaubliche und vermischte eintheilen. Jene sind die, wo man unvernünftige Thiere oder wohl gar leblose Dinge so reden und handeln läßt, als wenn sie mit menschlicher Vernunft begabt wären. Ein Exempel davon finden wir so gar in der Schrift, wo Abimelechs Bruder, im Buche der Rich-

ter, ſeinen Landsleuten erzählet: wie die Bäume ſich einen König erwählet, der ſie mit Feuer verzehret, und alſo, ihrer thörichten Wahl halber, ſattſam beſtrafet hätte. Die andre Art ſind die glaublichen Fabeln, wo lauter Menſchen und andre vernünftige Weſen vorkommen; bey denen es nichts Unglaubliches iſt, daß ſie mit Verſtande reden und handeln können. Dergleichen iſt abermal in der Schrift Nathans Fabel vom reichen und armen Manne, deren jener dieſen ſeines einzigen geliebten Schäfleins beraubete: imgleichen die Fabeln vom verlohrnen Sohne, vom armen Lazarus u. d. gl. Die dritte Art, nämlich der vermiſchten Fabeln, entſteht, wenn darinnen theils unvernünftige, theils vernünftige Dinge redend und handelnd vorkommen. Dergleichen würde Bileams Begebenheit mit ſeiner Eſelinn ſeyn; wenn dieſes nicht wirklich geſchehen ſeyn ſollte. Wir finden aber in den äſopiſchen Fabeln unzählliche ſolche, wo theils vernünftige Menſchen, theils Thiere und Bäume angeführet werden: zugeſchweigen, daß auch Homer in ſeiner Ilias einmal ein Pferd mit ſeinem Herrn hat reden laſſen. * Ein Exempel von meiner Erfindung ſteht in den vernünft. Tadl. von dem Veilchenſtocke, der Tulpe und der Blumengöttinn Flora. Imgleichen von dem Manne, ſeinem Hunde und der Katze; und im II. Theile derſelben vom Pferde und Eſel; wiewohl dieſe vielleicht unter die natürlichen zu zählen ſind. Endlich auch im II. Theile des Biedermanns vom Haſen, der ſich in den Löwenſtand erheben ließ.

11. §. Dadurch aber, daß wir die erſte Art der Fabeln unglaublich nennen, widerſprechen wir der obigen Erklärung

* Τον δ' αῦ ὑπὸ ζυγόφιν προσέφη πόδας ἀκὺς ἵππος,
Ξάνθος - - -
Καὶ λαὴν σ'ἔτι νῦν γε σαώσομεν ὄβριμε Ἀχιλλεῦ.
Ἀλλά τοι ἐγγύθεν ἦμαρ ὀλέθριον οὐδέ τι ἡμεῖς
Αἴτιοι, ἀλλὰ θεὸς τε μέγας, καὶ μοῖρα κραταιή.
Iliad. L. XIX.

D. i. Hierauf antwortete ihm neben dem Joche ſein ſchnelles Pferd Xanthus: - - - Tapferer Achilles, dießmal zwar wollen wir dich noch beym Leben erhalten: aber ehestens wird der Tag deines Todes herbeyrücken; und daran werden nicht wir Schuld haben, ſondern ein groſſer Gott und das mächtige Verhängniß.

rung noch nicht; darinnen wir behaupteten, die Fabel ſey eine mögliche Begebenheit. Es kann ja eine Sache wohl möglich, aber in der That bey der itzigen Ordnung der Dinge ſehr unglaublich ſeyn. Dieſe Verknüpfung der wirklich vorhandenen Dinge nämlich hält ja nicht alle mögliche Dinge in ſich, wie die Weltweiſen darthun. Es wären andre Verbindungen endlicher Weſen eben ſowohl geſchickt geweſen, erſchaffen zu werden, wenn es Gott gefallen hätte. Dem Dichter nun, ſtehen alle mögliche Welten zu Dienſten. Er ſchränket ſeinen Witz alſo nicht in den Lauf der wirklich vorhandenen Natur ein. Seine Einbildungskraft, führet ihn auch in das Reich der übrigen Möglichkeiten, die der itzigen Einrichtung nach, für unnatürlich gehalten werden. Dahin gehören auch redende Thiere, und mit Vernunft begabte Bäume; die zwar, ſo viel uns bekannt iſt, nicht wirklich vorhanden ſind, aber doch nichts widerſprechendes in ſich halten. Man leſe hier zur Erläuterung, Hollbergs unterirrdiſche Reiſe nach; wo man beydes antreffen wird. Wie nun ein Poet hier alle Sorgfalt anwenden muß, daß er ſeinen Fabeln auch einen gewiſſen Grad der Wahrſcheinlichkeit gebe: alſo fragt ſichs, wie das in dem ſo genannten Unglaublichen möglich ſey? Und hier iſt es nicht zu leugnen, daß in der gegenwärtigen Verknüpfung der Dinge nicht leicht was zu erſinnen iſt, dadurch die Sprache der Bäume, oder der Thiere wahrſcheinlich wird. Allein einem Poeten iſt es erlaubt, eine Fabel durch die andre wahrſcheinlich zu machen; und er darf alſo nur überhaupt dichten: Es ſey einmal eine Zeit geweſen, da alle Pflanzen und Thiere hätten reden können. Setzt man dieſes zum voraus; ſo läßt ſich hernach alles übrige hören. Man ſehe das folgende VI. Hauptſtück nach.

12. §. Ferner müſſen die Fabeln eingetheilt werden, in epiſche und dramatiſche. Jene werden bloß erzählet, und dahin gehören nicht nur die Ilias, Odyſſee und Aeneis; ſondern alle Romane, ja ſo gar die äſopiſchen Fabeln. Dieſe hergegen werden wirklich geſpielet, und alſo lebendig vorgeſtellet.

gestellet. Dahin rechnet man also alle Tragödien, Komödien und Schäferspiele, imgleichen alle kleine dramatische Gedichte, die wirklich auf einer Schaubühne aufgeführet werden können. Man sieht gar leicht, daß dieser andre Unterscheid sich auf den ersten gründet. Denn die theatralischen Fabeln leiden nichts, als was wahrscheinlich ist, wie Horatius in seiner Dichtkunst sehr fleißig erinnert: hingegen die epischen können gar wohl auch unglaubliche Fabeln von Thieren und leblosen Dingen brauchen. Tausend Dinge lassen sich gar wohl erzählen; aber den Augen läßt sich nichts vorstellen, als was glaublich ist. Die vormaligen Zeiten der Einfalt des menschlichen Geschlechts, haben so viel von Zaubereyen, und Wundergeschichten erzählet und geglaubt, und auf die Nachwelt fortgepflanzet; daß es uns nicht schwer ist, zu glauben, daß durch eine übermenschliche Kraft alles möglich ist, was nur nicht widersprechend ist. So wird Homers redendes Pferd, nur durch die Kraft der Minerva möglich, oder glaublich; wenn man es in die alten Zeiten setzet. Wer aber entweder dasselbe, oder Bileams Eselinn auf die Schaubühne bringen, und sie dadurch gleichsam in unsre Zeiten versetzen wollte: dem würde Horaz zurufen:

Quodcumque ostendis mihi sic, incredulus odi.

13. §. Weiter können die Fabeln, theils im Absehen auf ihren Inhalt, theils im Absehen auf die Schreibart, in erhabene und niedrige eingetheilet werden. Unter die erhabenen gehören die Heldengedichte, Tragödien und Staatsromane: darinnen fast lauter Götter und Helden, oder königliche und fürstliche Personen vorkommen, deren Begebenheiten in einer edlen Schreibart entweder erzählet oder gespielet werden. Unter die niedrigen gehören die adelichen und bürgerliche Romane, die Schäfereyen, die Komödien und Pastorale, nebst allen äsopischen Fabeln: als worinn nur Adel, Bürger und Landleute, ja wohl gar Thiere und Bäume in einer gemeinen Schreibart redend eingeführet oder beschrieben werden. Von diesen letztern könnte man mit einigem

einigem Scheine fragen, ob ſie auch zur Poeſie gehöreten? Von der Komödie hat Horaz ihres niedrigen Ausdruckes halber, ſolches in Zweifel gezogen:

Idcirco quidam, Comœdia nec ne Poëma
Eſſet, quæſivere: quod acer ſpiritus ac vis
Nec verbis, nec rebus ineſt; niſi quod pede certo
Differt ſermoni, ſermo merus.

Sat. IV. L. 1.

Wiewohl aus dem obigen iſt leicht darauf zu antworten. Die hohe Schreibart iſt zwar eine gute Eigenſchaft eines Poeten, und in gewiſſen Gedichten unentbehrlich: aber ſie allein machet noch keinen Dichter, wenn keine Fabel da iſt, die darinnen vorgetragen wird. Dieſe hergegen bleibt, was ſie iſt, nämlich eine Fabel, ein Gedicht, wenn man ſie gleich in der gemeinen Sprache erzählt. Sie zeigt alſo ſattſam, daß ihr Verfaſſer ein Dichter geweſen, der auch wohl erhaben hätte ſchreiben können, wenn er gewollt hätte, und wenn es ſich in dieſer Art von Gedichten hätte thun laſſen. Horaz ſelbſt trägt dieſen Zweifel, wegen der Komödie, nur als etwas Fremdes vor. Einige, ſpricht er, haben gefragt ꝛc. Er giebt ihnen aber deswegen nicht recht; zumal da er in ſeiner Dichtkunſt ſelbſt erinnert, daß auch in der Komödie zuweilen die pathetiſche, feurige und erhabene Schreibart ſtatt findet: wenn nämlich ein Chremes zu ſchelten, und vor Zorn zu pochen und zu poltern anfängt:

Interdum tamen et vocem Comœdia tollit,
Iratusque Chremes tumido delitigat ore.

14. §. Die Fabeln können noch ferner in vollſtändige und mangelhafte eingetheilet werden. Jene erzählen diejenige Begebenheit ganz, die zu der darunter verſteckten Sittenlehre gehöret: dieſe hergegen brechen ab, wenn die Begebenheit kaum in die Hälfte gekommen iſt. Zu Exempeln einer ganzen oder vollſtändigen können alle die obigen dienen, die wir ſchon angeführet haben: denn die Erzählung geht daſelbſt ſo weit,

weit, als nöthig ist, und das Gemüth bleibt am Ende derselben ganz ruhig; weil man den Zweck einsieht, warum sie erzählet worden. Eine mangelhafte und halbe Fabel aber war die, von dem Schatten des Esels, darüber der Eseltreiber und der Reisende in einen Streit geriethen; welche Demosthenes seinen Mitbürgern erzählte, als sie in einer wichtigen Rede, welche die Wohlfahrt ihres Staats anbetraf, sehr unachtsam waren. Denn als er ihnen dieselbe erzählet hatte, und sie alle aus ihrer vorigen Nachläßigkeit ermuntert und begierig worden waren, den völligen Verlauf seiner Geschichte zu vernehmen: so hörte er mit gutem Bedachte auf, schwieg stille, und wollte sich aus der Versammlung begeben. Weil aber die Fabel nur halb fertig war, so konnten sich die Zuhörer dadurch nicht zufrieden stellen: darum riefen sie ihn zurücke, und verlangten, daß er ihnen auch den Ausgang der ganzen Begebenheit erzählen sollte. Dabey nahm er nun Gelegenheit, ihnen ihre Leichtsinnigkeit vorzurücken, die sich um Kleinigkeiten so ernstlich, um die wichtigsten Dinge aber, die er in seiner Rede vorgetragen hatte, so wenig bekümmerte und aufmerksam bezeigete.

15. §. Bey dieser Abtheilung der Fabeln muß man sich vor einem Misverstande hüten. Eine ganze Fabel erfodert nicht allemal den völligen Umfang aller Begebenheiten, die einigen Zusammenhang mit einander haben: sondern es ist genug, daß sie alles dasjenige enthält, was zu der Sittenlehre, die man vortragen will, unentbehrlich ist. Z. E. Homers Ilias ist eine Fabel von Achillens Zorne, und den traurigen Wirkungen desselben. Daher ist diese Fabel ganz, wenn der Poet zeigt: wie und woher dieser Zorn entstanden, nämlich von der Beleidigung, die Agamemnon diesem Helden zugefügt; ferner wie sich derselbe geäußert, nämlich durch die Enthaltung vom Streite, da Achilles ruhig auf seinem Schiffe geblieben; weiter, wie schädlich derselbe gewesen, weil die Griechen in seiner Abwesenheit allezeit den kürzern gezogen, Achilles selbst aber seinen besten Freund Patroklus eingebüsset; endlich wie dieser Zorn ein Ende genommen,

men, da der Held, aus Rachgier gegen den Hektor, ſeines alten Grolls vergeſſen, den Hektor erſchlagen, und alſo den Trojanern großen Abbruch gethan. Dieſe Fabel war zulänglich, die moraliſche Wahrheit von der ſchädlichen Uneinigkeit benachbarter Staaten, die Homer in ſeinem Gedichte lehren wollen, in ein völliges Licht zu ſetzen. Es war dabey nicht nöthig, den Urſprung des trojaniſchen Krieges oder den Auszug deſſelben zu zeigen; vielweniger von den beyden Eyern der Leda anzufangen, aus deren einem Helena, als die einzige Urſache des Krieges, war gebohren worden. Dieſes wäre eine gar zu große Fabel geworden, und Horaz lobt deswegen den Homer, daß er ſolches nicht gethan hat.

Nec reditum Diomedis ab interitu Meleagri,
Nec gemino bellum Trojanum orditur ab ovo:
Semper ad eventum feſtinat.

16. §. Diejenigen Poeten haben alſo keinen rechten Begriff von der Fabel gehabt, die ſich eingebildet: ſie müßte ſo vollſtändig ſeyn, daß weder forne noch hinten das geringſte daran fehlte. Dahin gehört Statius, der den ganzen Lebenslauf des Achilles in ein Gedicht gebracht; und bey den Griechen, der Verfaſſer der kleinen Ilias, deſſen Ariſtoteles gedenket: welcher gleichfalls den ganzen trojaniſchen Krieg in eins gezogen, davon uns die große Ilias nur ein Stück von anderthalb Monaten erzählet. Dahin gehört auch Milton, der in dem verlohrnen Paradieſe nicht nur den Fall Adams, und ſeine Urſache, nämlich die Verführung Satans; ſondern auch die Schöpfung der Welt, ja was vor derſelben vorhergegangen, nämlich Lucifers Fall erzählet. Vielweniger werden des Ovidius Verwandelungen für ein einzig Gedicht können angeſehen werden; als worinn eben ſo wenig eine einzige moraliſche Fabel zum Grunde liegt, als in den äſopiſchen Fabeln. Die Ilias iſt einem königlichen Pallaſte, voller Zuſammenhang, Ordnung und Schönheit gleich: Des Ovidius Verwandlungen aber ſind einer ganzen Stadt

zu

zu vergleichen, die aus so vielen Bürgerhäusern zusammen gesetzt ist, als Fabeln sie enthält; welche nicht mehr Verknüpfung mit einander haben, als daß sie an einander stoßen und mit einer Ringmauer umgeben sind. Die äsopischen Fabeln könnte man nach eben dieser Allegorie ein großes Dorf nennen, darinn jede Fabel eine Bauerhütte vorstellet, die eben so viel, ja noch mehr Thiere, als Menschen in sich zu halten pflegt.

17. §. Noch eine Abtheilung der Fabeln ist nöthig anzumerken, da sie nämlich in **Hauptfabeln** und **Nebenfabeln** unterschieden werden. Dieser Unterscheid findet sonderlich in Heldengedichten, Romanen und theatralischen Stücken statt. Daselbst ist eine die größeste und wichtigste, die im ganzen Gedichte zum Grunde liegt, und gar wohl ohne die übrigen bestehen könnte. Auf diese kömmt auch hauptsächlich die Schönheit des ganzen Werkes an: weil sie eigentlich zum Zwecke des Verfassers führet, und die moralische Absicht desselben unmittelbar befördert. Dergleichen ist auch in des **Sophokles Antigone**, welche **Opitz** verdeutschet hat, die Grausamkeit Kreons, der des **Polynikes** Körper, eines Sohns des **Oedipus** und der **Jokasta**, unter freyen Himmel werfen, und die Prinzeßin **Antigone**, die sich ihres todten Bruders annahm, und ihn begrub, in eine Höle versperren ließ: darüber er denn nicht nur seinen Sohn **Hämon**, sondern auch seine Gemahlinn **Euridice**, einbüßete, und endlich selbst in Verzweifelung und Raserey fiel. Die Neben- oder Zwischenfabeln aber sind alle die Einschiebsel und beyläufigen Erzählungen gewisser kleinerer Begebenheiten, die mit der größern einigermaßen zusammenhangen; und theils zur Verlängerung, theils zur Abwechselung, theils auch zum Verstande der Hauptfabel etwas beytragen. Dergleichen sind in der Ilias unzählige von Göttern und Helden, die **Homer** überall eingestreuet hat; in der **Aeneis** die Begebenheiten von der **Dido**, und den Lustspielen, die **Aeneas** seinem Vater zu Ehren angestellet hat; in dem **Gottfried** die Liebesgeschichte von **Sophronia** und **Olindo**; im **Don**

Quixote

Quixote der kleine Roman vom Cardenio, und dem eiferſüchtigen Bruder; im Telemach die Hiſtorie vom ägyptiſchen Könige Seſoſtris; in der Baniſe die Eroberung verſchiedener Städte, und die dabey verübten Grauſamkeiten. u. d. m.

18. §. Bey allen dieſen poetiſchen Fabeln fragt ſichs nun: Ob ſie nothwendig moraliſche Abſichten haben müſſen? Man antwortet darauf, daß es freylich wohl möglich ſey, Fabeln zur bloßen Beluſtigung zu erſinnen: dergleichen manches Mährchen iſt, das die Ammen ihren Kindern erzählen, ja dergleichen die meiſten Romanſchreiber in ihren Büchern ausbrüten, auch viele unzeitige Komödienſchreiber auf der Schaubühne ausgehecket haben; ſie mögen nun Wälſche, Franzoſen, Engländer oder Deutſche ſeyn. Allein da es möglich iſt, die Luſt mit dem Nutzen zu verbinden, und ein Poet nach der bereits gegebenen Beſchreibung, auch ein rechtſchaffener Bürger und redlicher Mann ſeyn muß: ſo wird er nicht unterlaſſen, ſeine Fabeln ſo lehrreich zu machen, als es ihm möglich iſt; ja er wird keine einzige erſinnen, darunter nicht eine wichtige Wahrheit verborgen läge. Denn

Omne tulit punctum, qui miſcuit utile dulci,
Lectorem delectando pariterque monendo.
Hor. Art. Poet.

Die alten Griechen ſind uns hier mit guten Exempeln vorgegangen. Alle ihre Fabeln ſtecken voller Sittenlehren, und es war eine ſo gemeine Sache, daß ihre Poeten erbauliche Fabeln ſchrieben, und auf der Bühne vorſtellen ließen, daß man auch allezeit ſagte: **Eine Fabel, das iſt eine Tragödie oder Komödie** NB. **lehren:**

Vel qui prætextas, vel qui *docuere* togatas.
Hor. Art. Poet.

19. §. So iſt z. E. die Fabel der Odyſſee beſchaffen, wie Ariſtotel ſelbſt uns den Auszug davon macht. Ein König iſt viele Jahre aus ſeinem Hauſe abweſend. Neptun verfolgt

folgt ihn, und beraubt ihn aller ſeiner Gefährten. Indeſſen iſt bey ihm zu Hauſe alles in Unordnung: ſein Vermögen wird verſchwendet; ſeine Gemahlinn und ſein Prinz ſtehen in Gefahr. Endlich aber kömmt er nach vielen Ungewittern glücklich an, erkennet etliche von den Seinigen, erlegt durch ihren Beyſtand ſeine Feinde, und bringt alles wieder in Ordnung. So iſt auch die Fabel vom Oedipus, dem berühmteſten Trauerſpiele, das bey den Alten gemacht worden, beſchaffen. Oedipus bittet die Götter um die Abwendung der Peſt, wodurch Thebe verwüſtet wurde. Das Orakel antwortet: Man müſſe den Tod des Königes Lajus an deſſen Mördern rächen. Er unterſuchet derowegen die Sache; findet aber nicht nur, daß er ſelbſt der Thäter ſey, ſondern gar des Lajus Sohn geweſen, und folglich an deſſen Witwe, der Jokaſta, ſeine eigene Mutter geheirathet habe. Darüber beſtraft er ſich ſelbſt, indem er ſich die Augen ausreißt, ins Elend geht, und alſo ſeinem Volke die Geſundheit wieder herſtellet. Wer ſieht hier nicht, daß beyde Fabeln vollkommen moraliſch ſind, und die wichtigſten Lehren in ſich faſſen? wenn man ſie gleich nur überhaupt anſieht, und der überall eingeſtreuten Sittenſprüche nicht einmal wahrnimmt? In der erſten lehrt der Poet, die Abweſenheit eines Herrn, aus ſeinem Hauſe oder Reiche ſey ſehr ſchädlich: in der andern aber, daß die Vorherſehung der Götter untrüglich ſey, und durch keine menſchliche Liſt und Vorſicht irre gemacht werden könne. Ein jeder, der nur ſeinen eigenen Augen trauet, wird alſo keines fernern Beweiſes nöthig haben, und die Einwürfe ſelbſt beantworten können, die le Clerc in ſeinen Parrhaſianis dawider gemacht, und die ich ins Deutſche überſetzt, den kritiſchen Beyträgen eingeſchaltet habe.

20. §. Wie greift man indeſſen die Sache an, wenn man geſonnen iſt, als ein Poet, ein Gedicht oder eine Fabel zu machen? Dieſes iſt freylich das Hauptwerk in der ganzen Poeſie, und alſo muß es in dieſem Hauptſtücke nicht vergeſſen werden. Vielen, die ſonſt ein gutes Naturell zur

Poeſie

Poeſie gehabt, iſt es bloß deswegen nicht gelungen, weil ſie es in der Fabel verſehen haben. Sie haben die Charaktere, die Sitten, die Gedanken, die Gemüthsbewegungen, und die Ausdrückungen bisweilen ſehr wohl eingerichtet: allein die Begebenheiten ſind unwahrſcheinlich, ſeltſam, ja widerſprechend, den Zeiten und Oertern und ſich ſelbſt nicht gemäß geweſen. So viel ſchlechte Heldengedichte, Tragödien, Komödien und Romane ſind gemeiniglich nur in dieſem Stücke mangelhaft: ſo vieler kleiner Fabeln, in andern Gattungen der Poeſie, vorizo nicht zu gedenken. Es iſt alſo der Mühe ſchon werth, daß wir uns bekümmern, wie man alle Arten der Fabeln erfinden, und regelmäßig einrichten könne?

21. §. Zu allererſt wähle man ſich einen lehrreichen moraliſchen Satz, der in dem ganzen Gedichte zum Grunde liegen ſoll, nach Beſchaffenheit der Abſichten, die man ſich zu erlangen, vorgenommen. Hierzu erſinne man ſich eine ganz allgemeine Begebenheit, worinn eine Handlung vorkömmt, daran dieſer erwählte Lehrſatz ſehr augenſcheinlich in die Sinne fällt. Z. E. Geſetzt, ich wollte einem jungen Prinzen die Wahrheit beybringen: **Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit wären abſcheuliche Laſter.** Dieſen Satz auf eine angenehme Art recht ſinnlich und faſt handgreiflich zu machen, erdenke ich folgende allgemeine Begebenheit, die ſich dazu ſchicket; indem man daraus die Abſcheulichkeit des gedachten Laſters ſonnenklar ſehen kann. „Es war jemand, wird es heißen, der ſchwach und unver„mögend war, der Gewalt eines Mächtigern zu widerſtehen. „Dieſer lebte ſtill und friedlich; that niemanden zu viel, „und war mit dem wenigen vergnügt, was er hatte. Ein „Gewaltiger, deſſen unerſättliche Begierden ihn verwegen „und grauſam machten, ward dieſes kaum gewahr, ſo griff „er den Schwächern an, that mit ihm, was er wollte, „und erfüllete mit dem Schaden und Untergange deſſelben, „ſeine gottloſe Begierden.„ Dieſes iſt der erſte Entwurf einer poetiſch-moraliſchen Fabel. Die Handlung, die

darinn stecket, hat die folgenden vier Eigenschaften. 1) Ist sie allgemein, 2) nachgeahmt, 3) erdichtet, 4) allegorisch, weil eine moralische Wahrheit darinn verborgen liegt. Und so muß eben der Grund aller guten Fabeln beschaffen seyn, sie mögen Namen haben, wie sie wollen.

22. §. Nunmehr kömmt es auf mich an, wozu ich diese Erfindung brauchen will; ob ich Lust habe, eine äsopische, komische, tragische, oder epische Fabel daraus zu machen? Alles beruht hierbey auf der Benennung der Personen, die darinn vorkommen sollen. Aesopus wird ihnen thierische Namen geben, und ohngefähr sagen: „Ein Schäfchen, „welches ganz friedlich am Strome stund, und, seinen Durst „zu löschen, trinken wollte, ward von einem Wolfe ange„fallen, der am obern Theile eben desselben Wassers soff, „und seiner von ferne ansichtig ward. Dieses räuberische „Thier beschuldigte das Schaf, es hätte ihm das Wasser „trübe gemacht; so, daß er nicht hätte trinken können: „und wiewohl sich dasselbe, durch die Unmöglichkeit der „Sache, aufs beste entschuldigte; so fragte der Wolf doch „nichts darnach, sondern griff es an, und fraß es auf.„ Wollte jemand diese thierische, und folglich unglaubliche Fabel, in eine menschliche und desto glaublichere verwandeln: so dürfte man nur diejenige nachschlagen, die dort Nathan dem Könige David erzählet: „Ein armer Mann, wird „sie lauten, hatte ein einzig Schäfchen, welches er sehr lieb „hatte: sein reicher Nachbar hergegen besaß große Heerden. „Dieser letztere nun bekam Gäste; und weil er sie zwar wohl „aufzunehmen, aber doch von seinen eigenen Schafen keins „zu schlachten, willens war: so schickte er zu seinem Nachbar, „und ließ ihm sein einzig Schäfchen mit Gewalt nehmen, „es schlachten und seinen Gästen zubereiten.„ Dieses ist noch eben so wohl eine äsopische Fabel, als die obige.

23. §. Wäre ich willens, eine komische Fabel daraus zu machen, so müßte ich sehen, daß ich das Laster der Ungerechtigkeit als ein lächerliches Laster vorstellen könnte. Denn das Auslachenswürdige gehört eigentlich in die Komödie,

das

das Abſcheuliche und Schreckliche hergegen läuſt wider ihre Abſicht. Ich müßte es alſo bey einer kleinen Ungerechtigkeit bewenden laſſen, deren Unbilligkeit zwar einem jeden in die Augen fiele, die aber doch kein gar zu großes Mitleiden erwecken könnte. Die Perſonen, müßten hier entweder bürgerlich, oder zum höchſten adelich ſeyn: denn Helden und Prinzen gehören in die Tragödie. Derjenige aber, der das Unrecht thäte, müßte endlich darüber zum Spotte und Gelächter werden. Die Namen würden nur dazu erdacht, und man dörfte ſie nicht aus der Hiſtorie nehmen. Ich ſage alſo: „Herr Trotzkopf, ein reicher, aber wollüſtiger und verwegener „Jüngling, hat einen halben Tag mit Schmauſen und Spie„len zugebracht; geräth aber des Abends in ein übelberüch„tigtes Haus: wo man ihm nicht nur alle ſeine Baarſchaft „nimmt, ſondern auch das Kleid vom Leibe zieht, und ihn ſo „entblößt auf die Gaſſe hinausſtößt. Er fluchet und poltert „eine Weile vergebens, geht aber endlich, mit dem bloßen „Degen in der Hand, Gaſſe auf, Gaſſe nieder; in dem Vor„haben, dem erſten, dem beſten, mit Gewalt das Kleid zu „nehmen, und alſo nicht ohne Rock nach Hauſe zu kommen. „Es begegnet ihm Herr Ruhelieb, ein friedfertiger Menſch, „der von einem guten Freunde kömmt, und etwas ſpät nach „Hauſe geht. Dieſen fällt er an, nöthiget ihn nach dem „Degen zu greifen, entwaffnet, ja verwundet ihn ein wenig, „und zwinget ihn alſo das Kleid auszuziehen und ihm zu geben. „Kaum hat er ſelbiges angezogen, um damit nach Hauſe zu „gehen, ſo ſtehen an der andern Ecke der Straße ein paar „tüchtige Kerle, die von Herrn Ruheliebs Feinden erkauft „worden, denſelben wacker auszuprügeln. Dieſen fällt Herr „Trotzkopf in die Hände, und ob er gleich Leib und Seele „ſchweret, daß er nicht derjenige ſey; dafür ſie ihn anſehen: „ſo wird er doch wacker abgeſtraft; ſo, daß er aus Zorn und „Ungeduld, Kleid, Hut und Perrücke wieder von ſich wirft, „und ganz braun und blau nach Hauſe läuft.„

24. §. Weil dieſe Fabel zu einer vollſtändigen Komödie noch zu kurz iſt, ſo müßte man etliche Zwiſchenfabeln dazu

dichten. Herr Troßkopf müßte irgend eine Liebſte haben, der er von ſeiner Herzhaftigkeit vorgeſagt hätte. Dieſe müßte nun durch das nächtliche Lärmen aufgeweckt werden, und irgend zum Fenſter hinaus ſehen, auch an der Stimme ihren Liebhaber erkennen. Oder es könnte ſonſt ein Patron deſſelben ſolches gewahr werden, der von ſeiner böſen Lebensart nichts gewußt hätte. Es müßten noch mehr Perſonen an der Sache Theil nehmen, um dadurch die Aufzüge zu füllen, und die Begebenheit wahrſcheinlich zu machen. Kurz, die Abtheilung und Auszierung müßte nach den Regeln gemacht werden, die im andern Theile, wo von der Komödie insbeſondre gehandelt wird, vorkommen ſollen. So viel iſt indeſſen gewiß, daß in dieſer Fabel noch immer jene erſtere allgemeine zum Grunde liegt, und die moraliſche Wahrheit, von der Gewaltthätigkeit, allegoriſch begriffen iſt.

25. §. Die Tragödie iſt von der Komödie nur in der beſondern Abſicht unterſchieden, daß ſie an ſtatt des Gelächters, die Verwunderung, das Schrecken und Mitleiden zu erwecken ſuchet. Daher pflegt ſie ſich lauter vornehmer Leute zu bedienen, die durch ihren Stand, Namen und Aufzug mehr in die Augen fallen, und durch große Laſter und traurige Unglücksfälle ſolche heftige Gemüthsbewegungen erwecken können. Ich werde alſo ſagen: „Ein mächtiger König ſah, „daß einer ſeiner Unterthanen ein ſchönes Landguth hatte, „welches er gern ſelbſt beſeſſen hätte. Er both ihm anfänglich „Geld dafür: als jener es aber nicht verkaufen wollte, brauch„te er Gewalt und Liſt. Er ließ den Unſchuldigen durch „erkaufte Kläger, falſche Zeugen und ungerechte Richter „vom Leben zum Tode bringen, ſeine Güter aber unter ſeine „Kammergüter ziehen.„ Dieſes iſt der Grundriß zu einer tragiſchen Fabel, woran nichts mehr fehlt, als daß man noch in der Hiſtorie etliche Namen ſuche, die ſich zu dieſer Fabel einigermaßen ſchicken. Mir fällt hier gleich der König Achab ein, der den Naboth auf ſolche ungerechte Art um ſeinen Weinberg gebracht hat. Hier könnte man die Jeſabel ihre Rolle auch ſpielen laſſen, imgleichen Nabothe

Ehe-

Ehegattinn etwas zu thun geben: so würde die Fabel zu einer Tragödie lang genug werden, und sowohl einen Abscheu gegen Achabs Ungerechtigkeit, als ein Mitleiden gegen den unschuldig leidenden Naboth, erwecken. Die besondern Regeln des Trauerspiels werden gleichfalls im II. Theile in einem eigenen Hauptstücke vorkommen.

26. §. Endlich folgt die epische Fabel, die sich für alle Heldengedichte und Staatsromane schicket. Diese ist das vortrefflichste, was die ganze Poesie zu Stande bringen kann, wenn sie nur auf gehörige Art eingerichtet wird. Ein Dichter wählt also dabey in allen Stücken das beste, was er in seinem Vorrathe hat, ein so großes Werk damit auszuschmücken. Die Handlung muß wichtig seyn, das ist, nicht einzelne Personen, Häuser oder Städte; sondern ganze Länder und Völker betreffen. Die Personen müssen die ansehnlichsten von der Welt, nämlich Könige und Helden und große Staatsleute seyn. Die Fabel muß nicht kurz, sondern lang und weitläuftig werden, und in dieser Absicht mit vielen Zwischenfabeln erweitert seyn. Alles muß darinn groß, seltsam und wunderbar klingen, die Charactere, die Gedanken, die Neigungen, die Affecten und alle Ausdrückungen, das ist, die Sprache oder die Schreibart. Kurz, dieses wird das Meisterstück der ganzen Poesie. Aus dieser Ursache werde ich also meine obige Fabel so einkleiden: „Ein junger Prinz, in welchem eine unersättliche Ehrbegierde brennet, hatte sich durch die Macht der Waffen einen großen Namen zu machen gesuchet. Er hatte derowegen gewaltige Heere ausgerüstet, erst die benachbarten kleinen Staaten mit Krieg bezwungen, und war dadurch immer mächtiger geworden. Durch List und Geld hatte er die Bündnisse seiner stärkern Nachbarn getrennet, sie darauf einzeln angegriffen, und sich aller ihrer Länder bemeistert. Da er nun endlich so groß geworden ist, als es möglich war, aber auch zugleich ein Abscheu aller Welt geworden, wird er von einem mächtigern überwunden: da fällt nun seine Hoheit auf eine schmähliche Art, und er nimmt ein klägliches Ende.

27. §. Diese Hauptfabel eines Heldengedichtes nach den besondern Regeln desselben einzurichten, ist dieses Orts noch nicht. Ich merke nur dieses an, daß sie nicht zum Lobe der Hauptperson, sondern zur Schande derselben gereichen würde; und darinn ist sie von den berühmten Heldengedichten der Alten unterschieden. Meine allererste allgemeine Fabel, und der darinn zum Grunde gelegte Lehrsatz ließ solches nicht anders zu; die Regeln des Heldengedichtes aber verbiethen solches nicht: wiewohl ich es selber für rathsamer achte, löbliche, als strafbare Handlungen dadurch zu verewigen. Nichts mehr fehlt bey der also gestalteten Fabel, als die Benennung der Personen. Das steht aber wiederum bey mir. Ich suche in der Historie dergleichen Prinzen, die sich zu meiner Absicht schicken, und mein Vaterland insbesondre angehen. Wäre ich ein Griech von Geburt, so würde ich mir den Xerxes wählen, der nach vielen Gewaltthätigkeiten aus der marathonischen Schlacht elendiglich entfliehen müssen. Wäre ich ein Perser, so würde ich den großen Alexander nehmen, der nach Eroberung von halb Asien, zu Babylon ein frühes Ende genommen. Wäre ich ein Römer, so würde Hannibal mein Held werden, der mit Schimpf und Schande aus Italien entweichen müssen, als Scipio seine Hauptstadt Karthago in Africa belagerte. Wäre ich ein alter Gallier, so könnte Attila die Hauptperson meines Gedichtes abgeben, der in den catalaunischen Feldern aufs Haupt geschlagen worden. Wäre ich ein Russe, oder Pohl, so würde ich Carl den XII. aus Schweden erwählen, der von Petern dem Großen zu Pultava geschlagen worden. Weil ich aber itzo in Deutschland lebe; so dörfte ich nur Ludwig den XIV. und dessen bey Hochstädt gedämpften Uebermuth in meinem Gedichte beschreiben. Ich würde demselben den Titel des herrschsüchtigen Ludewigs, oder des eingebildeten Universalmonarchen geben: so hätte es in diesem Stücke seine Richtigkeit, und die Nebenfabeln, sammt allen dazu gehörigen Personen müßten, nach Beschaffenheit der Umstände und

Geschich-

Geschichte bequemet, und also aufs wahrscheinlichste eingerichtet werden.

28. §. Aus dem allen erhellet nun sonder Zweifel, wie man mit Grunde der Wahrheit sagen könne, daß die Fabel das Hauptwerk der ganzen Poesie sey; indem die allerwichtigsten Stücke derselben einzig und allein darauf ankommen. Wer es in dem Grundrisse zu dieser versieht, der darf sich nicht schmäucheln, daß es ihm in der Poesie gelingen werde; so viel Witz und Gaben er auch sonst haben möchte. Darinn haben es Milton, Saint Amant, und bey uns die Verfasser des Meßias, des Noah und der Sündfluth versehen; so vieler schlechten dramatischen Dichter zu geschweigen. Es ist aber auch daraus abzunehmen, mit wie vielem Grunde Aristoteles von der Dichtkunst sagen können, daß sie weit philosophischer sey, als die Historie, und viel angenehmer, als die Philosophie. Denn ein Gedicht hält in der That das Mittel zwischen einem moralischen Lehrbuche, und einer wahrhaftigen Geschichte. Die gründlichste Sittenlehre ist für den großen Haufen der Menschen viel zu mager und zu trocken. Denn die rechte Schärfe in Vernunftschlüssen ist nicht für den gemeinen Verstand unstudirter Leute. Die nackte Wahrheit gefällt ihnen nicht: es müssen schon philosophische Köpfe seyn, die sich daran vergnügen sollen. Die Historie aber, so angenehm sie selbst den Ungelehrten zu lesen ist, so wenig ist sie ihm erbaulich. Sie erzählt lauter besondre Begebenheiten, die sich das tausendstemal nicht auf den Leser schicken; und, wenn sie sich gleich ungefähr einmal schickten, dennoch viel Verstand zur Ausdeutung bey ihm erfordern würden. Die Poesie hergegen ist so erbaulich, als die Morale, und so angenehm, als die Historie; sie lehret und belustiget, und schicket sich für Gelehrte und Ungelehrte: darunter jene die besondre Geschicklichkeit des Poeten, als eines künstlichen Nachahmers der Natur, bewundern; diese hergegen einen beliebten und lehrreichen Zeitvertreib in seinen Gedichten finden.

29. §. Ein jeder sieht wohl, daß die gemeinen Romane in einer so löblichen Absicht nicht geschrieben sind. Ihre Verfasser verstehen oft die Regeln der Poesie so wenig, als die wahre Sittenlehre; daher ist es kein Wunder, wenn sie einen verliebten Labyrinth in den andern bauen, und eitel Thorheiten durcheinander flechten, ihre wollüstige Leser noch üppiger zu machen, und die Unschuldigen zu verführen. Wenn sie erbaulich seyn sollten, müßten sie nach Art eines Heldengedichtes abgefasset werden, wie Heliodor, Longus, Cervantes, Fenelon und Chancierges im Neoptolem, einigermaßen gethan haben. Zieglers Banise ist bey uns Deutschen noch der allerbeste Roman: das macht, daß er in wenigen Stücken von den obigen abweicht; kann auch daher von verständigen und tugendliebenden Gemüthern noch mit einiger Lust und Nutzen gelesen werden. * Von neuern französischen kann man den reisenden Cyrus, den Sethos, und die Ruhe des Cyrus dazu nehmen, wiewohl sie in der Dauer der Fabel, von der Regel abweichen. Von lustigen Heldengedichten sind auch Hudibras, des Volleau Pult, die geraubte Haarlocke, und die Tänzerinn mit hieher zu rechnen.

30. §. Indessen darf niemand denken, die Fabel wäre bloß in den großen Gattungen der Gedichte brauchbar, und müßte also nicht für etwas allgemeines ausgegeben werden. Man kann sie überall anwenden, und in allen kleinern Arten der poetischen Werke mit Nutzen einmischen. In Oden, Elegien, Schäfergedichten und Satiren, ja auch in poetischen Briefen, haben die Alten und Neuen sich ihrer Dichtungskraft mit gutem Fortgange bedienet. Deswegen aber läugne ich nicht, daß nicht die erstern und unvollkommenern beyden Gattungen der Nachahmung, nämlich die Beschreibungen und Ausdrückungen

* Siehe die Beurtheilung desselben in der kritischen Beyträge II. Bande.

kungen der Gemüthsbewegungen, in diesen kleinern Gedichten gleichsam herrschen sollten. Eben darum aber sind sie auch für geringer zu halten, als die großen poetischen Werke, wo die Fabel zum Grunde liegt. Wer jene geschickt verfertiget, der heißt zwar auch ein Dichter, in so weit er der Natur nachahmet; aber ein Dichter von weit geringerer Fähigkeit, als einer, der, in großen moralischen Fabeln, die Handlungen der Menschen auf eine so vollkommene Art vorzustellen vermögend ist. Wer ein gut Naturell und Lust zur Poesie hat, der fängt vom Kleinen an; strebt aber mit einer löblichen Ehrliebe nach dem Vollkommensten. Wer diesen Gipfel nicht erreichen kann, der bescheidet sich auch, daß er kein großer Poet ist, und begnügt sich, wenn er unter den kleinen Dichtern einiges Lob verdienet. Unser Vaterland hat auch in der That noch nicht viel große Poeten hervorgebracht: weil wir in den großen Gattungen der Gedichte noch wenig gute Originale aufzuweisen haben. Mit Uebersetzungen aber ist es nicht ausgerichtet. Wenn ich gleich die Ilias und Odyssee, und die Aeneis noch dazu, in die schönsten deutschen Verse übersetzte: so würde ich dadurch eben so wenig ein Poet, als die Frau Dacier durch ihre ungebundne französische Uebersetzung eine Dichterinn geworden ist. Es muß etwas Eigenes, es muß eine neue poetische Fabel seyn, deren Erfindung und geschickte Ausführung mir den Namen eines Dichters erwerben soll. Es ist aber nunmehr mit vieler Wahrscheinlichkeit zu hoffen, daß wir bald mehr dergleichen vortreffliche Geister unter unsern Landesleuten erleben werden. Ja wir können uns rühmen, daß wir an des Herrn Barons von Schönaich Hermann, nunmehr ein Heldengedicht bekommen haben, welches wir getrost der Henriade des Herrn von Voltaire an die Seite setzen können.

Das V. Hauptſtück.

Von dem Wunderbaren in der Poeſie.

1. §.

Im erſten Hauptſtücke iſt ſchon beyläufig gedacht worden, daß ſichs die älteſten Dichter hätten angelegen ſeyn laſſen, ſich bey dem menſchlichen Geſchlechte ein Anſehen zu erwerben, und von ihm bewundert zu werden. Nun bewundert man nichts Gemeines und Alltägliches, ſondern lauter neue, ſeltſame und vortreffliche Sachen. Daher mußten auch die Poeten auf etwas Ungemeines denken, dadurch ſie die Leute an ſich ziehen, einnehmen und gleichſam bezaubern könnten. In den älteſten Zeiten nun, war dieſes eben nicht zu ſchwer. Denn unwiſſenden Leuten war alles, was man ihnen vorſingen oder ſagen konnte, ſehr neu und ſeltſam: das macht, ſie hatten noch nichts beſſers geſehen oder gehöret. Allein in den folgenden Zeiten hat es den Dichtern mehr Mühe gemacht. Je aufgeklärter die Zeiten wurden, deſto ſchwerer ward es auch, das Wunderbare zu erfinden, und die Aufmerkſamkeit dadurch zu gewinnen. Der Grund dieſer Bemühung aber ſteckt in der menſchlichen Neugierigkeit; und die Wirkungen habens gewieſen, daß ſie nicht vergebens geweſen. An ſich ſelbſt aber iſt dergleichen Mittel, die Leute aufmerkſam zu machen, ganz erlaubt: wenn man nur den guten Endzweck hat, ſie bey der Beluſtigung zu beſſern und zu lehren.

2. §. Nun kann man wohl freylich die Fabel ſelbſt, davon wir im vorigen Hauptſtücke gehandelt haben, von dem Wunderbaren nicht ganz ausſchließen. Die äſopiſchen Fabeln inſonderheit ſind von der Art, daß ſie Kindern und Einfältigen ſehr wunderbar vorkommen; bloß weil es neu und

ſeltſam

seltsam zu hören ist, daß Thiere, Bäume und andere leblose Dinge vernünftig geredet haben sollen. Die Fabeln von Göttern sind völlig von eben der Gattung. Es dünkete den alten Heiden sehr wundersam zu seyn, wenn sie höreten, daß die größten himmlischen und irdischen Götter zwar sonst eben so, als wir Menschen, gleichwohl aber viel mächtiger, stärker, künstlicher, witziger und weiser, ja gar unsterblich wären, wie Hesiodus und Homerus sie beschrieben. Dieses letzte nahm die damalige Einfalt wunder, da es doch vielmehr das erste hätte thun sollen: und sie hatten einige Ursache dazu, weil die ersten Poeten sehr unrichtige Begriffe von der Gottheit gehabt, die der Vernunft nothwendig lauter Anstoß und Aergerniß geben mußten. Die menschlichen Fabeln, die in Heldengedichten, Schauspielen und Schäfergedichten hauptsächlich herrschen, scheinen anfangs nicht viel Wunderbares in sich zu begreifen: weil lauter Personen darinn vorkommen, die gewöhnlicher Weise in der Welt zu reden und zu handeln pflegen. Allein die Verwirrungen dieser Fabeln, die mannigfaltigen unvermutheten Zufälle, die ihren Hauptpersonen begegnen, die großmüthigen oder verzagten Entschließungen, die sie dabey fassen, und andre solche Stücke mehr, machen eine sonst ganz wahrscheinliche Fabel oft so wunderbar, als ob Bäume und Thiere mit einander geredet hätten; oder als ob ein halb Dutzend Götter sichtbar erschienen wären.

3. §. Wir können also, nach dieser Anleitung, das Wunderbare in drey Gattungen eintheilen: davon die erste, alles, was von Göttern und Geistern herrühret; die andre, alles, was von Glück und Unglück, von Menschen und ihren Handlungen entsteht; die dritte, was von Thieren und andern leblosen Dingen kömmt, in sich begreift. Alle drey Arten setzen den Leser oder Zuschauer eines Gedichtes in Erstaunen, wenn sie nur wohl ersonnen, und glücklich angebracht worden: alle drey müssen auch nach gewissen Regeln eingerichtet werden, wenn sie nicht kindisch und lächerlich herauskommen sollen.

4. §.

4. §. Das erſte Wunderbare, was die Götter verurſachen, iſt wohl zweifelsohne der Beyſtand, den ſie dem Poeten ſelbſt leiſten ſollen. Wir finden, daß die Alten, nicht nur die Muſen, ſondern auch wohl andre Gottheiten, als den Jupiter, Phöbus, Bacchus, Mars, imgleichen die Venus, Diana, Sonne ꝛc. angerufen haben: doch haben die erſtern allezeit den Vorzug behalten, daß man ſie für die eigentlichen Gehülfinnen der Dichter angenommen hat. Daher entſtunden nun die häufigen Anrufungen derſelben, die wir in allen Arten der Gedichte antreffen. Die Poeten achteten ſichs für eine Ehre, von den Muſen getrieben und begeiſtert zu ſeyn, oder es wenigſtens zu heißen: ja ſie begaben ſich faſt alles Antheils, den ſie an ihren Sachen hatten, um nur für göttlich erleuchtete Männer gehalten zu werden; die gleich den Propheten, nicht von ſich ſelbſt, ſondern aus höherer Eingebung geredet und geſchrieben hätten. Bey der Einfalt der älteſten Völker, war dieſes auch etwas leichtes. Die dummen Leute, die irgend eines mittelmäßigen Poeten Verſe höreten, dachten ſo gleich: das gienge nicht natürlich zu, daß ein ſolcher Menſch, wie ſie, dergleichen ungemeine Dinge aus ſeinem eigenen Kopfe vorbringen könnte. Der Schluß war alſo richtig: haben ſie es nicht von ſich ſelbſt; ſo hat es ihnen ein höheres Weſen, eine Gottheit, oder eine Muſe eingegeben. Wir finden ſelbſt in der Vertheidigungsrede des Sokrates beym Plato, daß Sokrates von den Poeten ſagt: ſie pflegten viele herrliche und ſchöne Sprüche und Sachen zu ſagen; doch wären ſie daher den Propheten gleich, die auch treffliche Dinge ſagten, aber ſelbſt dasjenige nicht verſtünden, was ſie redeten. Dergeſtalt könnte wohl ſo gar dieſer Weltweiſe die Poeten für begeiſterte Leute gehalten haben. Und warum das nicht? Zum wenigſten hat es mit ihren göttlichen Trieben eben ſo viel Richtigkeit gehabt, als mit ſeinem Geiſte, der ihn allezeit gewarnet haben ſoll. Wenn nun die Poeten, dieſem gemeinen Wahne zu folgen, fleißig die Muſen anriefen: ſo klang es in den Ohren des Pöbels ſo andächtig, als wenn heutiges Tages

Prediger

Prediger Gott um ſeinen Beyſtand zu ihrer Arbeit anflehen, ob ſie gleich ſtudiret haben; und folglich machte es dem Dichter ein gutes Anſehen. Und daher mag es vieleicht gekommen ſeyn, daß ſo gar Lucrez, der doch keine Vorſehung oder Wirkung der Götter in der Welt glaubte, eben das Buch, von der Natur der Dinge, darinn er dieſe Lehre vorzutragen willens war, mit einer Anrufung der Göttinn Venus angefangen hat.

5. §. Wie aber alle Dinge großen Misbräuchen unterworfen ſind; ſo geht es auch mit dem Anrufen der Muſen. Die heidniſche Mythologie iſt niemals ſyſtematiſch vorgetragen worden: daher iſt es denn geſchehen, daß auch die alten Poeten vielfältig wider ihr eigen Fabelſyſtema verſtoßen haben, indem ſie die Muſen zur Unzeit angerufen. Man kann an allen Gedichten die Forme von der Materie, oder die äußere Geſtalt von dem Inhalte unterſcheiden, und dabey verſchiedene Fehler anmerken, die von den Poeten begangen worden. Der Forme nach iſt ein Gedichte entweder groß, oder klein; entweder epiſch, oder dramatiſch; entweder in erhabener Schreibart abgefaßt, oder in einer niedrigen und gemeinen Art des Ausdruckes geſchrieben. Da wird es nun leicht zu begreifen ſeyn, daß ein Poet wohl in großen, epiſchen und erhabenen: aber nicht in kleinen, dramatiſchen und niedrigen Gedichten die Muſen anrufen müſſe. Die Urſache iſt bald zu finden. Die Kräfte eines Menſchen, von gutem aufgewecktem Kopfe, langen zur Noth, auch nach der Einfältigſten Geſtändniſſe, ſchon zu, ein Sonnet, ein Madrigal, eine Arie, kleine Ode, Satire, ja auch wohl Elegien, Briefe und Schäfergedichte zu verfertigen. Was iſt es alſo nöthig, in ſolchen Kleinigkeiten den göttlichen Beyſtand der Muſen zu ſuchen?

6. §. Sollte man es nun wohl denken, daß auch die allerbeſten Dichter des Alterthums, eine ſo deutliche Wahrheit nicht erkannt haben ſollten? Gleichwohl iſt es leicht zu erweiſen: und man muß ſich alſo auf ihre Exempel nicht berufen, um unſre Regel umzuſtoßen. Die Alten ſind nämlich

auch

auch Menschen gewesen, und haben also irren können. Z. E. Virgil scheint dieses nicht allezeit bedacht zu haben, indem er in seinen Eklogen gar oft die Musen anruft: da doch diese Art von Gedichten so was schweres, und erhabenes nicht an sich hat. Z. E. Ecl. IV.

Sicelides Musæ, paullo majora canamus!

Ecl. VIII.

Vos quæ responderit Alphesibœus,
Dicite Pierides! Non omnia possumus omnes.

Horaz ist hierinn viel bescheidner gewesen, weil er wohl unzählliche kleine Oden, Briefe und Satiren gemacht, ohne die Musen ein einzigmal anzurufen. Nur wenn er etwas größeres machen will, dergleichen die IV. Ode des III. Buches ist, so hebt er an:

Descende cœlo, et dic age tibia,
Regina longum Calliope melos.

Oder wenn er eine Jubelode abfasset, so wendet er sich an verschiedene Gottheiten. Siehe sein Carmen sæculare:

Phœbe, silvarumque potens Diana,
Lucidum cœli decus! o colendi
Semper, et culti! date quæ precamur
Tempore sacro. etc.

Hieraus ist nun leicht zu schließen, daß die heutigen Poeten, die in allen elenden Hochzeit- und Leichenversen der Musen Hülfe haben wollen, die Hoheit dieser Göttinnen schlecht verstehen: wenn sie sich einbilden, daß sie sich um ihrer elenden Kleinigkeiten wegen viel bemühen würden. Es würde auch bey so vielem magern Zeuge nicht leicht zu besorgen seyn, daß man ihre Einfälle für etwas Uebermenschliches halten möchte.

7. §. Die epischen Gedichte heißen hier alle diejenigen, darinn der Poet selber redet, ob er gleich zuweilen auch andre redend einführet. Hierinn geht es nun freylich an, daß er die Musen nach Beschaffenheit der Sachen anrufen könne:

sie

ſie mögen nun von ernſthafter, oder luſtiger, oder ſcherzhafter Art ſeyn. Ich ſage, es geht an, ich gebiethe es aber nicht, wie mir ein Ungenannter vor etlichen Jahren Schuld geben wollen, ſiehe des Neuen Bücherſ. der ſch. W. und fr. K. IV. B. a. d. 137. u. f. S. So hat Homer, ſo wohl in der Ilias, als in der Batrachomyomachie; Virgil ſo wohl in der Aeneis, als in ſ. Culex; ſo wohl Taſſo im Gottfried, als Taſſoni, in dem geraubten Eimer; ſo wohl Milton im verl. Paradieſe, als Buttler im Hudibras; ſo wohl Chapelain in der Jungfer von Orleans, als Scarron in der Gigantomachie eine gewiſſe Muſe angerufen. Allein in dramatiſchen Gedichten oder Schauſpielen, wo der Poet gar nicht zum Vorſcheine kömmt, ſondern lauter andere Perſonen die Fabel ſpielen läßt, da iſt es gar wider alle Wahrſcheinlichkeit, daß eine von denſelben, entweder für ſich, oder im Namen der andern, den Beyſtand der Muſen anrufen ſoll. Denn ſie werden ja nicht als Poeten vorgeſtellet, die etwas dichten wollten; ſondern als ſchlechte Menſchen, die aus eignen Kräften nach Veranlaſſung der Umſtände reden und handeln. Dieſe Regel iſt auch von den Alten und Neuern ſo wohl beobachtet worden, daß man nichts weiter davon hinzuſetzen darf.

8. §. Die erhabne Schreibart, iſt von der gemeinen Art zu reden, durch die edlen, geiſtreichen und feurigen Ausdrückungen ſehr unterſchieden, wie man im folgenden zeigen wird. Wenn alſo ein Poet recht was Hohes ſchreibt, welches ihm nicht ein jeder vermögend iſt nachzuthun: ſo ſieht man wohl, daß er ſich des Beyſtandes der Muſen mit guter Wahrſcheinlichkeit rühmen, ſie auch deswegen mit Recht darum anrufen könne. So hat z. E. Neukirch in dem ſchönen Trauergedichte auf die Königinn in Preußen, Charlotte; und Pietſch in dem Geſange auf den Prinzen Eugen ſich der Anrufung mit gutem Rechte bedienet: weil beyde in der erhabenen Schreibart abgefaßt ſind. Auch Günther, in ſeiner langen Ode auf dieſen Helden, würde nicht darum zu tadeln ſeyn; wenn er nur nicht oft in die allerniedrigſte Schreibart geſunken wäre.

Schreibt

Schreibt man aber ein kurzes Gedicht, oder sonst eine Kleinigkeit, in der gemeinen Sprache des Pöbels, die nichts Edles, nichts Feuriges, nichts Ungemeines hat: so wäre es abermal lächerlich zu sagen, daß er solches mit Hülfe der Musen verfertiget hätte; welche sich gewiß von ihren Hügeln so tief nicht herunter zu lassen pflegen. Es versteht sich aber, daß hier so wohl die scherzhaften Heldengedichte, als größere poetische Werke ausgenommen seyn müssen; zumal sie zuweilen wohl gar eine edle Schreibart haben.

9. §. Ihrem Inhalte nach, sind die Gedichte entweder unter die historischen oder dogmatischen, oder auch unter die prophetischen zu rechnen. Hier fragt sichs nun, ob alle drey Gattungen, oder nur eine davon für die Musen gehöret? Von den historischen ist wohl kein Zweifel: denn die Musen sind Töchter der Mnemosyne; dadurch die Fabel unfehlbar anzeiget, daß die Wissenschaft alter Geschichte ihnen eigen sey. Die Spuren davon findet man überall in den Poeten; zu geschweigen, daß Klio insbesondere der Historie vorgesetzet worden. Man muß dabey bemerken, daß die Musen sich nicht um gemeine und überall bekannte Dinge anrufen lassen, die man auch ohne ihre Hülfe wissen kann. Es würde ungereimt seyn, wenn ich sie ersuchte, mir die Thaten Alexanders oder Cäsars zu offenbaren, davon alle Bücher voll sind. Es müssen verborgene, und ganz ins Vergessen gerathene Dinge seyn, dabey man sich ihren Beystand ausbittet. So machts Homer am Ende des ersten Buches seiner Ilias. Er bittet die Musen, ihm alle die Heere und ihre Anführer zu entdecken, die sich bey Troja versammlet, welche damals gewiß kein Mensch mehr zu nennen wußte. Freylich hat er sie selbst nach der Wahrscheinlichkeit erdichtet: aber seine Erzählung würde nicht so viel Glauben gefunden haben, wenn er sich nicht gestellet hätte, als ob ihm die Musen solches eingegeben. Denn man hätte gleich gefragt: woher er doch alle die Nachrichten hätte?

10. §. Eben so hats Virgil gemacht. Er will gleich im Anfange seiner Aeneis wissen, warum doch Juno so erzürnt gewesen,

geweſen, welches gewiß ein bloßer Menſch nicht wiſſen konnte: darum ſchreibt er, nach Amthors Ueberſetzung:

Inzwiſchen gib mir erſt, o Muſe, zu erkennen,
Warum der Himmel doch ſo heftig konnt entbrennen?
Warum Junonens Zorn, durch ihres Eifers Macht,
Auch ſelbſt die Frömmigkeit in ſolche Noth gebracht?
In ſo gehäufte Noth! Iſt das auch wohl zu loben,
Daß ſelbſt die Götter ſo vor Wuth und Rache toben?

Darauf fängt er an, Dinge zu erzählen, die unter den Göttern im Himmel und auf Erden vorgegangen, und die vielleicht noch keinem in den Sinn gekommen waren; aber doch nach der heidniſchen Theologie nichts Unmögliches oder Unglaubliches in ſich hielten. Eben ſo macht ers an verſchiedenen Orten mitten im Gedichte, wo er bald eine, bald die andre Muſe, bald alle zugleich um die Offenbarung gewiſſer Umſtände aus alten Geſchichten anrufet. Z. E. im VII. B.

Nunc age, qui Reges, Erato, quæ tempora rerum,
Quis Latio antiquo fuerit ſtatus; advena claſſem
Cum primum auſoniis exercitus adpulit oris,
Expediam; et primæ revocabo exordia pugnæ.

Und bald darauf in eben dem Buche:

Pandite nunc Helicona, Deæ, cantusque movete,
Qui bello exciti Reges? quæ quemque ſecutæ
Complerint acies? quibus Itala jam tum
Floruerit terra alma viris, quibus arſerit armis?
Et meminiſtis enim Divæ, et memorare poteſtis;
Ad nos vix tenuis famæ perlabitur aura.

Im IXten Buche rufft er Kalliopen insbeſondre an; wie vorhin die Erato.

Vos o Calliope precor, adſpirate canenti,
Quas ibi tunc ferro ſtrages, quæ funera Turnus
Ediderit; quem quisque virum demiſerit orco;
Et mecum ingentes oras evolvite belli:
Et meminiſtis enim Divæ, et memorare poteſtis.

Und abermal bey ſolcher Gelegenheit in demſelben Buche:

Quis Deus, o Muſæ! tam ſæva incendia Teucris
Avertit? tantos ratibus quis depulit ignes?
Dicite! Priſca fides facto, ſed fama perennis.

11. §. Was die dogmatiſchen Sachen anlanget, ſo wird wohl freylich in ungebundener Schreibart niemand den Beyſtand der Muſen anruffen: wo er nicht eben ſo ungereimt handeln will, als **Valerius Maximus**, der im Anfange ſeiner zuſammengeſtoppelten Hiſtörchen, den Kaiſer **Tiberius**, als eine Gottheit anruft, ihm in ſeiner Arbeit beyzuſtehen, die doch ſo leicht war, daß ſie keines Beyſtandes bedorfte; oder als **Varro**, der ein Buch vom Ackerbaue ſchreibt, und im Anfange deſſelben die Feldgötter anruffet, ihm zu helfen; da er doch ſolches von ſich ſelbſt ſchon ausführen konnte. Allein was in poetiſcher Schreibart von den dogmatiſchen Dingen ausgearbeitet worden, als des **Aratus** Gedicht von der Sternwiſſenſchaft, **Lucrezens** Bücher von der Naturlehre, **Virgils** Bücher vom Feldbaue, **Opitzens** Gedicht vom Berge Veſuv, von Ruhe des Gemüths u. d. gl. da fragt ſichs: ob man die Muſen, oder ſonſt eine Gottheit anruffen ſolle? im Falle nämlich, daß das Werk ſo groß und ſo wohl geſchrieben iſt, daß man Urſache dazu hat. Ueberhaupt ſind die Muſen nicht Göttinnen der Weisheit, oder der Wiſſenſchaften; ſondern der Poeſie, der Muſik und der Geſchichte, mit einem Worte, der freyen Künſte. Man muß alſo billig von ihnen nichts fodern, als was ihnen zugehöret. Die Vernunftſchlüſſe gehören für die weiſe Pallas; der Feldbau für die Feldgötter, als Sonn und Mond, Bacchus und Ceres, für die Faunen und Nymphen, für den Pan und Neptun, für die Pomona u. ſ. w. Alle dieſe ruft **Virgil** in ſeinen Georgicis zu Hülfe: ja er ſetzt endlich noch gar den Auguſt dazu, als der vieleicht auch nach ſeinem Tode ein Feldgott werden könnte. **Lucrez**, wie ich bereits oben gedacht, hat auch die Göttinn Venus, als die Vorſteherinn der Erzeugung, angeruffen; welches ihm als einem Dichter, nicht übel genommen

werden

werden kann: ungeachtet es ihm, als einem epikuriſchen Weltweiſen, der keine Vorſehung und Hüfle der Götter in menſchlichen Dingen glaubte, ſehr ſchlecht anſtund, dergeſtalt wider ſein eigen Lehrgebäude zu handeln. Opitz endlich, hat die Natur, oder vielmehr den Urheber aller Dinge, um ſeinen Beyſtand angeruffen: welches einem chriſtlichen Poeten allerdings wohl anſteht.

12. §. Horaz hat in der XI. Ode des III. Buches den Mercur als einen Gott der Beredſamkeit, um ſeinen Beyſtand angeruffen, als er ein recht bewegliches und herzrührendes Liebeslied machen wollte. Dieſes ſcheint der Form nach unrecht zu ſeyn, weil Mercur weder Verſe noch Liebeslieder machen kann. Allein, dem Inhalte nach, geht es doch an. Denn zu geſchweigen, daß derſelbe die Muſik verſteht und dazu ſingt; wie Horaz anführet: ſo iſt er ja ein Gott der Beredſamkeit, der ihm alle die Vorſtellungen und Bewegungsgründe eingeben konnte, die er nöthig hatte, das Gemüth ſeiner geliebten Lyde zu gewinnen. Denjenigen Fehler aber kann ich nicht entſchuldigen, wenn Virgil im IV. Buche ſeines Gedichtes vom Feldbaue ſchreibt:

Quis Deus hanc, Muſæ, quis nobis extudit artem;
Vnde nova ingreſſus hominum experientia cœpit?

Was bekümmern ſich die Muſen um die Bienenzucht? Und wie konnte ſich der Poet einbilden, die Göttinnen der freyen Künſte, würden die Kunſtgriffe des Feldlebens herzuzählen wiſſen? Pan und Ceres möchten ihm davon Nachricht gegeben haben: es wäre denn, daß man ſagen wollte, die Muſen wüßten dieſes, nur als eine bloß hiſtoriſche Sache, zu erzählen. Noch vielweniger aber kann folgendes aus der III. Ekloge gelten.

Pierides, vitulam lectori paſcite veſtro.

Denn wie kann mans immermehr den Muſen zumuthen, den Helikon zu verlaſſen, und Viehhirtinnen zu werden? Große Leute fehlen auch; aber ihr Verſehen, muß uns behutſam machen.

13. §. Wir kommen auf die prophetiſchen Sachen, darinn manchmal ein Poet etwas Künftiges vorherſagt. Hier fragt ſichs, ob man es von den Muſen fodern könne, dem Poeten dergleichen bevorſtehende weitentfernte Begebenheiten vorherzuſagen? Die Mythologie lehret aber nirgends, daß ſie Sybillen oder Wahrſagerinnen geweſen: folglich muß ein Dichter, der etwas prophezeihen will, den **Apollo** um Hülfe bitten, und dieſen weißagenden Gott um die Offenbarung des Zukünftigen anruffen. Und aus dieſem Grunde kann abermal **Virgil** eines Fehlers beſchuldiget werden, weil er in der IV. Ekloge, die ſicilianiſchen Muſen, das iſt, die Schäfermuſen des **Theokritus**, im Anfange des Gedichtes anruffet, etwas höhers hören zu laſſen, als ſie ſonſt gewohnt wären.

Sicelides Muſæ, paulo majora canamus:
Non omnes arbuſta juvant humilesque myricæ.

Denn zu geſchweigen, daß die Schäfermuſen auf ihren Haberröhren und Schalmeyen unmöglich einen Trompetenklang erzwingen können; und er alſo die Kalliope, als eine Heldenmuſe, hätte anruffen müſſen: ſo zeiget auch der Verfolg der Ekloge, daß dieſes Erhabene, welches er von ihr fodert, nichts anders, als eine Prophezeihung von den bevorſtehenden glücklichen Zeiten geweſen, die allen Auslegern ſo viel Schwierigkeiten gemacht hat. Wie haben die Muſen ihm dieſes immermehr einzugeben vermocht? Wie ſind ſie auf einmal der Pythia ins Amt gefallen, und zu Prophetinnen geworden? Wenn man dichten könnte, was ſich nicht miteinander reimet, ſo könnte mans auch keinem Maler verübeln, wenn er auf einen Pferdehals einen Menſchenkopf ſetzen, Flügel anfügen, und endlich einen Fiſchſchwanz dazu malen wollte: welches doch alle Welt, mit Horazen, für auslachenswürdig erklären würde. Was noch ſonſt bey Anruffung der Gottheiten, in den Heldengedichten insbeſondre, zu ſagen iſt, das ſoll an gehörigem Orte vorkommen.

14. §. Ich fahre nun zu den andern Arten des Wunderbaren fort, ſo von den Göttern herrühret: und das ſind die Wun-

Wunderwerke, die durch ihre unmittelbare Wirkung geſchehen. Die Poeten haben ſich derſelben in Heldengedichten und Tragödien ſehr häufig bedienet, ſind aber nicht allezeit glücklich damit geweſen. Ovidius hat gar ein ganzes Buch mit ſolchen poetiſchen Wundern angefüllet, und die Sache aufs höchſte getrieben: ſo, daß ſeine Verwandlungen, auch bey den Heiden ſelbſt, alle Wahrſcheinlichkeit überſtiegen haben. Es iſt wahr, daß man in allen Religionen den Göttern und Geiſtern mehr Macht zugeſtanden hat, als bloßen Menſchen; und daß es daher nicht ungereimt iſt, in Fällen, wo ſich die Mühe verlohnet, zu dichten, es wäre ein Wunderwerk von Gott geſchehen. Wer aber hierinn ſein Urtheil nicht zurathe zieht, der wird handgreiflich verſtoßen. Die göttliche Macht erſtreckt ſich auf alles Mögliche; aber auf nichts Unmögliches: daher muß man ſich nicht auf ſie berufen, ſeine ungereimten Einfälle zu rechtfertigen. Des Achilles Schild, den Homerus beſchreibt, gehört unter dieſe Claſſe. Denn weil es nicht möglich iſt, ſo viel ſeltſame und widerſinniſche Dinge auf eine Fläche von ſolcher Enge, und Beſchaffenheit zu bringen; was ſich auch die Frau Dacier und ihr Kupferſtecher für Mühe darüber gegeben: ſo ſollte auch von rechtswegen Vulcans Kunſt nicht zu Beſcheinigung eines ſolchen falſchen Wunders gebraucht worden ſeyn; wie im folgenden Hauptſtücke ausführlicher ſoll gezeiget werden. Virgil iſt auch voll ſolcher Wunder, die nicht zum beſten angebracht, oder übel ausgeſonnen ſind. Die geſtrandeten Schiffe verwandeln ſich in Seenymphen. Ein Baum läßt Blut fließen, da er in die Rinde gehauen wird: und derjenige, der darunter begraben liegt und halb verfault iſt, muß anfangen zu reden. Aus dem Baume, im Eingange der Höllen, iſt ein goldner Aſt gewachſen. Die Vögel prophezeihen mit menſchlicher Stimme und Sprache, u. a. m. Alle dieſe Wunder ſind entweder ohne Noth, oder nicht mit genugſamer Wahrſcheinlichkeit erdacht. *

* Naturam intuemur, hanc ſequamur: id facillime arripiunt animi, quod agnoſcunt. ſagt Quintil. im III. Kapitel des 8. Buches. d. i. Man

15. §. Was die heidniſchen Poeten von ihren Göttern für Wunderdinge haben geſchehen laſſen; das haben die chriſtlichen Dichter den Engeln und Teufeln zugeſchrieben. Daher kommen die vielfältigen Zauberhiſtorien, die in ſo vielen Ritterbüchern und Romanen, ja ſelbſt im Taſſo und andern ſeinen Landesleuten vorfallen. Die Meynungen der Kritikverſtändigen ſind hiervon ſehr uneins. Es iſt gewiß, daß man dieſe Leute mit der herrſchenden Meynung ihrer abergläubiſchen Zeiten eben ſo wohl entſchuldigen kann; als die alten Poeten, wegen der Fabeln von ihren Göttern, in Betrachtung der heidniſchen Theologie, entſchuldiget werden. Aber es iſt auch eben ſo unläugbar, daß es beſſer ſey, ſich ſolcher Arten des Wunderbaren zu bedienen, die allen Zeiten und Orten gemein ſind und bleiben. Wer kann ſich itzo des Lachens enthalten, wenn Taſſo in ſeinem IV. Buche den Teufel mit ſolchen Hörnern, dagegen alle Berge und Felſen nur wie kleine Hügel zu rechnen ſind, ja gar mit einem langen Schwanze abmalet; und ohne Maaß und Ziel allerley tolle Zaubereyen von ſeinem Anhange geſchehen läßt. Wer merkt die Ausſchweifung nicht, wenn Raimunds Schutzengel im VII. Buche, aus der himmliſchen Rüſtkammer, einen diamantnen Schild von ſolcher Breite holet, daß er vom Caucaſus, bis an den Atlas, alle Länder und Meere damit bedecken könnte. Miltons Erfindungen ſind nicht viel beſſer ausgeſonnen. Satan, der ganze Feldweges lang iſt, erfindet in dem Streite mit dem Michael und ſeinen Engeln, die erſten Karthaunen, und braucht ſie mit ſolchem Erfolge, daß ganze Geſchwader von himmliſchen Geiſtern dadurch zu Boden geworfen und zurücke getrieben werden. Endlich, da dieſe betäubten Streiter wieder zu ſich ſelbſt kommen, reißen ſie ganze Gebirge, (denn auch Berge giebt es in dem miltoniſchen Himmel vor Erſchaffung der Welt,) aus ihren Wurzeln, und werfen ſie den Teufeln mit ſolcher Wuth an die Köpfe, daß ſie taumelnd zu Boden ſtürzen, und alſo der Sieg ſich wieder auf

Man ſchaue auf die Natur, und dieſer folge man: denn das dringt am tiefſten in die Gemüther, was ſie einſehen.

auf die gute Partey zu lenken beginnet. Dieſes Wunderbare iſt viel zu abgeſchmackt für unſre Zeiten, und würde kaum Kindern ohne Lachen erzählet werden können.

16. §. Eben dahin rechne ich die Zauberey, die Voltaire in ſeine Henriade gebracht, dadurch ein jüdiſcher Hexenmeiſter der Königinn, Heinrich den vierten, als den künftigen Reichsfolger ihres Sohnes, herbannen muß. Und dieſes thue ich mit deſto größerm Rechte, weil eben dieſer Poet in ſeinem Diſcurſe vom Heldengedichte, den Taſſo und Milton deswegen getadelt hat, daß ſie ſolche Zaubereyen und Teufeleyen in ihre Gedichte gemenget: da er ſich doch eben dieſes Fehlers nothwendig bewußt ſeyn mußte; wie der engliſche Kriticus, der ſein Heldengedichte geprüfet, gar wohl erinnert hat. Denn was war es nöthig, ſolche Zauberkünſte und Alfanzereyen in einer neuen Schrift wieder aufzuwärmen; nachdem ſie faſt durchgehends lächerlich geworden, und auch von den Einfältigſten nicht mehr geglaubet werden? Die Contes de Fées dienen ja nur zum Spotte und Zeitvertreibe müßiger Dirnen, und witzarmer Stutzer; führen aber auch nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit bey ſich. Ein heutiger Poet hat alſo große Urſache in dergleichen Wunderdingen ſparſam zu ſeyn. Die Welt iſt nunmehr viel aufgeklärter, als vor etlichen Jahrhunderten, und nichts iſt ein größeres Zeichen der Einfalt, als wenn man, wie ein andrer Don Quixote, alles, was geſchieht, zu Zaubereyen machet. * Ich gedenke dieſes trefflichen Buches mit Fleiß allhier; weil deſſen Verfaſſer, Cervantes, ſehr viel dazu beygetragen hat, daß die abentheuerlichen Fabeln aus Ritterbüchern und Romanen allmählich abgeſchaffet, oder doch weit behutſamer, als vormals geſchehen, eingerichtet worden.

* Man kann auch hieher ziehen, was Quintilian in einer andern Abſicht geſchrieben: Abolita et abrogata retinere, inſolentiæ cujusdam eſt, et frivolæ in parvis jactantiæ. d. i. Abgeſchaffte und vergeſſene Dinge beybehalten wollen, iſt eine Art von Verwegenheit, und eine muthwillige Pralerey in Kleinigkeiten, zu nennen. Siehe das VI. Capitel des erſten Buchs.

17. §. In theatralischen Gedichten findet das Wunderbare, welches von Göttern herrühret, auch statt. Es erscheint zuweilen eine Gottheit auf der Bühne, zuweilen verrichtet sie ein Wunderwerk, diesem oder jenem Helden aus der Noth zu helfen. Bald wird etwas prophezeihet, bald gezaubert; alles dieses gehört zum Wunderbaren der Schaubühne. Daß die Heiden in ihren Schauspielen sich zuweilen vermischter Fabeln bedienet haben, darinne so wohl Götter, als Menschen, vorkommen, das ist ihnen gar nicht zu verdenken. Homer war gleichsam ihre Bibel, und darinnen stunden sehr viel Erscheinungen der Götter beschrieben, die in alten Zeiten geschehen seyn sollten. Es war also ihrer Theologie eben so wohl gemäß, dieselben zu glauben; als der Unsrigen, daß im alten Testamente den Gläubigen vielmals Engel erschienen sind. Wer bey uns von Adam und Eva, von Loth, von Abraham und Jacob, von David, Nebucadnezar, Daniel und Tobias Schauspiele machte; der würde eher getadelt werden, wenn er die Engel wegließe, als wenn er sie beybrächte. Das erste Weltalter hat bey allen Völkern das Vorrecht, daß man ihm gern viel Wunderbares zuschreibt: ja was man itzo seinen eigenen Augen nicht glauben würde, das dünket den meisten sehr möglich und wahrscheinlich; wenn es nur vor drey oder vier tausend Jahren geschehen seyn soll. Man lese hier nach, was Herr Fontenelle in seinem Discurse vom Ursprunge der Fabeln, den ich in den auserlesenen Schriften desselben verdeutschet habe, für Ursachen davon gegeben hat. Es habens derowegen auch die Griechen und Römer schon beobachtet, daß sie zwar diejenigen Fabeln ihrer Schauspiele, die aus den ältesten Zeiten hergenommen sind, mit einigen göttlichen Erscheinungen und Wundern ausgeschmücket: aber in denen, die sie aus neuern Zeiten entlehnet, haben sie sich derselben aufs sorgfältigste enthalten. Daher hat auch Horaz die Regel gemacht:

Nec Deus interfit, nisi dignus vindice nodus
Incideritt.

18. §.

18. §. In der That erfodert es nicht viel Verſtand, alle Augenblick einen Gott vom Himmel kommen zu laſſen, um dem Schauſpiele auszuhelfen, wenn es widerwärtig ablaufen will; wo nicht ein höherer Beyſtand dazu kömmt. Das heißt mehrentheils den Knoten zerſchneiden, aber nicht auflöſen. Und darinn verſtoßen gemeiniglich unſere Opernſchreiber. Weil ſie ihre Schauſpiele gern ſo wunderbar machen wollen, als es möglich iſt; ſo denken ſie fleißig auf Maſchinen, das iſt, auf göttliche Erſcheinungen, Verwandlungen, und andre poetiſche Seltenheiten, welche die Augen des Pöbels blenden. Und weil ſich dieſelben nicht in alle Fabeln ſchicken wollen, ſo werden ſie mit den Haaren dazu gezogen; damit nur ja etwas vom Himmel herunter komme, wie man zu reden pflegt. Wenn nun ihre Stücke noch aus der älteſten heidniſchen Fabel hergekommen ſind, darinn ſolche Erſcheinungen längſt das Bürgerrecht erhalten haben: ſo kann man ihnen ihre Wunderſachen noch gelten laſſen; dafern ſie nur der obigen Regel des Horaz nachkommen, und nicht ohne Noth die Götter bemühen; auch nicht in allen Opern die Maſchinen für unentbehrlich halten wollen. Wenn ich aber dieſes den Opern einräume, ſo will ich es den andern Schauſpielen darum nicht geſtatten. Des Plautus Amphitryo und des Moliere ſeiner, ſtellen uns den Jupiter und Mercur, auf eine ſehr unwahrſcheinliche Art vor. In dem franzöſiſchen Timon, den man in der deutſchen Geſellſchaft III. Theile auch überſetzt findet, iſt gleichfalls die Erſcheinung Mercurs, und die Verwandlung des Eſels in einen Menſchen, ein ſolches Wunderbares, welches keine Entſchuldigung findet, wenn man es den Augen vorſtellet.

19. §. Eben das kann von den Zaubereyen und böſen Geiſtern geſagt werden. Auch ein ſeichter Witz iſt geſchickt, einen Hexenmeiſter auf die Schaubühne zu ſtellen, der einen Zauberſegen nach dem andern hermurmelt, einen aſtrologiſchen Ring mit Charactern verkauft, dieſen unſichtbar, jenen unbeweglich, einen andern unkenntlich macht, ja wohl gar ein halb Dutzend junge Teufel herzubannet. Das Mährchen

von D. Fauſten hat lange genug den Pöbel beluſtiget: und man hat ziemlicher maßen aufgehört, ſolche Alfanzereyen gern anzuſehen. Daher muß denn ein Poet große Behutſamkeit gebrauchen, daß er nicht unglaubliche Dinge auf die Schaubühne bringe, vielweniger ſichtbar vorſtelle. Die italiäniſche Schaubühne, und das Theatre de la Foire zu Paris wimmeln von ſolchen Hexereyen: ja auch das beſſere franzöſiſche Theater fängt ſchon an auf ſolche Alfanzereyen zu verfallen, wie man aus einigen neuern Stücken z. E. le Roi de Cocagne, und l'Oracle, erſiehet. Horaz hat dieſes auch längſt verbothen, wenn er will, daß man die Progne nicht in einen Vogel, den Kadmus nicht in eine Schlange verwandeln ſolle; imgleichen, daß niemand auf der Schaubühne einer Hexe das aufgefreſſene Kind lebendig wieder aus dem Leibe ſolle ziehen laſſen. Das wäre eben ſo viel, als wenn ich Bileams Eſelinn redend einführen, oder den Edelmann vor den Augen des Schauplatzes zum Schweine wollte werden laſſen. Wer nicht weis, wie lächerlich dieſes iſt, der darf nur des Andreas Gryphius Peter Squenz nachleſen: wo ſo gar die Wand und der Brunn, der Mond und der Leue, als redende Perſonen aufgeführet werden. Da kann es denn wohl mit Rechte heißen:

Quodcunque oſtendis mihi ſic, incredulus odi.

Denn es iſt gewiß, daß dergleichen Dinge, die man bey einer bloßen Erzählung eben nicht für ungereimt gehalten haben würde, ganz und gar unglaublich herauskommen: wenn wir ſie mit eigenen Augen anſehen, und alſo das Unmögliche, ſo darinn vorkömmt, in voller Deutlichkeit wahrnehmen können.

20. §. In andern kleinen Gedichten gehören hauptſächlich die Fabeln unter das Wunderbare. So fängt Horaz die 19te Ode des andern Buches an. Er erzählt, wie er den Bacchus auf einem entlegenen Felſen ſitzend geſehen, wo er die Nymphen und bockfüßigten Satiren Lieder gelehret habe.

Bacchum

Bacchum in remotis carmina rupibus
Vidi docentem, (credite poſteri!)
Nymphasque diſcentes et aures
Capripedum Satyrorum acutas.

Oder man erzählt eine Verwandlung, die ſich irgend womit zugetragen haben ſolle, oder noch zutragen werde; wie ebenfalls Horaz thut, wenn er in der XX. Ode des II. Buchs ſagt, daß er ſelbſt zum Schwane werden, und ſich hoch über alles erheben wolle. Dergleichen Dinge nun klingen zwar wunderbar; ſind aber darum nicht ungereimt: zumal wenn ein allegoriſcher Verſtand darunter verborgen liegt, den ein jeder leicht finden kann. Man merkt es alſo gleich, was der Poet damit im Sinne gehabt, und wenn nur ſonſt nichts Widerſinniſches in der Fabel vorkömmt, ſo wird man ſie nicht verwerfen. Fehlte aber dieſer, ſo würde man auch aus ſolchen Fabeln nicht viel zu machen haben: wie z. E. aus Lucians wahrhaften Lügen, aus den Contes de Fées, der Fabel von den honigſüſſen Lippen, in den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes; u. d. gl.

21. §. Es dörfen aber unſere neue Fabeln deswegen nicht alle auf heidniſche Art herauskommen. Man kann allegoriſche Perſonen darinn aufführen, die nach ihrer Art characteriſiret werden, ohne an die Götter der Griechen und Römer zu denken. Wir ſind es längſt gewohnet, von Tugenden und Laſtern, von den viet Jahreszeiten, den verſchiedenen Altern des Menſchen, den Welttheilen, Ländern und Städten, ja Künſten und Wiſſenſchaften, als von ſo vielen Perſonen zu reden: daher können ja nach ſolcher Anleitung unzählige Fabeln erdacht werden, die allegoriſcher Weiſe etwas bedeuten. Deßwegen aber dörfen doch die alten bereits bekannten Namen aus der Mythologie nicht ganz verworfen werden. Man weis es längſt, daß Mars den Krieg, Pallas die Weisheit, Apollo die freyen Künſte, Venus die Liebe, Hymen den Eheſtand, Ceres den Sommer, Flora den Frühling, Pomona den Herbſt, Bacchus den Wein, Neptun die See, Aeolus den Wind, Juno den Stolz, Plutus den Reichthum, u. ſ. w. ver-

vorſtellen. Die Zeſianer waren alſo lächerlich, daß ſie die ganze Mythologie verwarfen, und dadurch dem Poeten hundert artige Allegorien entzogen. Wer ſich nur nicht in gar zu tiefe Fabeln des Alterthums ſtecket, wenn er auch von Ungelehrten verſtanden werden will; der iſt deswegen nicht zu tadeln. Auf die Namen kömmt es nicht an; und es iſt ja beſſer, daß man bey dem, was ſchon eingeführet iſt, bleibt, als daß ſich ein jeder eine neue Sprache machet. Die Sternſeher haben es mit den Benennungen der Geſtirne, die ſie von den Alten bekommen, auch ſo gemacht, und uns dadurch ein gutes Exempel gegeben. Ob man die ganze Mythologie aus der Poeſie abſchaffen ſolle, wie einige dafür halten, davon ſehe man des Neuen Bücherſ. der ſch. Wiſſ. und fr. K. IV. B. 137. S.

22. §. Von dem Wunderbaren, das von den göttlichen und andern geiſtlichen Dingen herrühret, kommen wir auf das Wunderbare, was von den Menſchen und ihren Handlungen entſteht. Dieſe ſind entweder gut oder böſe; entweder gemein oder ungemein; entweder wichtig oder von keiner Erheblichkeit. So wohl das Gute als das Böſe kann wunderbar werden, wenn es nur nicht etwas gemeines und alltägliches, ſondern etwas ungemeines und ſeltſames iſt; imgleichen wenn es von großer Erheblichkeit zu ſeyn ſcheint, welches aus dem Einfluſſe zu beurtheilen iſt, den es in die Welt hat. Ein König iſt alſo weit mehr zu bewundern, als ein Bürger; und ein hoher Grad der Tugend und des Laſters mehr, als ein geringerer, der uns gar nichts neues iſt. Da nun die Poeſie das Wunderſame liebet, ſo beſchäfftiget ſie ſich auch nur mit lauter außerordentlichen Leuten, die es entweder im Guten oder Böſen aufs höchſte gebracht haben. Jene ſtellt ſie als lobwürdige Muſter zur Nachfolge; dieſe aber, als ſchändliche Ungeheuer, zum Abſcheue vor. Eine mittelmäßige Tugend, rühret die Gemüther nicht ſehr: denn ein jeder hält ſich ſelbſt für fähig dazu. Und alſo machen dergleichen wahre oder erdichtete Exempel wenig Eindruck: wenn gleich ſonſt alle poetiſche Künſte, in Beſchreibung oder Vorſtellung derſelben, angewandt wären. Mit den Laſtern gehts eben ſo.

23. §.

23. §. Daher ſucht ſich ein kluger Poet lauter ungemeine Helden und Heldinnen, lauter unmenſchliche Tyrannen und verdammliche Böſewichter aus, ſeine Kunſt daran zu zeigen. Ein Achilles mit ſeinem unauslöſchlichen Zorne; ein Ulyſſes und ſeine unüberwindliche Standhaftigkeit; ein Aeneas und ſeine ausnehmende Frömmigkeit; ein Oedipus in ſeinen abſcheulichen und unerhörten Laſtern; eine Medea in ihrer unmenſchlichen Raſerey; ein Auguſt mit ſeiner außerordentlichen Gnade gegen einen rebelliſchen Cinna; eine ehrliebende Chimene mit ihrem tapfern Roderich, u. d. m. Das ſind Menſchen und Thaten, die wunderbar ſind, und ohne alle Beyhülfe andrer Seltſamkeiten, die Leſer oder Zuſchauer eines Gedichtes entzücken können. Die Geſchichte ſind voll von ſolchen Helden und Handlungen: und ein verſtändiger Poet kann leicht Namen finden, treffliche Bilder großer Tugenden und Laſter zu entwerfen; wenn er nur moraliſche Einſicht genug beſitzet, dieſelben recht zu bilden. Weil aber ſeichte Geiſter und ungelehrte Versmacher dazu nicht fähig ſind: ſo geſchieht es, daß man uns anſtatt des wahrhaftig Wunderbaren mit dem Falſchen aufhält; anſtatt vernünftiger Tragödien, ungereimte Opern voller Maſchinen und Zaubereyen ſchreibt, die der Natur, und wahren Hoheit der Poeſie zuweilen nicht ähnlicher ſind, als die geputzten Marionetten, lebendigen Menſchen. Solche Puppenwerke werden auch von Kindern und Unverſtändigen als erſtaunenswürdige Meiſterſtücke bewundert und im Werthe gehalten. Vernünftige Leute aber können ſie ohne Ekel und Gelächter nicht erblicken, und würden lieber eine Dorfſchenke voll beſoffener Bauren in ihrer natürlichen Art handeln und reden, als eine unvernünftige Haupt- und Staatsaction ſolcher Opermarionetten ſpielen ſehen.

24. §. Die oben erzählten Exempel des Wunderbaren habe ich aus den berühmteſten Heldengedichten und Trauerſpielen gezogen. Man darf aber nicht denken, dieſe Gattungen der Gedichte wären allein der Siz des Wunderbaren in der Poeſie. Denn ob ſie gleich hauptſächlich zu ihrer Abſicht haben,

haben, die Leser und Zuschauer durch ihre Bewunderung und durch das Schrecken zu erbauen: so ist doch deswegen das Lustspiel mit den übrigen Arten der Gedichte davon nicht ausgeschlossen. Auch hier kann man das Seltene, das Ungemeine dem andern vorziehen, und seine Gedichte dadurch beliebt machen. Nur die Natur und Vernunft muß, wie allenthalben, also auch hier, nicht aus den Augen gesetzet werden. Z. E. Wenn ich in einer Komödie einen Geizhals vorstelle, so muß ich freylich keinen mittelmäßigen Geiz abbilden, den noch viele für eine Sparsamkeit ansehen könnten; sondern ich muß alles zusammen suchen, was ich an verschiedenen kargen Leuten bemerket habe, und aus diesen Stücken einen vollkommenen Geizhals zusammen setzen: wie jener Maler aus den vier schönsten Personen einer ganzen Stadt die Schönheit abmerkte, die er einer Minerva zu geben, willens war. Ich könnte also meinen Geizhals das Gold von den Pillen schaben, und alles übrige thun lassen, was Ranitz in seiner Satire vom Harpax gesagt hat. Da blieb noch alles wahrscheinlich; so seltsam es auch wäre, und so wunderbar es aussehen würde. Aber wenn ich den Harpax so mistrauisch vorstellete, daß er seinen Bedienten, die von ihm giengen, allezeit die Hände und Taschen besuchte, ehe er sie herausließe; ja ihm wohl gar, nach Aufweisung beyder Hände, die Worte in den Mund legte: Ey die dritte Hand? wie Plautus und Molière gethan: das, dünkt mich, hieße das Wunderbare in diesem Laster aufs höchste treiben; und ein jeder würde dieses zwar für einen leichtfertigen Einfall des Poeten, aber für kein wahres Nachbild der Natur ansehen.

25. §. So gehts auch in dem Affecte der Liebe, des Zornes, der Traurigkeit u. s. w. Das Wunderbare muß noch allezeit in den Schranken der Natur bleiben, und nicht zu hoch steigen. Was ist gemeiner, als daß man in Romanen, in Schauspielen und andern verliebten Gedichten, die Buhler, so rasend abbildet, daß sie sich alle Augenblick erhenken, erstechen und ersäufen wollen? Was ist aber auch ausschweifender

ſender als dieſes? Daher iſt es denn gekommen, daß dieſe Art des eingebildeten Wunderbaren ſchon längſt lächerlich geworden, und nur der Poeſie zum Schimpfe gediehen iſt. Das Seltſame in allen Arten muß noch natürlich und glaublich bleiben, wenn es die Bewunderung, nicht aber ein Gelächter erwecken ſoll. Die Traurigkeit wird ebenfalls auf eine ſolche Art ausſchweifend, wenn der Poet nicht ſtets die Natur vor Augen hat. Es iſt ſo ſchwer, einen hohen Grad derſelben poetiſch vorzuſtellen, als abzumalen. Da nun **Timantes** die Klugheit gebrauchte, bey dem Opfer der Iphigenia, den Vater dieſer Prinzeßinn mit verhangenem Geſichte zu malen: ſo muß ſich ein Dichter dieſes zur Lehre dienen laſſen. Aus Furcht, den Schmerz eines außerordentlich Betrübten unnatürlich zu machen, muß er ihn lieber durch eine geſchickte Verhölung, oder durch ein gänzliches Stillſchweigen und Verſtummen ausdrücken. Des Herrn von **Beſſers** Schmerz über ſeine **Kühleweininn**, iſt mir allezeit gar zu geſchwäßig vorgekommen: und es ſcheint mir nicht glaublich, daß ein außerordentliches Leid ſo viel auserleſene Rednerkünſte leiden könne. Er erſchöpfet ſeine ganze Einbildungskraft, ſeinen Jammer auszudrücken; und das Unglaublichſte iſt dabey, daß er dieſe ſeine Klage zu der Zeit gehalten habe, da er eben das Leichengefolge auf der Gaſſe geſehen, wie ausdrücklich darinnen ſteht. Gieng er denn irgend nicht mit zu Grabe? Oder hatte er auf der Gaſſe Zeit, ſie ſo ſinnreich zu beklagen? Der Affect hat bey dem Verluſte einer ungemeinen Ehgattinn ungemein und wunderbar ſeyn ſollen: er iſt aber unglaublich geworden. **Beſſer** hat als ein künſtlicher Poet; nicht als ein troſtloſer Witwer geweinet.

26. §. Ich will hiemit dieſen ganzen Ausdruck der Traurigkeit nicht verwerfen: es iſt ſo viel Schönes darinn, als in irgend einem Klaggedichte, welches wir haben. Wer aber eine recht ſeltſame Klagrede poetiſch abgefaßt leſen will, der ſchlage **Salomon Franken** nach, wo er die Suſanna von ihrem Manne und von ihren Kindern Abſchied nehmen läßt. Er bemüht ſich, einen ſo gerechten Schmerz einer unſchuldig

Ver-

Verurtheilten in ſeiner höchſten Vollkommenheit vorzuſtellen, und ihn recht wunderbar zu bilden; verfällt aber darüber ins Abgeſchmackte: wie es gemeiniglich denen geht, die was unternehmen, dem ſie nicht gewachſen ſind. Ich will doch ein Stück davon herſetzen: ſo hebt ſie auf der 52. S. an:

Nun du, du wirſt es, du! du! Gott, du wirſt es rächen,
Dir, ſchreyt Suſanna, dir, Herr, iſt mein Herz bekannt.
Weh! weh! weh! über = = und als ſie mehr will ſprechen,
Sinkt ſie in Ohnmacht = = = =

Hätte der Poet es dabey bewenden laſſen, ſo hätte man es für eine glückliche Nachahmung der Natur angeſehen, und die Größe ihres ungemeinen Schmerzens aus der ſie überfallenden Ohnmacht geſchloſſen. Allein der Poet wollte das Heulen und Weinen eines wehmüthigen Weibes noch beſſer abſchildern: darum läßt er ſie wieder aufleben, und mit achtzig langen Verſen einen ziemlich ausführlichen Abſchied von den Ihrigen nehmen:

Ach gute Nacht, mein Mann! ach gute Nacht! o Schmerzen!
Ach Liebſter, nimm doch! ach! die Kinder wohl in acht.
Und, ſüße Mutter, du, als die du unterm Herzen
Mich, ach! getragen haſt, viel tauſend gute Nacht!
Ach gute Nacht, o Welt! du Kerker voller Buben,
Du ungetreues Haus! vor deinen Augen zwar
Bin ich itzund verdammt: doch wird auch nach der Gruben
Mein' Unſchuld wunderlich noch werden offenbar.
Ach gute Nacht! ach! ach! ach! gute Nacht, o Schmerzen!
Ach Liebſter! nimm doch, ach! die Kinder wohl in acht:
Und, ſüße Mutter, du, als die du unterm Herzen
Mich, ach! getragen haſt; viel tauſend gute Nacht!
Nun, gut'! ach! gute Nacht! ach gute Nacht! o Sorgen!
Ey! Ey! daß! ach! daß Gott! ach Gott! daß Gott erbarm!
Ihr zarten Kinder! ach! auch euch iſt noch verborgen,
Was ihr itzund verliert. O Schmerz! o Gram! o Harm!
Ich muß in beſter Blüt euch laſſen. Ach! o Scheiden!
Ach! ach! wie ſchwer! ach! ſchwer! wie! ach! wie ſchwer biſt du!
O Schmach! ach Weh! o Schmach! o Schmach! die ich muß leiden,
O Schmach! du kränkeſt mich am meiſten noch darzu. ꝛc. ꝛc.

27. §. Das iſt nun allererſt der vierte Theil des Aechzens und Wehklagens; darüber einem Zeit und Weile lang wird, wenn man es hintereinander durchleſen will. Die erſten vier Zeilen giengen noch an, weil ſie einen kurzen Abſchied von Mann und Mutter in ſich enthalten; der ziemlich natürlich iſt. Die andern vier, die an die Welt gerichtet ſind, kommen ſchon künſtlicher heraus. Denn die Welt einen Kerker voller Buben zu nennen, das iſt für ihre Traurigkeit gar zu ſtudiert. Warum ſagt ſie nicht lieber zu den beyden Alten: ihr ehrvergeßnen Buben! Das was meines Erachtens leichter von ihr zu vermuthen: da ihr der Abſchied ſo ſchwer ward, und die Aelteſten allein Schuld daran hatten. In den folgenden vier Zeilen, kommen die erſten viere, von Wort zu Wort wieder vor: das läuft nun wider die Natur, und wird alſo unglaublich. Wie iſt es möglich, eine und dieſelbe Klage, die aus ſechs und dreyßig Wörtern beſteht, zweymal hinter einander zu wiederholen, ohne eine Sylbe darinn zu ändern. Ja! wenn Suſanna Frankens Verſe auswendig gelernt, und ſie als eine Komödiantinn auf der Schaubühne hergeſagt hätte! Es kömmt eben ſo heraus, als die Wiederholungen, die im Homer vorkommen, womit die Kunſtrichter niemals zufrieden geweſen. Das folgende insgeſammt ahmet zwar das unterbrochene Reden und Schluchzen eines weinenden Weibes einigermaßen nach: aber es überſchreitet das Maaß, und erwecket, anſtatt der Verwunderung und des Mitleidens, lauter Ekel. Es iſt auch unmöglich, daß eine Klage, die mit Thränen und häufigen Seufzern, ja bey gehemmtem Athemholen verrichtet wird, ſo lange dauren könne: welches ein jeder ſelbſt wahrnehmen wird, wenn er die ganze Stelle nachlieſt. Ich will itzo nicht unterſuchen, ob der Poet wohlgethan, daß er die Unſchuld und Tugend ſo kleinmüthig und verzagt zum Tode geführet hat: denn warum hat er ſie nicht lieber ſtandhaft und großmüthig gebildet? Ich erinnere nur, wie leicht man aus Begierde zu dem Ungemeinen und Wunderbaren zu gelangen, ins Abgeſchmackte und Ekelhafte verfallen könne. So wahr iſts, was Horaz ſagt:

Qui variare cupit rem prodigialiter unam.
Delphinum silvis appingit, fluctibus aprum.
In vitium ducit culpæ fuga, si caret arte.

28. §. Ich könnte noch von dem Wunderbaren, das in Glücks- und Unglücksfällen vorkömmt, allhier handeln. Dieses betrifft ebenfalls die Menschen, und gehöret also in diese Classe. Die Begebenheiten, davon die Poeten ihre Gedichte verfertigen, müssen auch in der That eben sowohl seltsam und ungemein seyn, als die Personen und Handlungen derselben. Es muß ihren Helden viel Unvermuthetes begegnen, welches bald zu ihren Absichten behülflich ist, bald denselben zuwiderläuft. Theils entsteht dieses aus den Wegen der göttlichen Vorsehung, die Großen und Kleinen oft einen Strich durch ihre Rechnung macht, und ihnen ganz andere Wege zeiget, als sie zu gehen gedacht: theils aber kömmt es auch unmittelbar von andern Leuten her. Diese hindern oft einander in ihren Verrichtungen und Absichten; entweder unwissend, oder mit gutem Bedachte: und daher entstehen so viel plötzliche Veränderungen, daß man darüber erstaunet; ob es gleich alles ganz natürlich zugeht. Eben dahin rechne ich die Verkleidung und Entdeckung gewisser Personen, die bisweilen einer Sache schleunig einen andern Ausschlag giebt; die Ankunft abwesender Personen, der Tod der Kranken, oder das unvermuthete Leben derer, die man für todt gehalten. Rechtshändel, die man gewinnet, oder verlieret, Erbschaften, die man thut, Testamente, Heirathen, Briefe, u. d. m. verursachen oft recht wunderbare Zufälle. Doch weil in allen diesen Stücken hauptsächlich der Knoten, oder die Verwirrung der Fabeln besteht, die in Schauspielen hauptsächlich vorkömmt: so muß ich es bis dahin versparen.

29. §. Die dritte und letzte Gattung des Wunderbaren ist diejenige Art desselben, die auf Thiere und leblose Dinge ankömmt. Diese braucht nun ein Poet am wenigsten; weil er sich mehrentheils mit den Menschen beschäfftiget, und das Uebrige nur in so weit braucht, als es hierzu dienlich seyn kann. Neue Gattungen von Thieren zu dichten, ist wohl

kaum

kaum erlaubt: weil es doch nur Chimären werden könnten, die in einem bekannten Lande keinem glaublich vorkämen. Die Rabinnen und Mahometaner beſchreiben ſolche große Vögel und Fiſche, daß man ihre lächerliche Phantaſie mehr, als die Misgeburten derſelben bewundert. Aus weit entlegenen Ländern läßt ſich zuweilen etwas Wunderbares entlehnen: man muß aber wohl zuſehen, daß man nichts Ungereimtes mit einſtreue, was unglaublich iſt. Siam und Peru, Ceylon und Japan, ſind ſchon mit ſolchen lügenhaften Wundern angefüllet worden: daß die Einwohner dieſer Länder große Urſache hätten, uns mit den Chineſern für einäugigte zu halten; weil wir ſolche Narrenpoſſen von ihren Ländern ſchreiben und glauben. Das beſte und vernünftigſte Wunderbare iſt, wenn man auch bey Thieren und lebloſen Dingen, nur die Wunder der Natur recht nachahmet, und allezeit dasjenige wählt, was die Natur am vortrefflichſten gemacht hat. Es kömmt hier alles auf gute Beſchreibungen recht außerordentlich ſchöner, großer, erſchrecklicher und ſchlechter Sachen an: denn die mittelmäßigen werden nichts Wunderwürdiges abgeben. Beſchreibt man eine Gegend, einen Garten, ein Gebäude, einen Wald, einen Berg, eine Höle, eine Heerde Vieh, eine Jagd u. d. m. ſo muß dieſes alles, nach der Abſicht des Poeten, in ſeiner Vollkommenheit geſchildert werden. Nur die edelſten Dinge muß man der Phantaſie des Leſers vormalen, um dieſelbe zu gewinnen.

30. §. Zuweilen treibt man in Oden und Heldengedichten die hyperboliſchen Ausdrückungen ſo hoch, indem man von lebloſen oder unvernünftigen Dingen redet, daß es recht wunderbar klinget. Deswegen aber will ich nicht ſagen, daß ein Poet immer mit Gold und Perlen, Rubinen und Diamanten um ſich werfen; lauter Adler und Löwen, Panther und Tyger bey ſich führen, lauter Jaſmin, Nelken und Roſen ſtreuen, lauter Ambroſin und Nektar auftragen, oder ſonſt alle Koſtbarkeiten Indiens verſchwenden ſolle. Dieſen Misbrauch hat Benj. Neukirch in dem Gedichte ſchon lächerlich gemacht, welches im Vorberichte zu der überſetz-

ten horaziſchen Dichtkunſt großentheils eingerücket worden. Imgleichen leſe man den deutſchen Antilongin nach, den Herr M. Schwabe aus dem Engliſchen überſetzet, und mit Exempeln aus unſern Poeten erläutert hat. Davon wird aber in dem Hauptſtücke von den verblümten Ausdrückungen mehr vorkommen. Die ovidianiſchen und äſopiſchen Fabeln könnten auch einigermaßen hieher gezogen werden, weil jene den Urſprung vieler Thiere und Blumen u. ſ. w. anzeigen; dieſe aber viel Wunderbares von ſolchen Geſchöpfen erzählen. Allein weil hiervon ſchon oben gehandelt worden, ſo iſt eine Wiederholung hier unnöthig. Ob man aber auf der Schaubühne Drachen, Löwen, Bären, und andre Thiere vorſtellen dörfe, oder ſolle, davon leſe man den Zuſchauer im I. und II. Theile nach, der die Opern mit dieſen lächerlichen Dingen, an verſchiedenen Orten verſpottet hat.

31. §. Die Geſtirne ſind endlich noch übrig, von denen die Poeten auch viel ſeltſames und ungemeines zu erzählen pflegen. Die Kometen, die ſich ſehen laſſen, haben bey ihnen gemeiniglich eine böſe Bedeutung, und einen wunderbaren Einfluß. Die Sonn- und Mondfinſterniſſe werden von den Alten ſehr ſchrecklich beſchrieben; ja die Ungewitter, Erdbeben, Schiffbrüche und Sturmwinde, machen auch einen großen Theil des Wunderbaren in ihren Schriften aus. Was die erſten Stücke anlangt, ſo muß man freylich die Alten entſchuldigen; wenn ſie ſich aus den himmliſchen Zeichen zu viel gemachet haben. Man verſtund dazumal die Naturlehre ſehr ſchlecht: allein ietzo würde es eine Schande für den Poeten ſeyn, wenn er uns viel von dem Einfluſſe des Himmels reden, und ſeine Leſer mit langen Beſchreibungen eines Nordlichts, fallenden Sterns, oder einer Sonn- und Mondfinſterniß, aufhalten wollte. Auch klingt die gewöhnliche Operſprache ſehr lächerlich, wenn es immer heißt: die Sterne, der Himmel, und ſeine Lichter hätten dieſes oder jenes gethan: es wäre denn, daß man darunter das Verhängniß oder die Vorſehung verſtehen könnte. Die Leute in Geſtirne zu verwandeln, das geht heute zu Tage nicht mehr an,

nach-

nachdem der ganze Himmel ſo genau überzählet iſt, daß man keinen etwas großen Stern finden kann, der nicht ſchon vorhin bekannt geweſen wäre: es müßte denn zum Scherze ſeyn, wie Pope in ſeinem Lockenraube, Belindens Haar zum Sterne werden laſſen. Erſchiene aber irgend ein neuer Stern, ſo könnte freylich ein Poet dichten, daß dieſes oder jenes dazu Gelegenheit gegeben hätte.

32. §. Die letztern Stücke aber, die oben erwähnet worden, kann ein Dichter mit gutem Fortgange brauchen. Ungewöhnliche Witterungen, Schiffbrüche, fruchtbare und unfruchtbare Jahre, peſtilenzialiſche Seuchen, Feuersbrünſte, Verheerungen des Krieges, hohe Gebirge, ſchöne Thäler voller Dörfer und Heerden, u. d. gl. ſind freylich ſehr wunderbar, wenn ſie nur natürlich beſchrieben werden. Das iſt aber die Kunſt! In Opitzens Veſuv und Zlatna, imgleichen in ſeinem Troſtgedichte von Widerwärtigkeit des Krieges, ſtehen ganz unvergleichliche Exempel davon. Auch Dach und Flemming ſind große Meiſter darinn geweſen, die man ſicher nachahmen kann. Von den alten, iſt Homer ſonderlich darinn zu loben, daß er auch den natürlichſten Dingen, durch ſeine Beſchreibungen ein wunderbares Anſehen zu geben gewußt: worinn Virgil und Ovid ihm ziemlich gut nachgefolget ſind. Dieſen Meiſtern muß man die Kunſt ablernen. Ich weis wohl, das man von dieſer Materie noch viel ſubtiler auseinander gewickelte Regeln geben kann; wenn man ſeinen Kopf anſtrengen, und eine Menge alter und neuer, guter und böſer Stellen aus den Dichtern beurtheilen will. Einige haben dadurch meine Meiſter werden wollen, nachdem ich ihnen die Bahn gebrochen hatte. Allein was haben ſie damit gefruchtet? Aus ihrer Schule des Wunderbaren ſind die ſeltſamſten und ungereimteſten Erfindungen entſtanden. Ich habe meine Regeln kurz gemacht, wie es ſich in ein Buch für Anfänger ſchicket, die man nicht mit unnützen Subtilitäten verwirren muß. Wer die Alten fleißig dabey lieſt, und ſonſt einen guten Kopf hat, wird nichts mehr brauchen, und ſich überall klüglich zu verhalten wiſſen.

Das VI. Hauptſtück.

Von der Wahrſcheinlichkeit in der Poeſie.

1. §.

Aus dem vorigen Hauptſtücke wird man zur Gnüge erſehen haben, daß das Wunderbare in der Dichtkunſt nicht ohne Unterſcheid ſtatt findet: es muß auch glaublich herauskommen, und zu dem Ende, weder unmöglich noch widerſinniſch ausſehen. Daher kömmt es denn, daß man auch im Dichten eine Wahrſcheinlichkeit beobachten muß: ohne welche eine Fabel, Beſchreibung, oder was es ſonſt iſt, nur ungereimt und lächerlich ſeyn würde. Ich verſtehe nämlich durch die poetiſche Wahrſcheinlichkeit nichts anders, als die Aehnlichkeit des Erdichteten, mit dem, was wirklich zu geſchehen pflegt; oder die Uebereinſtimmung der Fabel mit der Natur. Horaz hat gleich im Anfange ſeiner Dichtkunſt die Thorheit eines Malers verſpottet, der in einem Gemälde einen Menſchenkopf auf einen Pferdehals ſetzen, einen Vogelkropf mit bunten Federn hinzufügen, und den Leib aus Gliedmaßen verſchiedener anderer Thiere zuſammen flicken wollte. Die Urſache dieſer ſeiner Regel aber iſt keine andre, als, weil ſolch ein Bild wider alle Wahrſcheinlichkeit laufen würde. Es thut auch der Einwurf dieſer Vorſchrift keinen Eintrag, den er ſich im Namen gewiſſer poetiſchen Freygeiſter machet:

Pictoribus atque Poëtis
Quidlibet audendi ſemper fuit æqua poteſtas.

Denn, wie ſchon oben in den Anmerkungen der Ueberſetzung dieſer Stelle erinnert worden, ſo beantwortet er denſelben gleich darauf ſo: daß er die Freyheit im Dichten in gebührende Gränzen einſchränket.

Scimus,

Scimus, et hanc veniam petimusque damusque viciſſim:
Sed non ut placidis coëant immitia; non ut
Serpentes ovibus geminentur, tigribus agni.

Was heißt das anders geſagt, als daß ein Poet in ſeinen Fabeln, beſtändig die Regeln der Wahrſcheinlichkeit vor Augen haben müſſe? Eben das prägt er uns im folgenden ein:

Ficta voluptatis cauſa, ſint proxima veris.
Nec quodcunque volet poſcat ſibi fabula credi.

2. §. Vielleicht denkt jemand, dieſes ſey demjenigen zuwider, was in dem Hauptſtücke von der Fabel ſchon geſagt worden. Wir theilten da die Fabeln in glaubliche, unglaubliche und vermiſchte ein, und rechneten zu den unglaublichen die meiſten äſopiſchen: wo nämlich die unvernünftigen Thiere redend eingeführet werden. Soll nun die Wahrſcheinlichkeit in allen Gedichten herrſchen, ſo wird man etwa ſprechen: ſo müſſen ja alle dieſe thieriſche Begebenheiten ganz verworfen und aus der Poeſie verbannet werden. Allein man muß hier die poetiſche Wahrſcheinlichkeit, in eine unbedingte und eine bedingte Wahrſcheinlichkeit abtheilen. Jene findet ſich freylich in den äſopiſchen Fabeln nicht: wenn Bäume und Thiere als vernünftige Menſchen handelnd eingeführet werden. Nach dem gemeinen Laufe der Natur pflegt ſolches nicht zu geſchehen; daher pflegt man auch Kindern bey Erzählung ſolcher Fabeln vorher zu ſagen: ſie hätten ſich damals zugetragen, als die Thiere noch reden konnten. Dadurch geſteht man ihnen zu, daß ſolche Begebenheiten freylich, nach der itzigen Beſchaffenheit der Thiere, keinen Schein der Möglichkeit an ſich hätten.

3. §. Deswegen aber kann man doch dieſen Fabeln die bedingte Wahrſcheinlichkeit nicht abſprechen, die unter gewiſſen Umſtänden dennoch ſtatt hat, wenn gleich ſo ſchlechterdings keine vorhanden wäre. Daß z. E. die Bäume ſich einen König wählen können, das iſt an ſich ſelbſt, in dieſer Welt, weder möglich noch wahrſcheinlich: gleichwohl macht

dort im Buche der Richter Jotham eine ſchöne Fabel daraus; der es an ihrer hypothetiſchen Wahrſcheinlichkeit nicht im geringſten mangelt. Denn man darf nur die einzige Bedingung zum voraus ſetzen, daß die Bäume etwa in einer andern Welt Verſtand und eine Sprache haben: ſo geht alles übrige ſehr wohl an. Es wird möglich und wahrſcheinlich ſeyn, daß ſie in ihrer Wahl auf den Oelbaum fallen werden, und daß der Oelbaum ſolches abſchlagen und ſagen wird: Soll ich meine Fettigkeit laſſen ꝛc. Es wird möglich ſeyn, daß ſie ferner auf den Feigenbaum gerathen können; und daß dieſer ihnen gleichfalls eine abſchlägige Antwort geben wird: Soll ich meine Süßigkeit laſſen ꝛc. u. ſ. w. Hier thun weder die Bäume überhaupt, noch jeder ins beſondre etwas, das nach der einmal angenommenen Bedingung unmöglich wäre. Ein Oelbaum redet, wie ein Oelbaum, und ein Feigenbaum, wie ein Feigenbaum reden würde, wenn beyde den Gebrauch der Sprache hätten. Hier iſt alſo nichts Widerſprechendes in der Begebenheit, folglich auch nichts Unwahrſcheinliches. Daß nun dergleichen hypothetiſche Wahrſcheinlichkeit in der Fabel zulänglich ſey, das habe ich oben in der Beſchreibung derſelben ſchon ſattſam angezeiget: und daß Homerus dieſelbe beobachtet habe, zeiget Horatius, wenn er von ihm ſchreibt:

Atque ita mentitur, ſic veris falſa remiſcet,
Primo ne medium, medio ne diſcrepet imum.

4. §. Will man hiervon in Ariſtotels Poetik das IXte und XXVſte Capitel nachſchlagen, ſo wird man finden, daß ſeine Gedanken eben dahinaus laufen; ungeachtet er ſich zuweilen harter Ausdrückungen bedienet. Le Clerc, in ſeinen Parrhaſianen hat ſich ſonderlich darüber aufgehalten, daß dieſer Philoſoph geſaget: Die poetiſche Wahrſcheinlichkeit gehe zuweilen bis aufs Unvernünftige. Allein, wer das Exempel anſieht, welches Ariſtoteles davon gegeben, nämlich da Achilles den Hektor dreymal rund um die Stadt Troja getrieben, die Heere aber indeſſen ſtockſtille geſtanden; wie

Homer

Homer in der Ilias erzählt: ſo wird man wohl ſehen, daß dieſes ſo ungereimt nicht iſt, als es wohl ſcheint. Freylich ließe ſich ſolches auf der Schaubühne nicht wahrſcheinlich vorſtellen, wie Ariſtoteles ſelbſt geſteht. Allein in einem Heldengedichte, wo man nur die Erzählung lieſt, da kann es wohl wahrſcheinlich klingen; ſonderlich, wenn der Poet das Unglaubliche dabey künſtlich zu verſtecken weis. Zum wenigſten hat Homer dieſe Kunſt gewußt; denn er erzählt dieſe Fabel ſo künſtlich, daß man mit den Gedanken ganz auf die beyden Helden verfällt, und die beyden Armeen darüber ganz vergißt. So wird denn die Wahrſcheinlichkeit zum mindeſten in ſo weit erhalten, als dieſelbe von einem Leſer des Heldengedichtes verlanget wird: geſetzt, daß die Sache an ſich ſelbſt wunderlich genug ausſehen würde. Ueberdem darf man ſich nur erinnern, daß uns auch die alten Geſchichtſchreiber mehr als eine wahre Begebenheit erzählen, da die Heerführer, vor den Augen ihrer Heere ſich in einen hitzigen Zweykampf eingelaſſen, und nicht eher nachgelaſſen, als bis einer von beyden auf dem Platze geblieben.

5. §. Ueberhaupt iſt von der Wahrſcheinlichkeit dieſes anzumerken: daß oft eine Sache, die an ſich unglaublich und unmöglich ausſieht, durch den Zuſammenhang mit andern Begebenheiten, und unter gewiſſen Umſtänden, nicht nur möglich, ſondern auch wahrſcheinlich und glaublich werden könne. Dahin gehören, zum Exempel, viele Fabeln, wo die Götter, oder andre Geiſter darzwiſchen kommen. Dieſen trauet man viel größere Kräfte zu, als bloßen Menſchen. Wenn nun dieſelben einem Helden, oder ſonſt einem von ihren Lieblingen zu gefallen, etwas außerordentliches unternehmen, das man ſonſt nicht glauben würde: ſo wird dieſes eben dadurch wahrſcheinlich, wenn es nur nicht an und für ſich ſelbſt unmöglich iſt. Hierwider hat nun Homer gewiß verſtoßen, wenn er den Vulcan ſolche künſtliche Werke verfertigen läßt, die ganz unbegreiflich ſind. Er macht Dreyfüſſe oder Stühle, die von ſich ſelbſt in die Verſammlung der Götter ſpazieren. Er ſchmiedet goldene Bildſeulen, die

nicht nur reden, sondern NB. auch denken können. Er macht endlich dem Achilles einen Schild, der eine besondere Beschreibung verdient. Erstlich ist er mit einer so großen Menge von Bildern und Historien gezieret, daß er zum wenigsten so groß gewesen seyn müßte, als des Tasso diamantner Schild, aus der himmlischen Rüstkammer, dessen oben gedacht worden. Fürs andre sind seine Figuren auf dem Schilde lebendig, denn sie rühren und bewegen sich, so, daß man sich selbige wie die Mücken vorstellen muß, die rund um den Schild schweben. Fürs dritte, sind zwo verschiedene Städte darauf zu sehen, die zwo verschiedene Sprachen reden, und wo zween Redner sehr nachdrückliche und bewegliche Vorstellungen an das Volk thun. Wie ist es möglich, dieses alles auf einem Schilde, auch durch eine göttliche Macht zuwege zu bringen? Kurz, Homerus hat sich versehen, und die Wahrscheinlichkeit nicht recht beobachtet.

6. §. Eben das kann man von seinen Göttern sagen, die er noch viel ärger, als die unvollkommensten Menschen geschildert hat. Sie sind wie Menschen gebohren, verheirathen sich wie Menschen, und vermehren ihre Geschlechter wie Menschen. Sie sind allen unsern Leidenschaften, Krankheiten, ja gar der Gefahr des Todes unterworfen. Sie werden verwundet, vergießen Blut, und haben so gar einen Wundarzt nöthig. Sie zanken sich, drohen einander Schläge, und verspotten sich, wie die kleinen Kinder. Es ist wahr, daß zu Homers Zeiten, die Lehre von Gott noch in dicken Finsternissen gesteckt hat. Die Philosophen hatten sich noch nicht auf die Untersuchung der göttlichen Natur geleget: und von einer Offenbarung wußte man nichts. Was uns also heute zu Tage sehr unwahrscheinlich vorkömmt, das konnte damals dem Volke sehr wahrscheinlich klingen. Dessen ungeachtet hätte doch Homer die Gottheiten nicht so verächtlich abbilden sollen, als er gethan hat. Man hielt sie zwar größtentheils für gewesene Menschen; aber doch für solche, die vergöttert, das ist, in einen vollkommnern Zustand versetzet worden. Dieses hätte also auch aus ihren Beschreibungen

gen

gen und Thaten erhellen müſſen, damit man deſto mehr Ehrerbiethung gegen ſie bey ſich empfunden hätte. Da nun der Poet dieſes nicht gethan, ſo ſind einige auf die Gedanken gekommen: er habe mit Fleiß die Götter ſo lächerlich beſchrieben, theils das Lob ſeiner Helden deſtomehr zu erheben; theils, die ernſthaften Thaten derſelben mit etwas luſtigem abzuwechſeln, und alſo dem Ekel ſeiner Leſer zuvorzukommen.

7. §. Kommen wir auf ſeine Helden, ſo hat man auch da ein vieles bemerket, was wider die Wahrſcheinlichkeit läuft. Etliche rechnen das Hauptwerk des ganzen Gedichtes, nämlich den trojaniſchen Krieg hieher, und meynen: es ſey ungereimt, zu glauben, daß ſich zwey tapfere Völker, um eines ſchönen Weibes willen, zehn Jahre lang die Köpfe zerſchmeißen würden. Allein dieſes geſchieht ohne Grund. Man muß der alten Zeiten, und ihrer Sitten kundig ſeyn. Das Rauben der ſchönen Weiber war damals ſo ungewöhnlich nicht. Europa war nach Aſien, Medea von da nach Europa entführet worden: dieſes zu rächen, hohlte ſich Paris die Helena. Es hatte ſich alſo in dieſen Krieg der Ehrgeiz und die Rachgier mit eingemiſchet. Die Griechen wollten ſtärker als die Trojaner, und dieſe tapferer als jene ſeyn; und die gute Prinzeßinn Helena kam faſt darüber ins Vergeſſen. Andre können es nicht verdauen, wenn der große Held Achilles ſeinen Gäſten ſelbſt eine Mahlzeit zubereitet, die Küche beſtellet, aufträgt, und zu Tiſche dient. Allein, ſie müßten zuförderſt beweiſen, daß man ſich damals ſchon, nach unſerm heutigen Ceremoniel, durch Edelknaben, Kammerdiener und Lackeyen aufwarten laſſen, oder einen eigenen Mundkoch gehalten hätte. Die Einfalt der alten Zeiten, die wir aus den Geſchichten der Patriarchen kennen, macht dergleichen Verhalten des Achilles ſo wahrſcheinlich: ſo ungereimt es heutiges Tages klingen würde, wenn man einen Marlborough, oder Prinz Eugen dergeſtalt beſchreiben wollte.

8. §. Indeſſen wäre es ſehr gut, wenn man den Homer überall ſo leicht entſchuldigen könnte. Allein, wenn er ſeine Helden mitten im hitzigſten Gefechte zuſammen kommen, und

halbe

halbe Stunden lang mit einander zanken läßt, als wenn sie weder Spieß noch Schwert in Händen hätten: so kann man nicht leicht einen Vorwand finden, ihn zu rechtfertigen. Sie schimpfen einander aufs ärgste, ein jeder pralt dem andern seine Abkunft, seine Waffen und Thaten vor: ja sie erzählen einander wohl gar die Geschlechtregister ihrer Pferde, daß einem Leser Zeit und Weile darüber lang wird. Das schicket sich nun für wütende Soldaten, und für solche herzhafte Kriegsleute gar nicht, als seine Helden waren. Warum schlagen sie nicht lieber zu? Warum verderben sie die Zeit mit einem unnöthigen Geplauder? Hier läuft alles wider die Natur menschlicher Affecten, die zu allen Zeiten einerley gewesen: und Homer kann auf keine Weise gerettet werden. Eben diese Unwahrscheinlichkeit herrschet in den langen Anreden, die Hektor, z. E. an seine vier Pferde hält.* Scheint es hier nicht, als wenn Homer seine Pferde den Menschen gleich gemacht hätte; indem er sie auf eben die Art durch die Beredsamkeit lenken läßt, als ob sie Verstand und Freyheit hätten? Und wer kann also glauben, daß hier die Regeln der Wahrscheinlichkeit beobachtet worden?

9. §. Es ist Zeit, auf den Virgil zu kommen, und einige Fehler anzumerken, die er dawider begangen. Von den Wundern, die er hier und da eingestreuet hat, ist schon im vorigen Hauptstücke gedacht worden. Nur das muß ich hinzusetzen, daß Voltaire, in seinen Gedanken vom Heldengedichte, diesen Poeten dadurch hat entschuldigen wollen: daß schon Dionysius von Halicarnaß, in seiner Historie, sowohl der Harpyen, als des Celeno und des Königes Kakus gedacht; und daß Virgil also Wahrscheinlichkeit genug für sich gehabt habe. Allein, erstlich ist es gewiß, daß dieser Geschichtschreiber, seinem

* Xanthus und Podargus, heißt es, und du Ethon und Lampus! hier habt ihr die schönste Gelegenheit, mir alle die Mühe zu vergelten, die Andromacha, des großmüthigen Ektions Tochter, an euch gewandt hat: indem sie euch täglich selbst gefüttert, und lieber euch, als mir, das Brodt und den Wein von meinem Tische gegönnet hat. Wie oft hat sie mich verlassen, um euch zu besuchen? Die Pferde der Götter sind selbst niemals besser gehalten worden. Zeiget denn eure Erkenntlichkeit itzo! verfolget den

nem eigenen Geſtändniſſe nach, ſein Buch allererſt zwanzig Jahre nach geendigten Bürgerkriegen in Italien geſchrieben; als Virgil ſchon zehn oder zwölf Jahr todt geweſen: ſo, daß eher Dionyſius den Poeten, als dieſer jenen geleſen und gebrauchet haben kann. Geſetzt aber, zweytens, es wäre ſo, wie Voltaire meynt: ſo würde doch eine unglaubliche Sache nicht wahrſcheinlicher, wenn ſie gleich ein fabelhafter Geſchichtſchreiber erzählet hätte. Zum Exempel, wer auch in Verſen alles anbringen wollte, was Herodotus erzählet, der würde lächerlich dadurch werden. Die Verwandlung der Schiffe in Seenymphen, die er vermuthlich nur aus der gemeinen Sage der Leute hergenommen, hätte er auch erſparen können: und meines Erachtens hilft es nichts, daß er den Vers hinzugeſetzt:

- - Priſca fides facto, ſed fama perennis.

Denn warum mußte er alle Mährchen, die er ſelbſt nicht glaubte, in ſein Heldengedicht bringen? S. in dem VIII. B. der Krit. Beyträge, die Abhandlung von dem Gebrauche der Sagen in der Dichtkunſt.

10. §. Weit ärger hat indeſſen Virgil wider die Wahrſcheinlichkeit verſtoßen, da er den Aeneas zur Dido nach Africa kommen, und die neuangelegte Stadt Karthago hat beſuchen laſſen. Es iſt bekannt, wie unmöglich dieſes nach der Zeitrechnung iſt; indem Dido allererſt zwey bis dreyhundert Jahre nach des Aeneas Ankunft in Italien, gelebt hat. Wenn das angienge, ſo müßte es auch erlaubt ſeyn, daß Gott mit den Kindern Adams ein Examen aus Luthers Katechiſmo angeſtellet, wie Hans Sachs in einer ſchönen Tragödie gethan; oder, daß Adam ſelbſt auf ſeinem Sterbebette ein Teſtament gemacht, und darinn anbefohlen, an Gott Vater,

Feind aufs ſchleunigſte! Schonet euch nicht, eilet, damit ich den Schild Neſtors bekomme, der ganz von dichtem Golde iſt, und deſſen Ruhm bis an die Sterne ſteigt; wie auch den wunderwürdigen Küraß Diomeds, der ein Meiſterſtück des künſtlichen Vulcans iſt. Erobern wir dieſe preiswürdige Beute, ſo iſt kein Zweifel, die Griechen werden ſich dieſe Nacht auf ihre noch übrige Schiffe begeben, und unſer Ufer verlaſſen. –

Vater, Sohn und heiligen Geist zu glauben; wie **Loredano** in dem Leben Adams schreibt. Es ist wahr, daß man in Rom die alte Chronologie so genau nicht gewußt, und daß also der Pöbel diesen Fehler **Virgils** nicht wahrgenommen hat. Allein, in solchen Stücken muß ein Dichter mehr auf einen verständigen Richter, als auf eine Stadt voll unwissender Leute sehen: weil der Tadel, den er bey jenem verdient, ihm weit mehr schadet, als der Beyfall von diesen nützen kann. Ich übergehe hier die entsetzlich lange Erzählung, die **Virgil** seinen Helden bey der **Dido** einen Abend machen läßt: wo es gewiß viel wahrscheinlicher ist, daß sie darüber eingeschlafen seyn, oder doch fleißig gejähnet haben würde; als daß sie ihm so geduldig, und ohne ein Wort darzwischen zu reden, zugehöret haben sollte. Ich verschweige auch noch viele andere Unwahrscheinlichkeiten dieses Poeten, und komme auf die Fehler einiger Neuern in diesem Stücke.

11. §. **Camoens**, den ich nur aus dem Auszuge kenne, den uns Herr **Voltaire** in seiner Abhandlung vom Heldengedichte gegeben hat, ein neuer portugiesischer Poet, hat auf eine besondre Art wider die Wahrscheinlichkeit verstoßen, wenn er die heidnischen Götter und das Christenthum vermischet hat. **Verasco**, sein Held, ruffet Christum in einem Gebethe an: aber an statt dessen kömmt ihm die Göttinn **Venus** zu Hülfe. Die Absicht der ganzen Schiffahrt, die er beschreibt, soll die Ausbreitung der christlichen Religion seyn: indessen regieren Jupiter, Bacchus und Venus die ganze Reise, und das Unternehmen des **Verasco**. Unter andern sagt dieser Held einmal zu einem wilden Könige, dem er seine Geschichte erzählet: O König, urtheile nun, ob **Aeneas** und **Ulysses** so weit gereiset, als ich, und so viel Gefährlichkeiten ausgestanden, als ich? Gerade, als wenn die Africaner von **Virgils** und **Homers** Schriften etwas hätten wissen können.

12. §. **Alonzo**, ein Spanier, in seinem Gedichte **Auracana** genannt, darinn er seine eigene Heldenthaten wider ein mexicanisches Volk beschrieben, hat sich, nach **Voltairens** Auszuge, ebenfalls sehr oft versehen. Z. E. Er marschirt einmal

mal des Nachts mit ſeinen Soldaten, um den Feind unverſehens zu überfallen: und da erhebt ſich unter ihnen zum Zeitvertreibe ein Geſpräch vom Virgil, und ſonderlich von der Dido. Alonzo ergreift dieſe Gelegenheit, aus den alten Geſchichten, den Poeten zu widerlegen, und der armen Dido ihre Ehre zu retten: und die Abhandlung einer ſo wichtigen Sache geräth ſo lang, daß ſie zwey ganze Bücher des Heldengedichtes anfüllet. Ob dieſes ſoldatiſche Unterredungen ſind, womit ſie ſich auf dem Zuge in feindlichen Landen beluſtigen? das mag ein jeder ſelbſt beurtheilen. Zum wenigſten müßte mehr, als ein Don Alonzo bey dem Heere geweſen ſeyn, wenn dieſes einige Wahrſcheinlichkeit haben ſollte.

13. §. Taſſo, der die beyden vorigen unendlich weit übertrifft, hat nichts deſtoweniger oft wider die Wahrſcheinlichkeit geſündiget. Der Zauberer Iſmeno, räth, im andern Buche ein Marienbild in eine türkiſche Moſchee zu tragen, um dadurch die Ungläubigen unüberwindlich zu machen. Dieſe Vermiſchung des Chriſtenthums mit der türkiſchen Religion wahrſcheinlich zu machen, bemüht ſich zwar Taſſo ſehr; indem er ſaget, Iſmeno wäre ein abgefallener Chriſt geweſen:

Queſti hor Macone adora, e fu Chriſtiano,
Ma i primi riti ancor laſciar non puote;
Anzi ſovente, in uſo empio e profano,
Confonde le due leggi, a ſe mal note.

Er ſchiebt es alſo auf die Unwiſſenheit und den Aberglauben des Zauberers, daß er einen ſo wunderlichen Anſchlag giebt. So wahrſcheinlich er aber dadurch den Anſchlag macht: ſo unwahrſcheinlich bleibt es noch, daß ihm der König Aladin von Jeruſalem, nebſt der mahometaniſchen Prieſterſchaft, werde Gehör gegeben haben. Die Bewegungsgründe, womit er jenen zu bereden ſuchet, ſind folgende:

Hor queſta, Effigie, lor di là rapita,
Voglio, che tu di propria man trasporte,
E la riponga entro la tua Meſchita.
Jo poſcia incanto, adoprero ſi forte,

Ch'ogni

Ch'ogni hor, mentre ella qui ſia cuſtodita,
Sara fatal cuſtodia a queſte porte;
Tra mura ineſpugnabili al tuo impero
Sicura ſia, per novo alto miſtero.
Si diſſe, e'l perſuaſe, etc.

Aber ein jeder mag ſelbſt urtheilen, ob es glaublich ſey, daß ein Mahometaner, dem Schwarzkünſtler zu gefallen, eine ſeiner Religion ſo widerwärtige Sache gethan haben würde?

14. §. Allein das iſt nicht das Aergſte. Armide iſt noch eine größere Hexe als Iſmeno. Sie verwandelt wohl zehn chriſtliche Prinzen in Fiſche: und ein Papagey muß allerhand verliebte Liederchen ſingen, die er NB. ſelbſt gemacht hat. Das übertrifft faſt noch die homeriſchen Erzählungen von der Circe; iſt aber um deſtoweniger zu entſchuldigen, da es in einer weit erleuchtetern Zeit geſchrieben worden, als jenes. Noch mehr, Rainaldo kann aus den Händen eines mahometaniſchen Zauberers, nicht anders, als durch die ſchwarze Kunſt eines chriſtlichen Hexenmeiſters befreyet werden. Dergeſtalt muß es nun ſo wohl türkiſche, als chriſtliche Teufel geben, die einander zuwider ſind: und die Gewalt der chriſtlichen muß der mahometaniſchen Teufel ihrer, weit überlegen ſeyn. Das heißt ja, ein rechtes Belieben an Teufeleyen haben, und dadurch, zum wenigſten außer Italien, alle Wahrſcheinlichkeit verlieren. Kurz, es iſt dem guten Taſſo nichts ſchweres, die Meſſe, Beichte und Litaney, mit Beſchwerungen und Teufelskünſten; den Michael ſamt allen Engeln, mit dem Pluto und der Alekto; das iſt, den Himmel mit der Hölle, das Chriſtenthum mit dem Heidenthume und dem mahometaniſchen Aberglauben, durch einander zu miſchen.

15. §. Ich kann nicht umhin, noch ein paar Proben, von der ſeltſamen Begierde, das Wunderbare in Hexereyen zu ſuchen, aus dieſem Poeten anzuführen. Ubaldo wird zu einem alten und heiligen Beſchwerer geſandt, der ihn bis in den Mittelpunct der Erden bringt: wo er mit ſeinem Gefährten, an einem Strome ganz voller Edelgeſteine, ſpaßieren geht. Von da ſchickt man ihn nach Askalon zu einer alten Vettel, die

die ihn auf einem Schifflein in die canariſchen Inſeln verſetzet. Unter Gottes Beyſtande kömmt er, einen bezauberten Ring in Händen habend, glücklich daſelbſt an, und führet den tapfern Rainald bis ins chriſtliche Lager mit ſich zurück. Aber zu was Ende? Die Zauberkunſt muß dieſen Helden ſo viel tauſend Meilen weit herum bringen; bloß weil ihn die Vorſehung beſtimmet hatte, etliche alte Bäume, in einem von Geſpenſtern beunruhigten Walde, zu fällen.

16. §. Im Anfange befiehlt Gott dem Erzengel Michael, die in der Luft umher ſchwärmenden Teufel in die Hölle zu ſtürzen; weil ſie lauter Ungewitter machten, und ihm die Donnerkeile allezeit, den Mahometanern zum Beſten, auf die Chriſten lenketen. Michael thut es, und gebeut ihnen, ſich niemals in die Händel der Chriſten zu mengen. Sogleich gehorſamen ſie, und verſenken ſich in den Abgrund. Aber es dauret nicht lange. Der Zauberer Iſmeno hat mehr Gewalt, als Michael. Denn auf ſeinen Wink kommen ſie wieder heraus, und wiſſen den göttlichen Befehl durch gewiſſe künſtliche Ausflüchte ungültig zu machen. Sie erſchrecken die Chriſten im Walde, durch allerley fürchterliche Larven. Tancredo findet ſeine Clorinde in eine Fichte verzaubert, und durch den Hieb verwundet, den er dem Baume gegeben. Armide ſiehet dieſes hinter einem Myrthengebüſche zu, ob ſie gleich zu derſelben Zeit auch in Aegypten iſt: und der Poet berichtet uns gleichwohl gar nicht, wie auch die künſtlichſte Zauberinn an zweyen Orten zugleich ſeyn könne?

17. §. Arioſt, ein Landsmann des Taſſo, hat denſelben an ſeltſamer Unwahrſcheinlichkeit weit übertroffen, und zum wenigſten dadurch verdienet, daß er von vielen Italienern demſelben vorgezogen wird. Sein raſender Roland iſt bekannt, und ſoll eben ſowohl ein Heldengedicht heißen, als das befreyte Jeruſalem. Dieſer Held war aus Eiferſucht über die ſchöne Angelica zum Narren geworden, weil ſein Nebenbuhler Medor glücklicher bey ihr geweſen, als er. Aſtolph, ein andrer Ritter, befand ſich eines Tages im irdiſchen Paradieſe, auf dem Gipfel eines hohen Berges, wohin ihn ein geflü-

gelter Löwe getragen hatte. Daſelbſt traf er den heiligen Johannes an, welcher ihm zu wiſſen that, daß er den Roland von ſeiner Raſerey zu befreyen, eine Reiſe nach dem Monden thun müſſe. Aſtolph bedenket ſich nicht lange, ſeine irrende Ritterſchaft, auch außer der Erdkugel fortzuſetzen: und alsbald iſt ein feuriger Wagen da, der den Apoſtel und Ritter durch die Luft wegführet. Wie erſtaunet Aſtolph nicht, als er bey ſeiner Annäherung gewahrt wird, daß der Mond weit größer iſt, als er ſonſt ausſieht; und daß er endlich Land und Waſſer, Berge und Ströme, Seen und Städte, ja ſo gar Nymphen gewahr wird, die ſich in den Wäldern mit der Jagd beluſtigen. Man ſollte denken, Arioſt wäre den neuern Philoſophen zugethan geweſen, die den Mond ſowohl für eine bewohnte Weltkugel halten, als die Erde: allein das Folgende wird ſattſam zeigen, daß man ihm dieſe Ehre nicht anthun könne. Er findet auch ein ſeltſames Thal im Monden, wo alles anzutreffen iſt, was auf der Erde verlohren gegangen; es mochte nun ſeyn, was es wollte: Kronen und Zepter, Geld und Gut, Ehre und Anſehen, gute Hoffnung, verſchwendete Zeit, die Allmoſen der Verſtorbenen, die Lobgedichte auf große Herren, und ſo gar die Seufzer der Verliebten.

18. §. Bey ſo vielen Wunderdingen, die der Ritter daſelbſt antraf, war denn auch eine unglaubliche Menge verlornes Verſtandes daſelbſt zu finden. Da ſtunden unzählige Gläſer mit einem ſubtilen Wäſſerchen angefüllet, auf deren jedem der Namen deſſen geſchrieben war, dem der Verſtand zugehörete. Unter ſo vielen Gläſern ſolcher Leute, die Aſtolph allezeit für ſehr klug gehalten hatte, und die doch ſo ziemlich voll waren, fand er auch ſein eigen Gläschen; welches er ſogleich erhaſchte: und mit Erlaubniß des Apoſtels zog er ſeinen Verſtand, wie ungariſch Waſſer, durch die Naſe wieder in ſich. Rolands Glas traf er endlich auch an: er bemächtigte ſich deſſelben, um es mit ſich zurücke zu nehmen; weil dieſes der Zweck ſeiner Reiſe war. Er fand aber, daß daſſelbe ſehr ſchwer zu tragen war: weil Roland kaum etliche Tropfen davon übrig behalten hatte; und ſonſt

die

die Art deſſelben eben nicht die feineſte geweſen ſeyn mochte. Hiebey fängt nun Arioſt an, einen verliebten Seufzer an ſeine Schöne zu thun, dergleichen er mitten in ſeinem Heldengedichte oft zu thun pflegt. Er ſagt ihr, daß er ſeinen Verſtand auch zwar verlohren hätte; aber daß er ihn nicht ſo weit würde zu ſuchen haben. Er ſchwebe auf ihren Augen und Lippen herum, und er bäthe ſich deswegen nur die Erlaubniß aus, denſelben mit ſeinen Lippen wieder zu haſchen. Genug von Arioſts Phantaſien, die gewiß eher den Träumen eines Kranken, wie Horaz ſpricht, als der vernünftigen Dichtung eines Poeten ähnlich ſehen: weil weder Wahrſcheinlichkeit, nach Ordnung darinn anzutreffen iſt.

19. §. Was ſoll ich von dem Marino ſagen, deſſen Schriften eben ſo voll unwahrſcheinlicher Dinge ſind, als ſeiner Landsleute? Zur Probe darf ich nur die entſetzliche Abbildung nehmen, die er im Anfange ſeines Kindermordes von dem Satan gemacht hat. Er liegt im Abgrunde ohne Grund, an einer ſcheußlichen Kette, von hundert in einander geſchlungenen Schlangen. Sein Kleid und Thron, iſt ein unauslöſchlich Feuer. Sein vormals leuchtender Mantel, iſt nunmehr aus Flammen und Finſterniß gewebet. Sieben Hörner hat er auf dem Haupte, darum ſich lauter Hydren und Ceraſten gewickelt haben, die gleichſam die Edelſteine in ſeiner Krone ausmachen. In ſeinen Augen flammt ein rothes und trübes Licht, und ſeine Blicke gleichen den Kometen und Blitzen. Geſtank und Finſterniß dampfet aus ſeiner Naſe, ſein Hauch iſt dem Wetterſtrale, und ſein Seufzen dem Donner ähnlich. Dadurch ſowohl, als durch ſeine feurige Blicke zündet er ſelbſt den Holzſtoß an, (der doch vorher ſchon brannte) welcher unverbrennlich iſt, und doch alles verzehret. Seine von Geifer und Roſt angefreſſene Zähne klappern und machen ein groß Geräuſch, durch ihr Knirſchen; und ſein Schwanz ſchlägt in der Glut, auf die Schuppen ſeiner ſtählernen Gliedmaßen.

20. §. Bey dieſem hölliſchen Tyrannen ſtehn drey Furien, (damit ja das Heidenthum wieder ins Chriſtenthum

gemiſchet werde) ihn auf ewig auf die Folterbank zu ſpannen, und mit ihren Natterſtreichen unaufhörlich zu geißeln. Ihre Haare ſind magre Schlangen; ſein Zepter iſt von Stahl: und kurz, er iſt ſo abſcheulich, daß er vor ſich ſelbſt ſowohl, als vor ſeinem Reiche einen Abſcheu hat. Nun fängt der Poet an, dieſen gefallenen Geiſt aus der heidniſchen Mythologie zu ſchimpfen; und ihn bald einen Narciß, bald einen Phaeton zu nennen, und die ſtrenge Richterhand des wahren Gottes, mit einem fabelhaften Phlegeton zu vermengen. Die Sybillen und Orakel, werden bald darauf von der Jungfer Maria und der Eliſabeth abgelöſet; und auf die Geburt Chriſti muß der Friedensgöttinn Tempel einfallen. Endlich holt der Poet noch nach: daß Satan auch Flügel gehabt, die er als die größten Schiffſegel ausgedehnet hätte, um vor dem bethlehemitiſchen Sterne zu entfliehen; daß er aber durch ein ſtählernes Gebiß in ſeinem ewigen Gefängniſſe feſt behalten worden.

21. §. Ob nun eine ſolche Schilderey des Satans, die halb chriſtlich, halb heidniſch iſt; ihn bald zum Könige, und bald zum Sklaven macht; bald andre ſchlagen, bald ſelbſt gefoltert und gepeitſchet werden läßt; ihm Hörner und Klauen, einen Schwanz und ſtählerne Schuppen giebt; ihn mit Feuer und Schlangen zugleich umgiebt; ja bekleidet auch nackend zugleich, auf dem Throne und auf der Folterbank zugleich vorſtellt u. ſ. w. ja ferner alles übrige durch einander menget; ob dieſe Beſchreibung wahrſcheinlich ſey? ſage ich, das laſſe ich meine Leſer ſelbſt beurtheilen. Mir kömmt es vor, daß der Dichter, aus großer Begierde recht was Wunderbares zu machen, die Regel des Horaz vergeſſen:

Aut famam ſequere, aut *ſibi convenientia* finge
Scriptor.

Imgleichen:

Ficta voluptatis cauſſa ſint proxima veris,
Nec quodcunque volet poſcat ſibi fabula credi.

Es ist nicht genung, daß man sagt: die Maler pflegten ja den Satan dergestalt abzubilden; und also wäre es schon wahrscheinlich, daß Satan so aussähe. Denn was haben doch die Maler nicht für ungereimte Sachen abgeschildert? Wollte ein Poet ihnen folgen: so würde er auch Troja und Jerusalem mit Karthaunen beschießen, und mit Mörsern bombardiren dörfen; wie man es in vielen Holzschnitten alter Bücher wahrnehmen kann. Wie wollte man aber dieses mit den alten Geschichten zusammen reimen?

22. §. Ich komme auf den **Milton**, der in englischer Sprache ein Heldengedicht vom verlohrnen Paradiese geschrieben hat; welches uns noch von **Bergens** Uebersetzung, auch vor etlichen Jahren in der Schweiz im Deutschen geliefert worden. **Dryden**, ein andrer englischer Poet, zieht ihn dem **Homer** und **Virgil** in einer Sinnschrift vor:

The force of Nature could no further go,
To make a third, she join'd the former two.

Er hat sich aber auch nicht aller Fehler in diesem Stücke enthalten können, so große Fähigkeit er auch sonst im Dichten erwiesen hat. Erstlich erklärt er alle heidnische Gottheiten für Teufel, die unter verschiedenen Namen von den Heiden wären angebethet worden: hernach beruft er sich auf den Raub der **Proserpina**, als auf eine wahre Geschichte. Wer hätte es denken sollen, daß in der biblischen Materie vom Falle der Engel das Heidenthum statt finden würde? Am seltsamsten sieht sein **Pandämonium** aus, das ist der Ort, wo die Teufel mit einander zu Rathe gegangen. Satan hatte sie schon einmal in einem weiten Felde zusammen beruffen, und eine Anrede an sie gehalten: und also schien es vergebens zu seyn, daß er noch ein besonderes Gebäu hätte, wo er mit ihnen rathschlagen könnte. Aber der Poet scheint ein Belieben getragen zu haben, sein Pandämonium nach der dorischen Ordnung zu bauen, und es mit allerley Verzierungen, als Karnießen und goldnen Blumen auszuschmücken. Diese Erfindung scheint sich nun zwar nicht aufs beste für einen

ernsthaften Milton zu schicken: aber noch schöner kömmt es heraus, wenn sich alle seine Teufel in Zwerge verwandeln müssen, damit sie nur, in dem gar zu engen Gebäude, Platz finden mögen. Lucifer indessen, mit seinen vornehmsten Bedienten, behalten ihre natürliche ungeheure Größe; indem der gemeine Pöbel böser Geister nur in Gestalt kleiner Pygmäen erscheinen muß. Wenn das nicht das Lächerliche aufs höchste getrieben heißt: so weis ich nicht mehr, was wahrscheinliche oder unwahrscheinliche Erdichtungen seyn sollen.

23. §. Noch eine Fabel ist indessen werth, aus diesem Dichter angemerket zu werden. Die Sünde wird aus Satans Gehirne, als eine Minerva aus Jupiters Haupte gebohren. Satan aber zeuget mit dieser seiner Tochter abscheulicher Weise ein Kind, nämlich den Tod: und dieses rasende und schmutzige Ungeheuer beschläft wieder seine Mutter; so wie es der Vater mit seiner Tochter gemacht hatte. Aus dieser neuen Blutschande wird ein ganzes Nest voll Schlangen erzeuget, die in den Schooß ihrer Mutter kriechen, und alle die Eingeweide verzehren, daher sie entsprossen sind. Ob eine so schmutzige und wahrhaftig abscheuliche Allegorie Wahrscheinlichkeit genug habe, will ich abermal nicht selbst beurtheilen, sondern einem jeden seine Gedanken davon lassen. Zum wenigsten sieht man nicht, warum die Sünde mit dem Tode noch einmal verbothener Weise hat zuhalten müssen. Dieses hat in der Sache selbst keinen Grund mehr, und scheint von dem Poeten nur zur Vergrößerung der Abscheulichkeiten ersonnen zu seyn. Eben dadurch verliert nun seine Fabel die Wahrscheinlichkeit: weil man es nicht begreifen kann, warum der Tod noch die Schlangen habe zeugen müssen? Nicht besser geht es mit dem Paradiese der Narren, wo die Mönche, Capuciner, Indulgentien, Bullen und Reliquien auf den Flügeln des Windes herumspazieren; Petrus aber mit seinen Schlüsseln an der Himmelsthür steht. Wie konnten alle diese Dinge zu der Zeit vorhanden seyn, da das Paradies verlohren gegangen? Für den Ariost würden sich solche Thorheiten besser, als für einen Milton geschicket

ſchicket haben. Ich übergehe hier noch die Abwechſelung des Tages und der Nacht, im Himmel, vor Erſchaffung der Welt; die Weltgegenden, Berg und Thal, ja einen Boden voller Metalle, daraus die Teufel allerley künſtliche Dinge machen; zum Exempel, Karthaunen und Schießpulver, womit ſie die Engel zerſchmettern; die Thore und Schildwachten an der göttlichen Reſidenz, und tauſend andre Poſſen mehr. Siehe der Beyträge zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache ꝛc. I. Band, wo ein Auszug aus dieſem Gedichte zu finden iſt.

24 §. Nun könnte ich noch zu ein paar neuern Heldengedichten der Engländer, nämlich dem Könige Arthur, welchen Richard Blackmore gemacht, und dem Leonidas, den uns vor kurzem Herr Glover geliefert hat, fortſchreiten. Allein, je neuer die Zeiten werden, und jemehr die Vernunft aufgeklärt wird, deſto reiner werden ſolche Werke von allen Fehlern wider die Wahrſcheinlichkeit. Ich mag mich alſo bey Kleinigkriten nicht aufhalten, und komme auf die Franzoſen. Es iſt Schade, daß Voltaire in ſeinem neuen Heldengedichte, darinn er es allen vorigen, in Beobachtung der Wahrſcheinlichkeit, zuvorgethan, nicht gänzlich von Fehlern hat frey bleiben können. Ich will hier nicht an die Fabel gedenken, da er Heinrichen den Vierten, ſeinen Helden, gleich im Anfange ſeines Gedichtes eine Reiſe nach Engeland thun läßt, um ſich den Beyſtand der Königinn Eliſabeth zuwege zu bringen. Dieſes iſt ja freylich in der Hiſtorie nicht gegründet, und alſo nicht wirklich geſchehen: allein, es iſt doch wahrſcheinlich; weil Heinrich damals etliche Monate in einer ſolchen Stille zugebracht, daß man indeſſen von ihm nichts aufgezeichnet findet. Hier ſtund es nun dem Poeten frey, ſeinem Helden, der ohnedem in Frankreich nichts verſäumete, außer Landes was zu thun zu geben. Er zaubert ihn aber nicht etwa in die canariſchen Inſeln, und wieder zurück; wie Taſſo es mit ſeinem Rainald macht: ſondern er läßt ihn natürlicher Weiſe über den Canal zwiſchen Frankreich und England ſchiffen u. ſ. w.

25. §. Ich frage nur, ob der alte Greis, den er ſo gleich auf der engliſchen Küſte in einer Einöde antreffen, und ſeinem

Helden ſein ganzes künftiges Schickſal vorherſagen läßt; ob dieſe Fabel, ſage ich, Wahrſcheinlichkeit genug für ſich habe? Der Einſiedler muß ein Prophet werden, und zwar ein wirklich von Gott erleuchteter Prophet, dergleichen die im alten Teſtamente geweſen. Der Dichter ſagt ausdrücklich:

Ce Dieu, qu'il adoroit, prit Soin de ſa Vieilleſſe,
Il fit dans ſon Deſert deſcendre ſa Sageſſe,
Et prodigue envers lui de ſes Treſors divins,
Il ouvrit à ſes Yeux le Livre des Deſtins.

Ich weis nicht, ob dieſe vier Zeilen es wahrſcheinlich und glaublich machen können: daß Gott die Bücher des Verhängniſſes einem Eremiten werde eröffnet haben; welches er ohne Noth niemals gethan, auch niemals zu thun verſprochen hat. Um ſo vielmehr aber iſt mir dieſer neue Prophet ärgerlich anzuhören, da er, als ein eifriger Papiſt, die proteſtantiſche Religion für einen Irrthum anſieht; den Uebertritt Heinrichs des IV. zur römiſchen Kirche eine Erleuchtung nennet, u. ſ. w.

De Dieu, dit le Vieillard, adorons les Deſſeins,
Et ne l'accuſons pas des Fautes des Humains.
J'ai vû naitre autrefois le Calviniſme en France,
Foible, marchant dans l'Ombre, humble dans ſa Naiſſance.
Je l'ai vu ſans Support, exilé dans nos Murs,
S' avancer à Pas lents par cent Detours obſcurs.
Enfin, mes Yeux ont vu du Sein de la Pouſſiere
Ce Fantôme effrayant lever ſa Tête altiere,
Se placer ſur le Trône, inſulter aux Mortels,
Et d'un Pied dedaigneux renverſer nos Autels.
Loin de la Cour alors en cette Grotte obſcure,
De ma religion je vins pleurer l' injure.
Là quelque Eſpoir au moins conſole mes vieux Jours;
Un Culte ſi nouveau ne peut durer toujours.
Des caprices de l'Homme il a tiré ſon Etre,
On le verra perir, ainſi qu'on l' a vu naitre etc. etc.

26. §.

26. §. Ob nun ein Prophet, der die gereinigten Wahrheiten des Evangelii für ein Ungeheuer schilt, sie einen neuen Gottesdienst nennet, und ihren Ursprung aus dem menschlichen Eigensinne herleitet, und ihnen einen baldigen Untergang drohet: ob ein solcher, ein wahrer Prophet seyn könne; das mögen alle Protestanten, davon halb Europa voll ist, selbst bedenken. Gleichwohl verkündiget unser Einsiedler alles vorher, als ob er die Geschichte Heinrichs des IV. schon zum voraus gelesen hätte. Man darf nicht sagen, es könne von einem katholischen Poeten nicht gefodert werden, daß er als ein Protestant schreiben solle. In Frankreich werde dieser Eremit wahrscheinlich genug seyn ꝛc. Ich antworte: Voltaire hat in so vielen Stellen seines Gedichtes, welches gewiß viel zu der Schönheit desselben mit beyträgt, genugsam zu verstehen gegeben, daß er kein so blinder Papist sey, als mancher wohl denken möchte. Hat er nun selbst das Herz gehabt, viel Sätze einfließen zu lassen, die seinen Religionsverwandten so sehr misfallen haben, daß er das Land deswegen räumen müssen: warum hat er nicht vollends diesen Einsiedler, der doch die Creatur seiner Einbildungskraft ist, so gebildet, daß er überall, und nicht nur in Frankreich wahrscheinlich herausgekommen?

27. §. Ich komme auf die Hexerey der Verschwornen, die er im fünften Buche seines Gedichtes beschrieben hat; und davon schon oben gedacht worden. Es kann seyn, daß die damalige Königinn Maria von Medices, eine Liebhaberinn der Zauberkunst gewesen; und es kann seyn, daß ihr Exempel viele ihrer Unterthanen nach sich gezogen. Es ließe sich daher auch mit einiger Wahrscheinlichkeit dichten, die sechzehn Häupter der Rebellen hätten zu einem Schwarzkünstler ihre Zuflucht genommen, um das Schicksal ihres Reiches zu erfahren. Dieß finstre unterirdische Gewölbe, alle die abergläubischen Zurüstungen des jüdischen Hexenmeisters, kurz, alles, was vorhergeht, und sich bloß auf die thörichte Phantasie der Menschen gründet, ist in meinen Augen nicht unwahrscheinlich. Aber, daß der Poet auf eine so verdamm-

nehmen. Dieser redet den Oedipus an: Herr, spricht er, wir haben vormals einen König gehabt, der Lajus hieß. Ich weis es, erwiedert jener, ob ich ihn gleich niemals gesehen habe. Er ist erschlagen worden, versetzt Kreon, und Apollo will, daß wir seine Mörder zur Strafe ziehen sollen. Hierauf fragt Oedipus: ist denn Lajus zu Hause, oder im Felde erschlagen worden?

30. §. Hier sieht nun wohl abermal ein jeder, es sey gar nicht wahrscheinlich, daß Kreon eine so bekannte Sache, als der Tod des Königs Lajus in Theben seyn mußte, demjenigen, als was Unbekanntes würde erzählet haben, der an seiner Stelle schon etliche Jahre regieret hatte: vielweniger, daß Oedipus sich in so langer Zeit nicht mehr um die Art seines Todes bekümmert haben würde. Doch er fährt fort, zu fragen: ob denn aus der Anzahl der Gefährten, die bey dem erschlagenen Könige gewesen, niemand wieder zurücke gekommen? Einer, der wirklich mit zugegen gewesen, giebt zur Antwort, daß es von einer Menge von Straßenräubern geschehen; da es doch von einer einzigen Person, nämlich vom Oedipus selbst geschehen war. Wie war es nun möglich, eine so falsche Antwort zu geben, da man bey Entdeckung der Wahrheit nicht das geringste zu besorgen hatte? Oedipus vernimmt endlich, daß Phorbas, einer von den damaligen Gefährten des Lajus noch lebe; und von diesem hätte er leicht völlige Nachricht einziehen können. Allein, er läßt ihn, wider alles Vermuthen, nicht einmal zu sich fodern. Auch der Chor, der ihm allezeit Anschläge giebt, denket nicht daran; sondern räth ihm, lieber den Tiresias fodern zu lassen. Endlich in der vierten Handlung kömmt Phorbas. Ohne Zweifel denkt man hier, Oedipus werde ihn mit großer Ungeduld fragen: Wie es mit dem Tode des Königes bewandt gewesen? weil er so begierig war, seinem Volke zu helfen. Aber nichts weniger, als das. Die Tragödie endigt sich, ehe Phorbas ein Wort von dem Tode seines Herrn zu reden bekommen hat.

31. §.

31. §. Dieß mag zu einer Probe genug ſeyn, daß Sophokles die Wahrſcheinlichkeit nicht genau beobachtet habe. Wer ſich ausführlicher darum bekümmern will, der kann die Kritik nachleſen, die Voltaire über die drey Oedipen, nämlich den griechiſchen, des Corneille franzöſiſchen, und ſeinen eigenen gemacht hat. Imgleichen kann man die Kritik über den Cid, von der franzöſiſchen Academie, in dieſer Abſicht zu rathe ziehen; welches Stück auch in der deutſchen Schaubühne I. Theile befindlich iſt. In eben dieſem Theile ſteht auch mein Cato, von welchem in den kritiſchen Beyträgen eine Beurtheilung, nebſt einer Antwort zu leſen iſt. Man ſehe auch in eben dieſen Beyträgen, was von dem gedrückten und erquickten Jacob, imgleichen vom Trauerſpiele Polyeuktes, dem dresdeniſchen Telemach, und Herodes dem Kindermörder, endlich auch von Schakeſpears Cäſar, hin und wieder geurtheilet worden. Die Liebhaber der Opern mögen St. Evremonts Gedanken darüber nachſchlagen, die in den Schriften der deutſchen Geſellſchaft überſetzt zu leſen ſind. Und überhaupt von theatraliſchen Poeſien kann man nachleſen, was Cervantes im Don Quixote, einen gewiſſen Canonicus, davon hat ſagen laſſen. Die Wahrſcheinlichkeit in Schäfergedichten anlangend, darf man nur Fontenelliens Diſcurs, der auch bey ſeinen auserleſenen Werken von mir überſetzt anzutreffen iſt, imgleichen den Guardian davon beſehen. Die Satire betreffend, ſehe man Muralts Briefe an die Franzoſen nach, wo er des Boileau Satire über Paris unterſuchet hat.

32. §. Ich ſehe es ſchon vorher, daß viele dieſe beyde letzte Hauptſtücke mit ſcheelen Augen werden angeſehen haben. Es wird wenigen von unſern deutſchen Poeten gefallen, daß man ſich die Freyheit nimmt, die Gedichte der größten Meiſter ſo ſcharf zu prüfen. Man wird ſagen, es ſchicke ſich nicht, aller Leute Geſchmack nach ſeinem eigenen Leiſten zu meſſen. Was mir nicht gefiele, das könnte deswegen doch andern gefallen, und alſo auch ſchön ſeyn. Und endlich wäre ich der Mann nicht, der ſich über die größten Meiſter zum

Richter

Richter erheben könnte. Allein ich antworte auf dieſes letzte, daß ich mir meiner Schwachheit ſelbſt wohl bewußt bin. Ich habe ſelbſt kein Heldengedicht geſchrieben, und gebe mich alſo für keinen Poeten aus, der allen denen gleich zu ſchätzen, geſchweige dem vorzuziehen wäre, die ich beurtheilet habe. Allenfalls iſt es auch gar nicht nöthig, ſelbſt was beſſers machen zu können, wenn man andre nach den Kunſtregeln beurtheilet. Sind denn Ariſtotels Rhetorik und Poetik deswegen zu verwerfen, weil ihr Urheber ſelbſt weder ein großer Redner, noch ein Poet geweſen? Seine Regeln ſind doch richtig, und ſeine Urtheile von ſo vielen poetiſchen und oratoriſchen Werken ſeiner Zeit bleiben wohl gegründet; ſo lange Vernunft und Geſchmack in der Welt ſeyn wird. Zudem habe ich mir ja keine neue Geſetze und Kunſtregeln ausgeſonnen: ich ſage nur Anfängern in der Poeſie, was ich von den Alten für poetiſche Regeln gelernet habe, und wie man die Gedichte darnach prüfen müſſe. Horaz machte es auch ſo:

Fungar vice cotis; acutum
Reddere quæ ferrum valet, exſors ipſa ſecandi.
Munus et officium, nil ſcribens ipſe, docebo;
Unde parentur opes, quid alat formetque poëtam?
Quid deceat, quid non? quo virtus, quo ferat error?

33. §.

* FOR this reaſon we preſume not only to defend the Cauſe of CRITICKS; but to declare open War, againſt thoſe indolent ſupine *Authors*, *Performers*, *Readers*, *Auditors*, *Actors or Spectators*; Who making their HUMOUR alone the Rule of what is beautiful and agreeable, and having no Account to give of ſuch odd FANCY, reject the *criticizing* or *examining Art*, by which alone they are able, to diſcover the *true* BEAUTY and WORTH of every Object.

ACCORDING to that affected Ridicule which theſe inſipid Remarkers pretend to throw upon juſt CRITICKS the Enjoyment of all real Arts or natural Beautys, wou'd be intirely loſt. Even in Behaviour and Manners we ſhou'd at this Rate become in Time as barbarous, as in our Pleaſure and Diverſions. I wou'd preſume it, however, of theſe *Critick-Haters*, that they are not yet ſo uncivilized, or void of all ſocial Senſe as to maintain: *That the moſt barbarous Life, or brutiſh Pleaſure, is as deſirable as the moſt poliſhd or refin'd.*

FOR my own Part, when I have heard ſometimes Men of reputed Ability join in, with that effemi-

nate

33. §. Den Freunden des willkührlichen Geſchmacks aber aufs erſte zu antworten, ſo gebe ich ihnen eine treffliche Stelle des Grafen von Schaftsbury zu überlegen, die ich, weil das Buch nicht überall zu haben iſt, herſetzen will. * Ueberdas aber gebe ich es ihnen zu bedenken, ob ſie auch demjenigen das Wort reden wollen, der in der Unterſcheidung der Metalle ſich auf den Augenſchein allein verlaſſen; Gold, Meſſing, Silber und Zinn für einerley halten, und ſich über denjenigen erzürnen wollte, der bey dem Einkaufe ſolcher Waaren ſich des Probierſteins bedienete, oder eine Goldwage zu rathe zöge? Meines Erachtens werden ſie ſo billig ſeyn, und die Behutſamkeit dieſes letztern, der Einfalt des erſtern vorziehen: weil nicht die Farbe, ſondern der innere Gehalt und die Schwere den wahren Werth der Metalle entdecket. Daſſelbe Urtheil nun muß ja billig von dem menſchlichen Witze und ſeinen Früchten gefället werden. Es muß nicht auf den bloßen Glanz und Schimmer ſeiner Werke ankommen; weil nicht alles Gold iſt, was da gleißt. Was nicht bey der geſunden Vernunft die Probe, oder den Strich hält, das kann nicht für vollgültig genommen werden. Die Regeln der Kunſtrichter aber, die gehörig erwieſen worden, ſind der poetiſche Probierſtein, der das Zweifelhafte entſcheiden, und die wahren Schönheiten ſo ſehr ins Licht ſetzen, als die falſchen

* nate plaintive Tone of *Invective* against Criticks, I have really thought, they had it in their Fancy, to keep down the growing Genius of the Youth, their Rivals, by turning them aſide from that *Examination* and Search, on which all Performance, as well as good Judgment depends etc. Tom. III. ſeiner Characteriſtics Miſc. III. C. 2. p. 165. D. i.

Aus dieſer Urſache, wollen wir nicht allein die Sache der Critikverſtändigen vertheidigen; ſondern auch allen den nachläßigen und gleichgültigen Schriftſtellern, Verfaſſern, Leſern, Zuhörern, Schauſpielern und Zuſchauern einen offenbaren Krieg ankündigen, die ihre Einfälle allein zu einer Regel der Schönheiten und Annehmlichkeiten machen; und da ſie von dieſem ihrem Eigenſinne, oder ihrer wunderlichen Phantaſie keine Red und Antwort geben können, die Kritik, oder Unterſuchungskunſt verwerfen; wodurch ſie doch allein geſchickt werden könnten, die wahre Schönheit und den rechten Werth jedes Dinges zu entdecken.

Nach der erzwungenen Auslachenswürdigkeit, die ſolche abgeſchmackte Leute wahren Kunſtrichtern aufbürden wollen, würde das Beluſtigende von allen Künſten und natürlichen Schönheiten

falschen Putzwerke und wesentlichen Unrichtigkeiten sinnreicher Schriften beschämen kann.

34. §. Was soll man also von denen denken, oder sagen, die uns auf gut miltonisch, mit der Geisterwelt, den Cherubim und Seraphim, den Teufeln aller Arten, oder den Feyen und Hexen plagen? die uns in allen diesen Dingen Geheimnisse der Religion vortragen, die über alle Vernunft, und folglich über alle Wahrscheinlichkeit sind? Dieses, daß sie uns die Sphäre der Dichtkunst über den menschlichen Begriff hinaus erstrecken, und sich alle Augenblick in die Gefahr begeben, wider die Wahrheit und Wahrscheinlichkeit zu verstoßen. Denn nicht zu gedenken, daß es gottlos ist, die geoffenbarte Religion mit ihren abgeschmackten Erdichtungen zu erweitern, d. i. die Wahrheit mit Lügen zu verbrämen, und sie solchergestalt der heidnischen Mythologie gleich zu machen, die jeder Poet drehete und wendete wie er wollte: so sündigen solche Dichter auch wider die vernünftige Poesie selbst, die nicht für Schwärmer, sondern für geschеide Leser arbeitet. Jakob Böhme und Pordärsch mögen ihre Träume und Hirngeburten in die Religion mengen: kluge Dichter bleiben bey wahrscheinlichen, das ist, bey menschlichen und solchen Dingen, deren Wahrscheinlichkeit zu beurtheilen, nicht über die Gränzen unsrer Einsicht geht.

Das

heiten verlohren gehen. So gar in Trachten und Sitten würden wir zu diesen Zeiten so barbarisch werden, als wir in unsern Ergetzungen und Lustbarkeiten sind. Doch will ichs von diesen Feinden der Kritik hoffen, sie würden nicht so unhöflich, oder von aller Menschlichkeit so entfernt seyn, zu behaupten: daß das allerunmenschlichste Leben, und ganz viehische Belustigungen, eben so hoch, als die artigsten und feinesten Vergnügungen zu schätzen wären.

Meines theils, wenn ich zuweilen Männer von bekannter Geschicklichkeit, mit einem weibischen und kläglichen Tone, wider die Kunstrichter habe eifern hören; so habe ich wirklich gedacht: Sie hättens im Sinne, den anwachsenden Geist junger Leute, die ihnen nacheifern, niederzuschlagen; indem sie dieselben von derjenigen Untersuchung und Prüfung abzuwenden suchen, ohne welche eine tüchtige Arbeit so wenig, als ein richtiges Urtheil bestehen kann.

Das VII. Hauptſtück.

Von poetiſchen Wörtern.

1. §.

Wir haben oben gewieſen, daß ein Dichter ſeine Nachahmung durch eine harmoniſche und wohlklingende Rede ins Werk richte. Die Rede nun iſt ein Ausdruck unſerer Gedanken, der durch Wörter geſchieht, welche entweder einzeln, oder mit andern zuſammengenommen, ihre Bedeutungen haben. Dieſe letztern bekommen den Namen der Redensarten, und davon wird in dem folgenden Hauptſtücke gehandelt werden. Hier will ich nur von der erſten Gattung handeln, und theils ihren mannigfaltigen Unterſcheid, theils ihren vernünftigen Gebrauch in der Poeſie zeigen.

2. §. Fürs erſte iſt es bekannt, daß die Sprachverſtändigen, ſowohl in der deutſchen Sprache, als in der lateiniſchen, achterley Gattungen von Wörtern bemerket haben, die zur Ausdrückung und Verbindung unſrer Gedanken nöthig ſind. Wir haben **Nennwörter**, womit wir theils die Sachen, theils ihre Eigenſchaften anzeigen, z. E. Kopf, Hand, Buch; gelehrt, geſchickt, gründlich, u. d. gl. Wir haben **Fürwörter**, die anſtatt der vorigen gebraucht werden können, um gewiſſe Wiederholungen zu erſparen. Z. E. Ich, du, er; der, die, das; dieſer, dieſe, dieſes, u. ſ. w. Wir haben **Zeitwörter**, um das Thun oder Leiden gewiſſer Dinge zu bedeuten: als ſchreiben, leſen, hören, lernen, u. d. gl. und die werden wiederum in ihre Claſſen abgetheilet. Wir haben **Mittelwörter**, die von den vorigen etwas, und von den Nennwörtern auch etwas an ſich haben, und alſo zwiſchen beyden das Mittel halten. Z. E. Das Wort verworfener deutet erſtlich auf ein vergangenes Leiden, das einer Sache, die verworfen worden, wiederfahren; hernach aber auch

die Eigenschaft, z. E. eines schlechten Reimes: ein verwonfener Reim. Wir haben ferner **Nebenwörter**, dadurch die Bedeutungen der Hauptwörter entweder eingeschränket oder vergrößert, oder sonst auf gewisse Weise bestimmet werden: als z. E. **wohl** schreiben, **recht** reimen, **schön** denken, **stark** rühren. Wir haben **Vorwörter**, welche man bey den Nenn- und Fürwörtern nöthig hat, ihre Verhältnisse unter einander anzuzeigen: als, **von** Rom, **nach** Paris; **bey** uns, **zu** ihm, **über** die Wolken, **im** Staube, **unter** dem Pöbel. Wir haben **Verbindungswörter**, die den Zusammenhang unsrer Begriffe anzeigen, als da sind: **und**, **auch**, **aber**, **denn**, **weil**, **dafern**, u. d. gl. Endlich haben wir auch **Zwischenwörter**, die oft zum Ausdrucke gewisser Gemüthsbewegungen und anderer kleiner Umstände dienen, die zu den vorigen nicht gebracht werden können. Als: **Ach**! **O**! **Weh**! **Hey**! **Sa**, **Sa**! **Se**! **Wohlan**! **lustig**! u. d. m.

3. §. Aller dieser Gattungen von Wörtern kann ein Poet eben so wenig, als die Geschichtschreiber und Redner entbehren. Ohne Zeichen kann er seine Gedanken nicht ausdrücken; und keine Art derselben ist bequemer, als die obigen Arten der Wörter. Allein er bedienet sich oftmals gewisser Freyheiten, die in andern Schriften nicht erlaubt seyn würden. Ich würde hier Regeln und Exempel davon geben müssen, wenn sich solches nicht bequemer bey den folgenden Abtheilungen der Wörter thun ließe. Man kann nämlich dieselben überhaupt, entweder als veraltete, oder als übliche, oder als neugemachte Wörter ansehen, und dabey fragen: welche von diesen eigentlich für einen Poeten gehören? Die andern Unterschiede der Wörter, z. E. einheimische und ausländische, niedrige und hohe, ehrbare und schändliche, matte und nachdrückliche, sollen auch an ihrem Orte beyläufig berühret werden.

4. §. Was die altfränkischen Wörter betrifft, so finden wir sie in den Schriften, die vor und um die Wiederherstellung der Wissenschaften, ja bis auf Opitzens Zeiten, verfertiget

fertiget worden. Man darf nur den **Reineke Fuchs**, **Theuerdank**, **Hans Sachſen**, **Ringwalden**, und den **Froſchmäuſeler** nachſehen: ſo wird man die Proben ganz häufig finden. Z. E. im Theuerdank ſteht gleich von Anfang beſchaffen für geſchaffen, (nach welcher Form auch unſere Canzelliſten noch beſchehen für geſchehen, zu ſetzen pflegen,) **Gemahel** für Gemahlinn, **Künigein** für Königinn, **Befilh** für Befehle, **beſter** für beſtattet, **von nahenden** für nahe, **einhelligklich** für einhällig, **endtſchütret** für beſchützet, **abgan** für abgehen, **morgenich** für morgende, **Faulkeit** für Faulheit, **Ruck** für Rücken, **ofr** und **dick** für vielmals, **Gehueren** für Geweihe oder Gehörne eines Hirſches; **benuegich** für vergnügt, **öffen** für eröffnen, **kecklichen** für beherzt ꝛc. Doch genug, denn ſonſt müßte ich ein ganzes Wörterbuch machen. Wer mehrere wiſſen will, kann ſich in Herrn **Wachters** und **Friſchens** deutſchen Wörterbüchern, oder auch in **Leibnitzens** und **Eckards** Collectaneis Etymologicis, nicht weniger in den kritiſchen Beyträgen hin und wieder umſehen. Man ſieht es wohl, daß in einigen dieſen Wörtern die Rechtſchreibung altfränkiſch iſt; von einigen auch ganz und gar ungewöhnlich geworden. Zuweilen iſt auch wohl das Geſchlecht verändert, als wenn z. Exempel im Theuerdank ſteht, **das Jeiaid**; anſtatt daß wir itzo die Jagd ſagen. Wenn man nun aber in noch ältere Zeiten zurücke geht, ſo findet man gar unverſtändliche Wörter, die man auch im Zuſammenhange nicht errathen kann. Was heißt z. E. in folgenden Zeilen das letzte Wort?

Vnnd mit ganzen trewen Warnen
Ihr müßt die Königinn erarnen.

Theuerd.

Unzählicher anderer, die im **Ottfried**, **Willeram**, **Strieker**, **Winsbek** und dergleichen alten Schriften vorkommen, zu geſchweigen; die man in **Schilters** Werke nachſehen kann.

§. 5. Hier fragt ſichs nun, ob ein Poet ſich ſolcher alter Wörter bedienen könne? Von der letzten Art kann man

wohl kein Bedenken tragen, mit Nein zu antworten. Denn was einen unverständlich machet, das muß man mit Fleiß vermeiden. Von den ersten aber ist es ebenfalls nicht anders. Durch die seltsame Figur, die solche Wörter itzo in unsern Augen machen, würde ein Gedicht nur lächerlich werden; oder, wenn sie oft vorkämen, so würde ein Vers nur rauh und grob davon aussehen. Diejenigen von unsern Dichtern, verdienen also eben sowohl getadelt zu werden, die sich solcher verlegener Wörter bedienen; als die lateinischen Poeten, die sich aus dem **Plautus**, **Pacuvius**, **Lucretius**, u. a. d. die seltsamsten Worter aussuchen, ihre Gedichte damit auszupußen: worüber **Accursius** sie in einem eigenen Gespräche verspottet hat, darinn er einen **Oscier** und einen **Volscier** redend eingeführet hat. Ich habe einen **Geistlichen** gekannt, der sich aus D. Luthers Schriften die allerältesten Wörter und Redensarten anmerkte, und seine Predigten damit ausstaffirte. Seine Meynung war dabey, sich als Luthers eifrigen Schüler zu bezeigen: aber, eine so seltsame Nachahmung, machte ihn nicht nur unverständlich, sondern auch lächerlich. Einem Poeten würde es nicht besser gehen, wenn er dergleichen thun wollte: es wäre denn, daß er mit Fleiß die Schreibart der Alten, in einem sogenannten **Knittelreime**, nachahmen wollte; da es denn nicht nur erlaubt, sondern auch eine Schönheit seyn würde, alles recht altfränkisch zu machen.

6. §. So viel ist indessen gewiß, daß man in gewissen alten Büchern zuweilen Wörter findet, die sich auch zu unsern Zeiten noch sehr wohl brauchen lassen: obwohl sie seit funfzig oder hundert Jahren aus der Mode gekommen. Z. E. Das Wort **Geschwader**, Escadron, ist heutiges Tages fast nicht mehr zu hören; gleichwohl haben wir kein bessers an dessen Stelle erfunden; man wollte denn Schwadronen sagen. Nun haben zwar gewisse neuere, jenes Wort von einer Schiffsflotte zu brauchen angefangen, aber mit schlechtem Beyfalle, weil es sich dazu nicht schickt. Das Wort **Buhlschaft** ist noch von Opitzen und Flemmingen gebraucht

gebraucht worden, dasjenige anzuzeigen, was die Franzoſen Maitreſſe, und die Halbdeutſchen eine Courteſie nennen. Die Verliebungen, les Amours, iſt gleichfalls ein Wort, welches wir nicht beſſer auszudrücken im Stande ſind: ich finde es aber in einem Buche von 1648. gebrauchet. Wenn ſich nun ein Poet dieſer und dergleichen Wörter mit Verſtande und mäßig bedienet, ſo kann man ihn nicht tadeln; ſondern hat vielmehr Urſache, ihm verbunden zu ſeyn, daß er ein geſchicktes Wort aus dem Staube der Vergeſſenheit wieder hervorgezogen hat, darein es ohn alle ſeine Schuld gerathen war. Virgil hat es oft ſo gemacht.

7. §. Wegen der üblichen Wörter, ſcheint es bey einem Poeten keine Schwierigkeit zu haben: allein man kann doch verſchiedene gute Anmerkungen darüber machen: denn nicht alles, was üblich iſt, iſt von gleichem Schrote und Korne. Zum erſten ſind dieſelben entweder gemein, ſo, daß ſie auch den einfältigſten Leuten geläufig ſind: oder ſie ſind ungemein und ſeltſam; weil ſie nur unter den Gelehrten zu Hauſe ſind, oder in ihren Büchern vorkommen. Ein Poet hat nach Anleitung des erſten Hauptſtückes die Abſicht, ſich durch eine edle Art des Ausdruckes in Hochachtung zu ſetzen, und gleichſam die Sprache der Götter zu reden. Daher muß er denn nicht die allergemeinſten, ſondern die ungemeinſten Wörter brauchen; zumal wenn er in ſeinem eigenen Namen ſchreibt. Wenn z. E. gemeine Leute ſagen: Der Kopf thut mir wehe: ſo ſpricht etwa der Poet: Ein Schmerz durchdringt mein Haupt. Jenes hört man täglich, darum klingt es nicht edel: dieſes hört man ſelten; darum iſt es edler und erhabener. Dieſes ſollten ſich alle die niederträchtigen Versmacher geſagt ſeyn laſſen, die ſich mit ihren pöbelhaften Reimen bis in die Sprache der Diener und Mägde herunter laſſen. Sie wollen deutlich und luſtig ſchreiben; aber ihre Hippokrene führt ein ſchlammigtes Waſſer bey ſich, welches oft gar ſtinkend iſt. Indeſſen muß man durch die edlen Worte und Ausdrücke, nicht ein hochtrabendes und auf Stelzen gehendes Weſen verſtehen. Viele wiſſen hier keinen

Unterscheid zu machen. Weil sie das niedrige fliehen, so versteigen sie sich über alle Wolken.

Professus grandia, turget,

sagt Horaz von solchen schwülstigen Geistern. Sie ersinnen sich von den gemeinsten Sachen seltsame Redensarten, die alles mehr verdunkeln als erheben. Dadurch suchen sie die Einfältigen zu betrügen, daß sie hinter dem Nebel unverständlicher Worte, wer weis was schönes, zu sehen glauben; da es doch die schlechteste Sache von der Welt ist. Es ist ein anders, hochtrabend schreiben; ein anders aber, sich im Kothe wälzen. Das Mittel ist das beste.

8. §. Doch sind die gemeinen Wörter auch nicht ganz zu verwerfen. In gewissen Gattungen der Gedichte, wo das Natürliche mehr herrschen muß, würde es ein Uebelstand seyn, lauter gesuchte Ausdrückungen zu brauchen. Z. E. In einem Schäfergedichte, Briefe, zärtlichen oder lustigen Liebesliede, imgleichen in einer Satire oder Komödie, sind die gewöhnlichsten Wörter gemeiniglich die besten. Die Ursachen davon werden in den besondern Regeln von diesen Gattungen vorkommen. So gar die ganz niederträchtigen und pöbelhaften Wörter können einem Poeten nicht ganz verbothen werden, wenn sie nur nicht wider die Ehrbarkeit laufen. Er muß ja zuweilen dergleichen Personen redend einführen, die gewiß auf keine andere Art ihre Gedanken von sich geben können. Der berühmte Spanier, Cervantes, hat dieses sehr wohl beobachtet, wenn er seinen Sanscho Pansa, als ein Bauerkerl, ganz abgeschmackt, und in lauter bäurischen Sprüchwörtern reden läßt. Alle Wörter aber, die Unflätereyen bedeuten, alles was wider den Wohlstand läuft, alles was guten Sitten zuwider ist, das muß der Poet auch bey den allerniedrigsten Ausdrückungen zu vermeiden wissen: wie in den Anmerkungen zu Horazens Dichtkunst schon erwiesen worden. Ich weis also nicht, ob Rachel allemal zu entschuldigen seyn wird, wenn er sich in seinem satirischen Eifer so sehr herunter läßt, daß er sich

auch

auch ſchmutziger Redensarten bedienet. Z. E. in ſeiner Satire vom Guten und Böſen, heißt es bald anfangs:

Woher haſt du, o Held, den Urſprung doch genommen,
Du biſt der Mutter, traun! nicht aus der Naſen kommen,
Wie ein gemeiner Rotz.

Doch was man dem vorigen Jahrhunderte noch überſehen könnte, das würde in dem itzigen unerträglich ſeyn.

9. §. Unter die üblichen Wörter möchte mancher auch wohl die ausländiſchen, ſonderlich lateiniſchen und franzöſiſchen rechnen wollen: weil nämlich nichts gewöhnlicher iſt, als dieſelben mit in unſere Sprache zu miſchen, wenn wir reden. Dieſes Uebel iſt auch ſo neu nicht, als man wohl denken ſollte, ſondern ſchon vor hundert und mehr Jahren, hat ſich Opitz in ſeiner deutſchen Poeterey darüber beſchweret. „So ſteht es auch zum heftigſten unſauber, ſchreibt er, wenn „allerley lateiniſche, franzöſiſche, ſpaniſche und wälſche Wör„ter in den Text unſerer Rede geflickt werden; als wenn „ich ſagen wollte:

Nehmt an die Courtoiſie und die Devotion,
Die euch ein Chevalier, ma Donna, thut erzeigen,
Ein handvoll von Favor petirt er nur zu Lohn,
Und bleibet euer Knecht und Serviteur ganz eigen.

„Wie ſeltſam nun dieſes klingt, fährt er fort, ſo iſt nichts „deſtoweniger die Thorheit innerhalb kurzen Jahren ſo ein„geriſſen, daß ein jeder, der nur drey oder vier ausländiſche „Wörter, die er zum öftern nicht verſteht, erwiſcht hat, bey „aller Gelegenheit ſich bemühet, dieſelben herauszuwerfen.„ Er erweiſet ſeinen Satz durch das Exempel der Lateiner, welche faſt kein einzig griechiſch Wort in ihre Verſe gemiſcht: ausgenommen wo Juvenal, theils über das römiſche Frauenzimmer geſpottet, die aus Galanterie ihren Buhlern auf griechiſch liebkoſeten; theils einmal ein gewiſſes Laſter, welches er aus Schamhaftigkeit nicht lateiniſch nennen wollen, griechiſch ausgedrücket hat.

10. §. Seiner Regel ſind alle gute Poeten unſers Vaterlandes gefolget, bis einige neuere, als Weiſe, Philander,

und Amaranthes von der angeführten Reinigkeit abgewichen. Daß aber auch vor diesen noch andere in gleichen Fehler verfallen sind, erhellet daraus, daß verschiedene patriotische Geister ihren Eifer wider die Sprachenmengerey durch die schärfsten Stellen erwiesen haben. Andreas Gryph hat in seinem Horribilicribrifax sowohl diesen Großsprecher, als seinen Gegner Daradiridatumtarides, das Wällsche, Spanische, Französische; den Schulfuchs Sempronius hergegen, das Griechische und Lateinische, auf eine lächerliche Art ins Deutsche mischen lassen, um andern einen Abscheu davor zu erwecken. Rachel hat sich gleichfalls bemühet, eine so üble Gewohnheit abzuschaffen, und in seiner oftererwähnten Satire, der Poet, folgender Gestalt geschrieben:

Es war ein neu Gespräch allmählich aufgekommen,
Und hatte mit der Zeit ganz überhand genommen:
Daß eine Zunge nur, ein deutscher Mann allein,
Aus nüchterm Munde sprach, französisch, wälsch, latein.
Und daß der späten Welt die Art nicht mag gebrechen,
So hört doch, wie ich selbst hab einen hören sprechen.
Ein braver Capitain, ein alter Freyersmann,
Hub seinen Mengelmuß mit diesen Worten an:
Ca Maitre! machet mir en façon der Franzosen,
Für gut contentement ein paar geraumer Hosen.
Ich selber bin mir gram, mir knorrt der ganze Leib,
Daß ich jusqu' à presen muß leben ohne Weib.
Was hab ich nicht gethan? Was hab ich nicht erlitten,
O Cloris! dein amour und Schönheit zu erbitten?
Weil dein Eclat so weit die andern übergeht,
Als wenn ein Diamant bey einem Kiesel steht.
Soleil de notre tems! O Auszug aller Tugend!
O himmlischer Tresor! ꝛc. ꝛc.
Dieß war die güldne Kunst zu reden und zu schreiben:
Nun denk ihm einer nach, wenn dieses sollte bleiben,
So wie der Anfang war, bey jedermann gemein;
Welch eine Sprache sollt in Deutschland endlich seyn?
So hat die Barbarey sonst das Latein zerstücket,
Und Gothisch, Wendisch, Deutsch mit Macht hineingeflicket.
Dadurch kam allererst der Mischmasch auf die Welt,
Den Frankreich, Wälschland selbst und Spanien behält.

Der

Der Gentleman hat auch sein Theil davon bekommen,
Ein Wörtlein hier und dar, von allem was genommen:
Und eben dieses wär den Deutschen auch geschehn;
Wenn nicht mit allem Ernst da wäre zugesehn,
Der Lapperey gewehrt, das gute Deutsch erzwungen,
Das nichts erbetteln darf von fremder Völker Zungen ꝛc. ꝛc.

Er fährt noch weiter fort, und stellet so gar einen Geistlichen vor, der das Evangelium vom Hauptmanne zu Kapernaum in einer neumodischen Sprache auf der Kanzel vorgetragen, welches wohl werth ist, gelesen zu werden. Dieser Rachel selbst ist in diesem Stücke so gewissenhaft, daß er in der Vorrede zu seinen zehn Satiren (in 12. vom 1700. Jahre) ausdrücklich erinnert; daß er zwey oder drey lateinische, vielleicht auch so viel französische Wörter mit eingeschoben, nicht unwissend, daß solches im Deutschen kein geringer Solöcismus ist. Er habe es aber mit Fleiß gethan, derer zu spotten, die sich auf solche Weise hervorthun wollten: wie es auch die Lateiner mit denen gemacht, die halb lateinisch, halb griechisch hätten reden wollen. Was könnte ich nicht noch aus Laurenbergs plattdeutschen Scherzgedichten für Zeugnisse anführen? wenn es nöthig wäre, eine so ausgemachte Sache noch weitläuftiger zu erweisen.

11. §. Ein deutscher Poet bleibt also bey seiner reinen Muttersprache, und behänget seine Gedichte mit keinen gestohlnen Lumpen der Ausländer. Aber wie hält es mit den eigenen Namen der Personen, Städte, Flüsse, Länder und Berge? Diese kann man unmöglich vermeiden. Denn wer kann allen solchen Dingen deutsche Benennungen geben, die doch verständlich wären? Man läßt also diese Namen, nach Opitzens Regel, aus dem VI. Cap. seiner Poeterey, unveränderlich durch alle Abfälle; und zwar in der Nenn- und Rufendung, ohne, in den übrigen Endungen mit dem Geschlechtsworte. Z. E.

Ich will mein Glücke tragen,
So lang ich kann und mag; will setzen auf den Wagen
Der grauen Ewigkeit, durch meiner Leyer Kunst,
Die braune Flavia. Opitz.

Nicht Flaviam, u. d. m. Zuweilen geht es an, daß man von langen Namen die letzten Sylben weg läßt, und also ein Wort von deutscher Endung draus macht. Als z. E. Homer, Herodot, Plutarch, August, Virgil, Lucian, Terenz, Ovid, Marin, u. s. w. Alsdann lassen sich bey den meisten auch die Veränderungen der Abfälle machen, z. E. Homers Gedichte, Herodots Historie, Plutarchs Schriften, Lucians Spöttereyen ꝛc. Kann man aber durch die Endung nicht alle Abänderungen andeuten, wie es z. E. mit der Gebendung und Klagendung zu gehen pflegt; so setzt man den Artikel vor, dem Herodot, den Homer, u. s. f.

12. §. Bey etlichen aber will auch das erste nicht angehen. Als bey Terenz und Horaz kann ich unmöglich sagen, des Terenzes, des Horazes: sondern da bin ich genöthiget, entweder die lateinische Endigung, oder die deutsche Verkürzung unverändert zu behalten, und den Abfall durch den Artikel anzudeuten. Gewisse Namen haben an sich schon deutsche Endungen, als Solon, Alexander, Hannibal, u. d. gl. Und diese können ohne alle Aenderung nach Art deutscher Wörter gebraucht werden. Die Endigungen as, es, is, os und us, imgleichen die Namen, die ein a, o, oder einen andern lauten Buchstaben zum Ausgange haben, sind am schlimmsten nach deutscher Art zu brauchen. Den man kann nicht sagen, Epaminondas's, Sylla's, Praxiteles's, Phyllis's, Minos's und Atticus's ꝛc. berühmte Namen. Die Engelländer machens in ihrer Sprache so, und im Deutschen habens einige nachthun wollen; aber noch keine Nachfolger gefunden. Es ist also am rathsamsten, alle die Wörter entweder zu lassen, wie sie sind, und den deutschen Artikel vorzusetzen, als des Sylla, dem Cicero, die Phyllis ꝛc. oder den verkürzten Zeugefall der Lateiner, z. E. Ciceros, Catons u. d. gl. zu gebrauchen; oder sie nach Gelegenheit gar auf lateinische Art zu verändern. Z. E. Simon Dach schreibt fast vor hundert Jahren so:

Hier muß sich mit schönen Flüssen,
Hippokrene selbst ergießen.

Mein

Mein Parnaß ragt hier hervor;
Hier kann Sokrates gebiethen,
Und die Kunst des Stagiriten
Hebet hier das Haupt empor.
Plato, Tullius, Euklides,
Maro, Flaccus, Aristides,
Und der Aerzte Fürst, Galen,
Kriegen hier ein neues Leben,
Ja man sieht noch hier erheben,
Palestinen, Rom, Athen.

worinnen man fast von allen obigen Regeln zulängliche Exempel antreffen und zugleich sehen kann, daß in der ersten Endung, oder im Nennfalle kein Geschlechtswort nöthig ist. Hergegen in den andern Fällen würde es wunderlich klingen, wenn man sagen wollte, Phyllis Hand, an Phyllis, gib es Phyllis, von oder mit Phyllis; wie einige neuere so verstümmelt schreiben wollen. Hier fehlen überall die Artikel zur Deutlichkeit.

13. §. Was die neuen Wörter anlanget, so fraget sichs, ob man dergleichen machen könne oder dörfe? Man versteht hier durch neue Wörter, entweder ganz neue Sylben und Töne, die man sonst in unserer Sprache nicht gehöret hat, oder nur eine neue Zusammensetzung alter Sylben und Wörter, die nur auf diese neue Art noch nicht verbunden worden. Die lateinischen Poeten haben dergleichen neue Wörter zuweilen mit gutem Glücke gewaget. Z. E. Horaz brauchet, tergeminis, decertare, dissociabilis, deprælliantes, dereptus, irruptus, u. d. gl. Doch da ich in seinen ersten XV. Oden nicht mehr, als diese sechs finden kann, so sieht man, wie bescheiden er damit umgegangen. In den folgenden Zeiten aber, als Geschmack und Witz in Rom aus der Art schlugen, ist man viel verwegener damit geworden: wie Seneca, Lucan und Claudian zeigen. Ob dieses auch im Deutschen möglich sey, daran ist wohl kein Zweifel: ja es ist bey uns viel möglicher und leichter, als im Italiänischen und Französischen; weil unsre Sprache mehr Aehnlichkeit mit der alten griechischen hat, als alle heutige europäische

Spra-

Sprachen. Diese aber war überaus geschickt, durch die Zusammensetzung, recht vielsylbige neue Wörter zu machen; wie uns die Kunstnamen in der Zergliederungskunst, und die Dithyramben der alten Poeten sattsam zeigen. Z. E. Hegesander hat dieß spöttische Sinngedicht auf die alten Sophisten gemacht; und darinn mit Fleiß ausgeschweifet:

Ὀφρυανασπασίδαι, ῥινεχκαταπυξυγένειοι,
Σακκογενειστρόφοι, καὶ λοπαδοκερταγίδαι,
Ἱματανωπερίβαλλοι, νηλίποι καὶ ἐλεπελαίοι,
Νυκτιλατραιοφάγοι, νυκτιπαταιπλάγιοι.
Μεμακιξαπάται, καὶ συλλαβοπεισιλαβῆται,
Δοξοματαιόσοφοι, ζηταρετησιάδαι.

14. §. Ob unsre Muttersprache es auch so weit bringen könnte, das haben die Pegnitzschäfer und Zesianer nicht unversuchet lassen wollen. Die ersten hießen ihren nürnbergischen Strom, die holdrinnende und würbelfriedige Pegnitz; Ihre Geister, hochsteigend feuerbrünstige Geister; den Ton ihrer Flöten, der schleifenden Pfeifen luftschlirrendes Tönen; Ihre Wiesen: die von der kunstahmenden Natur hügelartig erhobenen schamarirten Wasen; Ihre Schafe, die wolligten wollenbehäreten Heerden; Die Ziegenböcke, die mit zottigten Bärten bebärteten Böcke u. d. gl. Fiengen sie aber gar an, die Natur gewisser Dinge mit ihren neuen Wörtern nachzuahmen; so waren sie ganz unvergleichlich. Z. E.

Es dirdilir, dirdilir, dirdirlirliret die Lerche,
Es klappern und pappern und blappern langbeinigte Störche,
Es krekken, krerekken und quekken grüngelblichte Frösche,
Sie lechzen und ächzen und krächzen mit hellem Gedrösche,
Es lispeln und wispeln und frischpeln krystalline Brünnen,
Und spritzen und schwitzen und nützen mit bräußlichtem Rinnen.

Desgleichen von andrer Art.

Es wallt das Fluthgelall, die schnellen Wellen schwellen,
Die helle Wellenzell hüllt den krystallnen Wall,
Der Wollenhüter billt, die Lämmerhälse schellen,
Doch schallt vor allen wohl der helle Gegenhall.

Noch

Noch was ſchöners, dergleichen nicht immer vorkommt.

Der kekke Lachengekk koaret, krekkt und quakkt,
Des Krüppels Krükkenſtock krokkt, grakkelt, humpt und pakkt,
Des Gukkuks Gukken troßt den Froſch und auch die Krükke,
Was knikkt und knakkt noch mehr? Kurz, hier mein Reimgeſtikke.

Alle dieſe Blümchen ſind aus Klays Pegnitzſchäferey entlehnet.

15. §. Eben dieſer Geſellſchaft Oberhaupt, Floridan genannt, konnte die Kunſt eben ſo gut. In ſeiner ſelig entſeelten Margaris Lieb- und Lobandenken, ſo er im Pegnitzgefilde bey frölicher Frühlingszeit trauzig angeſtimmet, heißt gleich der Anfang des erſten Trauerhirtenſpiels ſo:

Das ſchöne Himmelblau lacht von den Bogenſchanzen,
Das Weltaug ängelt ab, die güldnen Flittern danzen
Und kreuzen durch die Luft ꝛc.

Alſo ſagte und klagte (wie es ferner heißt) der betrübte Schäfer Floridan, von ſeinem gewöhnlichen Luſtwandelweg ſich an der Pegnitz forttragen laſſend. Seine Sinne ſchwarzeten in die Wette mit ſeinen Kleidern ꝛc. Seine Wangen und Augen hatten die Farben gewechſelt ꝛc. Er öffnet ein paar Thränenbrunnen ꝛc. Aus ihrem Schmerzensſchau und Herzregen läſſet er die ihm damals viel zu goldne Sonne, Wolken machen, und den ſchwarzen Himmel mit ſaphirnen Cartinen verhängen ꝛc. Hernach redet er die Bächlein poetiſch an, und will ſich mit ihrer Luſt belüſten.

Entweiche Nachtigall,
Du ſüſſe Baumſiren! Sing dort in jenem Thal
Die Federbublen an. Mich ſollen Wüſteneyen
Mit ihrem Eulgeheul hörn in die Wette ſchreyen.

Indem hernach eine Lerche über ihm tiriliret, bildet er ſich ein, ſie ruffe: Margaris, Margaris, Margaris ꝛc. weis aber nicht, ob er von dieſer geflügelten Luſtharfe gehöhnet oder getröſtet wird. Doch erinnert er ſich dabey ſeiner unter den himmliſchen Engellerchen ſchwebenden gottlobenden Margaris ꝛc. ꝛc.

16. §.

16. §. Was könnte ich nicht aus Jesens Schriften für treffliche Proben anführen? Ich dörfte nur seinen hochdeutschen helikonischen Rosenthal, das ist, der höchstpreiswürdigen deuschgesinnten Genossenschaft erster oder neunstämmiger Rosenzunft Erzschrein, durchblättern, und alle die seltsamen Misgeburten von Wörtern und Redensarten, die er ausgehecket hat, anmerken; oder auch seine helikonische Hechel ein wenig nachschlagen, die in dem VII. Bande der kritischen Beyträge im XXVII. Stücke beleuchtet worden. Allein das obige kann genug seyn, die Art dieser Sprachkünstler und Worthelden kennen zu lernen. Nichts mehr ist zu bewundern, als daß selbst Opitz, bey so vieler Einsicht in die Natur unsrer Sprache, sich durch das Exempel der Holländer zu einer gar zu großen Kühnheit verleiten lassen. Er übersetzt z. E. aus Heinsens Poesien folgende Zeilen von Wort zu Wort, die dem Weingotte zum Lobe gereichen:

Nachtläufer, Hüftesohn, Hochschreyer, Lüftenspringer,
Gutgeber, Liebesfreund, Hauptbrecher, Löwenzwinger,
Herzfanger, Herzendieb, Mundblinder, Sinnentoll,
Geistführer, Wackelfuß, Stadtkreischer, Allzeitvoll.

Eben dergleichen neue Namen und Wörter findet man in seinem Lobe des Kriegsgottes Mars, und an andern Orten. Er hat z. E. die Nacht eine Kummerwenderinn u. d. m. genennet; welches endlich so übel nicht klinget, als die vorigen, und also schon zu dulden wäre. Seine Nachfolger, z. E. Lohenstein u. a. m. haben sich auch zuweilen großer Freyheiten bedienet, die ich keinem nachzuahmen rathen wollte: ob sich gleich vor kurzem einige Verderber des guten Deutschen gefunden, und jungen Leuten ein böses Exempel gegeben haben.

17. §. Sonderlich hat man sich bemühet, alle Wörter, die nur einigermaßen dem Lateine ähnlich waren, oder wirklich daraus herstammeten, auf eine wunderliche Art zu übersetzen: gerade, als wenn die Lateiner vormals alle griechische Namen

oder

oder dergleichen andre entlehnte und hergeleitete Wörter ſo heftig verabſcheuet hätten. Daß man ſich bemühet, alles, was ſich deutſch geben läßt, deutſch auszudrücken, das iſt allerdings löblich. Unſere Sprache iſt weder ſo arm, als ſich einige, die nicht viel Deutſches geleſen haben, einbilden; noch ſo ungeſchickt, daß man nicht auch neue bequeme Wörter darinn bilden könnte, ſelbſt die Kunſtwörter der meiſten Wiſſenſchaften zugeben; wie man ſeit zehn oder zwanzig Jahren geſehen hat. Allein Dinge, die keinen andern Namen haben, als der aus einer fremden Sprache genommen iſt, umzutaufen; und dadurch unverſtändlich zu werden: das iſt gewiß tadelhaft. Denn geſetzt, daß Naſe von Naſus, Ohr von Auris, Arm von Armus, Fenſter von Feneſtra, Tiſch von Diſcus, Fiſch von Piſcis, Wind von Ventus, Spiegel von Speculum, Glas von Glacies, Fuß von πους, Thüre von θυρα, Thier von θηριον, Maus von μυς, Vater von πατηρ, Mutter von μητηρ, Thron von θρονος, Kirche von κυριακη, herſtammete; ſo vieler andern Wörter zu geſchweigen, die ganz fremde ſind, als Kaiſer, Körper, Kamin, Kammer, Kloſter, Kanzel, Mönch, Prinz, Provinz, Natur, Tempel, Exempel, Regiſter, Magiſter, Doctor, Titel, Capitel, Bibel, Prophet, Evangeliſt, Apoſtel, Epiſtel, u. d. m. ſo haben doch dieſe und dergleichen Wörter eben dadurch, daß ſie allgemein geworden, und auch von dem Pöbel verſtanden werden, das deutſche Bürgerrecht erhalten; ſo, daß man ſich lächerlich machen würde, wenn man ſie ganz verbannen wollte. Rachel hat ſich abermal nicht enthalten können, dieſe Hirſenpfriemer, wie er ſie nennet, lächerlich zu machen. In ſeiner oft angezogenen Satire heißt es:

Auch ſieh dich eben vor, daß deine Arbeit nicht,
Sey allzuſehr genau und ſorglich eingericht.
Nach Hirſenpfriemers Art, wenn er alſo darf ſetzen:
Der Erzgott Jupiter, der hatte, ſich zu letzen,
Ein Gaſtmahl angeſtellt. Die Meidinn gab das Wild,
Der Glutfang den Toback. Der Saal ward angefüllt.
Die Obſtinn trug zu Tiſch in einer vollen Schüſſel;
Die Freye ſaß und ſpielt auf einem Herzensſchlüſſel;

Der

Der kleine Liebreiz ſang ein Dichtling auf den Schmaus;
Der trunkne Heldreich ſchlug die Tageleuchter aus.
Die Feurinn kam darzu aus ihrem Jungferzwinger
Mit Schnäbeln angethan: Apollo ließ die Finger
Friſch durch die Seyten gehn. Des Heldreichs Waldhauptmann
Fieng luſtig einen Tanz mit den Holdinnen an.
Je! daß ich doch ſo ſchreib! Dieß Elend iſt entſprungen,
Vom guten Vorſatz her; weil man mit fremden Zungen
Die edle Mutterſprach zu ſchänden aufgehört,
Und unſre Deutſchen hat das reine Deutſch gelehrt!

18. §. Aus dem allen erhellet deutlich genug, daß man ſich vor dergleichen neuen Wörtern, ſo viel möglich iſt, zu hüten habe. Das will Horaz, wenn er ſchreibt:

In verbis etiam novis cautus parcusque ſerendis!

Unſere Sprache iſt an ſich ſelbſt reich genug. Wir könnten zur Noth andern Völkern eine Menge der beſten Ausdrückungen abtreten, und würden doch keinen Mangel leiden dörfen. Man kann auch alle ſeine Gedanken gar leicht mit üblichen und gewöhnlichen Redensarten zu verſtehen geben, wenn man nur will, und fleißig die beſten deutſchen Scribenten geleſen hat. Dieſe unzeitige Begierde aber, unſre Mundart zu bereichern, macht manchen oft unverſtändlich und rauh; oftmals auch gar lächerlich. Hierinnen haben auch wohl große Männer verſehen. Z. E. Beſſern, der doch ſonſt ſo beſcheiden in ſeinen Ausdrückungen war; iſt doch einmal der ſeltſame Vers entfahren, der eben von keinem guten Geſchmacke zeiget:

Der ſonnengierige Beniſter hoher Hügel.
Der Adler = = =

Wer ſollte ſich wohl einbilden, daß dieſes einen Adler bedeute, wenn ers nicht ſelbſt dazu geſetzt hätte? Aber wer hätte es auch geglaubt, daß dieſe Zeile aus ſeiner Feder gefloſſen wäre? Gleichwohl ſteht ſie auf der 19. S. der erſten Auflage ſeiner Gedichte. Dergleichen Exempel müſſen uns behutſam machen. Allein Leute, die lieber viel ſchreiben, als zuvor

die

die besten, ja auch viele nur mittelmäßige Scribenten unsers Vaterlandes lesen wollen; denken immer, sie müßten unsere Muttersprache noch erst bereichern. Daher hecken sie täglich neue Misgeburten aus; sie flicken zusammen, verlängern und verkürzen unsre Wörter ohne alle Noth, in Meynung: alsdann würden sie erst für große Dichter gehalten werden, wenn man in ihren Schriften viel neues finden würde. Diese Sucht fängt itzo, da die Liebe zu unsrer Muttersprache wieder ein wenig rege geworden, fast allenthalben an zu herrschen; und es könnte bey uns leicht ein so allgemeines Uebel daraus werden, als es in Frankreich itzo geworden. Denn auch daselbst ist schon eine so seltsame Sprache aufgekommen, daß ein sinnreicher Kopf, diesem Uebel zu steuren, das Dictionnaire Neologique zu schreiben veranlasset worden. Es wäre zu wünschen, daß sich auch in Deutschland jemand fände, der sich unsrer Muttersprache auf eine so nachdrückliche Art annähme, und sonderlich die schweizerischen Schrachverderber zurechte wiese, die sich wohl gar für Verbesserer des Geschmacks ausgeben wollen. Man sehe indessen wie Herr Hofr. Triller in seiner I. Fabel, diese Worthecker ausgelachet hat. Ich kann nicht umhin dieselbe, ihrer Schönheit wegen, hieher zu setzen.

Auf einem höckrichten und hart besteinten Rücken,
Woran zehn stachlichte Gewächse zu erblicken,
Schlich eine Selbsthausträgerinn
Ohnfüßig, langsamschnell dahin.
Ein hart geschnäbeltes schwarzweißlichtes Gefieder,
Und Menschenstimm Nachahmerinn,
Lief doppelfüssig auch daselbsten hin und wieder;
Und regte gegentheils gar schnell
Die aufgezogne Uhr der schlanken Unterseulen,
Die ihrem fleischern Bau grundlosen Grund ertheilen.
Kurz, ihr scharfklauicht Fußgestell.
Doch durch ihr blitzendes und pfeilgeschwindes Eilen,
Brach diese Tänzerinn die eine,
Von den hausstützenden mit Haut bezognen Seulen,
In einem engen Mund von einem offnen Steine.

Da ſprach die Hörnerſtreckerinn
Zu ihr mit wohlgebirntem Sinn:
Laß die auguſtiſche Lehrweisheit bey dir gelten:
Schnellſpringigkeit geräth gar ſelten.

19. §. Doch kann man einem deutſchen Poeten freylich nicht alle neue Wörter verbiethen. Das hieße ſeinem Pegaſus die Flügel gar zu kurz verſchneiden, wenn man allezeit bey der gewöhnlichen Art zu ſchreiben, bleiben müßte. Eine edle Kühnheit ſteht uns zuweilen ſehr wohl an, und gewiſſe Verwegenheiten gerathen manchem ſo wohl, daß man eine beſondere Schönheit darinnen findet. Doch iſt nicht ein jeder ſo glücklich, daß er Beyfall damit verdienet; weil nicht ein jeder ein ſo zärtliches Gehör hat, das Leidliche von dem Unerträglichen zu unterſcheiden. Es iſt hier mit unſern Poeten ſo, wie mit den Lateiniſchen. Plautus und Lucretius haben ſich in dieſem Stücke ſehr vergangen: Virgil und Horaz aber haben ſich bey ihren neuen Wörtern ſehr vernünftig erwieſen. Ein Mare velivolum, oculi irretorti, oceanus diſſociabilis, emirari, venti deprælIantes, und andere ſolche poetiſche Redensarten mehr, kommen bey ihnen vor; die in gebundener Schreibart nicht gebräuchlich ſind, und doch in den zärtlichen Ohren des güldenen Alters der lateiniſchen Sprache nicht widerwärtig geklungen haben. Unſre erſten guten Poeten geben mir eine Menge von Exempeln an die Hand, da ſie es glücklich gewagt haben, neue Wörter zu machen.

Recht! denn ſoll der Himmelgurt,
Der den Schnee hat zur Geburt,
So viel thun bey Liebesſachen.

M. Opitz.

Du hätteſt mit gelehrter Hand
Das ſchnelle Ziel gezwungen,
Und ſie durch künſtlichen Verſtand
Vom Grabe weggeſungen.

Derſelbe.

Hier wäre mein Pallaſt, hier wollt ich leſen können
Das ſüſſe Himmelnaß ꝛc.

Derſelbe.

Der,

Der, der hier ſo hoch tritt her,
Der iſts, den die Ehrenbünſte
Und die leichten Hofegünſte
Machen auf den Schein ſo ſchwer.

P. Flemming.

Etwa wie ein Tauſendſchönchen,
Das gemalte Lenzenſöhnchen,
Mit dem frühen Tag entſteht.

Derſelbe.

Hier ſtehn die verweinten Alten,
Beyder Herzen ſind zerſtückt.

Derſelbe.

Die geſtirnten Himmelsſcheiben,
Wollen gleichſam ſtehen bleiben
Ueber euch und eurer Zier.

Derſelbe.

So legt ſich der Phönix nieder,
Stirbet und verjüngt ſich wieder
Durch den Zimmetbrand verzehrt.

S. Dach.

Und man ſollte furchtlos ſtehn?

Derſelbe

Deine Mark hat dich beſiegt,
Die von Leid und Angſt durchfahren,
Blutig und mit freyen Haaren
Dir zu ſehr vor Augen liegt.

Derſelbe.

Edle Mark! gebrauch dich ſein,
Eile, daß ſein Gnadenſchein,
Bald und ſatt dich mag beglänzen.

Derſelbe.

Die gelehrte Caſtalis
Hat mein Flügelroß gewiß
Selber wollen baden.

Derſelbe.

20. §. Ich bin müde, dergleichen neue Wörter zu ſuchen, ſonſt wollte ich ſie auch in andern Büchern, in Pietſchen und Günthern gar häufig finden: wiewohl der letzte bey weiten ſo kühn darinnen nicht geweſen, als der erſte; der auch wohl zuweilen die Sprachähnlichkeit aus den Augen geſetzet hat, welches eben nicht zu billigen iſt. Ich will nur

noch dieſes erwähnen, daß, wenn gute Poeten in ihren Gedichten den Schall gewiſſer natürlichen Dinge haben nachahmen wollen, ſie gleichwohl lieber bekannte und verſtändliche Wörter, als ſeltſame und neuausgedachte Töne dazu gebraucht haben. Z. E. Wenn Nic. Peuker, ſeinem Namen zu Ehren, den Paukenſchall liebt, und ſein Buch gar die Pauke betitelt; ſo macht er folgenden Vers:

Mein Paukenſchlag, das Bomdibidibom
Rufft: Friedrich Wilhelm komm!
Mach uns ein Freudenlied, das Bomdibidibum,
Und Tarantantara macht ſchon die Ohren ſtumm.

Hingegen finde ich, daß Opitz in ſeinem Gedichte von der Ruhe des Gemüths den Lerchengeſang ſo ausgedrücket hat:

Die Lerche ſchreyet: dir, dir lieber Gott allein,
Singt alle Welt; dir, dir, dir will ich dankbar ſeyn.

Und Flemming ahmt den Geſang einer Nachtigall auf eben ſo eine vernünftige Art nach, wenn er in der dritten Ode des IIIten Buchs ſchreibt:

Die gelehrten Nachtigallen
Schreyn euch zu mit lautem Schallen:
Glück, Glück, Glück! du trautes Paar,
Dir, dir, dir, gilt unſer Singen ꝛc.

Eben ſo machen ſie es, wenn ſie andere Gattungen der Töne auszudrücken ſuchen. Da ſieht man keine unerhörte, neugebackene Menge nichtsheißender Sylben; ſondern zwar ausgeſuchte, und der Natur gemäße, aber ungezwungene und ſparſam angebrachte Wörter. Ein vollkommenes Exempel giebt mir wiederum Flemming in der angeführten Stelle:

Daß die Elſter heller rauſchet,
Daß mit Buhlerinnen tauſchet
Manch verliebtes Waſſervolk;
Daß die Büſche ſänfter brauſen,
Daß die Lüfte linder ſauſen,
Und uns trübet keine Wolk ꝛc.

Hier ſieht man, wie klüglich der Poet im erſten Verſe das ſtarke Rauſchen eines Stromes, im vierten das ſanfte Brauſen

ſen der Gebüſche, und im fünften das lindeſte Sauſen der Lüfte nachgeahmet; aber ſo, daß es ſcheint, als ob es von ungefähr gekommen wäre.

21. §. Aus einzelnen Wörtern werden Redensarten, wenn man ſie zuſammen ſetzet, und ſeine Gedanken dadurch ausdrücket. Zu den Nennwörtern rechnet man nun insgemein die Beywörter, die in gebundner und ungebundner Rede von großer Wichtigkeit ſind, und alſo eine beſondere Abhandlung erfodern. In der That beſteht eine große Schönheit der poetiſchen Schreibart, in wohlausgeſuchten und wohlangebrachten Beywörtern. Es kann auch ein Dichter viel Witz und Urtheil, aber auch eben ſo viel Einfalt und Thorheit blicken laſſen, nachdem er dieſelben wohl zu brauchen weis, oder nicht. Ein gutes Beywort erhebt oft eine ganze Zeile, und macht einen ſonſt gemeinen Gedanken neu und ſcheinbar. Ein niedriges oder ungeſchicktes hingegen, ſchlägt den beſten Vers nieder, und verderbet auch den ſchönſten Einfall zuweilen. Es iſt alſo wohl nöthig, etwas ausführlicher davon zu handeln.

22. §. Die Beywörter an ſich bedeuten theils die Eigenſchaften der Dinge, die ihnen allezeit beywohnen; theils auch nur die zufälligen Beſchaffenheiten. Z. E. Die heiße Glut, der gelinde Weſt. Da iſt die Glut immer heiß, ſowohl als das Waſſer immer naß iſt: der Weſtwind aber iſt nicht allezeit ſanft, ſondern auch zuweilen ungeſtüm. Nun fragt ſichs, in welchen Fällen man Beywörter von jener, oder dieſer Art brauchen müſſe? Von der erſten Gattung könnte man denken, daß ſie ganz überflüſſig ſeyn würden: denn es ſcheint nichts geſagt zu ſeyn, wenn man ſpricht, der runde Zirkel, die weiße Kreide, der harte Stein ꝛc. Allein man betrügt ſich: ein Poet kann auch dieſe Art der Beywörter nicht entbehren. Er will oft ſeinem Leſer oder Zuhörer die Sachen von einer gewiſſen Seite zu betrachten geben. Sagte er nun den bloßen Namen derſelben nur allein: ſo würde man zwar an die ganze Sache überhaupt, aber nicht

an die Eigenſchaft insbeſondere gedenken, die der Poet erwogen haben will; oder ſich doch dieſelbe nur dunkel vorſtellen. Denn ein Ding hat viele Eigenſchaften, die uns nur verwirrt in Gedanken ſchweben, wenn wir nichts als ſeinen Namen hören. Z. E. Der Stein iſt dicht oder locker, hart oder weich, ſchwer oder leicht, dauerhaft oder mürbe und zerbrechlich, leblos, unbeweglich u. ſ. w. Weil aber in dieſem oder jenem Falle der Leſer ſeine Gedanken nur auf eine oder die andere Eigenſchaft richten ſoll, um des Poeten Meynung zu verſtehen: ſo muß ein Beywort dabey ſtehen, dadurch er dazu veranlaſſet werden kann. Z. E.

Da ſteht er, wie der todte Stein,
In den ſich Loths Gemahl verkehret.

Oder: Wenn Syſyphus den ſchweren Stein
Mit hochbemühten Armen wälzet ꝛc.

Oder: Ein dichter Stein wird durch die Flammen
Zu Kalk und Aſchen ausgebrannt ꝛc.

Oder: Schreibt ſein Lob in feſten Stahl,
Grabt es in die härtſten Steine ꝛc.

Oder: Die Rabenmutter war ein unbewegter Stein:
Es ſchien die harte Bruſt ein wilder Fels zu ſeyn,
Der keine Fühlung hat.

23. §. Aus dieſer einzigen Anmerkung wird man ſchon zur Gnüge die Regel abnehmen können: daß kein Beywort in der Poeſie vergebens, oder müßig da ſtehen müſſe. Ganze Zeilen mit Beywörtern anzufüllen, die nichts, oder doch ſehr wenig zur Abſicht des Poeten beytragen, das zeigt keinen ſonderlichen Verſtand; aber wohl eher eine Armuth in Gedanken an. Ordentlich ſoll auch kein Wort mehr, als ein Beywort haben, welches ſich zur Sache ſchicket, und entweder zum Verſtande unentbehrlich iſt; oder doch einen beſondern Zierrath abgiebt, indem es eine angenehme Vorſtellung bey dem Leſer erweckt, dadurch er lebhaft gerühret und deſto mehr eingenommen wird. Das zeigt alſo mehrentheils

theils einen Mangel an Einfällen, wenn man ſo lange allerley Beywörter zuſammen raffet, bis ein ganzer, ja zuweilen wohl gar etliche Verſe damit vollgeſtopfet worden. Wie würde das klingen?

Der große, gütige, gerechte, liebe Gott,
Kann böſe, ſündige, verderbte Menſchen leiden ꝛc.

So elend dieſes klingt, ſo breit machen ſich wohl gewiſſe neuere, die in Beſchreibungen ihre poetiſche Stärke ſuchen, mit ihren langgedehnten und aufgehäuften Beywörtern. Man nehme ihnen dieſelben weg, ſo ſtreicht man drey viertel von ihren Verſen aus, und es bleibt ihnen kaum die Hälfte von ihren Gedanken übrig. Kanitz, hat dieſen Fehler an den hochtrabenden Beſchreibungen des Gewitters bemerket, und verſpottet:

Der donnerſchwangre Dampf beſchwärzt das Luftrevier;
Der Stralbeſchwänzte Blitz bricht überall herfür;
Der grauſe Donner brüllt, und ſpielt mit Schwefelkeilen:
Der Leſer wird betrübt, beginnet fortzueilen ꝛc.

24. §. Hiernächſt ſind die Beywörter entweder gemein, ſo daß ſie einem jeden einfallen; oder ſie ſind neu und unvermuthet. Z. E. Wenn einer ein Frauenzimmer ſchön nennet, ſo iſt nichts gemeiner, als dieß Beywort; obwohl die Sache ſo gemein nicht iſt. Wenn aber Opitz ein paar von ſeinen Buhlſchaften beſchreiben will, ſo hat er ganz andere Beywörter, die er ihnen giebt.

Die ſittſamen Geberden,
Die geile Höflichkeit, der abgefährte Sinn,
Und was mich ſonſten hielt, iſt alles mit ihr hin.
Dann hat mich endlich auch in Dacien gefangen
Die lange Vandala. Itzt, da ich ihr entgangen,
Und die Begierlichkeit mich wenig meiſtern kann;
Steckt Flavia mich noch durch neues Feuer an,
Die wilde Flavia mit ihren ſchwarzen Augen.

Mich dünkt, ein jeder wird hier leicht gewahr werden, was dieſe ſo beſondern Beywörter dem ganzen Verſe für einen

ungemeinen Geist und Nachdruck geben: den sie von andern bekannten und oft gebrauchten, nimmermehr hätten erwarten können. **Simon Dach**, in seiner Ode, auf die Geburt eines preußischen Prinzen 1648. schreibt:

Was? der brückenreiche Pregel
Hebt durch Flaggen, Mast, und Segel
Sein beschilftes Haupt empor ꝛc.

Und bald hernach:

Wachs o Kind! die grünen Wälder
Und die Frucht der schwangern Felder
Wächst zum Wohlgefallen dir.

In einem andern Gedichte finde ich bey ihm, die **fruchtbeschwerten Aeste**, ein **starkbeeistes Haar**. Dem Pregel giebt er im Winter, einen **harten Rücken**; dem Churfürsten Friedrich Wilhelm, ein **ahnenreiches Haus**.

25. §. **Flemming** ist in dergleichen Künsten noch fast erfahrner gewesen. Er beschreibt in einer Ode eine Frühlingsnacht folgender gestalt:

Alles braucht sich seiner Ruh.
Sehet, wie die Saat sich bücket!
Die verwachte Rose nicket,
Und thut itzt ihr Auge zu.
Und die taumelnden Cypressen
Haben ihrer selbst vergessen.

Die gekühlte Luft schleicht aus
Und haucht auf die trocknen Matten,
Thauende, gesunde Schatten:
Und das frohe Sternenhaus
Geußt den schlummernden Gewächsen,
Neue Kraft in ihre Flechsen.

Alle diese Beywörter sind so auserlesen und sinnreich, daß ich mich nirgends entsinne, was schöners in dieser Gattung gefunden zu haben. Weil sie aber fast alle gleichnißweise zu verstehen sind, so gehören sie eigentlich nicht in dieses Hauptstück. Imgleichen in seinen langen Versen, ist ein großer

Vorrath

Vorrath davon. Auf der 60. S. ſtehen, der böſe Krebs, der grimme Eifer, die loſe Welt, der böſe Himmel, die freyen Sinne, eine linde Luft, darauf folgt:

Der himmelreiche Plato,
Der friſche Seneca, der weisheitvolle Cato,
Die haben ihn zuvor durch ſich beherzt gemacht,
Daß er in dickſter Angſt, als hochſter Wolluſt lacht,
Wenn aller Pöbel weint.

Was könnte ich nicht noch aus Tſcherningen, Kiſten, Siebern, Franken, Schochen, und Kanitzen, als den beſten Geiſtern des vorigen Jahrhunderts, für ſchöne Proben anführen, wenn es nöthig wäre? Doch es iſt Zeit auf das itzige zu kommen.

26. §. Eben ſo glücklich in Beywörtern iſt Amthor, Z. E. auf der 187. S.

Der Nordwind hat der Bäume Zweigen
Den grünen Vorhang abgeſtreift:
Die kahlen Gipfel ſtehn bereift,
Des Jahres Alter anzuzeigen.
Das Laub entfleucht der kalten Luft,
Und ſuchet die beliebte Gruft:
Vielleicht nur in den ſtillen Gründen,
Vor ihren Stürmen Schutz zu finden.

Das iſt die erſte Strophe von einer Hochzeitode: in den andern finde ich noch das leichtbedeckte Vogelbeer, laue Sümpfe, warme Neſter, viergefüßte rauche Schaaren, neu geputzte Waffen, ein reichbehaarter Balg, der erſtarrte Körper, mit weicher Hand ein hartes Eiſen (den Ofen) befühlen; todte Funken, eine lindgemachte Glut, ein holdbelebter Schooß, in ſeinen federweichen Grüften, ein froher Schlummer, die kalten Schatten, ein froſtig Weh, der weiße Liebesſchnee, keuſche Lüſte, die geſchloßne Decke, ein ſtarrer Leib, die geweihten Anmuthsflammen, immerfriſches Oel, ein helles Tugendlicht, u. ſ. w. Was könnte man nicht noch aus Beſſern,

dem Heräus, Neukirchen und Günthern, für Proben anführen? Allein ich will nur noch ein paar aus Pietschen, herſetzen. In dem Geſange auf den Eugen finde ich, unter andern die räuberiſche Zeit, dauerhafte Muſen, den belorberten Eugen, imgleichen den unſterblichen Eugen, u. d. gl.

27. §. Bey dem allen fragt es ſich, ob es angehenden Poeten zu rathen ſey, ſich dergleichen ſchöne Beywörter und andere poetiſche Redensarten zu ſammlen; oder dieſelben in gedruckten Sammlungen nachzuſchlagen und zu brauchen? Wir haben eine Menge ſolcher Handbücher, die ich alle hier namhaft machen wollte, wenn ich ihren Gebrauch für nöthig hielte. Zwar einem ſolchen Reimſchmiede,

Der keine Griffe weis, und mit dem Hübner ſpielt,
Und keinen Funken Trieb in ſeinen Adern fühlt.

wie Günther ſchreibt, thun dergleichen Bücher zuweilen gute Dienſte. Allein, das ſind eben die Leute nicht, die dem Vaterlande durch ihre Poeſie Ehre bringen werden: und alſo wäre es beſſer, daß man ihnen den Weg zum Reimen und Sylbenhenken nicht erleichterte. Geiſtreiche Köpfe brauchen ſolche Gängelwägen nicht, ihre Muſe zu leiten. Poeten zu leſen, und bey ihren ſchönen Ausdrückungen den Witz, der darinnen ſtecket, zu überdenken, das rücket uns freylich den Kopf zurecht. Ein Feuer zündet das andere an, und man wird ſelber allmählich geſchickt, guten Muſtern zu folgen. Allein ein Chaos von allerley zuſammengeſtoppelten Blümchen nachzuſchlagen, und bey jeder Zeile, die man ſchreibt, einen poetiſchen Trichter in Händen zu haben, daraus man Wörter ſucht, Gedanken auszudrücken, die man noch nicht hat; das heißt gewiß ſchlecht poetiſiret. Gemeiniglich bekömmt auch ein Beywort ſeine ganze Schönheit aus dem Zuſammenhange, darinn es ſteht. In einer ſolchen Schatzkammer aber findet man nichts, als

- - - Disjecti membra Poëtæ. *Hor.*

die

die verſtümmelten Glieder eines zerriſſenen Poeten; die nunmehr dasjenige nicht mehr ſind, was ſie an ihrem rechten Orte geweſen. Wie kann alſo ein Ausdruck, außer ſeiner rechten Stelle, ſeine Anmuth und ſeinen Nachdruck behalten?

28. §. Nun muß ich auch auf die Wortſpiele kommen, die vorzeiten überall ſo beliebt geweſen; zu unſern Zeiten aber ganz lächerlich geworden. Wenn ich durch ein Wortſpiel eine jede Wiederholung eines Wortes oder einer Sylbe verſtehen wollte, ſo würde ich in der That viele poetiſche Schönheiten verwerfen müſſen. Z. E. Wenn Flemming auf der 129. S. ſchreibt:

Wohl dem, der ſo verdirbt:
Wer eh ſtirbt, als er ſtirbt, der ſtirbt nicht, wenn er ſtirbt.

So kann ich dieſes unmöglich ein verwerfliches Wortſpiel nennen. Denn der Poet hat lauter wahre und wohlgegründete Gedanken im Kopfe, die er am allerbeſten auf dieſe Art auszudrücken dachte. Es iſt wahr, daß das Wort ſterben hier in dreyerley Bedeutung genommen wird. Denn ehe ſterben, als man ſtirbt; das heißt eigentlich, ſeinen Lüſten abſagen, und die Welt verſchmähen, ehe noch die Seele vom Leibe getrennet wird. Und nicht ſterben, wenn man ſtirbt, heißt ſo viel, als in der Welt in gutem Andenken bleiben, ja auch der Seelen nach ewig leben; wenn man gleich dem Körper nach, entſeelet worden. Alſo könnte man freylich hier ſagen, der Poet hätte mit dem Worte ſterben geſpielet, und es bald in eigentlichem, bald in verblümten Verſtande genommen. Allein geſetzt, daß man dieſes ein Wortſpiel heißen wollte, welches denn eine willkührliche Sache iſt: ſo könnte es doch kein verwerfliches Wortſpiel heißen. Denn der Gedanken in der ganzen Zeile iſt richtig, deutlich und auf eine ſinnreiche Art ausgedrückt. Man hätte ihn weder kürzer faſſen, noch dem Leſer in ſo wenigen Sylben mehr gute Betrachtungen veranlaſſen können. Alle Bedeutungen, die endlich das Wort ſtirbt, bekömmt, ſind gewöhnlich; und der Leſer darf ſich alſo keine Gewalt thun, einen unerhörten Sinn deſſelben zu errathen.

29. §.

29. §. Ganz anders wird es sich, meines Erachtens, bey folgenden Proben von Wortspielen verhalten, die ich aus eben dem Poeten nehmen will. Er setzt z. E.

367. S. Schaffet, daß sich selbsten müssen
Die geküßten Küsse küssen.

386. S. Frey ist freyen, wie es heißt,
Frey will seyn ein freyer Geist,
Freyt denn! freyet nach Belieben ꝛc.

393. S. Als der gute Tityrus
Denen kaum erwachten Schläfern,
Seinen treuen dreyen Schäfern,
Brachte seinen lieben Gruß.

Hier glaube ich nun, wird wohl ein jeder begreifen, daß diese Wortspiele nichts als leere Schellen sind, die nur im Gehöre klingen, dem Verstande aber keinen neuen Gedanken veranlassen. Denn was soll es heißen, daß sich die geküßten Küsse küssen? Ein Kuß kann ja nicht geküßt werden, weil er im Küssen erst entsteht, und sogleich aufhört zu seyn. Vielweniger kann er selber küssen. Dieses sind also Töne ohne Sinn. Und was hat das Freyseyn mit dem freyen zu thun? Wenn gleich das eine Wort von dem andern abstammete; so wäre es doch noch kein Grund, das Freyen aller Kinder ihrer Willkühr zu überlassen. In allen diesen Wiederholungen ähnlicher Worte steckt weiter nichts, als die Gleichheit des Tones, die so leicht einen Ekel, als Wohlklang erwecken kann. Das dritte Exempel ist vollends eine sehr läppische Art des Spieles. Ein Buchstab soll durch seine Aehnlichkeit mit dem andern der ganzen Zeile eine vermeynte Schönheit geben. Die obigen Spiele sind mir also eben so lächerlich, als folgende Misgeburt eines Pegnitzschäfers vorgekommen:

Ihr Matten voll Schatten, begraſete Waſen,
Ihr närbigt und färbigt geblümete Raſen,
Ihr buntlichen Sternen,
Ihr Felderlaternen,
Hört wieder die Lieder von Schäferſchalmeyen ꝛc.

Ihr

Ihr trägen Goldbächlein, ihr hellen Glasquellen,
Ihr ſchwellende Wällen, ihr Silberfluthzellen,
Ihr Pegnitznajaden
In ſümpfigten Pfaden,
Nehmt dieſes, nehmt hieſig erneurende Lieder ꝛc.

30. §. Es giebt noch eine Art der Wortſpiele, darauf ſich gewiſſe Leute Wunder was einbilden. Es ſind die Anſpielungen auf Namen, wo ich ſo reden darf; dabey ſie einen beſondern Witz zu bezeigen vermeynen. Flemming hat es uns auch an ſolchen Exempeln nicht fehlen laſſen, welche ich, der Hochachtung unbeſchadet, die ich ſonſt gegen ihn habe, zu dem Ende anführe, damit man ſehe: wie ſich auch Leute, denen es an Witz und Geiſt ſonſt nicht fehlet, in dergleichen Kleinigkeiten verlieben können. Auf der 364. S. ſteht ein Lied auf eine Hochzeit Johann Weinmanns, mit Magd. Waſſerführerinn. Da heißt nun eine Strophe:

Schöne Braut, gedenkt zurücke,
Und erwegt des Himmels Gunſt,
Der euch, helfe Gott zu Glücke!
Einen Weinmann, eure Brunſt,
Einen Weinmann, der euch liebet,
Für den Waſſerführer giebet.

Welch eine Wohlthat Gottes! einen Mann zu bekommen, der vom Weine den Namen hat; nachdem man einen verlohren, der ihn vom Waſſer herleitete. Ohne Zweifel wird die gute Frau bey dem erſten lauter Waſſer, und beym andern lauter Wein getrunken haben. Die 17te Ode in ſeinem III. Buche iſt auf Nicl. von Höveln und Eliſ. Niehuſens Hochzeit gemacht, und darinnen ſpielt er ſo unſauber:

Höfelt euer neues Haus,
Bräutgam, aus ꝛc.

Dieſes läuft nun gar wider die Ehrbarkeit, wird aber von ſchmutzigen Versmachern deſto lieber nachgemacht. In der 19ten Ode deſſelben Buches, auf Dan. Gläſers und Mar. Reimininn Hochzeit, ſteht folgende letzte Strophe:

Bräu,

Braut, gedenket unterdessen,
Daß an euch was gläserns ist,
Bräutgam, thut auch nicht vergessen,
Was ihr nun fort reimen müßt.
Daß ihr mögt nach kurzen Tagen
Neue Reim und Gläser tragen.

31. §. Wer nun in allen dergleichen Kindereyen Schönheiten zu sehen meynet, dem kann man seinen Geschmack wohl lassen: aber wer etwas wahres und gründliches dem scheinbaren vorziehen will und kann, der wird besser thun, wenn er alle diese Klapperwerke sorgfältig vermeidet. Die Exempel großer Leute, die sich zuweilen auf diese Art vergangen haben, machens nicht aus. Man hat freylich in Virgils Schäfergedichten eins gefunden:

Dic, quibus in terris, et eris mihi magnus Apollo,
Tres pateat CAELI spatium, non amplius ulnas?

Dieses Räthsel besteht bloß in der Zweydeutigkeit des Wortes cæli, welches entweder von Cälius herkommt, und also das Grab eines gewissen Cælii zu verstehen giebt: oder von Cælum ein Abfall ist, und also die Breite des Himmels andeutet. Allein der Poet kann leicht damit entschuldiget werden, daß er sein Räthsel in den Mund eines einfältigen Hirten legt, der auf dem Dorfe leicht etwas für schön halten konnte, was doch Virgil selbst für was schlechtes hielt. Nur wäre es zu wünschen, daß Martial und andere neuere Verfasser von Sinngedichten, als z. E. Oven sich nicht ohne solchen Vorwand, in eben diese Spielwerke verliebet hätten. Ihre Gedichte wimmeln aber von solchen Einfällen, und gefallen mittelmäßigen Köpfen oft darum, warum sie ihnen misfallen sollten. Ja junge Leute ahmen oft diesem falschen Witze desto lieber nach, je leichter er ihnen fällt, wenn sie noch keinen bessern Vorrath guter Gedanken haben.

32. §. Von Opitzen und andern Poeten unsers Vaterlandes, darf man mir also destoweniger einen Einwurf machen. Ich weis wohl, daß sie sich zuweilen von dem verderbten Geschmacke ihrer Zeiten, gleichsam wider ihren Willen

Willen haben hinreißen laſſen. Ihr Exempel aber, kann uns keine Regel machen: weil es mit keinen guten Gründen unterſtützet iſt. Wir folgen vielmehr der Vorſchrift des **Boileau**, der in ſeiner Dichkunſt ausdrücklich die Wortſpiele verworfen hat. Denn er erzählt, wie anfänglich die Spitzfündigkeiten und zweydeutigen Worte aus Italien gekommen, und erſtlich in die Sinngedichte; hernach, da der Pöbel dadurch verblendet wurde, in Madrigalen, Tragödien, Elegien, Schäfergedichten, ja gar vor Gerichte und auf der Kanzel eingeführet worden.

On vit tous les Bergers dans leurs Plaintes nouvelles,
Fideles à la Pointe, encor plus qu'à leurs Belles,
Chaque Mot eut toujours deux Viſages divers;
La Proſe la reçût auſſi-bien que les Vers;
L' Avocat au Palais en heriſſa ſon Stile,
Et le Docteur en Chaire en ſema l' Evangile.

Hierauf ſagt er, die Vernunft hätte endlich die Augen aufgethan, und ſie einmal für allemal aus ernſthaften Schriften verbannet; ſie allenthalben, für unehrlich erkläret, und ihnen kaum in Sinngedichten, doch mit dem Bedinge, einen Platz vergönnet, daß ſie mit den Gedanken und nicht mit Worten ſpielen möchten. Darauf hätten zwar allenthalben die Unordnungen aufgehört: doch wären bey Hofe Poſſenreißer geblieben, abgeſchmackte Luſtigmacher, unſelige Pickelheringe, altfränkiſche Verfechter grober Wortſpiele:

La Raiſon outragée enfin ouvrit les Yeux,
La chaſſa pour jamais des Diſcours ſerieux,
Et dans tous ces Ecrits la declarant infame,
Par Grace lui laiſſa l' Entrée en l' Epigramme:
Pourveu que ſa Fineſſe, éclatant à propos,
Roulaſt ſur la Penſée, & non pas ſur les Mots.
Ainſi de toutes Parts les Deſordres ceſſerent,
Toutesfois à la Cour les Turlupins reſterent,
Inſipides Plaiſans, Bouffons infortunéz,
D'un Jeu de mot groſſier Partiſans ſurannés.

33. §. Was könnte ich nicht aus des Grafen Schafts-bury Schriften, und aus dem Zuſchauer für Stellen anziehen, darinn ſie über den verderbten Geſchmack ihrer Landesleute in dieſem Stücke die heftigſten Klagen führen? Siehe von dieſem letzten das 58. Blatt des I. Bandes. Allein es iſt genug geſagt, wenn ich nur noch die Probe eines guten Gedankens, die von einigen vorgeſchlagen wird, werde angemerkt haben. Man ſagt: alles, was ſich in eine fremde Sprache überſetzen läßt, und gleichwohl noch die vorige Schönheit behält, das iſt ein gründlicher und richtiger Gedanken; was aber alsdann ſich ſelbſt nicht mehr ähnlich ſieht, das iſt zu verwerfen. Nun trifft dieſes zwar nicht allemal ein, indem manche Wortſpiele in mehr als einer Sprache angehen: allein, in Ermanglung einer beſſern, will ich mich nicht bemühen, dieſe Regel umzuſtoßen. Ein Kopf, der richtig denken gelernt hat, wird auch nicht leicht eine Anweiſung dazu brauchen. Das iſt endlich noch anzumerken, daß man zum Gelächter, und irgend eines luſtigen Einfalls wegen, wohl zuweilen ein Wort in andern Verſtande nehmen, und zum Scherze brauchen kann; ohne den guten Geſchmack dadurch zu verletzen. Boileau ſelber erlaubt dieſes in folgender Stelle:

Ce n'eſt pas quelque Fois, qu'une Muſe un peu fine,
Sur un Mot en paſſant ne joue & ne badine,
Et d'un Sens detourné n'abuſe avec Succés:
Mais fuyez ſur ce Point un ridicule Excés,
Et n'allez pas toujours d'une Pointe frivole,
Aiguiſer par la Queuë une Epigramme folle.

Wie viel gezwungene Spitzfindigkeiten müßten wir nicht aus unſern meiſten Poeten ausmuſtern; wenn wir des Boileaus Vorſchrift in dieſem Stücke folgen wollten?

Das VIII. Hauptstück.

Von verblümten Redensarten.

I. §.

Der gröſte Zierrath poetiſcher Ausdrückungen beſteht freylich in den tropiſchen, uneigentlichen und verblümten Worten und Redensarten. Man ſetzt dieſelben dem eigentlichen Ausdrucke entgegen, der alle Wörter in ihrer natürlichſten und einfältigſten Bedeutung braucht. Dieſes iſt die allergemeinſte Art zu reden und zu ſchreiben, die auch den allerſchlechteſten Köpfen nicht ſchwer ankömmt. So leicht und verſtändlich ſie iſt, wenn ſie nur nach den Regeln der Sprachkunſt richtig bleibt: ſo trocken, ſo mager und wäſſerigt iſt ſie auch. Sie hat kein Feuer, keinen Geiſt, kein Leben in ſich, und iſt ſehr geſchickt, einen, der ſie höret oder lieſt, einzuſchläfern. Diejenigen Poeten unſers Vaterlandes, die ſich mehr auf ein flieſſendes Sylbenmaaß, als auf gute Gedanken befliſſen haben, ſind in dieſer Art des eigentlichen Ausdruckes faſt zu tief herunter geſunken. Sie wollten die hochtrabende lohenſteiniſche Schreibart meiden; und fielen in den gemeinen proſaiſchen Ausdruck: ſo, daß endlich ihre Gedichte nichts, als eine abgezählte Proſe geworden. Es hat von ihnen geheißen:

Sectantem levia, nervi
Deficiunt animique;

Ich will hieher nur Chr. Weiſen, Beſſern, Hühnern, Uhſen und Hunolden rechnen, welche gewiß in dieſem Stücke vielmals gar zu natürlich geſchrieben. Von dem erſtern kömmt mir in ſeinen reifen Gedanken auf der 175. S. ohngefähr folgendes in die Hand:

Wer itzo funfzig Jahr in ſeinem ganzen Leben
Zurücke legen kann, dem ſcheint es trefflich viel:
Die Welt nimmt täglich ab, und will faſt Abſchied geben,
Je mehr die Jahrzahl wächſt, je kürzer wird das Ziel.

Derhalben welchen Gott mit dieser Gnade segnet,
Daß er in seiner Eh noch funfzig Jahr vollbringt,
Dem ist ein Wunderwerk und solch ein Glück begegnet,
Das unter hunderten kaum einem halb gelingt.
Hier steht dergleichen Mann, ein Priester, greis von Haaren ꝛc.

Aus dem zweyten fällt mir bey, beym Aufschlagen, das Beylagersgedichte von Alexandern und Roxanen in die Augen, wo Jupiter im Anfange sich so hören läßt:

Daß Ehen auf Erden
Von Menschen vorgenommen werden,
Kömmt nicht von Menschenvorsatz her:
Es ist mein Thun, der ich die Welt regiere,
Es ist ein Werk vom Jupiter.
Lernt, Sterbliche, daß ich die Herzen führe;
Daß Ehen zwar auf Erden
Vollzogen; aber nur von mir beschloßen werden.

2. §. Was ist nun in diesen beyden Stücken poetisches, außer dem Sylbenmaaße und den Reimen? Sind es nicht lauter gemeine Gedanken, gemeine Wörter und Redensarten, und gemeine Bedeutungen derselben? Wie hätte man sich eigentlicher ausdrücken, und den natürlichen Verstand der Worte genauer beybehalten können, als hier geschehen ist? Man darf nur eine kleine Veränderung damit vornehmen, so, daß das Sylbenmaaß verschwindet, und der Reim wegfällt: so bleibt nichts als eine sehr magre Prosa übrig. Wir wollen mit dem ersten die Probe machen:

„Wer itzo in seinem ganzen Leben funfzig Jahre zurücke „legen kann, dem scheint es trefflich viel zu seyn. Die Welt „nimmt alle Tage ab, und will uns fast Abschied geben. „Jemehr die Jahrzahl zunimmt, desto kürzer wird auch „das Ziel. Welchen Gott derohalben mit dieser Gnade „segnet, daß er noch funfzig Jahre in seiner Ehe vollbringt, „dem ist ein solch Wunderwerk und Glück begegnet, daß „kaum einem unter hunderten halb zu gelingen pflegt. ꝛc.

Nun möchte ich gern wissen, wo hier das poetische Wesen stecket; worinnen sich der Geist und Witz eines Dichters gewiesen

wieſen hätte? Alles dieſes hat meines Erachtens ein jeder denken und ſchreiben können, der niemals einen Poeten geſehen oder geleſen, ja kein Wort von Poeſie reden gehöret hat. In der beſſeriſchen Stelle redet Jupiter ebenfalls in der gemeinſten Sprache, wenn man nur das klingende Sylbenmaaß und die Reime wegſchaffet.

„Daß auf Erden von den Menſchen Ehen vorgenommen „werden, das kömmt nicht vom Vorſatze der Menſchen her. „Es iſt ein Werk Jupiters: es iſt nur mein Thun, der ich die „Welt regiere. Lernet ihr Sterblichen, daß ich die Herzen „lenke, und daß die Ehen auf Erden zwar vollzogen, aber „nur von mir beſchloſſen werden.

3. §. Vieleicht halten viele dafür, daß dieſes eben die rechte Schönheit der vernünftigen Poeſie ſey, ganz natürlich zu reden, und ſich von allen ſchwülſtigen Redensarten zu enthalten. Allein wir wollen uns erſtlich erinnern, daß Horaz uns vor beyden Fehlern gewarnet, und weder zu hoch über allen Wolken nach leerer Luft zu ſchnappen, noch im Staube zu kriechen; ſondern die Mittelſtraße zu halten, und auf dem erhabenen Parnaß zu gehen, befohlen hat.

Profeſſus grandia, turget;
Serpit humi, tutus nimium timidusque procellæ:
In vitium ducit culpæ fuga, ſi caret arte.

Fürs andere iſt es längſt, auch von Rednern, angemerket worden, daß der uneigentliche Ausdruck durch verblümte Redensarten, ſo gar der ungebundnen Rede eine beſondere Anmuth giebt. Cicero z. E. lehrt im dritten Buche vom Redner im 38. Capitel ausdrücklich, daß die uneigentlichen Bedeutungen der Wörter zwar zu allererſt aus Mangel und Dürftigkeit der Sprachen aufgekommen; hernach aber auch zur Anmuth und Zierde gebraucht worden: wie man auch die Kleidungen anfänglich zur Bedeckung unſrer Blöße, nachmals aber zur Pracht ausgeſonnen und eingeführet hat. Er erweiſet es durch verſchiedene verblümte Reden, die auch bey den lateiniſchen Bauern gewöhnlich geweſen; dergleichen etwa bey uns fol-

gende wären: Der Wald iſt mir ausgeſtorben; der Baum hat den Krebs; die Zweige kriegen ſchon Augen; die Saat ſteht geil; der Acker iſt fett; das Getrayde brandig, u. d. gl. Darauf erinnert er, daß er außer dieſen gemeinen Arten verblümter Reden, noch eine verwegnere Gattung gebe, die nicht aus dem Mangel der Sprache; ſondern aus einem feurigen Witze entſteht, und der Rede viel Glanz und Schönheit zuwege bringet; welches er dann mit vielen poetiſchen Exempeln erläutert.

4. §. Ich will desgleichen thun, um die Sache in ein völliges Licht zu ſetzen. So ſchreibt Flemming auf der 362. S.

Der verliebte Himmel lächelt,
In die gleich erwärmte Luft;
Welche gleichſam Küſſe fächelt,
Auf der ſchwangern Erden Kluft:
Die bald beyden, ſo ſie liebet,
Tauſend ſchöne Kinder giebet.

Wer ſieht hier nicht einen ſehr edlen poetiſchen Ausdruck; in verblümten Verſtande gebrauchte Worte, und kühne Redensarten? Der Himmel muß verliebt heißen, welches man ſonſt nur von verſtändigen Weſen ſagt. Die Luft muß Küſſe fächeln; weil ſie ſo lieblich iſt, als eine freundliche Schönheit, wenn ſie einen Geliebten küſſen will. Die Erde iſt ſchwanger, weil die Gewächſe gleich einer Frucht in Mutterleibe, in ihr verborgen liegen, ehe ſie im Frühlinge ausbrechen. Sie muß den Himmel und die Luft lieben; welches wiederum nur im verblümten Verſtande angeht: weil ſie ſich nämlich bey der Gegenwart des freundlichen Himmels, mit ihrem Laube und Graſe ſchmücket; wie eine verliebte Dirne gegen die Ankunft ihres Liebſten. Endlich giebt ſie tauſend ſchöne Kinder, das iſt, in der eigentlichen Sprache zu reden, Blumen und Früchte. Und wer ſieht hier nicht, daß dieſe Strophe durch ihre verblümten Redensarten weit ſchöner und geiſtreicher geworden, als wenn ſie aus lauter eigentlichen Ausdrückungen beſtanden hätte? Noch eins zum Ueberfluſſe, aus eben dem Poeten, auf der 353. S.

Die

Die verlebte Welt wird jünger,
Und ſtreicht mit verliebtem Finger,
Ihre Runzeln von der Haut.
Seht, ſeht! wie ſie aus den Feldern,
Aus den Auen, aus den Wäldern,
Mit verbuhlten Augen ſchaut.

5. §. Hieraus erhellet ja wohl deutlich genug, was ein poetiſcher Geiſt, was eine edle Art zu denken, und ein feuriger ungemeiner Ausdruck ſey. Dieß iſt die Sprache der Poeten, dadurch ſie ſich von der magern proſaiſchen Schreibart unterſcheiden. Man verſuche es, und zertrenne auch hier das Sylbenmaaß; man verſtecke die Reime, wie man will: es wird doch ein poetiſcher Geiſt daraus hervorleuchten. Daß aber dieſes die rechte Probe des poetiſchen Geiſtes ſey, das lehrt uns Horaz, der in der IV. Satire des I. B. ausdrücklich ſagt: daß ſeine und Lucils Verſe nichts poetiſches mehr an ſich behielten, ſo bald man durch die Verſetzung der Worte ihnen das Sylbenmaaß genommen. Weit anders verhalte es ſich mit dem Ennius, der die poetiſche Schreibart in ſeiner Gewalt gehabt. Denn wenn man gleich die Worte: Nachdem die ſcheußliche Zwietracht die eiſernen Pfoſten und Thore des Krieges erbrochen, noch ſo ſehr verſetzen wollte: ſo würde man doch allezeit die Glieder eines zerlegten Poeten darinn antreffen. Es iſt werth, daß ich das lateiniſche davon herſetze. * Ich muß nur erwähnen, daß Horaz durch dieſe Anmerkung erweiſen wollen, eine Satire verdiene nicht den Namen eines Gedichtes. Denn kurz vorher hatte er ſich ausdrücklich aus der Zahl der Poeten ausgeſchloſſen, in ſo weit er nur ein Satirenſchreiber

* Non ſatis eſt puris verſum perſcribere verbis,
Quem ſi diſſolvas, quivis ſtomachetur, etc.
His, ego quæ nunc;
Olim quæ ſcripſit Lucilius, eripias ſi
Tempora certa modosque, & quod prius ordine verbum eſt,
Poſterius facias, præponens ultima primis,
Non, ut ſi ſolvas: *Poſtquam diſcordia tetra*
Belli ferratos poſtes portasque refregit;
Invenies etiam diſjecti membra Poetæ.

ſchreiber war.* Ein Poet muß alſo einen großen Witz, einen göttlichen Geiſt und einen erhabnen Ausdruck haben, wenn man ihn mit dieſem Namen beehren ſoll. Da ich nun dieſe Lehren ſchon vor mehr als zwanzig Jahren gegeben habe: ſo urtheile man, ob diejenigen Tadler recht haben, die mir Schuld geben wollen, ich wollte in Gedichten nur eine abgezählte und gereimte Proſa leiden.

6. §. Und freylich zeiget ſich der Witz eines Poeten hauptſächlich in der glücklichen Erfindung verblümter Redensarten. Denn iſt derſelbe eine Kraft der Seelen, das Aehnliche leicht wahrzunehmen: ſo merket man, daß in jedem uneigentlich verſtandenen Worte ein Gleichniß ſtecket, oder ſonſt eine Aehnlichkeit vorhanden iſt, weswegen man eins für das andere ſetzt. Das beluſtiget nun den Leſer eines ſolchen Gedichtes. Er ſiehet nicht nur das Bild, darunter ihm der Poet eine Sache vorſtellet, ſondern auch die Abſicht deſſelben, und die Aehnlichkeit zwiſchen beyden: und da ſein Verſtand auf eine ſo angenehme Art mit ſo vielen Begriffen auf einmal beſchäfftiget iſt; ſo empfindet er nicht nur wegen der Vollkommenheit des Poeten, deſſen Schrift er lieſt, ein Vergnügen; ſondern er beluſtiget ſich auch über ſeine eigene Scharfſinnigkeit, die ihn fähig macht, alle Schönheiten des verblümten Ausdruckes, ohne Mühe zu entdecken. Z. E. Amthor ſchreibt auf der 125. Seite:

Itzt ſchwindet allgemach,
Der Schatten lange Nacht, und läßt der Thürme Zinnen
Ein frohes Morgengold gewinnen.
Der alte Nordwind giebt dem jungen Zephir nach:
Die Erde wird der lüſtern Sonnen Braut,
Die ihren Bräutigam ſtets näher treten ſchaut.
Sie ſchmückt ſich ſchon zur neuen Hochzeitfeyer:
Weil Phöbus ihren Wittwenſchleyer,

Den

* Primum ego me illorum, dederim quibus eſſe Poetas,
Excerpam numero: nec enim concludere verſum,
Dixeris eſſe ſatis; neque ſi quis ſcribat uti nos,
Sermoni propiora, putes hunc eſſe poetam.
Ingenium cui ſit, cui mens divinior, atque os
Magna ſonaturum, des nominis hujus honorem.

Den Schnee und Eis ihr umgethan,
Aus heißer Brunſt nicht ferner dulden kann.

Dieſe Stelle kann für ein Muſter des guten verblümten Ausdruckes angeſehen werden. Das frühe Morgengold auf den Zinnen der Thürme, iſt das goldfarbigte Licht der Morgenröthe, und der hervorbrechenden Sonnenſtralen, die ſich an den Thurmſpitzen zuerſt zeigen. Der Nordwind wird, ſeiner Kälte halber, einem alten Manne, und der warme Zephir einem Jünglinge verglichen. Die Erde wird wegen ihres Putzes im Frühlinge, als eine Braut, und die Sonne, als ihr lüſterner Bräutigam vorgeſtellt: weil ſie ſo unverwandt nach derſelben ihre Stralen ſchießt, als es ein verliebter Freyer bey ſeiner Liebſten zu thun pflegt. Der Schnee des vergangenen Winters, muß endlich, ſeiner Farbe halber, einen Wittwenſchleyer abgeben, den die brünſtige Sonne ihr vom Angeſichte ziehen will. Wer hier nicht den Reichthum eines poetiſchen Witzes wahrnimmt, der muß gewiß keinen Geſchmack an ſchönen Dingen finden können.

7. §. Ein jeder ſieht aber von ſich ſelber wohl, daß hier faſt nichts anders, als die Metaphore vorgekommen, welche ſonſt, bey den Lehrern der Redekunſt, die erſte und hauptſächlichſte Gattung verblümter Redensarten iſt. Dieſe war auch den Alten, z. E. dem Ariſtoteles, einzig und allein bekannt, und die übrigen hat man erſt nach der Zeit angemerket. Cicero nennt die Metaphore Translatio; beyde Wörter haben eine ſehr allgemeine Bedeutung, und ſchicken ſich auch ſo gar für die Metonymie, Synekdoche und Ironie. Deutſch müßte man ſie eine Verſetzung, oder einen Wechſel nennen; denn dieſes drückt die Natur der Sache ziemlich aus: die Metonymie aber, als die andre Gattung verblümter Redensarten, könnte eine Namenänderung heißen. Doch wir müſſen ſie alle nach der Ordnung durchgehen, und mit Exempeln aus unſern Poeten erläutern. Ich kehre mich alſo an die ſtolzen Kunſtrichter nicht, die es für eine zu geringſchätzige Arbeit halten, ſich mit Regiſtern von Tropen und Figuren aufzuhalten. Man ſieht es nämlich aus ihren eige-

nen Schriften wohl, daß sie sich mit den Regeln und deutlichen Begriffen dieser Zierrathe der guten Schreibart, nichts zu schaffen gemacht; indem sie kein Maaß und keine Regel darinn zu halten wissen. Ihr Exempel also soll uns eher behutsam, als nachläßig in diesem Stücke machen.

8. §. Die Metaphore ist also eine verblümte Redensart, wo man anstatt eines Wortes, das sich in eigentlichem Verstande zu der Sache schicket; ein anderes nimmt, welches eine gewisse Aehnlichkeit damit hat, und also ein kurzes Gleichniß in sich schließt. Zum Exempel, Flemming schreibt in einer Ode auf der 363. S. die demantenen Gewässer; und bald hernach gedenket er der buhlerischen Sterne. Wir haben schon oben die verwachte Rose, die taumelnden Cypressen, die gesunden Schatten und schlummernden Gewächse aus eben diesem Poeten angeführet. Dieses sind lauter metaphorische Ausdrückungen. Im eigentlichen Verstande hätte man sagen müssen: die klaren Gewässer, die blinkenden Sterne, die verwelkte Rose, die hin und her wankenden Cypressen; die kühlen Schatten; und die ruhigen Gewächse. Aber der Poet führet uns durch seine geistreiche Beywörter auf ganz andere Begriffe. Die allernächsten Wörter sind ihm zu schlecht: er holet sich von weitem ganz ungemeine Gedanken her, die sich aber zur Sache schicken, und dem Verstande sehr angenehme Bilder machen, wenn er die Aehnlichkeit derselben einsieht. Eben dergleichen finde ich in Pierschens Hochzeitode auf Prof. Bayern in Petersburg, meinen nunmehr seligen Freund, sehr häufig. Z. E. in dieser Strophe:

Die holden Wangen deiner Braut,
Muß eine keusche Röthe färben,
So, wie man sonst den Himmel schaut,
Wenn die verlebten Tage sterben.
Des Jungferstandes letzter Schein,
Ist ein nicht fehlender Prophete,
Der Tag wird heiß und heiter seyn,
Nach einer schönen Abendröthe.

9. §.

9. §. Eben dergleichen Metaphoren können auch in selbſtſtändigen Nennwörtern und Hauptwörtern, ja faſt in allen andern vorkommen. Z. E. Kanitz ſchreibt:

Iſts ihm nicht mehr vergönnt, zu küſſen eine Docke,
Die ihre freche Stirn mit Thürmen überhäuft ꝛc.

Da iſt das Wort Thürme, für den hohen Kopfputz gebraucht, der zu ſeiner Zeit Mode geweſen. Eben ſo hat Heräus auf der 248. S. die großen Perrücken beſchrieben:

Der weißbeſtäubte Buſch, der ganze Leiber deckt.

Imgleichen Opitz, nennt ein Frauenzimmer ein Bild; wegen der Schönheit, die man in Bildern am vollkommenſten finden kann. Auf der 165. S. der poetiſchen Wälder.

Hier geht ein ſchönes Bild,
Wo nichts zu ſpüren war, als ungezähmes Wild.

Von Hauptwörtern mögen folgende Exempel dienen. Heräus ſagt, ein Fleißiger habe Minuten zu zählen; und ein Müſſiggänger ſtehle ihm den Tag.

Wie dieſem, deſſen Fleiß Minuten hat zu zählen,
Der kömmt, den guten Tag zu biethen und zu ſtehlen.

Um das Zählen iſt es einem Fleißigen wohl nicht zu thun: aber es heißt hier beobachten, ja theuer und werth halten; weil man ſolche Dinge genau nachzuzählen pflegt. Das Stehlen ſchicket ſich hier gleichfalls ſo eigentlich nicht zum Tage. Aber es heißt hier unbrauchbar machen; weil man Sachen, die uns geſtohlen werden, nicht mehr zu ſeinem Nutzen anwenden kann. Opitz ſchreibt auf der 166. Seite der poetiſchen Wälder.

Ich kenne den Weg auch. Sehr oft hab ich gemeſſen
Den grünen Helikon, bin oben auf geſeſſen.
Durch mich wird itzt das Thun in Deutſchland aufgebracht,
Das künftig trotzen kann der ſchönſten Sprachen Pracht.
Wer dieſen Zweck erlangt, der darf nicht unten kleben:
Und wär er zehnmal todt, ſo ſoll er dennoch leben!
Gott herbergt ſelbſt in ihm, ja was er denkt und ſchafft,
Reucht nach Unſterblichkeit, ſchmeckt nach des Himmels Kraft ꝛc.

Den Helikon meſſen, heiß hier darauf gehen: weil man mit Schritten zu meſſen pflegt. Den ſchönſten Sprachen trotzen, heißt hier, ihnen an Schönheit gleich gehen. Unten kleben, heißt hier, unten bleiben; leben heißt, unvergeßlich ſeyn; herbergen, heißt, in etwas anzutreffen ſeyn; nach Unſterblichkeit riechen, und nach des Himmels Kraft ſchmecken, heißt, nur jenes und dieſes zu verſtehen geben, und an ſich ſpüren laſſen. Und dieſe Exempel können davon genug ſeyn.

10. §. Wenn die Metaphore länger, als in einem Worte fortgeſetzt wird, ſo heißt ſie eine Allegorie. Z. E. Flemming ſchreibt von einem Bräutigam:

Viel tauſend, tauſend feuchte Küſſe,
Bethauen die vermählte Hand:
Damit der Liebe trächtigs Land,
Hinkünftig nicht vertrocknen müſſe.

Die Liebe wird hier als ein beſäeter Acker vorgeſtellet, der eines naſſen Thaues benöthiget iſt, damit er nicht verdorre: Und dieſen findet der Poet in den feuchten Küſſen des Bräutigams. Kanitz beſchreibt die Reizungen der böſen Lüſte unter dem Bilde des erſten Sündenfalles:

Wir hören überall Verführungsſchlangen pfeifen,
Wir wollen hier und da nach fremden Aepfeln greifen,
Wie wäſſert uns der Mund, die Hand wird ausgeſtreckt.

Amthor beſchreibt den Chriſtenwandel unter dem Bilde des iſraelitiſchen Zuges nach Kanaan auf der 308. Seite:

Der Proben harter Strich macht ſeinen Werth bekannt;
Man kömmt durchs rothe Meer nur ins gelobte Land,
Und muß durch manchen Kampf den Heldenmuth beweiſen.
Es trägt Arabiens beſtäubte Wüſteney
Nur Hunger, Durſt und Angſt auf allen Wegen bey;
Durch die der Wandrer muß nach Zions Höhen reiſen.

Pietſch gleichfalls, wenn er die Beſchaffenheit des kaiſerlichen Heeres bey Belgrad beſchreibt:

Der Adler wacht indeß auf einem ſichern Hügel,
Und ſtreckt mit reger Kraft die ausgedehnten Flügel

Vor seiner Wohnung aus, um die er anfangs schwebt,
Eh ihn der volle Flug aus seinen Gränzen hebt.
Bald schießt er schnell herab, wenn er den Drachen findet,
Der sich, auf seinen Stoß um seinen Schnabel windet:
Doch den verdrehten Balg hält seine Klaue fest,
Bis er ihn abgestreift im Blute liegen läßt;
Als Sieger in den Kreis des fernen Mondes steiget,
Und seinen Donnerkeil den blassen Hörnern zeiget.

11. §. Es muß aber eine gute Metaphore und Allegorie 1) eine wahre Aehnlichkeit in sich haben, die in den Sachen, und nicht in bloßen Wörten anzutreffen ist. Z. E. Wenn ich den Himmel ein Engelland nennen wollte, so wäre es nichts: denn hier käme es bloß auf das Wort Engel an. Z. E. Neukirch hat in dem vortrefflichen Gedichte auf die Königinn in Preußen, Charlotte, dieses Wortspiel gebraucht, indem er den König Friedrich so redend einführet:

Und wer bewundert nicht das, was du jüngst gesprochen?
Mein Kronprinz, war dein Wort, beschloß vor wenig Wochen,
Nach Engeland zu gehn; doch seht, er läßt es seyn,
Und seine Mutter geht ins Land der Engel ein.

Ich weis aber zu seiner Entschuldigung nichts mehr zu sagen, als daß dieses vieleicht in der That ein Einfall des Königes selbst gewesen seyn muß: daher der Poet ihn denn auch dem Könige in den Mund gelegt hat; um demselben die Ehre der Erfindung nicht zu rauben. Und spricht er gleich, daß man dieses Wort des Königes bewundere: so glaube ich doch nicht, daß ihm dasselbe so schön vorgekommen sey, weil er selbst nirgend dergleichen vorgebracht. Aber an manchem großen Herrn, ist in solchen Dingen oft etwas ein Wunder, welches man auch an einem Schüler nicht dulden würde. Doch ich besinne mich, daß auch Neukirch von Wortspielen so frey nicht gewesen, als er wohl hätte seyn sollen. Z. E. in dem Gedichte auf die geschützten Nachtigallen, heißt es:

Denn sprach er, was man itzt im Kriege großes schaut,
Ist, daß uns Friederich Fried, Ehr und Reich erbaut.

wie-

wiewohl ich dieses schon in dem vorigen Hauptstücke hätte anführen sollen. Wenn aber Kanitz schreibt: Sein Hof wird ihm ein Hof ꝛc. so vergleicht er wirklich den Rittersitz eines Landjunkers, mit einem Hofe, und dieses ist also kein Wortspiel zu nennen.

12. §. II) Muß sie nicht von solchen Dingen hergenommen seyn, die eine Sache verächtlich oder lächerlich machen können; es wäre denn, daß man mit Fleiß satirisch schreiben wollte. Cicero z. E. tadelt einen Scribenten, weil er gesagt hatte: durch Catons Tod, wäre die Republik entmannet oder verschnitten worden. III) Muß das Gleichniß nicht gar zu weit hergesucht seyn, so, daß man es leicht verstehen kann. Aristoteles verwirft in dieser Absicht den Ausdruck eines alten Poeten, der den Xerxes einen persianischen Jupiter genennet hatte. Und dahin könnte man die pralerischen Metaphoren der portugiesischen Redner rechnen, die im XL. St. des II. Theils der vern. Tadlerinnen angeführet worden; wie auch unzählige im Milton und seinen Nachahmern. Endlich IV) müssen die Metaphoren, so viel möglich, alles sinnlicher machen, als es im eigentlichen Ausdrucke seyn würde. Daher dienen alle die Redensarten und Wörter sehr, die das Gesicht, das Gehör, das Gefühl, den Geruch und Geschmack angehen. Vor allen Dingen aber, sind die sichtbaren Dinge sehr geschickt, lebhafte Metaphoren zu geben. Die oben schon so häufig angeführten Exempel können dieses sattsam erweisen: Es ist aber auch an sich selbst leicht zu begreifen: denn die Einbildungskraft bringt die Begriffe desto klärer hervor, je stärkere Eindrückungen man davon sonst gehabt. Nun wirken aber die meisten Sinne sehr stark in die Seele; sonderlich aber wirkt das Gesicht, bey Empfindung des Lichtes und der Farben, sehr klare, von Figuren und Größen aber auch deutliche Begriffe. Ein Wort also, welches dahin gehöret, kann auch eine unsichtbare Sache gleichsam sichtbar machen, wenn es in verblümtem Verstande dazu gebrauchet wird.

13. §.

13. §. Die andere Art verblümter Reden, ist die Metonymie, welche man mit dem Longolius ein Namenlehn nennen könnte. Man seßet aber darinn entweder die Ursache, und meynet die Wirkung derselben: als wenn ich einen Scribenten für seine Schriften nenne:

Der reiche Seneca an Witz und an Vermögen,
Der schlaue Tacitus, und was noch ist zugegen,
Muß allezeit um mich seyn. Opitz.

Oder umgekehrt, die Wirkung für die Ursache, als wenn ich den Pan die Furcht der Nymphen nennte:

Phyllis schickt Silvanen Kränze,
Alle Nymphen führen Tänze:
Ihre Frucht, der geile Pan,
Geht nicht minder stets im Reihen ꝛc. Dach.

Oder die Hauptursache an statt eines Nebendinges: und zwar erstlich, das Behältniß für das Enthaltene, als wenn ich den Helikon seße, und die Musen meyne.

Der ganze Helikon ist schon um diese Zeit,
Um seine Bücher her, und dichtet allbereit,
Das, was man rühmen muß. Flemming.

Zweytens der Besitzer an statt seines Eigenthums, als wenn man den Phöbus an statt der poetischen Triebe seßt, die ihm angehören.

Phöbus ist bey mir daheime,
Diese Kunst der deutschen Reime,
Lernet Preußen erst von mir ꝛc. Dach.

Drittens, der Feldherr für seine Soldaten, als wenn man sagt, der Kaiser wird geschlagen, da es doch die Soldaten sind.

Hier möchte man gedenken,
Das Glücke hätte dir Ergetzung sollen schenken,
Und Rast nach solcher Müh. Allein es saget Nein!
Der Kaiser von Byzanz muß auch geschlagen seyn. Opitz.

Vier-

Viertens, das Zeichen für die bezeichnete Sache, als wenn man den Zepter nennt, und ein Königreich meynt.

Bleibt Friedrich nur geſund, und hat ſein Zepter Segen,
Was iſt mir an Namur und Pignerol gelegen? Kanitz.

Fünftens, die Sachen in der Zeit, an ſtatt der Zeit ſelbſt, als wenn man den Mondwechſel für die Monate ſetzt:

Neunmal hat nun Phöbe gleich,
Ihre Hörner eingezogen,
Und die Nächte blind gemacht;
Seit ſie dir gab gute Nacht. Flemming.

Oder man ſetzt ein Nebending an ſtatt der Hauptſache, und da zwar erſtlich das Enthaltene für das Behältniß. Z. E. den Ort, wo man der Fürſten Gnade ſucht, für den Hof.

Jedennoch, wenn du dir, und auch zugleich den deinen,
Willſt mehr zu gute thun, ſo mußt du da erſcheinen,
Wo man der Fürſtenhuld, (weil doch des Höchſten Schluß
Sie groß, uns klein gemacht,) in Demuth ſuchen muß. Kanitz.

Zweytens, das Zeichen für das Bezeichnete, als wenn man, die Schamhaftigkeit zu beſchreiben, ſagte, den Hut in die Augen drücken.

Du darfſt, o freyer Held, den königlichen Hut
Nicht in die Augen ziehn. Wohin man itzo ſiehet,
Da ſieht man auch dein Lob. Opitz.

Drittens, die Zeit, für das, was darinn geſchieht; zum Exempel für die ſchlechten Poeten, die darinn leben:

Wie manchmal zürn ich nicht mit unſrer armen Zeit,
Die itzt faſt gar nicht mehr der Nachwelt Urtheil ſcheut. Günther.

Viertens, die Tugend oder Laſter, an ſtatt der Leute, die ſie ausüben; z. E. den Neid für die Neider.

Der Neid vergiftet zwar das allerſchönſte Haus,
Und die Verläumdung ſticht die angenehmſten Früchte. Gryphius.

Fünf-

Fünftens, die Gemüthsregung an ſtatt ihres Gegenſtandes; als wenn man einen fröhlichen Tag ſeine Freude nennt:

Preis der Tage, Wunſch der Frommen,
Meine Freude, ſey willkommen! Dach.

Sechſtens, das vorhergehende für das Nachfolgende, z. E. wenn ich ſagte, bis die Sonne untergeht; an ſtatt zu ſagen, bis es Nacht wird.

Bis der Gott der güldnen Gluten,
Der die braunen Mohren brennt,
In die heſperiſchen Fluthen,
Freygelaßnes Zügels rennt. Flemming.

Siebentens, das nachfolgende an ſtatt des vorhergehenden, z. E. die warme Frühlingsluft, für das, was darauf erfolget.

Die erfreuten Heerden ſpringen,
Das verlebte Jahr wird jung,
Die gelehrten Vögel ſingen,
Wald und Feld iſt auf den Sprung:
Und die Schooß der alten Erden,
Will aufs neue ſchwanger werden. Flemming.

14. §. Die dritte Gattung verblümter Redensarten heißt **Synekdoche**, auf deutſch, nach **Longols** Benennung, ein **Auszug**; dieſe hätte gar leicht unter der Metonymie können begriffen werden, wenn es nicht unſern Vorfahren anders gefallen hätte. Sie iſt wiederum vielerley, denn man ſetzt entweder das Ganze für den Theil; z. E. die Welt für ein kleines Land in derſelben.

Ihr, die des Höchſten Rath beſtimmt,
Der Welt mit Stahl und Bley zu dienen. Günther.

Oder den Theil fürs Ganze, als wenn ich den Hals für die ganze Perſon ſetze.

Er hat daſelbſt bekannt,
Du hätteſt ſeinen Hals und Ehr in deiner Hand. Opitz.

Oder

Oder eins für vieles: als z. E. ein Sinn, wenn von vielen Personen die Rede ist, die doch viel Sinne haben.

Andre werden sich befleißen,
Die ein größrer Sinn erhöht,
Welchen Phöbus näher geht,
Als mir abgeleguem Preußen ꝛc. Dach.

Oder vieles für Eins. Z. E. Die Lüfte für die Luft.

Die gestirnten Lüfte scherzen,
Tausend Kerzen,
Tausend lichte Fackeln stehn. Flemming.

Oder eine gewisse Zahl für die ungewisse. Z. E.

Wenn du, großer Siegesfürst!
Hundert tausend Cherubinen,
Zu Gefährten haben wirst,
Werden dir die Feinde dienen. Chr. Gryph.

Oder eine sogenannte volle Zahl, für eine größere oder kleinere. Zum Exempel:

Thu, o Churfürst, nach Belieben,
Such ich Hufen, zehnmal sieben?
Nein! auch zwanzig nicht einmal.
Andre mögen nach Begnügen
Auch mit tausend Ochsen pflügen,
Mir ist gnug ein grünes Thal. Dach.

Oder etwas viel größeres für das kleinere, welche Art man Hyperbole nennet. Z. E. Wenn man die Thränen einen Bach nennet:

Betrachte nur den Thränenbach,
Worinn das Herz der Aeltern schwimmet:
Wo noch in dir Erbarmung glimmet,
So gib doch ihren Seufzern nach. Amthor.

Das ist nicht genug. Eben derselbe bedient sich dieser Vergrößerung noch kühner, wenn er in demselben Gedichte an ein verstorbenes junges Frauenzimmer den ganzen Belt toben läßt. Er redet den Tod an:

Schau,

Schau, wie der Belt beginnt zu toben,
Daß du solch einen theuren Stein,
Zu seiner Nymphen höchster Pein,
Aus ihrer Krone weggeschoben.

Hier könnte es leicht seyn, daß diese Vergrößerung einigen gar zu verwegen vorkäme. Denn was will man auf eine Prinzessinn größers sagen? Zugeschweigen, daß man nicht sieht, was das für eine Krone der Nymphen gewesen, darinn die Todte einen Edelgestein abgegeben? Die Allegorie ist nicht gar zu richtig.

15. §. Ueberhaupt aber geht man in Vergrößerung der Dinge gemeiniglich zu weit, und überschreitet dadurch die Regeln der Klugheit. An Malherben hat schon Bouhours eine sehr unerträgliche Vergrößerung der Thränen Petri getadelt; die ich, ihrer Seltsamkeit halber, aufs allergenaueste übersetzt habe, und hier mittheilen will.

Da hub sich sein Geschrey gleich als ein Donner an,
Sein Seufzen war ein Sturm, der Eichen fällen kann,
Und die gelinde Fluth von den vergoßnen Zähren,
Verglich sich einem Strom, der von den Bergen läuft,
Die Felder überschwemmt, ja Dorf und Stadt ersäuft,
Und fast die ganze Welt in eine See will kehren.

Wer nun dieses nicht für ausgeschweift erkennen will, der muß in der That nicht viel Nachsinnen oder Geschmack von einer Sache haben. Opitz hat uns diese Art hochgetriebener Vergrößerungen in der Sprache eines schmäuchelnden Buhlers lächerlich zu machen gesuchet, den er auf der 161. S. im IV. B. s. poet. W. so entwirft. Er redet ein Frauenzimmer an:

Sie thun wohl einen Eid, wiewohl nicht ohne Lachen,
Daß eure Augen auch die Sterne finster machen;
Und daß sie heller sind, denn alles Firmament,
Ja daß die Sonne selbst auch nicht so heftig brennt.
Sie schwören hoch und sehr, daß Gott euch auserlesen,
Vor aller Zierlichkeit und allem schönen Wesen;
Und sagen: selig sey das Jahr und dann die Zeit,
In der ihr, große Zier der Welt! gebohren seyd.

Sie ſprechen wohl dabey, daß ihr mit euren Blicken,
Ein härter Herz als Stein, vermöget zu entzücken;
Daß aus America die beſte Spezerey,
Mit eurem Athem weit nicht zu vergleichen ſey;
Daß ſolche Hände nicht gemalet werden könnten,
Daß gegen ihnen, Schnee zu gleichen ſey der Tinten;
Daß jedes Zähnlein ſey ein köſtlicher Demant,
An welchen die Natur all ihre Kunſt gewandt;
Und daß die Lippen auch, die mehr als Roſen blühen,
Weit weit den edelſten Corallen vorzuziehen;
Und daß der ſtarke Mars durch eurer Zungen Schein,
Die Waffen abzuthun bereitet würde ſeyn.
Beliebt es euch hernach von Venus was zu ſingen;
Die Winde könnet ihr mit eurer Stimme zwingen:
Und wenn ihr weiter euch auch zu der Lauten findt,
Iſt Orpheus ungelehrt und gegen euch ein Kind.
Wenn ihr im Felde ſeyd, wohin man euch ſieht gehen,
Da ſieht man alſobald die ſchönſten Blumen ſtehen.
In Summa, die Natur hat dieß an euch gethan,
Daß eure Trefflichkeit kein Menſch beſchreiben kann.
Wie möcht ich aber wohl ſo falſch erdachtes ſagen,
Und die Aufſchneiderey mit Langmuth nur ertragen?
Ich glaube, welcher ſich nimmt ſolcher Lügen an,
Der Feder und Papier auch ſchamroth machen kann.

Was Opitz hier in der verliebten Sprache für unerträglich gehalten, das hat Kanitz in der Beſchreibung des Krieges-weſens, und in den Klagen der Verſtorbenen, als einen Fehler angemerket. In ſeiner Satire von der Poeſie heißt es:

Fällt das geringſte vor in dieſen Kriegeszeiten,
So dünkt mich, hör ich ſchon die Wetterglocke läuten.
Ein Flammenſchwangrer Dampf beſchwärzt das Luftrevier,
Der ſtralbeſchwänzte Blitz bricht überall herfür,
Der grauſe Donner brüllt und ſpielt mit Schwefelkeilen.
Der Leſer wird betrübt, beginnet fortzueilen,
Bis er ins Trockne kömmt; weil doch ein Wolkenguß,
Auf ſolchen harten Knall nothwendig folgen muß:
Und läßt den armen Tropf der Welt zur Strafe reimen,
Wie ein Beſeßner pflegt in ſeiner Angſt zu ſchäumen.
Geht wo ein Schulregent in einem Flecken ab,
Mein Gott! wie raſen nicht die Dichter um ſein Grab.
Der Tod wird ausgefilzt, daß er dem theuren Leben,
Nicht eine längre Friſt als achtzig Jahr gegeben.

Die

Die Erde wird bewegt, im Himmel Lärm gemacht,
Minerva, wenn ſie gleich in ihrem Herzen lacht,
Auch Phöbus und ſein Chor, die müſſen wider Willen,
Sich traurig, ohne Troſt, in Flor und Boy verhüllen.
Mehr Götter ſieht man oft auf ſolchem Zettel ſtehn,
Als Bürger in der That mit zu der Leiche gehn.

16. §. Mit der Verkleinerung, (Litote oder Tapeinoſis) iſt es eben ſo bewandt. Sie ſagt allemal weniger, als in der That wahr iſt; doch ſo, daß ſie dadurch in keinen Irrthum ſtürzet. Z. E. Günther beſchreibt ſeine Armuth ſo:

Ich darf mich ohnedas vorizo nicht beſchweren,
Als ließen Tiſch und Schlaf mich wenig Zeit entbehren.
Fünf Biſſen in den Mund, ſo iſt die Tafel gar;
Die Glieder auf die Bank, das Halstuch um das Haar,
So bin ich in dem Bett nun völlig ausgezogen.
Die Hüfte glaubt es nicht, doch wird ſie oft betrogen.

Die Synekdoche ſetzt auch wohl zuweilen die ganze Art eines Dinges für eine beſondere Gattung deſſelben. Z. E. Das Licht überhaupt, für die Sonne:

Willkommen, ſchönes Licht!
Das aus dem Himmelspunct der Abyſſinen,
Im Nordens kalten Zirkel bricht.
Kaum war dein heißer Stral bey uns erſchienen ꝛc. Amthor.

Oder die beſondre Gattung für die ganze Art. Z. E. Wenn ich Mandeln und Muſcaten ſtatt aller andern Leckerbiſſen ſetzte:

Wiewohl ein ſolcher Held, der nur ſein theures Blut
Zum Aderlaſſen ſpart, nicht große Wunder thut;
Und wenn ihm nichts gefehlt, als Mandeln und Muſcaten,
Wohl ehr aus Blödigkeit hat Stadt und Land verrathen. Kanitz.

Auf eben die Art ſetzt man zuweilen die Namen gewiſſer Perſonen, anſtatt allgemeiner Benennungen ſolcher Leute: welche Art nebſt der folgenden eine Antonomaſie heißt. Zum Exempel:

Geh Breslau! denke nach, was der Verluſt bedeute,
Dein Piccart, dein Galen, dein Kepler, dein Caßin,
Dein Galiläus ſtirbt. Dieß, was gelehrte Leute
Für deinen Schmuck geſchätzt, iſt leider itzt dahin! Gryph.

Oder man braucht anſtatt der eigenen Namen gewiſſer Dinge, die allgemeine Benennung, die ſich für ſie ſchickt. Z. E. Wenn man ein Pferd, oder einen Diener meynte, und ein Vieh nennte.

Verſuchs! gieb ihm ein Amt, ſechs Viehe vor den Wagen,
Und ſechſe hinten drauf; ſieh, was er dann wird ſagen. Herãus.

Imgleichen wie Kanitz einen Weiſen nennet, und den Horaz meynt, deſſen Vers, Beatus ille qui procul negotiis, er anführt:

Ja, ſprichſt du, folge dem, was jener Weiſe ſchreibt:
Wohl dem, der weit entfernt von fremden Händeln bleibt ꝛc.

17. §. Endlich kömmt noch die vierte Gattung verblümter Redensarten, die man die Ironie oder Verſpottung zu nennen pflegt. Man ſaget darinn gerade das Gegentheil deſſen, was man denket; doch ſo, daß der Leſer aus dem Zuſammenhange leicht begreift, was die wahre Meynung iſt. Z. E.

Bey einem Hochzeitmahl, da kommen oft geflogen
Des künſtlichen Papiers bis vier und zwanzig Bogen:
Ein ſchöner Vorrath traun! beſonders zu der Zeit,
Wenn etwa Heu und Stroh nicht gar zu wohl gedeiht. Rachel.

Zuweilen wird die Ironie ſehr heftig, und bekömmt alsdann den Namen Sarkaſmus oder Diaſyrmus; nachdem ſie nämlich gegen Todte, oder Lebendige ihren beißenden Hohn ausſtößt. Z. E. Opitz ſpottet des Glückes, im Abſehen auf die Standhaftigkeit des Ulyſſes, dergeſtalt:

Du kannſt, Fortune! ja den werthen Helden zwingen,
Hinab ins tiefe Meer, bis an den Hals, zu ſpringen:
Du kannſt ja wider ihn vermiſchen Luft und Flut,
Kannſt fodern, wenn du willſt, ſein Leben, Gut und Blut!

Daß

Daß aber er vor dir die Knie auch ſolle beugen,
Viel weinen, kläglich thun, ſich wie ein Weib bezeigen,
Sein Leben, ſeine Zeit verdammen für und für,
Sein Herze laſſen gehn; das ſtehet nicht bey dir!.

Hieher gehört auch die ſpöttiſche Wiederholung der Worte ſeines Gegners, die ſonſt Mimeſis, oder das Nachſpotten genennet wird. Z. E. In des Sophokles Antigone ſpricht Kreon mit ſeinem Sohne Hämon, nach Opitzens Ueberſetzung:

Kreon.

Und iſt denn dieß nicht recht, wenn ich mein Reich will ehren?

Hämon.

Schön ehren! denn du greifſt der Götter Ehr itzt an.

Und bald darauf:

Kreon.

Willſt du durch Drohen mich noch mehr und mehr erherben?

Hämon.

Was Drohen? wo man Rath und That nicht will verſtehn.

18. §. Das wären nun die hauptſächlichſten Gattungen und Arten, der gewöhnlichen verblümten Redensarten, wodurch die poetiſche Schreibart, noch mehr als die ungebundne, einen beſondern Glanz und eine ausnehmende Schönheit bekömmt. Doch kann man leicht denken, daß dieſelben, nach Beſchaffenheit der Materien und beſondern Umſtände, allerley verſchiedene Geſtalten annehmen; ſo daß ſie auch zuweilen ganz eigene Namen bekommen. Der Witz der Dichter iſt ſehr unterſchieden, und ſeine Geburten ſind es nicht minder. Hat nun gleich ein Dichter in dieſem Stücke eine etwas größere Freyheit, als ein Redner, oder Geſchichtſchreiber; welche ihm deswegen zukömmt, weil er gleichſam in einer Begeiſterung, oder aus Eingebung der Muſen redet: ſo muß er doch die geſunde Vernunft dabey niemals aus den Augen ſetzen. Nicht alle verblümte Redensarten lauten in klugen Ohren ſchön, und man kann zuweilen gar nicht ſagen, warum dieſes

ses oder jenes so anstößig klingt. Darinn zeiget sich aber hauptsächlich der gute Geschmack eines Poeten, daß er eine geschickte Wahl unter den poetischen Ausdrückungen zu treffen weis, die ihm seine erhitzte Einbildungskraft an die Hand giebt. Man kann auch nicht eine jede verblümte Redensart in allen Gattungen der Gedichte brauchen. Was im Schäfergedichte schön ist, das schickt sich in ein Heldengedicht nicht: und was in einer erhabnen Ode ungemein klinget, das wird für Satiren, Briefe und Elegien viel zu prächtig seyn. Die tragische Schreibart geht fast immer auf Stelzen, d. i. sie redet fast durchgehends verblümt: die komische hergegen geht barfuß; ich meyne, sie braucht die gemeine Sprache der Bürger; doch nach Beschaffenheit ihrer besonderen Charactere. Alle diese allgemeine Regeln werden in dem andern Theile weitläuftiger ausgeführt vorkommen.

19. §. Nichts aber ist bey der verblümten Schreibart mehr zu vermeiden, als die Dunkelheit. Gewisse Leute verstecken sich in ihren Metaphoren so tief, daß sie endlich selbst nicht wissen, was sie sagen wollen. Man sieht alle ihre Gedanken nur durch einen dicken Staub oder Nebel. Der klärste Satz wird durch ihren poetischen Ausdruck verfinstert: da doch der Gebrauch verblümter Reden die Sachen weit lebhafter vorstellen, und empfindlicher machen sollte. Nicht nur im vorigen Jahrhunderte hat die marinische Schule den dunkeln Wust in die Dichtkunst gebracht; sondern auch itzo will uns die miltonische Secte von neuem überreden: Nichts sey schön, als was man kaum verstehen, oder doch mit vielem Nachsinnen und Kopfbrechen kaum errathen kann. Es ist wahr, daß Unverständige zuweilen eine so blendende Schreibart destomehr bewundern, je weniger sie dieselbe verstehen: allein Kenner gehen auf den Kern der Gedanken; und wenn derselbe gar nicht, oder doch kaum zu errathen ist, so schmeißen sie ein solch Gedicht beyseite. Sonderlich thun sie dieses, wenn gar über den schwülstigen Ausdrückungen, die Sprache Noth leidet, welches oft zu geschehen pfleget. Denn manchen vermeynten schönen Gedanken anzubringen, nehmen

sich

Ich die Herren Poeten die größten Freyheiten, wider alle Regeln der Sprachkunſt, und einer reinen Mundart. Ja was ohne Sprachfehler geſagt, was gemeines geweſen wäre, das dünkt ihnen ein neuer und ſchöner Gedanken zu ſeyn, ſo bald es in einen Schnitzer verkleidet iſt. Ich ſchließe daher dieſe Regel mit des Boileau Worten. Art. Poet. Ch. I.

Il eſt certains Eſprits, dont les ſombres Penſées
Sont d'un Nuage épais toujours embaraſſées;
Le Iour de la Raiſon ne les ſauroit percer:
Avant donc que de ecrire, aprenez à penſer!
Selon que notre Idée, eſt plus ou moins obſcure,
L'Expreſſion la ſuit ou moins nette, ou plus pure.
Ce que l'on conçoit bien s'enonce clairement,
Et les Mots, pour le dire, arrivent aiſement.

20. §. Auf die Menge verblümter Redensarten, und die ungeſchickte Vermiſchung derſelben in einer Schrift, kömmt hauptſächlich derjenige Fehler der poetiſchen Schreibart an, den man das **Phöbus** oder den Schwulſt zu nennen pflegt. Die Franzoſen haben dieſen Namen einer ſchwülſtigen Art des Ausdruckes, ſo viel mir wiſſend iſt, zuerſt beygeleget, und die Engelländer nennen dieſelbe **Bombaſt**. Es ſcheint die Benennung der erſtern ihren Urſprung hauptſächlich von dem Misbrauche zu haben, vermöge deſſen manche Poeten, auch bey den ſchlechteſten Dingen, die Vergleichungen von der Sonne herzunehmen pflegen. Der ſcharfſinnige **Bayle** hat dieſe böſe Gewohnheit in ſeinen Briefen * ſehr ſinnreich durchgezogen. Er merkt aus der Hiſtorie von der Stiftung der königlichen großbrittanniſchen Societät der Wiſſenſchaften an: daß man daſelbſt von der Arbeit ihrer Mitglieder in der Naturwiſſenſchaft, auch den Rednern und Dichtern den Vortheil verſprochen, daß ſie künftig auch von den Pflanzen und Mineralien ihre Vergleichungen würden hernehmen können; und daß die Sonne endlich zur Ruhe kommen würde, nachdem ſie allein, in den Gleichniſſen ſo viel hätte ausſtehen müſ-

* T. I. p. 32. 33. 34.

sen. Allein er setzet hinzu, dieses sey eben nicht zu hoffen, und die Sonne würde, dessen ungeachtet, wohl die große Vorrathskammer der Gleichnisse bleiben. Die Poeten und alle Urheber verliebter Seufzer würden lieber sterben, als in diesem Stücke ihre Gewohnheit ändern wollen. Dieses wäre nun einmal das Schicksal dieses schönen Gestirnes, daß man allerley Arten der Leute auf seine Unkosten lobete: so gar, daß auch wohl übelberüchtigte Buhlerinnen ein Verlangen darnach trügen. Davon führet er aus dem **Theophile** ein Sinngedichte an:

Cette Femme, qui m'importune,
Veut, qu'on la compare au Soleil:
Il est commun, elle est commune,
C'est tout ce, qu'ils ont de pareil:

21. §. Mit diesem Fehler der hochtrabenden Schreibart ist das von vorerwähnten Nationen sogenannte **Galimatias**, oder **Nonsense** sehr nahe verwandt: welches nichts anders ist, als eine ungereimte und unverständliche Vermischung widereinanderlaufender verblümter Redensarten; aus welchen es zuweilen unmöglich ist, einen Verstand herauszubringen. Von unsern Deutschen hat, wie mich dünket, **Christian Gryphius** zuerst den Uebelstand dieses Fehlers an unsern Poeten, sonderlich seinen eigenen Landesleuten, **Hofmannswaldauen** und **Lohensteinen** wahrgenommen; und die Quellen desselben in der Nachäffung der Italiäner und Spanier gefunden.* **Gryphius** unterscheidet aber hier mit großem Verstande die alten Italiäner von den neuern, und diese von den Franzosen. **Petrarcha** ist bey dem guten Geschmacke der alten Römer und Griechen geblieben; und ihn

* Ich weiß wohl, schreibt er, daß viele unsrer Landsleute den heutigen Wälschen und Spaniern unzeitig nachäffen; und sich mit ihrer nicht selten merklich abschießenden Farben ausputzen. Wenn aber die ehrlichen Leute ja nicht, wie es doch wohl seyn sollte, bey den alten Griechen und Römern in die Schule gehen, und von ihnen etwas lernen möchten: so würde es doch zum wenigsten gar wohl gethan seyn, wenn sie die reine und doch zugleich hohe Schreibart, derer sich die Wälschen im vergangenen Jahrhunderte, und noch itzt die Franzosen bedienen, etwas mehr in

ihn hat sich Opitz unter andern zum Muster genommen. Tasso und Guarini hielten sich noch ziemlich auf der alten Spur; und ob sie wohl schon viel von ihren Concetti oder gleißendem Flittergolde einstreueten: * so blieb doch das meiste in ihren Gedichten gut und untadelich. Ariost aber und Marino sind von der guten Art ganz und gar abgewichen: wie nicht nur Bouhours in seiner Maniere de bien penser dans les Ouvrages d'Esprit in vielen Exempeln gewiesen; sondern auch Crescimbeni in seiner Historia della volgar Poesia im II. Bande ausführlich dargethan hat. Diese marinische Schule nun hat auch in unserm Vaterlande viel Anhänger gefunden, noch ehe Brockes den Kindermord übersetzet hat; und das hat Gryphius in der angezogenen Stelle schon bedauret.

22. §. Doch auch aus den Spaniern ist dieses Verderben einigermaßen herzuleiten: so, wie schon in Rom, durch den Lucan und Seneca, der gute Geschmack des güldnen Alters sich verderbet hat. Gracian ist im vorigen Jahrhunderte durch die hochtrabende Art seiner Schriften ein solcher Verführer der witzigen Köpfe geworden. Denn ob er gleich nur in ungebundener Rede geschrieben, so hat er doch in seinen Schriften, z. E. in dem Criticon, einen ausschweifendern Witz bewiesen, als unzählliche Dichter gehabt haben. Daß Lohenstein einen besondern Geschmack an demselben gefunden, zeiget der staatskluge Ferdinand desselben: den er ins Deutsche übersetzet, und in seinen übrigen Schriften nachgeahmet hat. Will man ein Exempel von seiner Art haben, so lese man nur das Gedicht auf den Tod And. Gryphii, von der Höhe des menschlichen Geistes: darinn er fast allen seinen Witz und alle seine Einbildungskraft ver-

acht nähmen; und vielmehr den rechten Verstand einer Sache, als zwar köstlich lautende, aber vielmals wenig oder nichts bedeutende Worte, und den hieraus entspringenden Mischmasch, welchen man in Frankreich Galimatias und Phöbus zu heißen pflegt, beliebten.

* Siehe des Herrn von St. Evremond Lustspiel Sir Politick would be, nach, wo er einen italienischen Abt in lauter solchen Concetti, oder witzfindigen Einfällen redend einführet, und dadurch diese Schreibart zum Gelächter machet.

ſchwendet hat. Doch ein paar Strophen ſollen uns zur Probe dienen, wie dieſe Schreibart ausſieht. So hebt er an:

Wohin hat ſich der Geiſt der Menſchen nicht geſchwungen,
Die kleine Welt reicht hin, wie weit die große gränzt:
Denn iſt der ſpröde Leib gleich nur von Dohn entſprungen,
So ſieht man doch, daß Gott aus dieſen Schlacken glänzt;
Daß itzt was himmliſches beſeele das Gehirne,
Der Urſprung ſey von Gott, das Weſen vom Geſtirne.

Die Sonne der Vernunft, das Auge des Gemüthes
Macht uns zu Herrn der Welt, zu Meiſtern der Natur.
Der Panther dämpft für ihr das Schäumen des Geblüthes,
Sie nimmt der Schlang ihr Gift, durch einen kräftgen Schwur.
Sie lehrt uns Drachen kirrn, und auf den Löwen reiten,
Die Adler übereiln, und Crokodille beſtreiten.

Er müht ſich Gottes Werk und Wunder nachzuäffen,
Es theilt ein Dädalus mit Flügeln, Luft und Wind;
Bachan kann in der Luft Gewolk und Regen ſchaffen:
Albert ein redend Haupt, Camill ein lechzend Kind.
Archytas lehrt aus Holz geſchnitzte Tauben fliegen,
Und Bertholds Büchſe will für Blitz und Donner ſiegen.

Die Elemente ſelbſt ſind Mägde des Verſtandes ꝛc.

23. §. Dieß iſt nun ein rechtes Meiſterſtück, durcheinander gewirrter Metaphoren und anderer übelausgeſonnener, verblümter Ausdrückungen; kurz, ein rechtes Galimatias, mit etlichen Phöbus durchflochten. Nichts deſtoweniger hat ſich unſer Vaterland, eine geraume Zeit her, in dergleichen gefirnißte Verſe aufs äußerſte verliebt gehabt: und man hat keinen für einen Poeten halten wollen, der nicht dieſe hochtrabende Sprache reden können; die doch oft weder der Verfaſſer, noch ſeine Leſer, mit allen ihren Sinnen haben erreichen können. Ein rechter Held aus der lohenſteiniſchen Schule, war auch in meinem Vaterlande, nur vor wenigen Jahren noch, der ſeiner Muſik wegen berühmte Kapellmeiſter Neidhard, ein gebohrner Schleſier, der durch ſeine überſteigende Schreibart unzählige Leute eingenommen, und viel junge Leute verführet hatte; wie ich ſchon oben angemerket

merket habe. Es kann nicht schaden, eine Probe davon hieher zu setzen, die mehr als irgend etwas einen Abscheu davor erwecken kann. Dieß Gedicht ist 1710. auf D. Wenzeln gemacht, und hebt an:

Der Witz des Alterthums, aus dessen reicher Pracht,
Die jüngern Gold und Bley zu Doctoringen stehlen,
Hat auch aus weiser Kluft den Ring herausgebracht,
Den Ruhm der Sterblichen der Nachwelt zu vermählen.
Man wusch den todten Leib in einer Balsamsee,
Und meynte so den Zahn der Fäulniß zu zerreiben:
Man wollte That und Lob den Steinen einverleiben,
Und thürmte deren Rumpf fast an die Wolkenhöh.
Die meisten spitzten sich den Griffel kluger Schriften,
Den Todterblaßten Ruhm, sich selbsten Dank zu stiften.

Doch weil der Glieder Bau, des Marmors Silber-Grieß,
Der Blätter leichten Zeug die Zeiten niederlegen:
So suchte man dabey, Held, Waffen, Schild und Spieß
Der hellsaphirnen Burg des Himmels einzuprägen.
Drum schimmert Herkules, Alkmenens Götterkind,
In einer Heldentracht von acht und zwanzig Sternen;
Und lässet auch ein Kind aus seinen Stralen lernen,
Daß Klug- und Kühnheit Gold, zu Ehrenkleidern spinnt.
So wird sein Ehrenruf bey heitrer Nacht verjünget,
So oft sich Tellus Ball um seinen Kreispunct schwinget ꝛc.

So ist nun das ganze ziemlich lange Gedicht mit unendlich vielen weitgesuchten und übereinander gehäuften Metaphoren und Allegorien durchwirket und vollgestopfet, daß es bloß um der Seltenheit halber, werth wäre, wieder aufgelegt zu werden.

24. §. Damit es meiner Abhandlung aber doch nicht an allen Exempeln von neuern Blümchen fehlen möge: so will ich dieselben aus einem neuern, zu Altdorf, nur im 1727. Jahre gedruckten Bogen entlehnen; weil ich in demselben alles beysammen finde, was ich sonst mit vieler Mühe würde zusammen suchen müssen. Folgende Redensarten nun, halte ich für lauter Phöbus, wenn der Poet schreibt: Titans frohes Licht strale mit neuen Blitzen, und mache die sapphir-

ne

ne Burg zu Hiacinthen. Ein Trauriger heißt ihm ein ſolcher, der Aegyptens finſtre Nacht, ſtatt Goſens Sonne küſſet. Die Lilie lacht mit reinſtem Silber; ihr bemilchter Thron macht die Perlen ſchamroth, und ihr Atlaß ſinkt ins Verweſungsreich. Auf den Blättern der Blumenköniginn, die von Cytherens Blut den Urſprung haben ſoll, blühet Rubin und Purpur. Die klare Luft ſchneyt ambrirte Perlen. Man ſoll uns einſt in Edens güldnen Auen, mit buntgefärbtem Pracht, als helle Sterne ſchauen. u. d. m. Das Galimatias will ich aus dem Schluſſe dieſes Gedichtes hernehmen, und da es Gryphius gar wohl ein Miſchmaſch genennet hat: ſo will ich einen jeden fragen, ob man wohl mehr verſchiedene Dinge in 16 Zeilen hätte durcheinander mengen, oder dem Scheine nach mit einander reimen können, als dieſer Poet wirklich gethan hat? Denn da finde ich Kanaan, güldne Blumen, Titans Stralen, der Thetis Wellen, Wetter, Orcan, Purpur, Regengüſſe, Schmuck, Lenz, Sonne, ſchmaragdne Felder, Perlenwaſſer, Schnee und Eis, holde Blumen, Roſenblut, Froſt, Dornen, bittre Aloe, der Myrrhen herbes Pech, oder Coloquinten, das gelobte Land des Himmels, Neſſeln, die Sternenhöhe, Zuckerbrodt, Ambroſin, Nectar, diamantne Auen, Honigſeim und Alicant: ja damit nichts vergeſſen würde, ſo kommt zuletzt auch Ambra und Zibeth noch nach. Wir müſſen nunmehr die Stelle ſelbſt ſehen. An falſchen Reimen nach der harten fränkiſchen Mundart fehlet es auch nicht.

Hier iſt das Kanaan, das güldne Blumen trägt,
Wo Titans Stralen nie in Thetis Wellen ſteigen.
Kein Wetter, kein Orcan darf ihren Purpur bleichen,
Hier iſt kein Regenguß, der ihren Schmuck zerſchlägt.
Hier iſt kein ſolcher Lenz, der bald die Sonne zeigt,
Und das ſchmaragdne Feld mit Perlenwaſſer tränket;
Bald aber Schnee und Eis ſtatt holder Blumen ſchenket,
Hier wird der Roſen Blut durch keinen Froſt gebleicht.

Von

Von' Dornen weis man nichts; die bittre Aloe,
Der Myrrhen herbes Pech, die öden Coloquinten,
Sind im gelobten Land des Himmels nicht zu finden,
Die Neſſeln ſind verbannt von dieſer Sternenhöh.
Hier iſt nur Zuckerbrodt und ſüßer Ambroſin,
Der Nectar fließet hier durch diamantne Auen;
Hier iſt nur Honigſeim und Alicant zu ſchauen,
Weil Ambra' und Zibeth die Blumen überziehn.

25. §. Man glaube nicht, daß dieſe lohenſteiniſche Schule bey uns ausgeſtorben: ſie hat ſich nur in eine andre Geſtalt verwandelt. Die Alpen haben ihr ein neues Haupt geliefert, und unter deſſen Schutz und Schirm, glauben ſie berechtiget zu ſeyn, noch ärgere Ungereimtheiten auszuhecken. Vor kurzem, daß ich nur eins von vielen nenne, hat man uns zu Berlin einen **Frühling** geliefert, den man mit großem Geſchrey in Zürch nachdrucken laſſen: ob er gleich allen Unſinn verdoppelt, den die Zürcher Maler ſonſt am **Lohenſtein** und **Neukirch** verworfen hatten. Und was könnte man nicht aus dem Meſſias hier für Proben anführen? Doch ich traue es der geſunden Vernunft unſrer Deutſchen zu, daß ſie bald wieder aufwachen wird. Das beſte Mittel wider dieſen ſchwülſtigen Geiſt, iſt das Leſen der alten Lateiner und der neuern Franzoſen. Wer ſich die Schönheiten des **Terenz**, **Virgils**, **Horaz** und **Juvenals**, bekannt und geläufig gemacht hat; wer den **Boileau**, **Racine**, **Corneille** und **Moliere** mit Verſtande geleſen, und ihre natürliche Schönheit der Gedanken kennen gelernet; wer endlich den **Longin** vom Erhabenen, den **Bouhours** von der Art in ſinnreichen Schriften wohl zu denken, den **Werenfels**, (de meteoris orationis) des **Pope** Art of Criticiſm, den Harlequim-Horace, und den deutſchen **Antilongin** mit Bedacht geleſen hat; der wird gewiß unmöglich auf eine ſo ſeltſame Art des poetiſchen Ausdruckes verfallen: geſetzt, daß er noch ſo erhaben zu ſchreiben geſonnen wäre.

Das

Das IX. Hauptſtück.

Von poetiſchen Perioden und ihren Zierrathen.

1. §.

Eine Periode überhaupt iſt eine kurze Rede, die einen, oder etliche Gedanken in ſich ſchließt, und für ſich ſelbſt einen völligen Verſtand hat. Ich nenne ſie eine kurze Rede, um dadurch anzuzeigen, daß ſie ſich zu einer langen, wie ein Theil zum Ganzen, verhält: denn aus vielen Perioden entſteht erſt eine gebundene oder ungebundene Schrift. Zudem iſt die Kürze einer Periode eine beſondere gute Eigenſchaft derſelben, wie bald ſoll gewieſen werden. Ich ſage ferner, daß eine Periode einen oder etliche Gedanken in ſich ſchließe; um dadurch die einfachen Perioden von den Zuſammengeſetzten zu unterſcheiden. Jene beſtehen nur aus einem einzigen Satze, darinn man von einer Sache etwas bejahet, verneinet, bewundert, fraget, oder in Zweifel zieht. Dieſe hergegen entſtehen aus der Verbindung etlicher ſolcher Sätze, die ihrer Natur nach, mit einander zuſammen hängen; es ſey nun, auf was für eine Art es wolle. Endlich fodre ich von einer Periode, daß ſie einen völligen Verſtand haben ſolle: damit das Gemüth am Ende derſelben einigermaßen befriediget und ruhig ſeyn könne. Denn wenn an dem völligen Sinne einer Rede etwas fehlet; ſo kann man noch nicht ſtille ſtehen: ſondern die Gedanken eilen weiter, und wollen die völlige Meynung der Rede faſſen; welches allezeit mit einiger Unruhe verknüpft iſt. Dieſe Unruhe nun, iſt dem Gemüthe eines Leſers oder Zuhörers allezeit unangenehm, und daher ſehnt er ſich immer nach einer Befriedigung; die er nicht anders, als beym Schluſſe eines Satzes erhält.

2. §. Die Poeten haben die Ehre, daß ſie die erſten Erfinder der Perioden ſind; und daß die Meiſter der ungebundnen Schreib-

Schreibart ihnen die Kunſt haben ablernen müſſen. Wie man nämlich überhaupt eher in Verſen, als in Proſa geſchrieben hat: ſo iſt auch die poetiſche Schreibart eher ins Geſchick gebracht worden, als die proſaiſche. Die Poeten, Muſäus, Orpheus und Linus, ja ſelbſt Homer und Heſiodus haben lange vor dem Pherecydes gelebt: welcher zu allererſt auf die Gedanken gekommen ſeyn ſoll, daß man auch ohne ein gewiſſes Sylbenmaaß ſchreiben könne. Und da man auch in dieſen alten Dichtern, ſonderlich im Homer, eine periodiſche Schreibart antrifft: ſo weis man hergegen unter den viel neuern proſaiſchen Scribenten den Iſokrates zu nennen, der zu allererſt in ungebundner Rede Perioden zu machen, angefangen. Cicero giebt uns in ſeinem dritten Buche vom Redner Nachricht davon. Die Stelle verdient, daß ich ſie anführe: „Die Alten hielten dafür, man müſſe in der ungebundnen Rede auch Verſe machen; das iſt, ein gewiſſes wohlklingendes Sylbenmaaß beobachten. Denn ſie verlangten, daß man nicht ſowohl durch gewiſſe Zeichen der Abtheilung, als vielmehr in der Rede ſelbſt, durch die Worte und Sätze, in gewiſſen Stellen einen Schluß machen ſolle; nicht zwar unſerer Müdigkeit, ſondern dem Athemholen zu ſtatten zu kommen. Und das ſoll vornehmlich Iſokrates aufgebracht haben; damit er die ungeſchickte Schreibart der Alten, der Anmuth und des Gehöres wegen, zu einem Wohlklange bringen möchte. Denn vermittelſt dieſer zwey Stücke, haben die Muſikverſtändigen, welche vorzeiten mit den Poeten einerley waren, den Vers und Geſang zur Beluſtigung ausgekünſtelt: damit ſie ſowohl durch das Sylbenmaaß, als durch die Stimme, beluſtigen, und dem Ekel der Ohren zuvor kommen möchten. Dieſe beyden Stücke nun, ich meyne den Wechſel der Stimme, und die Abtheilung der Rede, in geſchloſſene Sätze, haben ſie, ſo viel es ſich hat thun laſſen, aus der Poeſie, auch in die Beredſamkeit einzuführen, für rathſam gehalten.

3. §. Wir ſehen aus dieſer Stelle das innerſte Weſen der Perioden, und begreifen zugleich, wie die erſten Dichter auf dieſe

diese Erfindung gekommen sind. Sie suchten das Ohr zu vergnügen, und den Leuten beym Anhören ihrer Gedichte keinen Ueberdruß zu erwecken. Dahin gehörte nun eine wohlklingende Rede, die in einem Athem ausgesprochen, und doch wohl verstanden werden konnte. Sie maßen also alle ihre Zeiten ab, brachten das Sylbenmaaß darinnen auf, und schlossen, so viel möglich war, jeden Gedanken in einen, zween oder drey Verse; so viel man nämlich in einem Athem bequem aussprechen konnte. Daher entstunden nun die poetischen Perioden. Ein Exempel macht die Sache deutlich. Simon Dach schreibt auf eines liefländischen Herzogs mit einer brandenburgischen Prinzeßin Beylager 1643.

Ich bin so fremde nicht in meinem Vaterlande,
Dem, der nur etwas hält von Tugend und Verstande.
Mein Churfürst, sagt man mir durch gründlichen Bericht,
Erkennt, ob ich ein Lied geschrieben, oder nicht?
So kundig bin ich ihm!

Hier sieht ein jeder, daß in diesen fünftehalb Zeilen der Verstand sich dreymal schließt. Erst machen zwey und zwey Zeilen einen völligen Satz aus: hernach ist eine halbe Zeile ein ganzer Satz; der sich zwar auf das vorhergehende bezieht, aber doch für sich verstanden werden kann. Noch eins aus demselben Gedichte.

Mir dringet längst zu Ohren,
Ja auch ins Herze selbst, der süßen Sänger Schall.
Ich höre längst von fern die Heerpauk und den Hall
Der zwölf Trompeten gehn. Vor Freuden seh ich springen
Die Bergstadt Ottokars, und alles wieder klingen.
Der reiche Pregel reckt sein nasses Haupt empor,
Horcht, was da sey, und läuft geschwinder, als zuvor,
Dem frischen Hafe zu.

Hier sieht man wieder, daß der Verstand dieser acht Zeilen sich viermal geschlossen hat, nämlich da, wo die Puncte stehen. Und folglich besteht dieses Stück aus vier Perioden.

4. §. Will man dagegen sehen, wie ein Vers aussieht, darinn keine Perioden sind: so darf ich nur ein Stück aus einem

einem alten Meiſterſänger anführen. Z. E. Der alte Ueberſetzer Homers, Joh. Spreng, erzählt im Anfange des erſten Buches, wie der Prieſter Chryſes ſeine Tochter wiedergefordert habe.

Dann dieſer Prieſter lobeſam
Bald für die Schiff der Griechen kam,
Und wollt ſein liebe Tochter haben,
Dieſelb erledigen mit Gaben,
Bracht deren gar ein große Zahl
Für die Kriegsoberſten zumal,
Von Gold und Silber auch ein Kron
Apollinis, des Gottes frou,
Ein gülden Zepter in der Hand,
Erſucht die Griechen mit Verſtand,
Fürnemlich Agamemnonem
Und Menelaum ganz bequem
Die beyden König hochgebohrn,
Des Atrei Söhn auserkohrn,
Als hochverſtändig und großmüthig,
Fing an und ſprach mit Worten gütig:
Ihr beyde Fürſten hochgedacht,
Und auch der Griechen große Macht ꝛc.

Ich müßte noch ganze Seiten ausſchreiben, wenn ich hier ein Ende finden wollte: ſo gar hängt alles an einander, daß man nirgends ſtille halten oder aufhören kann. Es hat aber auch unter neuern Poeten Leute gegeben, die nicht anders geſchrieben haben, als ob die Periode in Verſen zu den verbothenen Künſten gehörte. Sonderlich in den ungemiſchten alexandriniſchen Verſen halten es einige, z. E. Amaranthes, oder Corvinus u. a. m. nicht nur für erlaubt, ſondern wohl gar für eine Schönheit: wenn ſie alles aneinander hängen, und wohl dreyßig ja vierzig lange Zeilen wegſchreiben, darinn man nirgend ſtill ſtehen kann; wo man nicht durch das Athemholen den Zuſammenhang der Worte und Gedanken unterbrechen will.

5. §. Eine ſolche Schreibart nun, iſt in ungebundner Rede ſchon verwerflich; vielweniger wird ſie ſich für einen guten Poeten ſchicken, der noch körnichter, nachdrücklicher und kräf-

tiger schreiben soll, als ein Redner. Die große Weitläuftigkeit ist ein Zeichen schlecht verdaueter Gedanken, und übelgefaßter Ausdrückungen. Sie macht die deutlichste Sache dunkel, und den besten Leser matt und müde. Seine Gedanken werden mit gar zu vielen Dingen überhäufet; und wenn er hoffet, daß ihm die folgende Zeile den völligen Sinn des Satzes entdecken werde: so wird er von neuem, aus einem Labyrinthe in den andern gestürzet, daraus er nicht eher, als nach unzähligen Umschweifen den Ausgang finden kann. Wenn man dann endlich an einen Ruhepunct gekommen ist, so weis man selbst nicht mehr, was man im Anfange gelesen hat: so gar ist man, durch die Verwirrung unzähliger Gedanken und Ausdrückungen, überhäufet worden. Auch Günther hat zuweilen seiner Einbildungskraft, etwas zu sehr den Lauf gelassen, z. E. wenn er so schreibt:

Der bettelt geht und kömmt, und kann vor Angst nicht ruhn,
Bis daß ich Flavien erbärmlich vorgeleyert;
Wie, da sie gestern spät das Sonntagszinn gescheuert,
Ihr aufgestreifter Arm die Schwanenhaut entblößt,
Und ihm dadurch die Milch der Hoffnung eingeflößt,
Daher in seiner Brust ein neuer Aetna brennte,
Dem auch ihr Schüsselfaß die Glut nicht löschen könnte.

Doch könnte es auch wohl seyn, daß er diese Stelle mit Fleiß, und satirischer Weise so matt und weitschweifig gemacht hätte, als ob er den Canzleystil nachahmen wollte.

6. §. Wiewohl nun dergestalt die Deutlichkeit eine Haupttugend poetischer Perioden ist; diese aber nicht leicht ohne eine beliebte Kürze erhalten werden kann: so will man dadurch noch nicht alle weitläuftige Sätze in Versen verworfen haben. Es giebt freylich zuweilen lange Perioden, die eine Menge kleiner Abtheilungen haben. Weil sie aber alle einander ähnlich sind, und an und für sich selbst verstanden werden können; so entsteht keine Dunkelheit in der ganzen Rede daraus. Z. E. wenn Neukirch in dem schönen Lobgedichte auf die Königinn in Preußen, Sophien Charlotten, ihre Eigenschaften ins Kurze fassen will; so macht er eine

Periode

Periode von acht Zeilen, die aber aus ſo kurzen und ähnlichen Theilen beſteht, daß ſie ganz deutlich bleibt.

Charlott! ach kann ich auch dieß große Wort noch ſprechen?
Charlotte liegt erblaßt! und unſre Augen brechen
Zugleich vor kalter Angſt. Wir ſehen nichts, als Nacht;
Und gleichwohl ſehen wir Europens Zierd und Pracht,
Des größten Helden Luſt, der Damen Preis und Krone,
Das mütterliche Haupt von einem Königsſohne,
Minervens Ebenbild, der keuſchen Liebe Sitz,
Und alles, was jemals Natur, Verſtand und Witz
Nur herrliches gezeugt, nur ſchönes kann erdenken,
Ins Haus, ins ſchwarze Haus der bleichen Schaar verſenken.

Man hat alſo ſonderlich darauf zu ſehen, daß in dergleichen langen Sätzen die Theile nicht nur an ſich ſelbſt deutlich, ſondern auch unter einander ähnlich ſeyn mögen. Denn dieſe Aehnlichkeit macht, daß man die vorigen Stücke bey dem folgenden nicht aus dem Sinne verliert, und bey dem letzten nicht anders denkt, als ob nur eine einzige Eigenſchaft, Bedingung, Urſache, Vergleichung oder Folgerung vorhanden geweſen wäre.

7. §. Die andere gute Eigenſchaft einer Periode iſt, wenn darinnen die ordentliche Wortfügung unſrer Mutterſprache eben ſowohl, als in ungebundner Rede, beobachtet wird. Dieſe Regel iſt ſeit Opitzens Zeiten bey unſrer Nation für bekannt angenommen worden: und es haben ſie ſo gar diejenigen nicht verworfen, die doch in ihren Schriften vielfältig darwider verſtoßen haben. Sie entſchuldigen ſich allenfalls mit der poetiſchen Freyheit, der ſie ſich doch durch den, der obigen Regel gegebenen Beyfall, begeben hatten: oder ſie meynen doch, um eines guten Gedankens halber, ſtehe es ihnen frey, die Sprache zu verſtümmeln. Einige aber meynen gar, es beſtehe die Schönheit der poetiſchen Schreibart in ſolchen Verkehrungen der Wörter; indem man ſich dadurch von der proſaiſchen Rede ſehr entfernen könnte. Siehe die Vorrede zu dem zürcheriſchen Milton. Bey den alten Lateinern und Griechen hat man ſich in dieſem Stücke ſo ſehr

nicht binden dörfen, und insgemein hält man dafür: es wäre ihren Poeten eine jede Versetzung der Wörter und Redensarten gleichgültig gewesen. Allein ich habe bisher noch keinen Beweis davon zulänglich befunden. In **Aristotels** Poetik c. 23. finde ich, daß ein damaliger Geschichtschreiber, **Ariphrades**, die Versetzung der Wörter an den tragischen Poeten getadelt; unter andern, wenn sie das Vorwort nach seinem Nennworte gestellet: Z. E. δομάτων ἀπὸ, *domo ex*, an statt *ex domo*. Wiewohl nun **Aristoteles**, aus gar zu großer Gelindigkeit, hier die Vertheidigung der Poeten über sich nimmt; und sie gar deswegen lobet, daß sie von der gemeinen Art zu reden abgewichen: so schließe ich doch daraus, daß es in der griechischen Sprache nicht gleichviel gewesen, wie man die Wörter geordnet; und daß auch bey ihnen, ein zartes Ohr von einem guten Poeten gefordert habe, bey der natürlichen Wortfügung zu bleiben.

8. §. Von den Lateinern ist es eben so gewiß, daß man nicht alle mögliche Versetzungen bey den Poeten habe dulden können. Z. E. der Vers Virgils:

Arma virumque cano, Trojæ qui primus ab oris
Italiam, fato profugus, Lavinaque venit
Littora &c.

hätte gar leicht auch folgendergestalt ins Sylbenmaaß gebracht werden können:

Arma virumque cano, profugus qui primus ab oris
Italiam Trojæ venit, Lavinaque fato
Littora.

Doch glaube ich, daß dem Virgil und allen Römern, über einer so seltsamen Versetzung der Wörter, die Ohren würden weh gethan haben. Und doch ist es leicht möglich, noch eine weit ärgere Unordnung in diese Wörter zu bringen, dabey endlich der ganze Verstand der Zeilen verschwinden würde. Zum Exempel:

Arma

Arma cano primus Trojæ Lavina virumque
Italiam profugus qui Littora venit ab oris
Fato.

Oder ſo:

Arma cano Trojæ, profugus qui Littora venit,
Italiam Lavina virumque primus ab oris
Fato.

Es iſt daher wohl gewiß, daß in lateiniſchen Poeſien eben ſo wohl die gewöhnliche Ordnung der ungebundnen Rede hat beobachtet werden müſſen, als im Deutſchen. Und wenn ſich ja die Poeten, aus Noth, zuweilen eine Freyheit herausgenommen, ſo iſt es an ihnen mehr geduldet, als gelobet worden. Man kann hiernach in den Parrhaſianen dasjenige prüfen, was Clericus in den Gedanken von der Poeſie geſchrieben hat. S. der krit. Beyträge B. a. d. u. f. S.

9. §. Bey den Franzoſen hat Pater Cerceau, in einem beſondern Tractate, zu behaupten geſucht: das Weſen der poetiſchen Schreibart beſtünde in einer bloßen Verſetzung der Wörter. Er führet aus ihren beſten Poeten die Stellen an, die bloß darum edel und poetiſch klingen; weil man wider die gemeine Art das hinterſte vorn, und das vorderſte hinten geſetzet hat. Nun weis ich zwar, was ihm der Pater Buffier in ſeiner neuen Anleitung zur Poeſie drauf geantwortet hat: nichts deſtoweniger aber ſcheint er ſo ganz unrecht nicht zu haben. Denn einmal iſt es gewiß, daß die franzöſiſchen Poeten ſich vieler ſolcher Verſetzungen bedienen, die kein proſaiſcher Scribent bey ihnen brauchet; welches ſie eben den Anfängern ſo dunkel macht. Zweytens iſt es auch gewiß, daß eine Zeile ein ganz neues Anſehen bekömmt, ſo bald eine etwas ungewöhnlichere Ordnung in die Redensarten gebracht worden; welches ich bald mit deutſchen Exempeln behaupten will. Darinn aber kann ich ihm nicht beyfallen, wenn er die verblümten Redensarten für nichts poetiſches anſehen will: da doch der häufige Gebrauch derſelben, ſelbſt in Fenelons Telemach, die Schreibart viel zu edel macht, als daß es eine proſaiſche

saische heißen sollte. Die Kunstrichter haben vorlängst die reichen Beschreibungen im Curtius, und gewisse verwegene Metaphoren im Florus, für einen poetischen Ausdruck ausgegeben; obgleich dieselben nicht in Versen abgefasset gewesen. Und Quintilian im VI. Kapitel seines VIII. Buchs gesteht ausdrücklich, daß die Poeten mehr Freyheiten in verblümten Redensarten hätten, als andere Scribenten.

10. §. Ich bleibe also fürs erste bey unserer alten Regel, und sage, ein Poet müsse eben die Wortfügung beybehalten, die in ungebundner Rede gewöhnlich, oder doch zum wenigsten erlaubt ist. Z. E.

Der schwarze Schäfer steht bey einer hohen Linden,
Gelehnet auf den Stab, und schneidet in die Rinden
Der Liebsten Namen ein. Bald schwingt er in die Höh
Ein treues Hirtenlied von seiner Galathee.

Opitz von K. des Gem.

Hier sieht ein jeder wohl die Versetzungen der Worte, die man in ungebundner Rede nicht gemacht haben würde. In der andern Zeile würde ich gesagt haben: Auf seinen Stab gelehnt, und schneidet der Liebsten Namen in die Rinden ein. Bald schwingt er ein treues Hirtenlied, von seiner Galathee, in die Höhe. Wer nun die obige Regel in aller ihrer Schärfe annimmt, der muß den angeführten Vers ganz verwerfen. Eben so wird es mit der folgenden Stelle gehen:

Er darf sein Hütlein nicht stets in der Hand behalten,
Wenn er nach Hofe kömmt, und vor der Thür erkalten;
Eh, als er Audienz (Verhör ist viel zu schlecht)
Zuwege bringen kann, und ungerechtes Recht.

Eben daselbst.

Hier sieht man wiederum, daß in ungebundener Rede fast alles anders stehen müßte. „Wenn er nach Hofe kömmt, „würde ich gesagt haben, darf er sein Hütlein nicht stets in „der Hand behalten und vor der Thüre erkalten, ehe er Au„dienz und ungerechtes Recht zuwege bringen kann.„ Allein meines Erachtens wären diese und dergleichen Versetzungen

gen

gen an einem Poeten noch wohl zu dulden; wenn ſie nur niemals widriger klängen. Es giebt aber viel ärgere, die man gar nicht leiden kann; weil ſie der Art unſerer Sprache gar zu ſehr zuwider laufen. Z. E. Lohenſtein im Ibrahim Sultan ſchreibt:

Ich kann mehr den Geſtank der ſchwarzen Unzuchtkerzen
Des Ibrahims vertragen nicht:
Es muß ſich mein Cryſtall von ſeiner Bosheit ſchwärzen,
Stambuldens Glanz verliern ihr Licht.

Und ſo geht es in unzählichen Stellen. Denn wie verkehrt klingt brechen ab, ſchlingen ein, zünden an, ſprechen zu, ſtreichen an, brennen an, tauſchen ein, und andre Arten der Verſetzungen mehr, die in dem erſten Auftritte dieſes Trauerſpiels zu finden ſind.

11. §. Eben dergleichen kann man faſt in allen unſern Dichtern anmerken, die bis auf Chriſt. Weiſen geſchrieben haben, auch ſo gar Hofmannswaldauen und Beſſern nicht ausgenommen, die doch, ich weis nicht wie? ihrer Reinigkeit halber in Ruff gekommen ſind. Dahin gehöret auch das thun, welches die Alten ſo oft eingeflicket haben. Z. E. Opitz von R. des Gem.

Ein friſches Haſelhuhn,
Nach dem die Bürger ſonſt die Finger lecken thun.

Dahin gehört die Trennung gewiſſer Wörter, durch eine anderes darzwiſchen geſchobenes: Z. E.

Er wird mir auch verzeihen,
Daß ich frey öffentlich, als Herold, aus darf ſchreyen ꝛc.
Opitz.

Dahin gehört die Veränderung der Geſchlechter, da dem Verſe zu gut, das weibliche ins männliche, oder beydes ins ungewiſſe, verwandelt wird. Z. E. Opitz.

An dem ein ſchönes Quell mit Rauſchen hin und wieder,
Fleußt heller noch als Glas.

da es von Rechtswegen, eine ſchöne Quelle hätte heißen ſollen: der letzten Zeile nicht zu gedenken, die, noch heller

ſteußt, hätte lauten können. Dahin gehört auch die Abkürzung gewiſſer Wörter. Z. E. Lohenſtein ſagt vom Frauenzimmer:

Die keuſch- und kältſten brennen,
Wo Fürſtenblicke fallen.

12. §. Dahin gehöret ferner die Ausdehnung einiger Wörter, die bloß des Sylbenmaaßes halber zu geſchehen pflegt; Z. E. Genade, Gelücke, Gelauben, Grabeſtein, abe, nichtes, Großemutter ꝛc. Dahin gehöret auch die unnöthige Vorſetzung einer Sylbe, vor ein ſonſt gewöhnliches Wort: Z. E. Lohenſtein:

Deſſen Eid
Nichts minder ihn verknüpft, auf die Ergetzlichkeit
Des Sultans, als aufs Heil des Reiches vorzuſinnen.

Hier iſt das vor augenſcheinlich umſonſt angeflickt, und ändert die Bedeutung des Wortes eben ſo wenig, als in dem Niederſächſiſchen vorfinden: welches nichts mehr, als finden heißt, und nur einen unnöthigen Zuſatz bekommen hat. Hieher gehört endlich, wenn man forn eine Sylbe den Wörtern abreißt, z. E. raus vor heraus.

Der ſtreichet pralend raus, was ihm in nächſten Tagen,
Für reiche Töchter ſind zur Heirath angetragen. Kanitz.

Und vor dieſem ſo ungereimten Fehler hat ſich auch Günther, der doch ſonſt ſo rein ſchreibt, als man es wünſchen kann, nicht allezeit in acht genommen. Und wie viel rein für herein, 'rauf für herauf, 'rab für herab, nein für hinein, 'nauf, 'nab, 'nüber, 'nunter, 'rüber, 'runter, ꝛc. findet man nicht bey einigen Neuern? die gewiß nicht bedenken, daß kein Menſch in ungebundner Rede jemals ſo geſchrieben. Pflegt gleich die Geſchwindigkeit im Reden die erſte Sylbe faſt zu verbeißen, ſo iſt es darum doch im Schreiben nicht ſchön. Die Nachläßigkeit der Ausländer, z. E. der Wälſchen, der Engländer und Holländer macht es nicht gut. Was in ihrer Sprache angeht, das ſchickt ſich darum für unſre nicht. Eben dahin gehört auch das Wörtchen vor, welches einige, ſonderlich Schleſier, als Neukirch, Günther u. a. m. anſtatt

zuvor,

zuvor, oder vormals, zu brauchen pflegen: da ſie doch leicht ſonſt, vormals, oder vorhin, an ſeiner Stelle brauchen könnten.

13. §. Nun weis ich zwar, daß Ariſtoteles, in dem bereits angeführten Kapitel ſeiner Poetik, die Verlängerung und Verkürzung der Wörter, in der hohen poetiſchen Schreibart dulden, ja gar für eine Schönheit derſelben halten wollen, dadurch man ſich von der gemeinen Art entfernen könnte. Allein da ſich der alte Kunſtrichter Euklides ausdrücklich über den Homer beſchweret, daß er ſolches gethan hat: ſo ſehe ich daraus, daß ſolche gewaltſame Verſtümmelung der Wörter auch in Griechenland anſtößig geweſen; wie denn auch die neuen Dichter jenen darinnen nicht nachgeahmet haben. Denn in der That iſt es wahr, daß es keine Kunſt ſeyn würde, Verſe zu machen: wenn es einem frey ſtünde, nach ſeiner Phantaſie die Wörter auszudehnen und zu verkleinern, wie dieſer alte Criticus geſagt hat. Die Beluſtigung, die man im Leſen eines Verſes hat, fällt auch großentheils weg, wenn man ſieht, daß der Poet nicht vermögend iſt, die Sprache mit ſeinem Sylbenmaaße in guter Harmonie zu erhalten. Horaz vergleicht daher einen guten Poeten mit einem Seiltänzer. Was beluſtiget uns an einem ſolchen mehr, als daß derſelbe auf einem ſo ſchmalen Stege, mit ſolcher Gewißheit und Sicherheit einhergeht; ja gar die höchſten Luftſprünge macht, die ſonſt niemand auf dem flachen Boden nachmachen könnte? Man gebe aber demſelben nur einen Steg, der eines Fußes breit iſt: ſo gleich wird unſre Ergetzlichkeit verſchwinden; weil es keine ſo große Kunſt mehr ſeyn wird, darauf zu gehen. So iſt es auch mit einem Versmacher bewandt. Sein richtiges Sylbenmaaß iſt das Seil, darauf er ohne Fehltritt einhergehen muß. So oft er vorbey tritt, iſt es uns zuwider; nicht anders, als wenn der Seiltänzer vom Seile fällt. Er muß gar die verwegenſten Sprünge in ſeinen Gedanken und Ausdrückungen machen können, dabey man denken ſollte: nun würde er gewiß ſeiner Richtſchnur verfehlen! und doch wider Vermuthen in ſeinen

engen Schranken bleiben. Dadurch wird nun der Leſer überaus vergnüget. So bald man ihm aber eine größere Freyheit, die Sprache zu verſtümmeln, verſtattet: ſogleich wird es gar keine Kunſt mehr ſeyn, Verſe zu machen; und man möchte ihm zurufen, was Boileau von einem ſolchen Stümper ſchreibt: „Er martert ſich faſt zu Tode über ſeinen „Verſen: warum ſchreibt er denn nicht lieber in ungebunde„ner Schreibart?

Il ſe tüe à rimer; que n'ecrit il en Proſe?

14. §. Denn in der That iſt es beſſer, gar keine Verſe, als ſchlimme zu machen und zu leſen: weil man ſich ohne dieſe gar wohl behelfen kann. Ich weis wohl, daß es Leute giebt, die alles, was ſich nur reimet, für Verſe, und zwar für gute Verſe halten. Allein es ſind auch Leute darnach, deren Hofpoet ich nicht ſeyn möchte. Sie verſtehen bey aller ihrer äußerlichen Hoheit des Standes, oder Pracht und Lebensart, kaum ſo viel, daß ſie ihren Namen recht ſchreiben können. Von dieſen nun einen Beyfall zu erhalten, das iſt auch denen keine Ehre, die ſich doch viel damit wiſſen; wenn ſie alle Kenner der wahren Dichtkunſt, für den Pöbel auf dem Parnaß erklären: bloß, weil ſie es vorherſehen, daß ihre Arbeit deren Beyfall nicht erhalten wird. Horaz hat den römiſchen Lucil und andere alte Lateiner, die ſich dergleichen Freyheiten genommen, in etlichen Satiren ausgelachet und verworfen: obgleich der römiſche Pöbel, dem alles gleichviel war, und der die regelmäßigen Ausdrückungen von den unrichtigen nicht zu unterſcheiden wußte, ſehr viel Werks aus ihren Verſen machte. Er giebt zu, daß er ſcherzhaft (facetus) und emunctæ naris, ein aufgeräumter Kopf geweſen: aber er nennt ihn hart in Verſen, und ſagt, daß dieſelben ſehr unſauber flöſſen.

durus componere verſus!
Nam fuit hoc vitioſus: In hora ſæpe ducentos
Ut magnum, verſus dictabat, ſtans pede in uno.
Cum flueret lutulentus, erat quod tollere velles.

Garru-

Garrulus atque piger, ſcribendi fetre laborem,
Scribendi recte,

Sat. IV. L. I.

Man ſieht aus dieſer Stelle auch, daß nicht bloß die Geſchwindigkeit im Verſemachen an ſolchen Fehlern Schuld gehabt: ſintemal er ſehr ſchwatzhaft und gar zu faul geweſen, ſich Zeit und Mühe genug über einer Sache zu nehmen. Man ſehe die X. Satire dieſes Buches nach, wo er noch ausführlicher davon handelt.

15. §. Ich enthalte mich hier, alle altfränkiſche Fehler der Poeten, die vor Opitzen gelebt haben, anzuführen. Das ſtahn, gahn, lahn und han, lobeſam, wohlgemuth und zu dieſer Friſt, bedarf keiner Regel mehr; indem es auch von den ſchlechteſten Dichtern nicht mehr gebraucht wird. Eine andre Bewandniß hat es noch mit den Hülfswörtern, die man zu den Hauptwörtern ſetzet. Einige laſſen dieſelben gern aus; andere aber behalten ſie gar zu ſorgfältig bey. Allein es iſt leicht ein Unterſcheid zu machen. Wann die Wörter haben und ſeyn wirklich nur Hülfswörter ſind, und bey andern Zeitwörtern vorkommen: alsdann darf man ſich kein Bedenken machen, ſie nach Erfoderung der Umſtände auszulaſſen; wenn nur keine Dunkelheit daraus entſteht. Z. E. Kanitz.

Der, weil ein ſchwarzer Punct im Würfeln ausgeblieben,
Zuletzt aus dem Beſitz der Güter wird getrieben.

Da iſt in der erſten Zeilen das Wörtchen iſt ausgelaſſen, aber ohne Fehler: weil ohne dieß, das Wort ausgeblieben ſchon die Sache ausdrückt, und das iſt alſo nur ein Hülfswort war. Aber in der andern Zeile hätte das wird unmöglich ausgelaſſen werden können, weil ſie ſonſt unverſtändlich geworden wäre. So gehts auch in allen Fällen, wo das haben ein bloßes Hülfswort iſt. Z. E. Opitz ſchreibt:

Was kann ein Herr, ein Fürſt, ein König beſſers leſen,
Als was vor uns und ihm geſchehen und geweſen;

Wie

Wie manches ſtolze Reich entſprungen und verkehrt,
Wie Völker itzt geblüht, und wieder durch das Schwert
Den Untergang geſchaut.

Hier iſt zuletzt bey geblüht, und geſchaut, das haben ohne Fehler ausgelaſſen; ſo wie in der andern Zeile, bey geſchehen und geweſen, das iſt. Nur bey der dritten kann ichs nicht gut heißen, daß zwey ungleiche Wörter, entſprungen und verkehrt, verbunden worden, da ſie doch nicht einerley Hülfswort haben können; weil das erſte iſt, das andere aber worden hätte haben ſollen. Und dieſes worden hätte gar nicht ausbleiben müſſen, um den Verſtand recht auszudrücken. Verkehrt kann auch wirkſam, und nicht nur leidend erkläret werden: nachdem entweder hat oder worden darunter verſtanden wird; und dieſe Zweydeutigkeit kömmt hier vor.

16. §. Wenn aber die Wörter haben und ſeyn, an und für ſich was bedeuten, und rechte Zeitwörter abgeben: alsdann iſt es ſehr ungeſchickt, dieſelben auszulaſſen. Z. E. Opitz im Veſuvius ſchreibt:

Verzeihe mir mit Gnade,
Daß ich unangeſagt mit Schriften dich belade,
Die gar zu ſchlecht für dich. Ich weis ꝛc.

Und bald hernach in dieſem Gedichte:

Alsdann kann erſt ein Menſch ſich einen Menſchen nennen,
Wenn ſeine Luſt ihn trägt, was über uns, zu kennen.

Hier iſt in der erſten Stelle das Wort ſind, und in der andern das iſt ausgelaſſen. Gleichwohl ſind dieſelben hier als rechte Hauptwörter anzuſehen; ohne die man den Satz unmöglich verſtehen kann. Solchen Stellen unſrer ehrlichen Alten, die doch unrein ſind, folgen viele Neuere nach, und verderben dadurch die Sprache aufs äußerſte; zumal wenn ſie gar das hat und haben in dergleichen Fällen erſparen wollen. Was ich aber an Opitzen entſchuldigen muß, das werde ich gewiß an keinem andern loben, er ſey auch wer er wolle; und wenn er noch ſo körnigt, dunkel und mikroniſch ſchriebe,

ſchriebe, ja mit lauter äſthetiſchen Räthſeln ſinnträchtiger und gedankenſchwangerer Machtwörter und Wortrieſen aufgezogen käme.

17. §. Noch einerley Frage fällt wegen der Hülfswörter vor, ob man ſie nämlich ohne Unterſcheid vor, oder hinter ihr Hauptwort ſetzen könne. Z. E.

Wär es zu jener Zeit, da man auf Tuch und Rinden,
In Cederöl getränkt, auf Helfenbein und Linden,
Und Bley, und Darm, und Erz, und Wachs, und Leder ſchrieb,
Und ſolches alles zwar mit großen Koſten trieb:
So würde Caßius ſich eher laſſen lenken,
Und nicht, wie er gethan, auf tauſend Bücher denken;
Die man dennoch zu nichts ſonſt tauglich hat erkannt,
Als daß man ſie ſammt ihm zu Aſche hat verbrannt.
Frank.

Hier findet man in der fünften Zeile das Hülfswort laſſen, vor ſein Hauptwort lenken geſetzt, welches doch in ungebundner Rede hinten geſtanden haben würde. Imgleichen ſteht in beyden letzten das hat ebenfalls vorne, da es doch nach proſaiſcher Ordnung hinten ſeyn ſollte. Allein man ſieht wohl, daß dieſes wider die obige Regel läuft, und alſo für keine Schönheit, ſondern für einen Uebelſtand zu halten iſt. Noch eins aus eben dem Poeten:

Es würde der Lucil wohl eher ſich ermüden,
Und nicht zweyhundert Vers in einer Stunde ſchmieden,
Und zwar auf einem Fuß. Ich ſelber ließ es ſeyn,
Und zöge meine Schrift zuzeiten enger ein:
Wann nicht der leichte Griff, da man mit großem Frommen
Auf Lumpen ſchreiben kann, nunmehr wär aufgekommen.

Hier iſt abermal wär in der letzten Zeile auf der unrechten Stelle: denn es ſollte heißen, aufgekommen wäre. Geſetzt nun, daß dieſes nur ein kleiner Fehler iſt, den man an einem alten und großen Poeten leicht überſieht, wenn er nur nicht oft kömmt: ſo iſt es doch ein Fehler, der einer Entſchuldigung bedarf, und den man lieber zu vermeiden ſucht, wenn man ohne Tadel ſchreiben will.

18. §.

18. §. Eine von den allervornehmsten Tugenden, eines guten poetischen Satzes, ist die Deutlichkeit desselben. Diese muß in gebundener Rede eben sowohl, als in ungebundner statt haben, und ohne dieselbe würde ein Poet kein Lob verdienen. Es entsteht sonst die Deutlichkeit aus Wörtern und Redensarten, die jedermann geläufig und bekannt sind, auch in ihrem natürlichen und eigentlichen Verstande gebraucht werden: sodann aber auch aus einer ordentlichen und gewöhnlichen Wortfügung, die der Art einer jeden Sprache gemäß ist. Wären aber diese Stücke zur Deutlichkeit eines Satzes ganz unentbehrlich: so würde folgen, daß ein Poet entweder keine neue Wörter, verblümte Redensarten und neue Wortfügungen machen müsse: oder daß er unmöglich deutlich würde schreiben können. Denn wir haben schon oben gewiesen, daß man in gebundner Rede nicht die gemeinsten und bekanntesten, sondern ungemeine, zuweilen auch alte, zuweilen gar neuzusammengesetzte Wörter, und viel verblümte Redensarten anbringen solle: um edler und erhabner als ein prosaischer Scribent, zu schreiben. Und wir werden bald hören, daß man auch in der Wortfügung viele Neuerungen wagen könne, um sich dadurch von der gemeinen Art zu reden zu entfernen. Allein bey diesem allen kann die Deutlichkeit gar wohl bestehen. Ein Wort kann gar wohl verständlich seyn, wenn es gleich nicht täglich von dem Pöbel gebraucht wird. Ein altes Wort ist auch nicht allemal unverständlich, wenn es nur kein Provinzialwort ist, das außer den engen Gränzen einer Landschaft nicht gilt; wenigstens kann es durch den Zusammenhang ganz deutlich werden. Neugemachte Wörter sind auch sehr wohl zu verstehen, wenn sie nur aus bekannten regelmäßig zusammen gesetzt; und nach der Aehnlichkeit unserer Mundart eingerichtet worden. Die verblümten Redensarten, wenn sie glücklich ausgesonnen werden, geben dem Verstande noch mehr Licht, als die eigentlichen; wenn man sie nur nicht gar zu häufig brauchet. Denn **Aristoteles** in seiner Poetik hat ausdrücklich angemerket, daß aus gar zu vielen Metaphoren lauter Räthsel entstehen.

19. §.

19. §. Zuweilen werden bey dem Scheine der größten Deutlichkeit die verblümten Redensarten so wunderlich durch einander geflochten; daß sie gar nicht verstanden werden können. Z. E. Besser in einem Singespiele läßt den Mars, der nebst den andern Göttern bey der Flora zu Gaste gebethen worden, und etwas spät erscheint, also sprechen:

Mars, der Gott der Kriegesheere,
Folgt der Göttinn aus dem Meere,
Folget seiner Venus nach.
Wart, Aurora! wart, Aurora!
Mars kömmt auch zum Fest der Flora,
Schleuß noch nicht dein Schlafgemach.

Hier verstehe ich weder was Mars, noch was der Poet haben will. Denn außer dem überflüßigen Titel, den er sich giebt, und den alle Götter, zu denen er kömmt, lange wußten, nennt er seine Venus eine Göttinn aus dem Meere; welcher Namen sich viel besser für die Thetis geschicket hätte. Hernach ruft er Auroren, und verlangt, sie solle ihr Schlafgemach noch nicht schließen, weil er auch zum Feste der Flora käme. War denn das Fest der Flora in Aurorens Schlafkammer angestellt? oder wollte Mars sonst bey ihr seine Herberge auf etliche Minuten nehmen? Was heißt es ferner, das Schlafgemach schließen? Ohne Zweifel schläft Aurora des Nachts, und also muß sie frühe herauseilen, ihrem Phöbus vorzugehen. Da wird es nun dem Mars gleich viel gelten, ob sie ihre Schlafkammer offen läßt, oder zuschließt; weil er ohne dieß nichts darinn zu thun hat. Des Abends aber die Aurora in ihr Schlafgemach zu führen, das würde eben so viel seyn, als wenn jemand den Nordwind von Süden, oder den Zephir von Osten herkommen ließe. Mit einem Worte, der obige Vers ist ohne Verstand, folglich ein Galimatias, und besteht aus schönen Worten und verblümten Redensarten, die nichts heißen.

20. §. Ich habe mit Fleiß aus Bessers Schriften ein solch Exempel angeführet, den man seiner natürlichen Schreibart, und richtigen Gedanken halber so vielmal gelobet; daß er sich

sich endlich selbst für unsern besten Poeten gehalten, und alles andre vor und neben sich verachtet hat. In andern, die noch erhabener schreiben, würde ich unzählige solche Stellen finden, die entweder noch unverständlicher seyn, oder doch gute Räthsel abgeben würden. Z. E. wenn **Lohenstein** die Sonne den **Almosenmeister Gottes**, den Menschen eine **Mappe dieses großen Alles** nennet; und hernach bald der **göttlichen Vorsehung** in die **Speichen tritt**, bald die **Deichsel dem Vaterlande zukehret**: so sind dieses lauter unverständliche Räthsel, welche man nicht errathen würde, wenn nicht theils ausdrücklich dabey stünde, was sie bedeuten sollten, theils aber der Zusammenhang solches zeigte. Siehe dessen Rede auf den Herrn von **Hofmannswaldau**, und die Beurtheilung desselben in dem I. Bande der kritischen Beyträge. Dieses alles zeiget, meines Erachtens, wie nöthig es sey, bey dem verblümten Ausdrucke seiner Gedanken vor allen Dingen auf die Deutlichkeit zu sehen, und sich ja nicht durch den Schein einer falschen Hoheit in das Phöbus oder Galimatias stürzen zu lassen. Einige Neuere haben uns in diese Wolken und Nebel wieder zu verhüllen gesucht, und dieses zwar unter dem Scheine einer größern Scharfsinnigkeit. Sie haben uns die gemeinsten Gedanken durch dunkle Ausdrückungen schwer zu verstehen gemacht: damit wir glauben sollten, sie hätten uns neuerfundne und vorhin unerhörte Dinge gesagt. Einfältige haben sich betrügen lassen, sind aber nicht besser angekommen, als Jrion, der statt einer Göttinn eine Wolke umarmete. Ein Exempel will ich aus **Laurenbergen** geben, der schon zu seiner Zeit dergleichen Fehler verworfen hat.

Jck konde wol so hoch draven, wen ick wolde,
Dat vdt nemand als ick alleen begrypen scholde,
Wenn ick als de grote Poet schryven würde,
„Die Frau hat abgelegt ihrs Leibes reiffe Bürde,
„Versieglend ihr Ehbett mit einem theuren Pfand.
Wol würde ergründen dysses Radels Verstand?
He meent darmit, de Fruw de hefft een Kind gekregen,
Welckes im Ehstand ys een eddel Gades Segen.

Man

Man eener dem ſo hüpich nich ys ingegaten
Dat hemliſche Licht, würde ydt düden ſülcker maten:
Als wenn de Fruw ere Kleder van dem Bedde
Genahmen, un in Pand verſettet hedde.
Een ander de dar meent, he würd ydt beter weten,
Lede ydt ſo uth: dat Wyff hefft int Bedde geſcheten.
Deſülve Poet, dar he künſtlyck verklaret
Wo ſyn Fründ up dem Meer in eenem Schepe fahret,
Syne hochflegende Flögel mit dyſſen Wörden uthbreidet:
„Auf einem hölzern Pferd das naſſe Blau durchſchneidet,
„Spaltend Neptuni Rück mit einem Waldgewächs.
Een Halffgelehrd, als ick, laß dyſſe ſchware Lex,
He ſpinteſeerde lang, ehr he ſe kond ergründen,
Endlyck ſprack he: de Poet, de eenen ſyner Fründen
Beklaget, dat he muſt upm holten Eſel ryden,
Un ſynen natten Ers dar brun un blau tho ſchniden:
Un dat deſülve Fründ Neptun, üm ſyn Verbreken,
Up dem Kake mit Roden were uthgeſtreken.
Sülcke hocherlüchtede Rede, de nu ys upgekahmen,
Bringet den nyen Poeten eenen ewigen Nahmen.
Ydt ys nu lächeelyck, ſchryven dat yderman,
Ja ock een Schoſter, edder old Wyff vornehmen kan.
Men moet ſyne Fedder hoch aver de Lufft upſchwingen,
Un mit poetiſchen Stiel dörch de Wulken dringen.
Dat ys nu de Maneer.“

21. §. Nichts iſt übrig, als daß ich verſprochenermaßen noch zeige, was für Verſetzungen der Wörter in unſrer Sprache, der Deutlichkeit unbeſchadet, noch möglich ſind; und was für eine Zierde die poetiſche Schreibart davon bekömmt. Man bildet ſich insgemein ein, die guten Poeten folgten der ungebundnen Wortfügung aufs allergenaueſte: allein ich habe bisweilen das Gegentheil bemerket und wahrgenommen, daß ſie viele neue, und oft recht verwegene Verſetzungen machen; die zwar ungewöhnlich, aber doch nicht unrichtig klingen, und alſo überaus anmuthig zu leſen ſind. Sonderlich habe ich dieſe Kühnheit an den Meiſtern in Oden wahrgenommen, darunter ich Opitzen, Dachen, Flemmingen, Tſcherningen, Kaldenbachen, Franken, Amthorn und Günthern nennen kann. Die Exempel, die ich aus ihnen anführen will, werden ſattſam zeigen, wie edel der

poetiſche Ausdruck dadurch wird: weit gefehlt, daß er entweder unrichtig, oder doch dunkel werden ſollte. Wenn Opitz ſagen will: Grüne wohl, du ſtarke Raute! dieſes Gift der Zeiten, welche deinen ſüßen Bitterkeiten, welche nichts bezwingen ſoll; ſo kehrt ers um, und ſingt im II. B. der P. W. viel munterer alſo:

Starke Raute, grüne wohl!
Deinen ſüßen Bitterkeiten,
Welche nichts bezwingen ſoll,
Weiche dieſes Gift der Zeiten;
Dieſes Gift, das gar zu viel
Herz und Haupt durchdringen will.

Bald darauf will er in einer andern Ode ſagen: Wie Phöbus der Wolken blaue Tracht zu malen pflegt: ſo blinkt der Stern von Mitternacht mit güldnen Stralen. Allein er ſingt weit edler in einer andern Wortfügung:

So blinkt mit güldnen Stralen
Der Stern von Mitternacht;
Wie Phöbus pflegt zu malen
Der Wolken blaue Tracht.

22. §. **Dach** will in einer Ode, die ich in **Kindermanns** deutſchem Poeten p. 222. finde, ſagen: Mein Aufenthalt war ſonſt nirgends zu finden, als nur bey den hohen Linden, durch den grünen Wald. Ich liebte ohn Unterlaß eine Quelle, ein friſches Gras ꝛc. allein er ordnet ſeine Worte weit lebhafter, wenn er ſo ſchreibt:

Sonſten war mein Aufenthalt
Nirgends nicht zu finden,
Als nur durch den grünen Wald,
Bey den hohen Linden.
Eine Quell, ein friſches Gras,
Liebte ich ohn Unterlaß:
Da ich denn geſungen,
Daß die Bäum erklungen.

Flemming will ſeiner Anemonen im Vten Buche der Oden ſagen: Ach! dieß einige, war von allen meinen Plagen, noch übrig, daß ich das ſchwere Liebesjoch abgeſchieden tragen

gen muß. Allein der Affect, darinn er ſteht, bringt eine ganz neue Wortfügung zuwege:

Ach! Einzig dieß war übrig noch.
Von allen meinen Plagen,
Daß ich das ſchwere Liebesjoch
Muß abgeſchieden tragen.

Kaldenbach in ſeinem Klaggedichte auf Opitzen, will ſagen: Die berühmte Galathee gieng an des ſüßen Neckars Rande, in tieferregtem Weh; als Corydon durch einen grimmigen Riß, ſie und ihre Felder in einſamwüſtem Stande ließ. Aber das poetiſche Feuer hat ihn dieſes folgendermaßen verſetzen gelehret.

An des ſüßen Neckars Rande
Gieng, in tieferregtem Weh
Die betrübte Galathee;
Als, in einſam wüſtem Stande,
Corydon, durch grimmen Riß,
Sie und ihre Felder ließ.

23. §. Tſcherning in einem Gedichte an Fabriciuſſen von Danzig, will Preußenland alſo anreden: Für das grimme Blut und Rauben, werden Pickelhauben, Helm und Harniſch, Spieß und Schwert, beſſer in den Ackerzeug verkehrt. Denn, weil wir mit dem Eiſen kriegen, ſo muß das Feld öde liegen. Aber weit edler hat er die Worte ſo geordnet:

Beſſer werden Pickelhauben,
Helm und Harniſch, Spieß und Schwert,
Für das grimme Blut und Rauben,
In den Ackerzeug verkehrt:
Denn das Feld muß öde liegen,
Weil wir mit dem Eiſen kriegen.

Johann Frank hätte in der Ode auf Hofmanns, Bürgermeiſters zu Frankfurth, Hochzeit, in ungebundner Rede ſagen müſſen: Jene Grabſchrift, die Paternus geſtiftet, wird dort um Nemaus, wie ein Wunderweſen geleſen; daß die Parce in ſeiner Ehezeit, ohn allen Zank und Streit zwey und dreyßig Sonnen (Jahre) abgeſponnen habe. Allein er kehret alles um, und doch iſt es nicht unrecht; ſondern recht lebhaft gerathen.

Als wie ein Wunderweſen,
Wird jene Grabeſchrift
Um Nemaus dort geleſen,
Die der Patern geſtift:
Daß zwey und dreyßig Sonnen
In ſeiner Ehezeit
Die Parc hab abgeſponnen,
Ohn allen Zank und Streit.

Amthor, in der aus dem Rouſſeau überſetzten Ode auf die Weltbezwinger, hätte die Helden ſo anreden müſſen: Ihr ſtolzen Krieger, laßt einmal ſehen, worauf ſich eure Tugend ſtützt, und wo euch dann das Herz im Leibe ſitzt, wenn ſich das Glück verdrehen will. Allein er hat es weit edler ſo geſetzt:

Laßt einmal, ſtolze Krieger! ſehen,
Worauf ſich eure Tugend ſtützt?
Wo, wenn das Glück ſich will verdrehen,
Euch dann das Herz im Leibe ſitzt?

24. §. Ich könnte auch aus unſern übrigen Poeten noch unzählige Stellen anführen; dieſes zu behaupten: wenn die bereits erwähnten nicht ſchon zulänglich wären. Ich will aber lieber noch eine Anmerkung machen, und den Grund dieſer aus erlaubten Verſetzungen entſpringenden Schönheit entdecken. Einmal iſt es gewiß, daß auch unſre Proſe ſehr vielerley Verſetzungen leidet, davon aber eine immer beſſer klinget, als die andere. Z. E. des Herrn von Kanitz Trauerrede auf die brandenburgiſche Prinzeßinn Henriette, hebt ſo an: „Fürſten ſterben zwar eben ſo, wie andere Menſchen: „doch haben ſie zu ſolcher Zeit vor andern ein großes vor„aus.“ Dieſen Satz hätte man, unſerer Mundart unbeſchadet, auch ſo vortragen können: Zwar ſterben die Fürſten eben ſo, wie andere Menſchen: doch haben ſie vor andern zu ſolcher Zeit ein großes voraus. Imgleichen in dem nächſtfolgenden Satze: „Was ihr Tod nach ſich zieht, giebt nicht „nur eine Veränderung in einem Hauſe oder Geſchlechte, „ſondern auch zugleich in unzählich vielen Seelen.“ Hier hätte das Wort, eine Veränderung, noch an zwo verſchiedene Stellen geſetzt werden können, nämlich nach Geſchlech-

ſchlechte, und ganz am Ende. In andern Stellen dieſer Rede würden ſich noch mehrere erlaubte Verſetzungen vornehmen laſſen.

25. §. Fragt man nun ferner, welche Ordnung der andern in zweifelhaften Fällen vorzuziehen iſt? ſo ſage ich erſtlich: die, welche am beſten klinget. Das Urtheil der Ohren entſcheidet die Schwierigkeit am beſten: denn auf das Gehör des Scribenten kömmt es hauptſächlich an, wenn die Schreibart des einen wohlfließend und harmoniſch iſt; des andern Ausdruck aber rauh und widerwärtig lautet. Es iſt aber, außer dem Wohlklingen, zweytens auf den Affect zu ſehen. Das Feuer der Gemüthsbewegungen erlaubt uns nicht allezeit, auf die gewöhnliche Ordnung der Wörter zu ſinnen: es bricht heraus, und fängt oft den Satz in der Mitten an. Z. E. Ein ruhiges Gemüh wird ſprechen: alle dein Bitten iſt umſonſt! ich werde es nimmermehr leiden. Du ſollſt den Tag nicht erleben ꝛc. Allein einen Zornigen wird die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft ſo ſagen lehren: **Umſonſt iſt alle dein Bitten! Nimmermehr werde ichs leiden! Den Tag ſollſt du nicht erleben!** Dergleichen Verſetzungen machen eine Rede ſehr feurig und lebhaft: und weil dieß in allen Affecten zu geſchehen pflegt, die Poeten aber oft ſelbſt darinnen ſtehen, oft andre Perſonen, die aufgebracht geweſen, redend einführen, oder ihnen nachahmen; ſo iſt es kein Wunder, daß ſie dergleichen nachdrückliche Verſetzungen mit gutem Bedachte anzubringen ſuchen.

26. §. Oft will man den Nachdruck eines Wortes, durch den Ton der Ausſprache anzeigen, der ſich aber an einer Stelle nicht ſo gut, als an der andern hören läßt: daher verſetzt man daſſelbe an einen Ort, wo es ſonſt nicht hingehöret. Z. E. wenn ich ſchriebe:

Ich will dir zu Liebe ſterben.

So würde es lange ſo kräftig und nachdrücklich nicht klingen, als wenn ich ſagte:

Dir zu Liebe will ich ſterben.

Dahin gehört Günthers Stelle aus dem bekannten Liede: Will ich dich doch gerne meiden ꝛc.

In den Wäldern will ich irren,
Vor den Menschen will ich fliehn.

Hier hätte ja der Poet natürlicher Weise sagen können:

Ich will in den Wäldern irren,
Ich will vor den Menschen fliehn.

Auch ist Flemming in dergleichen Versetzungen glücklich gewesen. Z. E. auf der 420sten S. schreibt er:

Achtmal hat nun, als ich zähle,
Phöbe volle Hörner kriegt.

Denn von Rechtswegen hätte es heißen sollen:

Phöbe hat nun, als ich zähle,
Achtmal volle Hörner kriegt.

Aber, wer sieht nicht, daß er dadurch den Nachdruck seiner Worte geschwächet, und die Schönheit des Verses nur verderbet haben würde?

27. §. Endlich dienet die Versetzung zuweilen, den Leser eines Gedichtes recht aufmerksam zu machen; weil man von den Nebenumständen den Anfang macht, und den Hauptsatz allererst nachfolgen läßt. Z. E. fängt Besser seine Ruhestatt der Liebe so an:

In diesen brennenden und schwülen Sommertagen,
Ließ Chloris sich einmal in ihren Garten tragen.

Hier hebt er von der Zeit an, da er doch von der Person hätte den Anfang machen können. So sagt auch Kanitz:

In meinem Schülerstand, auf den bestaubten Bänken
Hub sich die Kurzweil an.

Da hätte er ja von der Kurzweil anfangen können: allein diese Versetzung setzt den Leser in Aufmerksamkeit, und macht ihn begierig zu wissen, was denn in dem Schülerstande geschehen

ſchehen ſeyn werde? Imgleichen ſchreibt Flemming auf den Namenstag einer Jungfer dergeſtalt:

Daß der Lenz die Welt umarmet,
Daß der Erden Schooß erwarmet,
Daß die Nächte werden klein;
Daß der Wind gelinder wehet,
Daß der lockre Schnee vergehet,
Das macht euer Sonnenſchein.

Wo man augenſcheinlich ſieht, daß der natürliche Anfang hätte heißen müſſen: Euer Sonnenſchein macht, daß der Lenz ꝛc. Eben ſo hätte Rachel folgende Zeilen,

Zu einem ſammtnen Rock die groben Leinwandhoſen,
Wer hätt' es ſonſt erdacht, als Narren und Franzoſen?

natürlicher Weiſe ganz und gar umkehren müſſen: wenn er ſie nicht dergeſtalt viel nachdrücklicher befunden hätte. Ueberhaupt könnte man Horazens Worte hieher ziehen, wiewohl er ſie in anderer Abſicht geſchrieben:

In medias res,
Non ſecus ac notas, Auditorem rapit.

28. §. Doch verlange ich mit dem allen der unverſchämten Frechheit der Sprachverderber keinesweges Thür und Thor zu öffnen, die ohne Verſtand und Nachſinnen das unterſte zu oberſt kehren, und doch für gute Poeten angeſehen ſeyn wollen. Die Verſetzungen ſind nicht aus Noth erlaubet, um das Sylbenmaaß vollzuſtopfen; denn dieß gehört für die elendeſten Stümper: ſondern nur alsdann ſteht es frey, ſich derſelben zu bedienen, wenn ein beſonderer Nachdruck, oder eine neue Schönheit des Ausdruckes daraus entſteht. Wer dieſes nicht in Acht nimmt, und ohne Scheu, wider die Natur unſrer Mundart, alle Regeln der Sprachkunſt aus den Augen ſetzet, der verdienet, ein Pohl oder Wende genennt zu werden, der nicht einmal Deutſch kann, geſchweige, daß er ein Poet zu heißen verdienen ſollte. Denn das werden lauter Solœciſmi und ἀκυρολογίαι, die kein Kenner ſeiner

Mutterſprache ertragen kann: wenn gleich manche Neulinge den Mangel ihres Geiſtes und Witzes, den ſie bey der ordentlichen Wortfügung nicht zeigen können, nur durch die Verhunzung der deutſchen Sprache zu verbergen ſuchen. Walliſius ſagt dieſes zwar ſeinen engliſchen Poeten nach, daß ſie die Grammatik ſehr aus den Augen ſetzten: und ein gebohrner gelehrter Engländer, hat mir ſolches inſonderheit vom Milton bekräftiget; deſſen vornehmſte Schönheiten in grammatiſchen Schnitzern beſtünden. Bey uns hergegen, wird keine ſolche Frechheit gelten, die nicht auch in ungebundner Rede, im Affecte, zu dulden iſt. Eben ſo ſeltſam würde es ſeyn, wenn man die Wortfügung fremder Sprachen in der unſrigen anbringen wollte; welches vielen, die mehr Franzöſiſch als Deutſch können, ſehr leicht zu entfahren pflegt. Z. E. wenn ich ſchriebe: **Die Augen über das Feld ausſpazieren laſſen**; oder, **Einem Frauenzimmer den Hof machen**, weil die Franzoſen ſprechen: Promener ſes yeux ſur les champs, und faire ſa Cour à une Dame. Das ſind lauter handgreifliche Barbariſmi in unſrer Mundart, die kein Menſch verſteht, der nicht franzöſiſch kann: wohin denn auch die Mittelwörter gehören, die gleichfalls von einigen geſchwornen Participianern, ſehr unverſchämt gebraucht werden. Schlüßlich, ein Poet muß überall **Boileaus** Regel beobachten:

Sur tout, qu'en vos Ecrits la Langue reverée,
Dans vos plus grands Excés, vous ſoit toujours ſacrée.
En vain vous me frappez d'un Son melodieux;
Si le Terme eſt impropre, ou le Tour vicieux,
Mon Eſprit n'admet point un pompeux Barbariſme,
Ni d'un Vers empoulé l' orgueilleux Soleciſme,
Sans la Langue, en un mot, l'Auteur le plus divin
Eſt toujours, quoiqu'il faſſe, un méchant Ecrivain.

Das X. Hauptſtück.

Von den Figuren in der Poeſie.

1. §.

Die Abhandlung von den Figuren gehöret eigentlich für die Meiſter der Redekunſt: und ich könnte alſo meine Leſer dahin verweiſen, oder gar zum voraus ſetzen, daß ſie ſich darum ſchon bekümmert haben würden. Allein fürs erſte hat die gebundne Schreibart eben ſo viel Recht dazu, als die ungebundne, ja noch wohl ein größeres. Sie hat ſich nicht nur dieſer Zierrathe bedienet, ehe dieſe noch erfunden worden: ſondern ſie pfleget ſich auch damit weit häufiger zu putzen, als dieſelbe. Hernach kann man nicht allezeit zum Grunde ſetzen, daß die Liebhaber der Dichtkunſt ſich vorher in der Redekunſt feſt geſetzt haben ſollten. Dieſer Gattung Leſern zu gefallen, habe ich mein Buch lieber vollſtändiger machen, als ſie auf einen anderweitigen Unterricht in dieſem Stücke verweiſen wollen.

2. §. Einige neuere Lehrer der Beredſamkeit haben mit großem Eifer wider den Unterricht von Figuren, der in allen Rhetoriken vorkömmt, geſchrieben. Sie haben dafür gehalten: man könnte dieſe ganze Lehre erſparen, und dörfte die Jugend mit ſo vielen griechiſchen Namen nicht plagen; zumal da ſie daraus nichts mehr lernte, als wie man eine Sache benennen könnte, die auch dem einfältigſten Pöbel bekannt wäre. Zu dieſer Zahl iſt noch neulich ein ſchweizeriſcher Kunſtrichter getreten, der anſtatt der Figuren, ein unverſtändliches Miſchmaſch, und eine ſclaviſche Nachahmung des, in ſeiner eignen Sprache barbariſchen Miltons einzuführen wünſchte. Man giebt es zu, daß viele Schullehrer der Sache zu viel gethan, und ſich gar zu lange dabey aufgehalten haben. Man giebt auch zu, daß die griechiſchen Namen oft eine unnöthige Schwierigkeit verurſachen, und daß man beſ-

ſer thäte, wenn man an ihrer Stelle deutſche einführete. Man geſteht auch endlich, daß die Natur ſelbſt lebhafte Leute in Figuren reden lehret, die ſonſt ihr lebenlang keine Anleitung dazu bekommen haben. Aber aus dem allen folget noch nicht, daß die Lehre von Figuren aus den Anweiſungen zur Wohlredenheit gar zu verbannen ſey. Wenn man etwa ein kleines Kapitel dazu widmet; wenn man ſich bemühet, die Namen derſelben leicht und deutlich zu machen; wenn man endlich ihren Gebrauch und Misbrauch unterſcheiden lehret: ſo iſt man, meines Erachtens, wohl nicht zu ſchelten. Zu geſchweigen, daß nur die munterſten Köpfe von ſich ſelbſt auf die Figuren gerathen, wenn ſie wovon reden oder ſchreiben. Die andern, die nicht ſo viel Feuer haben, würden ſich darauf gar nicht beſinnen; wenn man ihnen nicht auf die Spur helfen wollte. Wenn man ihnen aber gute Exempel davon vorlegt, und die Schönheit derſelben empfindlich macht: ſo werden ſie auch entzündet, und bemühen ſich hernach, ihre ſchläfrige Schreibart auch dadurch ein wenig zu erwecken und anzufeuren.

3. §. Es giebt aber zweyerley Figuren. Einige beſtehen nur in einzelnen Worten, andre aber in ganzen Sprüchen oder Sätzen: daher hätte ich von den erſtern ſchon nach dem ſechſten Hauptſtücke handeln können. Wir wollen ſie hier durch einander nennen, beſchreiben und mit Exempel aus unſern Poeten erläutern. Ich will der Ordnung des berühmten P. Lami hierinn folgen, welche er in ſeiner Redekunſt beobachtet hat. Dieſer hat die innere Natur der Figuren ſehr wohl eingeſehen. Er hält ſie für eine Sprache der Affecten, für einen Ausdruck ſtarker Gemüthsbewegungen, und vergleicht ſie mit den verſchiedenen Geſichtszügen oder Lineamenten; daran man gleichfalls die innere Gemüthsbeſchaffenheit eines Menſchen von außen abnehmen kann. Die Vergleichung iſt glücklich und wohl angebracht: denn in der That ſind die Figuren etwas mehr, als bloße Zierrathe. Die ganze Stärke einer Rede zeiget ſich darinn, weil ſie ein gewiſſes Feuer in ſich enthalten, welches auch den Leſern oder Zuhörern, durch

eine

eine geheime Kunst, Funken ins Herz wirft, und sie gleichergestalt entzündet. Daher vergleicht sie **Lami**, zweytens, auch mit den verschiedenen Stellen und Bewegungen eines lebhaften Fechters, der sich dadurch zu schützen, und seinem Gegner Abbruch zuthun suchet. Die heftige Rede, die **Virgil** der Dido zugeeignet hat, kann überhaupt hier zum Beweise dienen. **Lami** hat sie in einer französischen Uebersetzung zu dem Ende angeführt, und ich will sie nach **Amthors** Verdeutschung hieher setzen: weil sie ein Muster wohlangebrachter Figuren abgeben kann, und eben diejenige ist, von welcher **Kanitz** dort geschrieben:

Wir lesen ja mit Lust Aeneens Ebentheuer.
Warum? Stößt ihm zur Hand ein grimmig Ungeheuer;
So hat es sein Virgil so künstlich vorgestellt,
Daß uns, ich weis nicht wie, ein Schrecken überfällt:
Und hör ich Didons Mund von Schimpf und Undank sprechen;
So möcht ich ihren Hohn an den Trojanern rächen.

4. §. So lautet indessen die Rede selbst, die von dem Poeten der erzürnten und verzweifelten **Dido**, nach der schnellen Abfahrt des Aeneas, in den Mund geleget worden.

Sollt eine Göttinn sich wohl deine Mutter nennen,
Und ein Trojanerheld dich für sein Blut erkennen?
Nein! Du Verräher, leugst! Ein harter Fels und Stein,
Der grimme Caucasus muß selbst dein Vater seyn.
Ein freches Tygerthier hat dir die Brust gereichet.
Das durch Hirkaniens verbrannte Wüsten streichet.
Ich rede, was ich muß; verstellen hilft mir nicht,
Weil aller Hoffnungsgrund auf ewig mir gebricht.
Hat dieser heiße Bach, der meine Wangen nässet,
Ihm auch den kleinsten Hauch von Seufzern ausgepresset?
Wirft sein verstockter Sinn auch wohl noch einen Blick,
Durch diese Fluth erweicht, auf seine Braut zurück?
Mein Leid ist tausendfach! Was soll ich erst betrauren?
Ich weis, selbst Juno wird mich armes Weib bedauren:
Ich weis, daß Jupiter sich drüber hat entrüst,
Daß die verdorbne Welt so voller Falschheit ist.
Ein Bettler! der durch Sturm an meinen Strand gekommen,
Wird, von mir Thörichten! zum König aufgenommen?

Der

Der Schiff und Gut verlohr, und nur durch meine Hand,
Nebſt ſeinem nackten Volk, des Lebens Rettung fand?
Ich berſte faſt für Zorn! Der Schmerz bringt mich zum Raſen.
Nun hat Apollo ihm was neues eingeblaſen,
Ein Traum aus Lycien was anders prophezeiht;
Ja ſelber Jupiter ihm drohend angedeut,
Er ſolle ſeinen Fuß in andre Länder trägen:
Ja recht! Gott wird wohl viel nach deinem Schwärmen fragen!
Der Himmel, welchen nichts in ſeiner Ruhe ſtört,
Hat ſeine Sorgen itzt auf deine Fahrt gekehrt!
Doch lauf! ich halt dich nicht; ich will nicht widerſprechen:
Nur fort! und ſäume nicht, die Wellen durchzuſtechen.
Such dein Italien, das dir ſo wohl gefällt,
Und wo die Hoffnung dir ein neues Reich beſtellt!
Ich weis, der Himmel wird gerecht und heilig bleiben,
Und dein verſchlagnes Schiff an Klipp und Syrten treiben!
Da wird die wilde Fluth ein Rächer meiner Pein,
Da wird dein letztes Wort: Ach Dido! Dido ſeyn.
Ja wird der kalte Tod den warmen Geiſt verjagen,
Soll mein Geſpenſte dich doch allenthalben plagen.
Du ſollſt, du kannſt, du wirſt der Strafe nicht entgehn,
Und ich will deine Quaal auch in der Gruft verſtehn!

Wer aus einer ſo herzrührenden Rede den Nachdruck der Figuren nicht begreifen kann, der muß wenig Empfindlichkeit und Nachſinnen beſitzen. Wer aber überführet ſeyn will, daß dieſes rührende Weſen bloß von den Figuren herrühre, der darf nur eine andre Ueberſetzung von der lateiniſchen Stelle machen, darinn alles ſchlechtweg geſagt wird: ſogleich wird alles Feuer, alle Heftigkeit und alle Lebhaftigkeit daraus verſchwinden; ja man wird es kaum glauben können, daß es dieſelbe Rede ſey.

5. §. **Lami** fängt die Figuren mit dem **Ausrufe** (Exclamatio) an; weil dieſe die natürlichſte iſt, und in vielen Affecten zuerſt hervorbricht. Denn es giebt einen Ausruf, in der Freude, Traurigkeit, Rachgier, imgleichen im Schrecken, Zagen, Verzweifeln, Trotzen, u. d. gl. Nun giebt es zwar gewiſſe Formeln, die eigentlich dazu beſtimmt ſind, als Ach! O! Weh! Wohlan! Hey! Sa, Sa! Ha! u. a. m. Allein

es

es werden so viel andre Redensarten dazu gebraucht, daß ihre Zahl nicht zu bestimmen ist. Z. E. Jammer! Lustig! Frisch auf! Herzu! Ich Armer! Mich Unglückseligen! Trotz sey dir gebothen ꝛc. ꝛc. Ein Exempel giebt mir Flemming auf der 201. Seite:

Als aber gleich der Krieg,
Erbarm es Gott, der Krieg! mit welchem wir uns Deutschen,
Von so viel Jahren her nun ganz zu tode peitschen,
Mein liebes Meißen traf.

Kanitz auf der 43. Seite der neuen Auflage:

O kindischer und toller Wahn,
Der bey mir eingerissen!

Opitz im IV. Buche der Poet. W. schreibt an Nüßlern, von seiner Flavien:

Ach! daß ihr frecher Sinn
Mich, der ich ihrer Huld vielmehr als würdig bin,
So wenig gelten läßt! ach, ach! daß kein Vergießen
Der Thränen, und kein Wort, kein Seufzen ꝛc.

Neukirch in seinem Gedichte auf die Königinn in Preußen, schreibt gleichfalls:

Ach leider! allzu viel, zu viel auf einen Schlag!
Wer ist, der unser Leid nur halb ergründen mag?

Und Pietsch in seinem Gesange auf den Prinz Eugen sagt:

Wie seltsam leitest du der Deutschen kühnes Heer!
Der Zug des Hannibals war lange nicht so schwer.

6. §. Die andre Figur ist der Zweifel, (Dubitatio) womit man entweder bey sich ansteht, ob eins oder das andre zu glauben, oder zu thun sey; oder sich doch so stellet, als ob man sich nicht entschließen könnte. Die Heftigkeit der Gemüthsbewegungen setzt uns oft in den Stand, daß man weder aus, noch ein weis: denn ehe man mit dem Entschlusse noch fertig ist; so fällt uns augenblicklich etwas anders ein, welches das vorige wieder zunicht macht. Kanitz giebt uns ein schönes Exempel in der Ode auf seine Doris.

Er

Er hat in der vorhergehenden Strophe die verfloſſenen Stunden zurück geruffen; beſinnt ſich abes bald anders, und ſingt:

Aber nein! eilt nicht zurücke,
Sonſt entfernen eure Blicke
Mir den längſtgewünſchten Tod,
Und benehmen nicht die Noth.
Doch, könnt ihr mir Doris weiſen;
Eilet fort! Nein: haltet ſtill!
Ihr mögt warten, ihr mögt reiſen,
Ich weis ſelbſt nicht, was ich will.

Zuweilen zweifelt man zwar ſelber nicht; will aber durch einen verſtellten Zweifel die Zuhörer zum Nachſinnen bewegen. So zweifelt **Günther** in ſeiner Sterbeode, wem er ſeine Leyer vermachen ſoll:

Sage, du begriffne Leyer!
Wem ich dich vermachen darf?
Viele wünſchen dich ins Feuer;
Denn du raſſelſt gar zu ſcharf.
Soll ich dich nun lodern laßen?
Nein, dein niemals fauler Klang
Ließ mich oft ein Herze faſſen,
Und verdienet beſſern Dank.

Soll ich dich dem Phöbus ſchenken?
Nein, du biſt ein ſchlechter Schmuck,
Und an den Parnaß zu henken,
Noch nicht ausgeſpielt genug.
Opitz würde dich beſchämen,
Flemming möchte widerſtehn:
Mag dich doch die Wahrheit nehmen,
Und damit hauſiren gehn.

7. §. Die III. kann der **Wiederruff** (Correctio oder Epanorthoſis) ſeyn, wenn Leute ihr Wort, das ſie ſchon geſagt, wieder zurück nehmen; weil es ihnen zu ſchwach vorkömmt, und ſie alſo ein heftigers heraus ſtoßen wollen. Z. E. **Opitz** in einem Hochzeitwunſche auf der 77. S. der Poet. W. v. 133.

Der

Der (Gott) lasse mich erfahren,
Und hören oft und sehr,
Was hören? sehn vielmehr,
Daß dich, von Jahr zu Jahren,
Was dir giebt dieser Tag,
Mit Frucht bereichern mag.

Zuweilen hat man auch wohl etwas zu frey herausgesagt, will also das ausgestoßene Wort wieder zurück nehmen, und ein bessers an die Stelle setzen. So läßt z. E. Günther den Apollo in einer Cantate, wo er mit dem Mercur um den Vorzug streitet, folgendergestalt reden:

So, hör ich, soll dein Judasspieß,
Dein Zepter, wollt ich sagen,
Mehr Frucht und Vortheil tragen,
Als meiner Künste Paradies?

Hieher kann man auch rechnen, wenn der Poet, dasjenige, was er gesagt, zwar nicht zurück nimmt; aber doch widerlegt, weil es ihm von andern getadelt werden möchte. Z. E. so schreibt Neukirch in seinen geschützten Nachtigallen:

Das eingeworfne Bonn, das wüste Kaiserswerth,
Die ungarische Schlacht, den Schutz der Niederlande,
Belief er alles zwar mit eifrigem Verstande:
Doch, Mauren, sprach er, hat schon Cäsar umgekehrt!

8. §. Die IV. ist das Verbeißen, (Ellipsis) oder Abbrechen einer Redensart, die man nur anhebt, aber nicht völlig endiget. Sie entsteht, wenn der Affect so heftig ist, daß der Mund und die Zunge den geschwinden Gedanken der Seele nicht folgen kann, und also mitten in einem Satze abbrechen, und dem neuen Gedanken des Geistes plötzlich folgen muß. Amthor hat aus dem Virgil das bekannte, Quos ego! des Neptunus, sehr gut übersetzt, womit er die Winde bedroht; aber mitten in dem Dräuworte inne hält.

Und sprach: Macht euch der Glanz der Ahnen so verwegen?
Dürft ihr, mir unbewußt, die kühnen Flügel regen?
Daß Erd und Himmel fast sich durch einander mischt,

Und

Und der erhitzte Schaum bis an die Wolken zischt?
Euch soll! : : doch laßt uns nur der Wellen Macht beschränken.

Ein schön Exempel giebt auch Besser in seiner Ruhestatt der Liebe, wo er die erwachte Chloris so reden läßt:

Du bist des Stranges werth!
Hilf Himmel! was ist das? Hast du den Witz verlohren?
Ist dieß die stete Treu, die du mir zugeschworen?
Hast du der Chloris Zorn so wenig denn gescheut,
Daß du so freventlich ihr Heiligthum entweiht?
Daß du : : welch eine That! Sie konnte nicht mehr sprechen,
Und wollte sich an ihm mit ihren Thränen rächen.

Nur nehme man sich in Acht, daß man diese Figur nicht so lächerlich anbringe, als Neidhard in dem Gedichte auf D. Wenzeln:

Hier schlug nun Gottes Zorn, in dich, du Ceder ein,
Da mancher Haselstrauch von Lumpenvolke blühte,
Bis Wurzel, Stamm und Ast, bis Herze, Fleisch und Bein
Vor Gift, als Aetnens Schooß vor Harz und Schwefel, glühte.
Als endlich Uhr und Zeit die sechste Stunde maß,
Da kam der Schlangenwurm des Todes hergeschossen,
Und stach : : : : : : : : : : : .
: : : : : : : : : : : : : : : :
Weg Feder, brich du Herz, umnebelt euch ihr Augen 2c.

9. §. Die V. könnte zur vorigen gerechnet werden, und heißt das Hemmen (Aposiopesis), wenn eine schleunige Veränderung des Entschlusses, der angefangenen Rede Einhalt thut. Kanitz in seinem Gedichte von der Poesie läßt erst seinen poetischen Trieb zur Vertheidigung derselben reden; hernach fällt er demselben ins Wort:

Was mich nun dergestalt in Unschuld kann ergetzen,
Wozu mich die Natur : : Halt ein! verführter Sinn:
Drum eben straf ich dich, weil ich besorget bin,
Es möchte, was itzund noch leicht ist zu verwehren,
Sich endlich unvermerkt in die Natur verkehren.

Imgleichen schreibt Günther in dem Gedichte auf Herrn Hofrath Budern:

Recht so! fängt augenblicks ein junger Momus an,
Dem nächst noch vom Orbil das Leder weh gethan:
Recht so! was Henker nützt der ganze Musenplunder?
Pack ein, verwegnes Volk! Vom Maro brenn ich Zunder
Vom Plato Fidibus. Ja wenn auch ohngefähr,
Der Schatz von Heidelberg in meiner Beute wär:
Ratteten macht ich draus, und kochte Chocolade!
Ein Quentchen Mutterwitz gilt = = Sachte, guter Freund,
Der Satz war eben nicht so bös und stark gemeynt;
Ein Narr verschüttet nur das Kind mit sammt dem Bade.

10. §. Die VI. ist die **Versetzung** (Hyperbaton) eines Worts oder Gedankens von seiner natürlichen Stelle; die aber nicht aus der Unfähigkeit des Poeten, sondern aus der Heftigkeit des Affects herrühret, der dem Gemüthe nicht Zeit läßt, an die ordentliche Wortfügung zu denken. Wir haben im vorigen Hauptstücke schon davon geredet, wollen doch aber noch ein paar Exempel geben:

Er, mein Leben; du, mein Leben;
Euer beyder Leben, ich!
Ich durch euch, und ihr durch mich,
Wollen bis ans Blaue schweben.

Hier versetzt Flemming das Wort Ich, in der andern Zeile von seiner natürlichen Stelle: denn es hätte ordentlicher Weise vorn stehen sollen, Ich, euer beyder Leben; aber im Affecte ist es ans Ende gekommen. Noch ein schöner Exempel steht auf der 66. S.

Der Majen Sohn flog aus vom ewigen Pallaste,
Durchsuchte Luft und Welt, bis er den Mars erfaßte:
Dich, sprach er, fodert ab, durch mich, des Vaters Rath;
Komm mit und säume nicht, es ist vorhin zu spat!
Ja, sprach Mars, alsobald! ließ drauf die Feindschaft fangen:
Stracks wurden neben sie an Eichen aufgehangen,
Zank, Zwietracht, Mord, Betrug. Den Krieg trat er zu Koth,
Und stieß mit eigner Faust den Haß und Frevel todt.

11. §. Die VII. ist das **Uebergehen** (Præteritio), worinn man sich stellet, als wollte man etwas nicht anführen, welches man aber eben dadurch erwähnet. Z. E. Flemming in seinen poet. W. a. d. 225. S.

Ich wollte Meldung thun, zu was für großen Dingen,
Ihr nur gebohren ſeyd, durch Liſt und Neid zu dringen,
Die Zeiten zu verſchmähn durch Urtheil und Verſtand;
Hielt eure Gegenwart mir hier nicht Mund und Hand.

Und Neukirch in ſeinem Gedichte, auf den Tod der gelehrten Königinn in Preußen; er redet von dem Könige:

Sein unerſchöpfter Muth iſt weit genug erklungen,
Seit dem ihm Noth und Recht die Waffen abgedrungen.
Dem Franzen ſchüttert noch die kaum erlaufne Haut,
Wenn er auf Schwabens Feld betrübt zurücke ſchaut;
Und an den Tag gedenkt, da Ludwigs große Thaten,
Mit Schrecken, in die Nacht der Finſterniß gerathen,
Und auf einmal verlöſcht. Was Preußen da gethan,
Das zeigen, ſchweig ich gleich, viel andre beſſer an.
Dießmal betracht ich nicht, wie unſer König blitzet,
Wenn ihn der Feinde Trotz, der Freunde Schmach erhitzet,
Nein, ſondern wie er ſelbſt halb todt darnieder liegt ꝛc.

Pietſch endlich in einem Vermählungsgedichte, auf eine Königl. Preuß. Prinzeßinn, die itzige Durchl. Markgräfinn von Anſpach:

Ich bilde nun nicht Heer und Schlacht,
Noch dein berufnes Heldenweſen.
Den Schimmer deiner Waffen Macht,
Den fremde Staaten ſich zum Muſter auserleſen;
Ich ſchreibe nicht wie Preußen kriegt,
Weil dieſesmal die Liebe ſiegt ꝛc.

12. §. Die VIII. iſt die **Wiederholung** (Repetitio) gewiſſer Wörter und Redensarten, wodurch die Rede einen ſehr großen Nachdruck bekömmt. Wenn nämlich das Gemüth in einer heftigen Bewegung iſt, und gern will, daß man ſeine Meynung wohl faſſen ſolle: ſo iſt es ihm nicht genug, daß er die Sache einmal ſagt; ſondern er ſagts zwey, dreymal nach einander, damit man ja den Nachdruck ſeiner Worte recht einſehen möge. Es geſchieht aber dieſe Wiederholung auf vielerley Art. Zuweilen wird im Anfange ein und daſſelbe Wort zweymal geſetzet, und das heißt Epizeuxis.

zeuxis. Z. E. Opitz, im andern Buche von Widerw. des Krieges, schreibt von der Freyheit:

Sie fodert Widerstand:
Ihr Schutz, ihr Leben ist der Degen in der Hand.
Sie trinkt nicht Muttermilch: Blut! Blut muß sie ernähren;
Nicht Heulen, nicht Geschrey, nicht weiche Kinderzähren.
Die Faust gehört dazu.

Zuweilen wiederhohlt man dasselbe Wort im Anfange etlicher Theile desselben Satzes, und das ist die Anaphora. Z. E. Flemming in einem Hirtenliede:

Her Palämon! her Florelle!
Her Amint! her Sylvius!
Melibous her! zur Stelle,
Singt mir eins auf Tityrus.

Noch ein Exempel aus Racheln kann nicht schaden:

Er meidet das Latein,
Ein jeglich ander Wort muß nur französisch seyn:
Französisch Mund und Bart, französisch alle Sitten,
Französisch Tuch und Wams, französisch zugeschnitten.
Was immer zu Paris die edle Schneiderzunft,
Hat neulich aufgebracht, auch wider die Vernunft,
Das nimmt ein Deutscher an.

Zuweilen wiederhohlt man den Anfang eines Satzes in verschiedenen folgenden Sätzen, und das heißt auch Anaphora. Z. E. Günther auf der 33. Seite des I. Th.

Da setzet sich mein Geist im Umsehn keine Schranken;
Da sinnt er hin und her, da spielt er mit Gedanken:
Da seh ich in mir selbst die Händel dieser Welt,
Den bösen Lauf der Zeit im Spiegel vorgestellt;
Da sind ich nichts als List, und weder Treu noch Glauben;
Da seh ich Narren blühn, und kluge Leute schrauben ꝛc.

13. §. Oder man wiederhohlt zuweilen ein Wort, das am Ende eines Satzes gestanden, im Anfange des darauf folgenden, welches Anadiplosis heißt. Z. E. Flemming auf der 131. S.

Und mitten in dem Weſen,
Da es am ärgſten war, ſeyd, Vater! ihr geneſen.
Geneſen ſeyd ihr nun, und denkt nicht einmal dran,
Was euch der ärgſte Feind für Dampf hat angethan.

Oder umgekehrt, das, was am Anfange eines Satzes geſtanden, kömmt am Ende deſſelben zu ſtehen, und wird Epanalepſis genannt. Z. E. Opitz auf der 61. S. im II. B. der poet. W.

Werthes Paar! vermengt die Brunſt,
Liebt und gebet, gebt und liebet:
Was euch heißt des Himmels Gunſt,
Der euch ſelbſt zuſammen giebet.

Noch ein beſſer Exempel davon, ſteht auf der 62. S. der poet. W. II. B.

Das kann ein Weibesbild! Bald will ſich der ertränken,
Vor unerhörter Brunſt, und jener will ſich henken:
Die rothen Augen ſind mit Thränen angefüllt,
Voll Seufzens iſt die Bruſt: das kann ein Weibesbild!

Hieher gehören denn auch die Wiederholungen, da man in ganzen Strophen die erſten Zeilen und Wörter, am Ende derſelben noch einmal brauchet, welches ſonderlich in muſikaliſchen Stücken angenehm fällt, und Symploce heißen kann. Ich will aus Beſſern von der 425. S. folgendes Exempel geben, wo wegen des Wohlklanges noch viele andere Wiederholungen vorkommen.

Sey froh! ſey froh! Eleonora,
Sey froh! du neue Flora,
Sey nunmehr glücklicher nach überſtrebtem Leide;
Der Himmel krön dich mit ſteter Frühlingsfreude!
Die Blumen ſchütten ſich zu allen Zeiten aus,
Auf dich und dein erlauchtes Haus.
Wir ehren dich, o neue Flora!
Wir ehren dich, Eleonora!
Sey glücklich, neuerwählte Flora!
Eleonor', Eleonora!

14. §. Die IX. iſt die Verſtärkung, (Paronomaſia) wenn man zwar ein Wort oder eine Redensart, die ſchon

da

da geweſen, wiederholet; aber mit einem Zuſaße, der noch einen beſondern Nachdruck verurſachet. Z. E. wenn Kanitz ſchreibt:

Ein Baum wars, nur ein Baum, dran ſolche Früchte ſaßen,
Die dort der erſte Menſch ſollt unbetaſtet laſſen.
Uns aber iſt noch mehr zu halten auferlegt;
Weil hier ein ganzer Wald ſo viel Verbothnes trägt.

Hier iſt das Wörtchen nur eigentlich dasjenige, ſo den ganzen Nachdruck giebt, da ſonſt die Wiederholung hier ſehr kalt geweſen ſeyn würde. Imgleichen wenn Opitz ſagt:

Das Thier, das edle Thier,
Das alle Thiere zwingt, der Erden Lob und Zier,
Kömmt bloß und arm hieher.

II. B. der Troſtged.

wo gewiß dieſer Zuſaß, das edle Thier dem ganzen Saße ein weit größeres Gewicht giebt. Imgleichen hebt Neukirch ſein Gedicht auf die Nachtigallen ſo an:

Als neulich Seladon, der arme Seladon,
Voll Kummer, Angſt und Schmerz die abgekränkten Glieder
Im Grünen niederwarf ꝛc.

wie wir denn auch oben ſchon die Zeile aus ihm hatten:

Ins Haus, ins ſchwarze Haus der bleichen Schaar verſenken.

Und Opitz in ſeinem Gedichte an Seußiuſſen:

Wird ſolches nicht ſein Buch, ſein edles Buch erweiſen?

15. §. Die X. Figur iſt der Ueberfluß, (Pleonasmus) wenn man viel mehr ſagt, als nöthig iſt. Sie entſteht wiederum aus der Heftigkeit des Affectes, welcher alles zuſammen nimmt, die Leſer oder Zuhörer aufs handgreiflichſte zu rühren und zu überzeugen. Man giebt insgemein die Exempel: Ich hab ihn nicht mit Augen geſehen; ich bin nicht mit meinem Fuße hingekommen; wir habens mit unſern Ohren gehöret ꝛc. Wenn Kanitz in dem Harpax dieſen Geizhals das Gold von den Pillen ſchaben, und ſich ſelbſt die Pulver ſtehlen läßt, ſo ſind es zwar Vergrößerungen; aber kein Pleonaſmus zu nennen: denn dieſer

muß in Worten bestehen. Allein wenn Neukirch in dem oft angeführten Gedichte auf die Königinn in Pr. schreibt:

Wie, wenn an harten Klippen
Ein starkes Schiff anstoßt ꝛc.

Oder wenn Pietsch in einem Gedichte auf seinen König sagt:

Komm, Landesvater, komm! zeuch ein bey dunkler Nacht ꝛc.

So ist im ersten Falle ein jeder Fels hart, und im letzten jede Nacht dunkel zu nennen, und folglich beydes überflüssig. So schreibt auch Opitz in einem Gedichte an Seußius̃en, von der Fama:

Und will das schöne Werk, auf ihrem lichten Wagen
Bis in das Schlafgemach der rothen Sonnen tragen.

Allein, da dergleichen Redensarten so viel nicht vorkommen, so kann man folgende Art mit gutem Rechte hieher rechnen. Z. E. wenn Günther seine Liebste auf der 264. Seite im I. Theile so anredet:

Kind, Engel, Schwester, Schatz, Braut, Taube, Freundinn, Licht!
Mein Stern, mein Trost, mein Herz, mein Anker und mein Leben!
Ach sage doch, wie man recht nett und zierlich spricht,
Die Liebe will dir gern den besten Titel geben.

16. §. Zur XIten kann die Verdoppelung (Synonymia) einer und derselben Sache, die aber mit ganz andern Worten geschieht, gezogen werden. Einer, der im Affecte steht, bemüht sich seinen Lesern und Zuhörern die Sachen recht einzuprägen und einzutrichtern. Daher sagt er ihnen auch wohl einerley Ding etlichemal, nur immer mit andern Ausdrückungen. An statt eines Exempels könnte hier aus Besser's Ruhestatt der Liebe, die lange und vielmalige Beschreibung der Schooß seiner Geliebten dienen: ich will aber lieber folgendes hieher setzen, wo er auf der 227. Seite sich und seine Kühlweininn auf verschiedene Art beschreibt:

Zwo Seelen, durch ein Feur wie Wachs zuhauf geronnen,
Zwey Herzen, die vermischt ein Wesen nur gewonnen,
Zween Menschen, die vereint ein Leben nur gefühlt,
Und deren jeder sich für eine Hälfte hielt.

Der-

Dergleichen Stellen denn in dieſem Gedichte faſt unzählige vorkommen, aber alle Proben des zärtlichen Affects abzulegen geſchickt ſind. Man könnte auch folgende Stelle aus Günthern hieher rechnen, die man ſonſt eine Zuſammenhäufung (Cumulum) nennen möchte. Er beſchreibt einen Bücherſaal:

Was Memphis, was Athen, was Rom, Großgriechenland,
Was Salem, was Byzanz, die Themſe, der Cimberſtrand,
Gethan, gelehrt, geglaubt, gemeynt, gewußt, gelogen;
Das kömmt, das ſammlet ſich, das lebt, das dauret hier,
Auf Bildern, Rinden, Bley, Stein, Leder und Papier,
Und wird der blinden Nacht der Barbarey entzogen.

Ich wollte aber deswegen dieſer und andern dergleichen Stellen lieber den letztern Namen geben, als den erſten, und alſo eine beſondere Figur daraus machen: weil in der That alle die angebrachten Wörter ihre eigene ganz beſondere Begriffe erwecken; und, nur obenhin angeſehen, gleichviel zu bedeuten ſcheinen. Ein ſolcher Kunſtgriff aber iſt von großem Nachdrucke, andern eine Sache ſehr lebhaft vor Augen zu malen.

17. §. Die XII. Figur kann auf deutſch eine Schilderung (Hypotypoſis ſ. Icon) heißen, weil ſie einen ſo lebhaften Abriß von einer Sache macht, als ob ſie wirklich vorhanden wäre. Das macht die ſtarke Einbildungskraft, welche ſich im Affecte die deutlichſten Bilder von ſinnlichen Sachen hervorbringet, die oft den wirklichen Empfindungen an Klarheit nichts nachgeben, und alſo abweſende oder vergangene Sachen als gegenwärtig vorſtellet. Die Zunge folgt den Gedanken, und beſchreibt, was im Gehirne vorgeht, eben ſo munter, als ob es wirklich außer ihr zugegen wäre. Z. E. Günther in ſeiner Ode auf den Prinzen Eugen, macht unter vielen andern ſehr deutlichen Bildern, auch dieſe poetiſche Schilderung:

Was zieht ſich für ein Vorhang weg?
Ich ſeh den Schauplatz ſpäter Zeiten:
Dort hör ich einen Scanderbeg,
Dort ſeh ich einen Gottfried ſtreiten.

Die Palmen ziehn sich um sein Haupt,
Man heult, man schlägt, man jauchzt, man raubt;
Kein Kreuzzug macht ein solches Lärmen.
Der Erden größt- und dritter Theil,
Zerreißt der Saracenen Seil,
Und würgt den Hund mit seinen D- nen.

Der Nil erschrickt, Damascus brennt,
Es raucht auf Askalons Gebirgen,
Und durch den ganzen Orient
Herrscht Unruh, Hunger, Pest und Würgen.
Der Jordan steht wie Mauren da,
Als kam ein andrer Josua:
Er kömmt auch, doch aus deutschem Samen.
Wie heißt er? Ja, die Schickung winkt,
Und raubt mir, weil der Vorhang sinkt,
Stand, Vorwitz, Schauplatz, Held und Namen.

Pietsch aber hat in einer Ode auf die Charisische Hochzeit, die Flucht der Daphne vor dem Apollo, ganz ungemein abgeschildert, davon ich nur eine Strophe hersetzen will:

Sie starrt und wurzelt in der Erden:
Apollons Hand berührt sie kaum,
So sieht er sie zum Lorberbaum,
Den schlanken Leib zum Stamme werden.
Der hingestreckten Arme Paar
Verliert sich in durchflochtnen Zweigen:
Und ihres Hauptes flatternd Haar
Muß den begränten Schmuck gespitzter Blätter zeigen.

18. §. Nun folgt XIII. die Beschreibung (Descriptio) welche von der vorigen darinn unterschieden ist, daß jene in der Entzückung Dinge abmalet, die nicht zugegen sind; diese hergegen wirklich vorhandene Sachen zwar lebhaft und munter, aber nicht so hitzig und handgreiflich, als jene, vorstellet. Ich wähle mir, zum Exempel, eine Beschreibung, die Simon Dach von dem Prospecte gemacht hat, der sich auf dem königsbergischen Residenzschlosse, von dem großen sogenannten moscovitischen Saale, westwärts zeiget; weil ich mich dabey einer sehr angenehmen Gegend meines Vaterlandes erinnern kann:

Die

Die Schloßkirch hält alhier ein ſchön Gemach erbaut,
Recht oben über ihr: von daraus wird geſchaut
Ein gut Theil Königsbergs, die Fahrt der ſchmalen Segel,
Die hin und wieder gehn, krumm, wie der krumme Pregel;
Indem er erſt genug das grüne Feld durchſchweift,
Und in das friſche Haf ermüdet endlich lauft,
Nicht weit von Hafeſtrom. Du ſiehſt zur linken Seiten,
Am Hafe Brandenburg, und Balga gar von weiten.
Zur Rechten, um die Wiek, eräuget ſich die Stadt
Fiſchhauſen, welche mich ſo ſehr ergetzet hat,
Durch ihren Roſenbuſch: der zwar nicht Roſen träget;
Der Anmuth aber viel in ſeinen Sträuchen heget,
Die meine Freude ſind. Der Sonnen heißer Schein
Dringt ſich im Sommer nicht zu ſeinen Schatten ein.
O wildverwachsner Ort! Du Stadt, da meine Reime
Zu Haus und Bürger ſind! du hegſt die ſchönen Träume,
Für uns Poetenvolk. Wie wohl iſt der daran!
Der ſolch ein Eigenthum für ſich beſitzen kann.

* * * * *

Du ſieheſt hier zunächſt das alte Lochſtätt ſtehn,
Wo vor der Zeit das Haf pflag durch ein Tief zu gehn,
Bis in die wilde See. Itzt wird daſelbſt gepflüget,
Und reiches Korn geſät. Der Zeit, die alles füget,
Und Sachen den Beginn, auch Maaß und Ende giebt,
Nichts aber ewig läßt, hat dieſes ſo beliebt.

Ich will noch ein anders aus Opitzen herſetzen, darinn er ſich ſelbſt als einen Verliebten beſchreibt. Es ſteht im IV. B. der poet. W. auf der 179. S.

Ich weis nicht, was ich denke,
So ſeltſam iſt ihr Sinn. Wenn ich mich zu ihr lenke,
So wird ſie ſtolz davon. Wenn ich mich halten kann,
Und komme nicht zu ihr, ſo lockt ſie ſelbſt mich an.

* * * * *

Die Bücher ſtinken mir. Ich fieng ſchon an zu melden,
Aus fürſtlichem Befehl, des unverzagten Helden
Von Promnitz hohes Lob. Das ſchläft nun ganz und gar.

* * * * *

Die Laute, meine Luſt,
Die Unmuthtröſterinn, weis itzund nichts zu ſingen,
Als nur von Flavien. * * *

Hier iſt mein Aufenthalt, hier irr ich hin und wieder,
Und rede mit mir ſelbſt. Dann ſetz ich bald mich nieder,
Bald ſteh ich wieder auf: und wenn ich müde bin,
Vom Klagen und vom Gehn; ſo ſtreck ich mich dahin,
Bey einem dicken Baum.

Ich eil, ich wart, ich zürn, ich weis nicht, was ich treibe,
Was mein Begehren iſt. Zugleich in einem Leibe
Haß ich die Härtigkeit, und liebe die Geſtalt.

Die Leute ſehn mir nach, daß ich, indem ich gehe,
Itzt eile, wie der Wind, itzt wieder ſtille ſtehe;
Und daß die Röthe mir bald unter Augen ſteigt,
Und meine blaſſe Farb an ihrer ſtatt ſich zeigt.
Der Leib geht nur allhier. Man ſoll mich vielmal fragen:
Ich werde kaum ein Wort, und doch nichts rechtes ſagen.
Im Wachen träumet mir. Tobt das Gewiſſen ſehr,
Bey welchem es ſich regt; die Liebe plagt mich mehr!
Ich kann nicht ſeyn ohn ſie, und wenn ich zu ihr komme,
Mit Reden wohl gefaßt, ſo ſtock ich und verſtumme:
Die Zunge ſteht gehemmt, das Herze ganz verzagt,
Bebt wie der Eſpenlaub; und wenn es hoch ſich wagt,
Wie ſein Bedünken iſt, ſo ſtiehlt es aus der Pforten
Des Mundes einen Kuß; den ſie mit ſolchen Worten,
(Ich weis nicht, ſind ſie falſch?) hernach zu beſſern pflegt:
Daß ſich das Blut dadurch in allen Adern regt.

19. §. Die XIV. mag die **Zergliederung** (Diſtributio) heißen, und beſteht aus einer ausführlichen Erzählung aller Theile, die bey einer Sache vorkommen; wodurch denn dieſelbe dem Gemüthe ſehr deutlich und ausführlich vorgeſtellet wird. Das Exempel ſoll mir **Günther** geben, der auf der 330. S. im I. Theile, die Verderbniß der Welt folgendergeſtalt beſchreibt:

Da ſchreckt mich hier und dort Krieg, Hunger, Peſt und Brand;
In Ehen, Zank und Haß; in Freundſchaft, Unbeſtand;
Im Tempel, Hochmuth, Geiz, Verläumdung, Wechſelbänke;
In Schulen, Finſterniß und leeres Wortgezänke;
In Themis Heiligthum ein goldnes Spinnenneſt,
Das magre Fliegen fängt und Hummeln ſchwärmen läßt;

Im

Im reich'ſten Contoir, viel Fluch an ſchönen Wänden;
Und endlich überhaupt in groß und kleinen Ständen,
Das Leben und die Zeit der hundert zwanzig Jahr,
Eh Noah mit dem Bau des Kaſtens fertig war.

Ein anders giebt Heräus in ſeiner Beſchreibung der Lappländer, wenn er die Unruhe unſerer Städte gleichſam auf den Fingern herzählet, auf der 250. Seite:

Bey Nacht der Glockenklang, der Wächter rauhes Schreyen,
Verliebter Geigen Ton; der feigen Raufer Dräuen;
Beſoffener Gekreiſch; wenn Hund und Katze plerrt;
Ein jähes Feuerlärm; ein Dieb, der ſich verſperrt:
Am Tag ein krummes Horn, der Kutſchen ewigs Rollen,
Des Haufens Polterwerk, das im Gedräng erſchollen;
Der Hämmer Klapperſchall, was Vieh und Karren treibt,
Verkauf- und Trägerruf, und was noch übrig bleibt.

Noch ein ſchöner Beyſpiel giebt Pietſch in der Hochzeitode auf Profeſſor Bäyern, wenn er zeigen will, daß die Liebe überall herrſche. Er redet ſie an:

Der Seelen überwundne Schaar
Fällt dir als Siegerinn zu Füßen;
Und auf dein flammendes Altar
Läßt Peru ſüßen Balſam fließen.
Man ſieht der Spezereyen Laſt
Den Mohren auf die Kohlen heben:
Denn weil du ihn entzündet haſt,
Muß er dem Feuer Nahrung geben.

Der harte Mars ſenkt Schild und Schwert,
Sein ſteifer Harniſch muß ſich bücken;
Die Thetis eilt, den Opferheerd
Mit Perlenmuſcheln auszuſchmücken:
Auch Flora zinſt der Roſen Blut
Bey purpurreichen Anemonen;
Pan wirft den Stab in deine Glut,
Und Phöbus unverwelkte Kronen.

So brennt das waffenvolle Feld,
Der Krieg vermiſcht ſich deinen Flammen:
Und wenn dein Brand die See befällt,
Schlägt die gekochte Fluth zuſammen.

Die Gärten sind der Lüfte Thron,
Den kühlen Wald erhitzt die Liebe;
Der Musen Höhe rauchet schon,
Wie ihre Brust, von deinem Triebe.

20. §. Zum XVten folgt der **Gegensatz**, (Antithesis) wo man widerwärtige Dinge gegen einander stellt, um das eine desto mehr ins Licht zu setzen. So beschreibt **Opitz** seinen verwirrten Zustand in der Liebe auf der 180. Seite der poet. W. im IV. B.

Ich fürcht, und hoffe doch; ich bitt, und schweig auch stille;
Ich bin wie kaltes Eis, und fühle Glut die Fülle;
Ich lös', und binde mich; ich wünsche frey zu seyn,
Und wenn ich denn frey bin, so geh ich wieder ein.

Folgende Art ist noch gewöhnlicher, da man etwas leugnend aus dem Wege räumt, um etwas anders festzusetzen. **Besser** erklärt uns so, was er an Kallisten verlohren habe:

Ich klage nicht an ihr die prächtige Gestalt,
Die Anmuth des Gesichts, des Mundes Morgenrosen,
Der Augen holden Ernst gebiethend liebzukosen,
Ihr langgekrolltes Haar, das meine Sinne band,
Die schwanenweiße Brust, die atlasweiche Hand;
Nicht die Geschicklichkeit der schlankpolirten Glieder:
Verhängniß! gib sie mir nur ungestalter wieder!
Ich klage bloß an ihr, was keine Misgunst sieht,
Ihr groß und edles Herz, ihr redliches Gemüth,
Den englischen Verstand, die Sorgfalt, mir in allen,
Vergnügt in Lieb und Leid, beständig zu gefallen.

Imgleichen schreibt **Pietsch** in dem Gesange auf den **Prinz Eugen**, also:

Doch wie entfernet ist des Himmels hoher Schluß,
Von des Tyrannen Traum! Wie reimt Eugenius
Sich mit der Türken Sieg und Christen Flucht zusammen?
Die ausgedehnte Macht schwächt zwar mit Stahl und Flammen,
Und mörderischer Faust des kleinen Heeres Zahl;
Nicht unsers Helden Muth. Sein Arm und Herz ist Stahl!
Sein Degen macht den Feind, nicht ihn die Furcht zur Leichen:
Eh muß sein ganzes Heer als sein Gesicht erbleichen.

21. §.

21. §. Die XVIte Figur iſt das Gleichniß, (Simile) wodurch man, anſtatt von der Hauptſache zu reden, von einer andern ähnlichen zu ſprechen anfängt, um die erſtere dadurch ins volle Licht zu ſetzen. Z. E. Amthor hat aus dem IVten Buche der Aeneis das Gleichniß von dem verwundeten Hirſche folgendermaßen überſetzt, auf der 481. S.

Die arme Dido brennt, ſie läuft durch alle Gaſſen,
Und kann ſich ſelbſt nicht mehr in der Verwirrung faſſen.
Wie, wenn durch Kretens Buſch des Hirten blinder Schuß
Der Hindinn ſichre Bruſt gar plötzlich rühren muß,
Und jener ſelbſt nicht weis, was ſeine Fauſt verrichtet:
Da doch das arme Wild durch Holz und Felder flüchtet,
Und mit der bangen Flucht Diktäens Wälder ſchreckt;
Obſchon ihm Tod und Pfeil in ſeiner Seite ſteckt.

Eben ſo hat es Pietſch in dem Gedichte auf den Prinz Eugen gemacht:

Er fliegt dem Feinde nach: doch iſt der Unterſcheid,
Daß ihn die Großmuth treibt, den Feind die Furchtſamkeit:
Der, wie ein Habichtſchwarm, mit ängſtlichem Bemühen
Dem Adler ſich entzieht, und ſuchet zu entfliehen.

Hier iſt das Gleichniß der Hauptſache nachgeſetzt. In dem folgenden aber, ſo ich aus Kanitzen geben will, ſteht es vorn, und die Deutung wird zuletzt gemacht.

Wenn der geringſte Lärm, im nechſtgelegnen Wald,
Um eine ſtille Trift der blöden Schafe ſchallt,
Und eins erſt ſchüchtern wird; beginnt ein ganzer Haufen,
Durch Blatt, Gebüſch und Strauch dem Flüchtling nachzulaufen:
So traut das kluge Thier, der Menſch, ihm ſelber nicht;
Sein eigner Tacht verglimmt, er folget fremdem Licht;
Dadurch verirrt er ſich ꝛc.

22. §. Der P. Lami unterſcheidet davon zum XVII. die Vergleichung (Comparatio), welche ſeiner Meynung nach mit der vorigen ſehr übereinkömmt, aber gemeiniglich noch lebhafter zu werden pflegt, als jene. Ein Exempel giebt mir Flemming, der hierinn ſehr glücklich geweſen. Es ſteht auf der 131. Seite.

Was

Was iſt es, ſoll ich ſprechen,
Wohl anders, ſeit der Zeit, als wenn die Klippen brechen,
Die Aeolus verwahrt? Die Winde reißen aus,
Und brauſen durch die Welt! Da krachet manches Haus,
Manch edler Bau zerbricht. Wir haben es geſehen,
Ach leider! allzuſehr, wie uns bisher geſchehen;
Wie uns der Kriegesſturm hat hin und her geweht,
Die Städte durchgeſauſt, die Dörfer umgedreht,
Daß nichts ihm ähnlich iſt.

Eben ſo lebhaft iſt die folgende Stelle aus **Rachels** VI. Satire, wo er die hohen Hofbedienten mit Schieferdeckern vergleichet.

Wer neben dieſer Pracht auch merket die Gefahr,
Und nimmt ſo manchen Fall des hohen Glückes wahr,
Den kömmt ein Schrecken an. Gleichwie wir furchtſam ſtehen,
Und auf dem hohen Thurm den kühnen Decker ſehen.
Nicht einer klimmt ihm nach: wir danken Gott allein,
Daß wir der Erden nah, und an dem Boden ſeyn!

Noch heftiger iſt abermal **Pietſch** in dem angezogenen Gedichte, wenn er den Sturm und den Donner zur Vergleichung braucht. Es heißt:

Wie, wenn der ſtrenge Nord die ſtarken Flügel hebt,
Und aus der Höhle ſteigt, der feſte Grund erbebt;
Wenn er den rauhen Ton läßt durch das Land erſchallen,
Bis Thürme, Thor, Pallaſt, Schloß, Haus und Hütten fallen:
Wie dieſer Mauren Graus die Menſchen niederſchlägt,
Die ſein gedrehter Hauch im Wirbel aufwärts trägt;
Wenn er die Wälder ſelbſt aus ihren Wurzeln drenget,
Und Stein, Baum, Thier und Menſch, in einen Klumpen menget:
So reibt des Helden Arm die Saracenen auf ꝛc.

23. §. Es folgt itzo das **Aufhalten** (Suſpenſio) als die XVIII. Figur, wenn man nämlich eine Rede ganz von weitem anfängt, und eine gute Weile durch viele Umſchweife fortführet: daß der Leſer oder Zuhörer nicht gleich weis, was der Poet haben will, ſondern das Ende erwarten muß; wo ſich der Ausgang zum Labyrinthe, von ſich ſelbſt zeiget. Dieſer Kunſtgriff iſt ſehr gut, die Leute aufmerkſam zu machen.

Exempel

Exempel machen die Sache deutlich. Günther schreibt auf der 87. S. im II. Th.

Daß noch die ganze Welt in ihren Angeln geht,
Das Meer die Gränzen hält, die Erde feste steht,
Die Sterne und ihr Haus nicht in den Abgrund schießen;
Die Sonne Licht und Tag mit Mond und Menschen theilt,
Der kleine Bär am Pol nicht zu dem großen eilt,
Die Elemente sich nicht in einander gießen;
Die Tugend Kinder zeugt, der Purpur sich verjüngt,
Geschlechter unverrückt bis auf die Nachwelt bleiben;
Ja daß der Weisheit nicht der Tod zu Grabe singt,
Dieß alles ist mit Recht der Liebe zuzuschreiben.

Noch ein anders steht in Flemmingen:

Der Sonnen güldnes Rad begunnt hervorzusteigen,
Und seinen Lebensglanz der muntern Welt zu zeigen;
Zu der Zeit, wenn das Dorf zu Felde pflegt zu gehn,
Und die erwachte Stadt allmählich aufzustehn.
Das rege Federvolk, das sarig mit süßen Stimmen
Den jungen Tag laut an; der Fisch der gieng zum schwimmen
Aus seinen Ufern vor; der Frosch, der Wäscher, rief;
Es war schon alles auf: nur ich lag noch, und schlief.

24. §. Zur XIXten Figur machet man die **Personendichtung** (Prosopopœia), welche leblosen Dingen solche Eigenschaften zuschreibt, die nur beseelten, ja vernünftigen Geschöpfen zukommen. Es werden aber gemeiniglich die Flüsse, Winde, Meere, Steine, Jahreszeiten, auch ganze Städte und Länder dergestalt in Personen verwandelt; ja man führt auch Tugenden und Laster, Leidenschaften u. d. m. redend ein: so daß dieses eine Figur ist, die zu viel schönen Erfindungen Anlaß giebt. Simon Dach führet den königsbergischen Pregelstrom, in einem Gedichte auf die Geburt eines preußischen Prinzen, dergestalt auf:

Was! der brückenreiche Pregel,
Hebt durch Flaggen, Mast und Segel,
Sein beschilftes Haupt empor.
Und nachdem er angesehen,
Was und warum es geschehen,
Läuft er schneller als zuvor.

Flem-

Flemming ist in dieser Figur sehr kühn gewesen, sonderlich in seinen Oden. Er sagt von einem Strome, den er kurz zuvor sein schilficht Haupt erheben lassen, daß er dreymal laut solle gelacht haben. Von der Erde spricht er im Frühlinge:

Sie streicht mit verliebtem Finger
Ihre Runzeln von der Haut,

Der Lenz kömmt gegangen, und umarmet die Welt: die erwachte Rose thut ihr Auge zu, und die Cypressen taumeln ihm, wenn es Abend wird. Die Morgenröthe kömmt in der Anemonen Tracht, in den purpurbraunen Wangen, als die Vertreiberinn der Nacht, vor der Sonnen hergegangen, und nimmt bey seiner Ankunft schamroth den Abschied. Und noch anderwärts sagt er, in einer Beschreibung des Winters:

Der beschneyte Hornung stehet,
Und streicht seinen Eisbart auf.

25. §. Sehr nahe ist damit die XX. Figur verwandt, welche man die **Sprachdichtung** (Sermocinatio) nennen kann. Es wird darinn ein Abwesender, ein Todter, oder gar etwas lebloses redend eingeführet: und dieses muß mit vieler Kunst, auch nur im größten Affecte geschehen. Denn wie es viel Nachdruck hat, wenn es wohl geräth, und als was außerordentliches den Zuhörer in Erstaunen setzt: so kömmt es auch sehr kalt und lächerlich heraus, wenn es ungeschickt bewerkstelliget wird. Ein Exempel giebt mir **Opitz**, der im II. Buche seiner Trostgedichte den Ulysses so redend einführet:

O! sagt er, schwimme fort, was nicht will bey mir halten!
Mein Herze, mein Verstand soll doch mit mir veralten;
Mein unerschöpfter Muth, mein guter treuer Rath,
Der nicht ein kleines Theil gethan vor Troja hat,
Der bleibt so lang als ich. Laß alles von mir laufen,
Bunt über Ecke gehn, Freund, Gut, Knecht, Schiff ersaufen!
Es muß seyn ausgelegt; dieß ist der Reise Zoll:
Um mich, und meinen Sinn steht alles recht und wohl.

Das

Das Unglück hat mir ja von außen was genommen,
Zum Herzen aber iſt es mir ſo wenig kommen,
So wenig als das Meer; das leichter dieſe Welt,
Als mein Gemüthe mir wird haben umgefällt.
So bricht der große Mann, der Held ꝛc.

Kanitz giebt mir eben dergleichen Exempel in der Ode auf ſeine Doris, welche er in der letzten Strophe redend einführet:

Wie geſchieht mir? darf ich trauen?
O, du angenehmes Grauen!
Hör ich meine Doris nicht,
Die mit holder Stimme ſpricht:
„Nur drey Worte darf ich ſagen,
„Ich weis, daß du traurig biſt:
„Folge mir, vergiß dein Klagen,
„Weil dich Doris nicht vergißt.

Noch ein ſchönes Exempel giebt Pietſch, wenn er den Pregelſtrom in Königsberg redend einführt:

Der Pregel ſiehet dieß mit ſtarren Augen an,
Und ſeufzet, daß er nichts dem König opfern kann:
Ach, Friedrich! klaget er, ich kann dich nicht erhöhen.
Daß Segel, Schiff und Maſt, durch meinen Hafen gehen,
Daß Fama meinen Ruhm durch alle Länder trägt,
Daß noch kein wilder Sturm auf meine Brücken ſchlägt,
Daß keine trübe Zeit die klare Fluth verderben,
Und kein verſchwendet Blut die reinen Wellen färben,
Und mich entweihen kann, machſt du, o Friederich! ꝛc.

26. §. Ferner zählt Lami unter die Figuren auch XXI. die Denk- und Lehrſprüche. Dieſes ſind allgemeine Sätze, die bey Gelegenheit beſonderer Fälle angebracht werden, und nützliche Regeln, kluge Sittenlehren; oder ſonſt ſinnreiche und kurzgefaßte Ausſprüche in ſich halten. Zuweilen ſind ſie etwas weitläuftiger, und könnten Betrachtungen heißen. Z. E. Tſcherning ſchreibt auf der 166. S.

Dein Sinn war in der Welt,
Du wußteſt, daß ſie mehr in ihren Armen hält,

Als wo der Gränzstein liegt. Wer nie vom Vater kommen,
Nie keinen fremden Ort in Augenschein genommen,
Der weis kaum, wo er lebt, und führt bestürzten Wahn,
Sieht dieses Haus der Welt mit halben Augen an.
Der Tugend Heimath ist der Raum, so weit vom Morgen
Des Tages Vater geht: bis wo er für die Sorgen,
Der Menschen stille Ruh durch seine Schwester schickt,
Die denn der Wolken Tuch mit Sternen überstickt.

Hier sieht ein jeder, daß bey Gelegenheit der ersten drey Zeilen alles übrige als ein Lehrspruch beygefüget worden. Weil es aber etwas langweilig ist, so kann es besser eine moralische Betrachtung heißen. Von der kurzen Art mag folgendes Exempel eine Probe geben. Es steht in Joh. Frankens irdischem Helikon auf der 94. S.

Ein Sinn, der Feuer hat, hat immer was zu schaffen,
Bald schärft er seinen Witz, bald schärft er seine Waffen:
Zwey Dinge machen uns berühmet und bekannt;
Der Degen und das Buch, der Adel und Verstand.

Allhier begreift man leicht, daß diese Sprüche weit nachdrücklicher klingen, weil sie so kurz gefasset worden. Ja, daß sie zuweilen noch weit kürzer in einer, oder einer halben Zeile eingeschlossen seyn können, wird unter andern folgendes Exempel aus Rachels VI. Sat. Gut und Böse, zeigen: auf der 66. Seite.

Wie soll man denn, sprichst du, vor Gott, den Höchsten, treten?
Wie soll man, sage mir, und warum soll man bethen?
Dafern du Rath begehrst, so bitte das allein,
Was er, der höchste Gott, vermeynet gut zu seyn.
Er weis es, was dir dient. Er meynet dich mit Treuen!
Er schenket ꝛc.

27. §. Von eben solcher Gattung sind auch zum XXIIsten die Schlußsprüche, (Epiphonema) wodurch man ein ganzes Gedicht, oder eine Strophe desselben, auf eine nachdrückliche Art, mit einem denkwürdigen Satze, oder sinnreichen Gedanken endiget. Z. E. Opitz beschließt sein Gedicht an Zinkgräfen, wo er von der Poesie gehandelt hat; und sich wegen der elenden Versmacher tröstet, folgender gestalt:

Ein

Ein Körper bleibet doch, obgleich des Schattens Schein
Sich größer macht, als er. Die Zeit ſoll Richter ſeyn!

Hier iſt der Schluß durch die Kürze ſo ſchön geworden: er kann aber wiederum auch bey der weitläuftigern Schreibart doch von gutem Nachdrucke fallen, wenn er deſto nachdenklicher und ſinnreicher iſt. Amthor beſchreibt die Liebe alter Männer, und ſchließt auf der 165. S. die Strophe ſo:

Viel ſeltner ſieht es aus, wenn ſich ein greiſer Bart,
Wie gleichwohl oft geſchieht, an Mädgenfleiſch verbrennet:
Da muß die Brille weg, der Wadenſtrumpf herbey,
Und daß der Runzeln Grund damit bedecket ſey,
Der eingeſperrte Schatz aus allen Kaſten ſpringen,
O Thorheit! ſich durchs Geld zur Knechtſchaft einzudringen.

Und noch auf andre Art ſchließt Pietſch in einem Gedichte auf ſeinen König:

Held, dieſes iſt das Heer, das deine Herrſchaft ziert,
Held, dieſes iſt der Tag, der dich der Welt gebiehrt.
Dein milder Gnadenſtral iſt auch auf mich gefloſſen,
Du haſt ihn auf dein Land, und auch auf mich ergoſſen.
Doch wird durch deinen Ruhm mein Trieb nicht offenbar:
Mein Weihrauch dampfet nicht auf deinem Brandaltar.
Es blühe dir das Glück! ich will dein Lob verſchweigen:
Ich zeige dir dein Heer, was kann ich größers zeigen?

28. §. Es folgt XXIII. die Frage, (Interrogatio) die ſich von ſich ſelbſt verſteht, und ſo zu reden, die gemeinſte; aber auch eine von den kräftigſten Figuren iſt. Zuweilen iſt ſie nur einfach, und dann hat ſie ſo viel Nachdruck nicht, als wenn ſie vielmal hinter einander geſetzt wird. Die große Weitläuftigkeit macht eine Frage auch nur matt: je kürzer aber ihre Theile oder Glieder werden, und je hurtiger ſie auf einander folgen, deſto ſchärfer dringt ſie ein; ja ſie ſtürmt faſt auf die Gemüther los. Z. E. Kanitz in ſeiner Satire von der Poeſie:

Was fehlt? was ficht dich an? Was iſts? Was macht dich toll?
Ein Wort! Was für ein Wort? das hinten reimen ſoll!

Eben auf die Art fängt Opitz ſein Schreiben an Nüßlern mit etlichen Fragen hinter einander an: Auf der 177. S. der poet. W.

Iſt das der freye Sinn? Sind dieſes die Gedanken,
Der unbewegte Muth, ſo vormals ohne Schranken,
Voll himmliſcher Begier, den Weg der Tugend gieng?
Iſt das des Phöbus Sohn, dem ganz ſein Herze hieng,
Das Schloß der Ewigkeit in kurzem zu erſteigen?

Günther hat zwar dieſe Figur ſelten gebraucht, doch finde ich auf der 825. S. der Ausgabe von 1735. folgendes:

Muß denn der Sonnen Gold im Aufgang untergehn?
Merkt man im Februar auch ſchon Aprillenwetter?
Verliert im ſchönſten May der friſche Baum die Blätter?
Wie wird es um den Herbſt denn allererſt entſtehn?
O du verworfne Zeit! was führſt du nicht für Sitten? ꝛc.

29. §. Etwas ungewöhnlicher iſt XXIV. die Anrede, (Apoſtrophe) an Lebloſe, Todte, Abweſende, oder auch wohl an gegenwärtige Leute und Dinge, welche mit einer großen Heftigkeit geſchieht, und nur in hitzigen Bewegungen des Gemüthes ſtatt findet. Z. E. Flemming auf der 363. S. redet den Maymonat an:

Sey gegrüßt, du Fürſt der Zeiten!
Du des Jahrs Apell, o May! ꝛc.

In einer andern Ode wendet er ſich an den Mond und Abendſtern:

Sieh ſie an, die Weberinn,
Fromme Cynthie! und höre,
Du auch, züchtige Cythere,
Unſrer Nächte Heroldinn!

Anderwärts redet er die bunten Matten, die Thäler, Germanien, die Liebe, die Muſen u. ſ. w. an. Pietſch redet eben ſo lebhaft den Tag an, den er beſingen will:

Tag! meines Königs Glanz krönt dich mit Stral und Liche,
Du brauchſt den matten Schein der Morgenröthe nicht ꝛc.

Und was iſt gewöhnlicher, als daß die Poeten gar ſich ſelbſt, oder wie ſie reden, ihren Geiſt und Sinn anzureden pflegen? Z. E.

Z. E. Kanitz in dem obgedachten Gedichte von der Poeſie ſchreibt:

Auf, ſäume nicht, mein Sinn! ein gutes Werk zu wagen.

Und abermal:

Verdammte Poeſie! meſſt Sinn, laß dich bedeuten,
Eh ich dir Nieſewurz darf laſſen zubereiten ꝛc.

Und weil die Muſen in der That nichts anders, als den poetiſchen Trieb des Dichters bedeuten, ſo gehört auch folgende Art der Anreden hieher, wenn z. E. Heräus ſchreibt:

Still, Muſen! ſtill, wohin? Ihr fanget an zu raſen.
Ihr wißt, daß ich ein Blatt und nicht ein Buch beſtellt.

30. §. Zum XXV. kömmt die **Wiederkehr** (Epiſtrophe) da man die Schlußworte des einen Satzes etlichemal am Ende anderer Sätze wiederholet. Dahin gehören die Oden, wo die letzten Zeilen allezeit bey jeder Strophe wieder vorkommen, doch ſo, daß ſie ſich auch dazu ſchicken. Z. E. Flemming hat auf der 371. S. im III. Buche ſeiner Oden die 8te ſo gemacht, daß jede Strophe ſich ſo ſchließt:

Pflücket Blumen, windet Kränze,
Führet liebe Lobetänze.

Eben ſo hat Opitz die dritte von ſeinen Oden bey jeder Strophe folgendermaßen beſchloßen:

Ein jeder lobe ſeinen Sinn:
Ich lobe meine Schäferinn.

Es iſt aber auch nicht nothwendig, daß dieſes nur in Oden am Ende jeder Strophe geſchehe: man kann vielmehr auch in langen Verſen, an bequemen Orten, zum Beſchluſſe einer kurzen Rede, zwey oder mehrmals nach einander, einerley Schlußworte wiederholen. Ich will davon folgendes Exempel aus einem Schäfergedichte herſetzen, das auf den Tod der Sylvia in Neukirchs von mir ans Licht geſtellten Gedichten ſteht, und wo immer der Vers wiederholt wird:

Ach Himmel, Erd und Luft! erhöret meine Lieder,
Gebt meine Sylvia, gebt meine Liebſte wieder!

31. §. Das Befragen (Communicatio) wird zum XXVI. an die Zuhörer, oder gar an ſonſt wen gerichtet, und iſt alſo jederzeit mit der Anrede verknüpfet: allein es zieht ſie auch allezeit zu Rathe, und giebt es ihnen ſelbſt zu erwegen; ob ſich die Sache nicht ſo oder ſo verhalte, als man geſagt hat, oder es gern haben will? Z. E. Beſſer läßt den Seladon die Chloris dergeſtalt anreden, und ſie um ihre eigene Meynung befragen:

Ach Chloris! wollteſt du, daß ich gewichen wäre?
Bedenke doch die Schmach, und deiner Schönheit Ehre!
Ich hätte ja die Macht der Lieblichkeit verhöhnt,
Wenn ich nicht deine Schooß mit meiner Hand gekrönt.

Eben ſo redet Günther ſeine Geliebte im I. Theile auf der 261. Seite an: und nachdem er ſie angeredet, Kind, bilde dir einmal zwo fromme Seelen ein ꝛc. und ihr einen glücklichen Ehſtand beſchrieben, ſetzt er hinzu:

Was meynſt du zu der Ehe, die ſolche Früchte bringt?
Nicht wahr? die Lebensart iſt beſſer als drey Kronen?
Was hilft der güldne Strick, der viel zuſammen zwingt,
Wenn er und ſie hernach bey Baſiliſken wohnen?
Was helfen jenen Freund zehn tauſend Schürzen Geld?
Wovon ſein dummes Weib ein dutzend Schwäger hält.

32. §. Das Geſtändniß (Confeſſio) iſt die XXVII. Figur, worinn man ſelbſt einen Einwurf macht, und denſelben bald eines theils zugiebt; doch aber ſeine Antwort nicht ſchuldig bleibt. Rachel macht ſich in ſeiner Satire, der Poet, dieſen Einwurf:

Was ſoll ich aber machen,
Mit denen, die ſo gern den Bettelſack belachen?
Wo ein Poete wohnt, da iſt ein ledig Haus;
Da hängt, ſpricht Güldengreif, ein armer Teufel aus.
Geduld! was will man thun? Man muß es zwar geſtehen,
Wer zu dem Reichthum eilt, muß anders was erſehen,
Als Verſemacherkunſt ꝛc.

Eben dergleichen iſt jener Einwurf, den ſich Kanitz in ſeiner Satire vom Hofleben macht: wenn er dem jungen Dankelmann

mann räth, ſich durch die Heirath einer ſchlechten Perſon, in die Gunſt eines Großen zu ſetzen.

Verachte mit Vernunft den Wahn der eiteln Welt,
Wird doch der Ueberfluß im Horne vorgeſtellt!
Ja, ſprichſt du, ihr Geſchlecht! Ach! laß den Irrthum fahren,
Sieh unſern Nachbar an ꝛc.

Und Pierſch ſchreibt auf das Raſtiſche Begräbniß:

Man weis, ſtimmt gleich der Mund erfahrner Männer ein,
Daß Flecken am Geſtirn und manchen Frauen ſeyn;
Die wie Veſuvius, Glut aus dem Buſen blaſen,
Vom Anfang ihrer Eh bis an das Ende raſen.
Doch wenn ein reifer Geiſt die Unglücksquelle ſucht ꝛc.

33. §. Es folgt XXVIII. das Einräumen, (Epitrophe) wenn man jemanden mehr zugeſteht, als er fodern kann, ja mehr, als man ſelbſt glaubt; nur um deſto ſchärfer wider ihn zu ſtreiten. Ein Exempel nehme ich aus Kanitzens Ueberſetzung der Satire vom Adel:

Sein tapferes Geſchlecht mag durch berühmte Sachen,
Die älteſten Chroniken zu dicken Büchern machen;
Geſetzt, daß jenen Schild, der ſein Geſchlechte ziert,
Vorlängſt ſchon ein Capet mit Liljen ausgeziert.
Wozu will er uns doch den leeren Vorrath weiſen?
Wenn er von ſeinem Stamm, den die Geſchichte preiſen,
Der Welt nichts zeigen kann, als ein verlegnes Blatt,
Daran das Pergament der Wurm geſchonet hat.

Oder wie Pierſch ſchreibt:

Ihr Ottomannen laßt die Pforten eiſern ſeyn,
Auch in das härteſte Stahl bringt dieſer Blitz hinein.
Steigt ſteile Felſen an, ihr ſeyd doch nicht beſchützet:
Ein kugelfreyer Wall mit Bäumen unterſtützet,
Von Mann und Waffen voll, den Sumpf und Fluth umſchleußt,
Und alles was man ſonſt unüberwindlich heißt,
Eur Eid, eur Mahomet mag ſich entgegen ſetzen:
Das alles wird Eugen nicht unbezwinglich ſchätzen.

Den Beſchluß macht Lami zum XXIX. mit der Umſchreibung (Periphraſis), wodurch man unanſtändige Sa-

chen, oder Dinge, die man nicht so gleich heraus sagen will, zu lindern oder höflicher zu sagen pflegt. Ein Exempel giebt uns Opitz, wenn er sagen will, wohin die Poesien der Stümper kommen.

Nicht zwar, wie jene thun, die etwas heutz schreiben,
Das morgen dahin kömmt, wo es zu kommen werth,
Da, wo man an die Wand den bloßen Rücken kehrt.

34. §. Obwohl nun der oftgedachte Scribent es bey diesen Figuren bewenden läßt: so erinnert er doch, daß es freylich noch verschiedne andre gebe, so diesen an Schönheit und Nachdruck nichts nachgeben. Die Wahrheit dessen zu erweisen, will ich noch ein Paar hersetzen. Man merke also zum XXX. das Aufsteigen (Gradatio), wenn man gleichsam stuffenweise von einer geringen Sache zu etwas höherm fortschreitet, und also immer was wichtigers sagt. Z. E. Opitz will in seinem Trostgedichte im II. Buche die Hinfälligkeit der Dinge beschreiben, und thut es so:

Was wollen wir uns denn um dessentwegen grämen.
So andern wiederfährt, und der Natur uns schämen?
Die Welt kann nicht bestehn, die Länder nicht in ihr,
In Ländern keine Stadt, in keinen Städten wir.

Imgleichen auf der 67. S. seiner poetischen Wälder:

Pan aber schläfet nicht,
Er geht, er ruft, er schreyt mit sehnlichem Verlangen;
Daß seine Stimm erschallt, durch Berge, Wald und Thal.

35. §. Zum XXXI. endlich kömmt der Eidschwur, eine von den stärksten Figuren; die also auch nur in lebhaften Affecten vorkommen kann. Es schweren aber die Poeten bey tausend Sachen, die sonst eben keine große Verbindlichkeit machen. Z. E. Flemming läßt eine Gärtnerinn so schweren;

So wahr ich vor dir steh,
Herzliebster Hortulan! ꝛc.

Noch

Noch ein ſchöner Exempel giebt mir eben dieſer Poet auf der 201. Seite, welche Stelle ich, ihrer Schönheit wegen, ganz herſetzen will:

Ich ſchwer es, Vaterland! bey Kindespflicht und Treuen,
Dein Lob iſts, welches mich heißt keine Mühe ſcheuen.
Ich könnte ja ſowohl, als etwa jener thut,
Auch um die Ofenbank mir wärmen Muth und Blut,
Nach Wunſche ſtehn geehrt, mich meines Weſens nähren,
Und meiner Aeltern Gut in ſtiller Luſt verzehren;
So ſchlecht und klein es iſt. So haſt dus auch nicht Noth,
Daß ich für Gott und dich mich laſſe ſchlagen todt,
In einer tollen Schlacht. Ich habe nichts gelernet,
Das groß von weitem ſteht, und nur alleine fernet;
Bin lichtem Scheine feind.

Beſſer, in ſeinem ſchönen Schäferliede von Seladon und Leonoren, läßt ſeinen Schäfer folgenden Eid thun:

Ich ſchwere dir, bey meiner Heerde,
Daß ich dich ewig lieben werde!

Und Günther in ſeinem Schreiben an den König Auguſt, hat eben die Figur mit großem Nachdrucke angebracht. Es heißt:

Du höreſt freylich nicht; wie vieler Wunſch und Sehnen
Dich in Perſon erhöht. Doch ſchwer ich bey der Hand,
Die deiner Würdigkeit die Krone zuerkannt:
Daß ſo viel tauſend ſind, die unter Stroh und Hütten
Für dein geſalbtes Haupt in mancher Mundart bitten.

Genug endlich von Figuren; obgleich ſie dieſes lange nicht alle ſind. Denn wer kann ſie alle zählen? Muntre Köpfe bringen täglich neue Arten hervor; und das beſte iſt, daß man ſie oft machen kann, ohne ihren Namen zu wiſſen.

Das XI. Hauptſtück.

Von der poetiſchen Schreibart.

1. §.

Nachdem wir nun alles Zubehör der poetiſchen Schreibart insbeſondre nach einander erwogen haben: ſo müſſen wir auch ſehen, was aus Zuſammenfügung alles deſſen in der Poeſie für ein Ganzes entſteht. Dieſes iſt die poetiſche Schreibart, die wir in dieſem Hauptſtücke abhandeln wollen. Was die Schreibart überhaupt ſey, iſt nach ſo vielen andern, auch von mir, in meiner Redekunſt ſchon abgehandelt worden. Ich habe daſelbſt gewieſen, daß ſie der Vortrag vieler zuſammenhangenden Gedanken ſey, welcher durch ſolche Sätze und Redensarten geſchieht, daraus man ihre Verknüpfung deutlich wahrnehmen kann. Dieſe Erklärung gab mir damals Anlaß zu folgern, daß es in der Schreibart hauptſächlich auf die Art zu denken ankomme; und daß ein Scribent in ſeinen Schriften, wo nicht ſeine Gemüthsbeſchaffenheit, zum wenigſten doch die Fähigkeit ſeines Verſtandes abſchildere. Denn kein Menſch kann beſſer ſchreiben, als er vorher gedacht hat. Ein wüſter und leerer Kopf kann gar nichts; ein verwirrter nichts ordentliches; ein ſchläfriger nichts lebhaftes; ein finſtrer Geiſt nicht deutlich; ein niederträchtiges Gemüth nicht edel; ein närriſcher Phantaſt nicht vernünftig ſchreiben. Es iſt alſo eine vergebliche Sache, wenn ſich viel junge Leute auf eine ſchöne Schreibart legen wollen; ehe ſie recht denken gelernt haben. Der Kopf muß erſt recht in die Falten gerücket, von Unwiſſenheit, Irrthümern und Vorurtheilen befreyet, mit Wiſſenſchaften, Liebe der Wahrheit und Erkenntniß des Guten erfüllet werden: ſo wird hernach die Feder ſchon von ſich ſelbſt folgen:

Verbaque prævisam rem non invita ſequentur. *Horat.*

2. §.

2. §. So deutlich dieses einem jeden in die Augen leuchtet; so sehr muß man sich wundern, daß es noch Leute giebt, die es in Zweifel ziehen, und sich bemühen zu behaupten: es käme bloß auf die Wörter und Ausdrückungen an, wenn etwas hoch, oder sinnreich, oder niedrig klänge. Man sollte es nicht denken, daß auch Scribenten, die eine ziemliche Einsicht blicken lassen, auf solche Einfälle gerathen könnten. Man sage mir doch einen niedrigen Gedanken, mit solchen Worten, daß er hoch, nicht nur scheine, sondern in der That sey; man sage mir auch einen hohen oder scharfsinnigen Gedanken, ohne Zusatz andrer Einfälle, mit solchen Worten, daß er niedrig herauskomme: so will ich mich gern gefangen geben. Was hatte z. E. jenes genuesischen Dogen Antwort in Paris, auf diese Frage: Was ihm daselbst am merkwürdigsten vorgekommen wäre? hohes in Worten an sich, als er schlechtweg: erwiederte: der Doge! Und wie hätte man ein kürzer Wort ersinnen können, einen so edlen Gedanken niederzuschlagen, als dieser war: daß ein genuesischer Doge, der den König in Frankreich, im Namen seiner Republik um Vergebung bitten muß, die seltsamste Sache sey, die man in Paris sehen könne. Gleichwohl bleibt er unverändert; und man sage dieses, wie man will, so wird es ein edler Gedanke für denjenigen bleiben, der ihn zuerst gehabt, und zu rechter Zeit gesagt hat. Eben das wollte ich von allen andern Exempeln des Hohen zeigen; wenn es nöthig wäre, Leute zu widerlegen, die nur aus einem Kützel, andern zu widersprechen, etwas Seltnes behaupten wollen. Man sehe indessen in den Anmerkungen zum französischen Longin, und in der gelehrten Dissertation unsers Herrn D. Wollen von Mosis Worten die Streitigkeiten nach, die Boileau über die Hoheit der mosaischen Worte: Es werde Licht, und es ward Licht; mit verschiedenen Gelehrten gehabt hat.

3. §. So viel war von der Schreibart überhaupt allhier zu wiederholen nöthig. Die poetische insbesondere anlangend, so ist es leicht daraus zu muthmassen, wie dieselbe von der prosaischen unterschieden seyn werde: nämlich nicht in

Wor-

Worten allein; sondern hauptsächlich in der Art zu denken. Wäre jenes, so könnte man zur Noth aus einem poetischen Lexicon, dergleichen Bergmann, Männling, Hamann u. a. m. geschrieben; oder im Lateinischen aus einem Gradu ad Parnassum ein Poet werden. Man dörfte nur an statt der prosaischen Redensarten poetische Blümchen darinn aufschlagen, und dieselben zusammen flicken: so würde ein Gedicht daraus werden. Aber weit gefehlt, daß dieses angehen würde; so könnte höchstens nichts anders, als eine poetische Misgeburt daraus entstehen. In einer solchen Schrift würde hernach manches entstehen, was ihr Verfasser niemals gedacht hätte: kurz, es würde gar keine gesetzte Schreibart heraus kommen; weil dieses Geflick kein Ausdruck von dem Verstande seines Meisters heißen, kein Vortrag zusammenhangender Gedanken seyn würde. Siehe des Hofrath Pietschens Dissertation von dem Unterschiede der poetischen und prosaischen Schreibart, darinn er verschiedene Regeln und Exempel, die unverwerflich sind, gegeben hat.

4. §. Will also ein Poet poetisch schreiben, so muß er auch zuvor poetisch denken lernen. Wie denken aber die Poeten, wird man vielleicht fragen? Machen sie es nicht eben so, als andere Leute; die einen gesunden Verstand und ihre fünf Sinne haben? Oder, will man ihnen etwa was Göttliches beymessen? Die Frage kann und muß mit einigem Unterschiede beantwortet werden. Fürs erste denken die guten Poeten freylich eben so, als andere vernünftige Leute. Thäten sie dieses nicht, so würden sie rasend oder närrisch seyn: und Demokritus würde Recht gehabt haben, wenn er zur Poesie nur unsinnige Köpfe erfordert hat, wie Horaz berichtet:

- - - - Excludit sanos Helicone Poetas
Democritus. - -

Nein, ein wahrer Dichter muß ja so wohl, als ein ander Mensch, ja noch mehr, als alle, die sich nicht ins Schreiben mischen, eine gesunde Vernunft, richtige Begriffe von Dingen,

gen, und eine groſſe Kenntniß von Künſten und Wiſſenſchaften haben. Nach dieſer ſeiner Gemüthsbeſchaffenheit nun müſſen auch alle ſeine Gedichte ſchmecken. Jede Zeile muß, ſo zu reden, zeugen, daß ſie einen vernünftigen Vater habe. Kein Wort, ja wenn es auch der Reim wäre, muß einen übeln Verdacht von dem Verſtande deſſen erwecken, der es geſchrieben hat. Daher iſt auch derjenigen ihre Meynung verwerflich, die den Wein zu ihrer Hippokrene erwählen, und ſich einbilden, ſie könnten im Rauſche die beſten Gedichte machen. Flemming war ganz andrer Meynung, als er ſchrieb:

Die trefflichen Poeten,
Die Rächer der Natur, die können Tod, dich tödten;
Sind Gift, dein Gegengift! Sie können nicht vergehn,
Und machen andere, ſo fallen, wieder ſtehn.
Nicht ſolche, welche ſtets mit Rennen, Betteln, Laufen,
Die groſſe Lügnerey um kleines Geld verkaufen:
Daher wir redlichs Volk ſo kommen in Verdacht,
Und oftmals mehr, als arg, ſo werden ausgemacht;
Wenn ſie den ſchandbarn Lohn in Völlerey verſchwenden,
Und alſo unſer Reich und ganzen Orden ſchänden.
Nein! ſchont der edlen Kunſt, und ſparet euer Gold,
Ihr, die ihr Kluge ſeyn, wie Reiche heißen wollt.
Die ſinds nicht, die man ſucht. Was können doch die Sinnen,
Die ſatt an Hunger ſind, an Durſte voll, beginnen?
Was ſoll ein Kopf doch thun, der ſtets vom Biere treuft,
Und ſeinen dürren Sinn im Weinfaß hat erſäuft,
Und ganz und gar verſchwendt? Was Todte ſoll erwecken,
Muß ſelber lebend ſeyn, nach Seel und Himmel ſchmecken.

Das will auch Boileau, wenn er ſchreibt:

Quelque Sujet qu'on traite, ou plaiſant, ou ſublime,
Que toujours le Bonſens s'accorde avec la Rime,
- - - -
Aimez donc la Raiſon! Que toujours vos Ecrits
Empruntent d'elle ſeule & leur Luſtre & leur Prix.

5. §. Ich will noch ein deutſches Zeugniß aus unſerm Rachel anführen, der ausdrücklich in dieſem Puncte die Ver-

Vertheidigung der Poeten in einer Satire über sich genommen hat. Er klaget erstlich dem Tscherning seine Noth, daß man die Poesie, die doch unter funfzigen kaum fünfen glücket, ihm zum Vorwarfe gemacht habe. Hierauf setzt er hinzu:

Daß aber man so gar das Gute darf beschmeißen,
Daß ein Poet ein Narr, ein Narr Poet muß heißen,
Das thut der Unverstand. Weil mancher Büffel zwar
Hat einen großen Kopf, doch Bregen nicht ein Haar.

Er giebt darauf zwar zu, daß die Poeten allezeit aufgeräumte Köpfe gewesen, und zuweilen einen lustigen Einfall nach dem andern vorgebracht hätten: doch unterscheidet er sie von den unflätigen Possenreißern, die auch nur von dem Pöbel, der gar nicht zu urtheilen weis, und von denen, die ihm, auch wohl bey Höfen, an Sitten und Gedanken gleich sind, unter die Poeten gemischet worden. Alsdann setzt er hinzu, was er von einem Dichter fordert:

Wer ein Poet will seyn, der sey ein solcher Mann,
Der mehr als Worte nur und Reime machen kann;
Der aus den Römern weis, aus Griechen hat gesehen,
Was für gelehrt, beredt und sinnreich kann bestehen;
Der nicht die Zunge nur, nach seinem Willen rührt,
Der Vorrath im Gehirn, und Salz im Munde führt;
Der durch den bleichen Geist aus Schriften hat erfahren,
Was merklichs ist geschehn vor vielmal hundert Jahren;
Der guter Wissenschaft mit Fleiß hat nachgedacht,
Mehr Oel als Wein verzehrt, bemüht zu Mitternacht;
Der endlich aus sich selbst was vorzubringen waget,
Was niemand noch gedacht, kein Mund zuvor gesaget;
Der zwar dem besten folgt, doch außer Dieberey:
Daß er dem Höchsten gleich, doch selber Meister sey:
Dazu gemeines Zeug und kahle Fratzen meidet,
Und die Erfindung auch mit schönen Worten kleidet;
Der keinen lahmen Vers läßt unterm Haufen gehn,
Viel lieber zwanzig würgt, die nicht für gut bestehn.
Nun wer sich solch ein Mann mit Recht will lassen nennen,
Der muß kein Narr nicht seyn ꝛc.

6. §.

6. §. Wie nun an dieſer Wahrheit zum wenigſten niemand zweifeln wird, der die Schriften der beſten Poeten, ſonderlich der Alten, mit Verſtande geleſen hat: alſo müſſen wir auch zum andern ſehen, was denn nunmehr die poetiſche Art zu denken von der proſaiſchen unterſcheidet? Die Vernunft kann und ſoll es nach dem vorigen nicht ſeyn: was wird es denn wohl anders, als der Witz oder der Geiſt ſeyn können? Und in der That macht dieſe Gemüthskraft, nachdem ſie bey einem ſtärker, als bey dem andern iſt, einen großen Unterſcheid in den Gedanken. Zwar ohne dieſelbe iſt kein Menſch zu finden. Ein jeder hat ein gewiſſes Maaß davon bekommen, ohne welches er ſich ſo gar in Vernunftſchlüſſen nicht würde behelfen können; wie in der Geiſterlehre erwieſen wird. Allein bey einigen iſt ſie ſehr lebhaft und ſtark. Gewiſſe Geiſter haben viel Scharfſinnigkeit, wodurch ſie gleichſam in einem Augenblicke hundert Eigenſchaften von einer Sache, die ihnen vorkömmt, wahrnehmen. Was ſie wahrnehmen, das drücket ſich, wegen ihrer begierigen Aufmerkſamkeit, tief in ihr Gedächtniß: und ſo bald zu anderer Zeit etwas vorfällt, das nur die geringſte Aehnlichkeit damit hat; ſo bringt ihnen die Einbildungskraft daſſelbe wiederum hervor. So iſt ihnen denn allezeit eine Menge von Gedanken faſt zugleich gegenwärtig: das Gegenwärtige bringt ſie aufs Vergangene; das Wirkliche aufs Mögliche, das Empfundene auf alles, was ihm ähnlich iſt, oder noch werden kann. Daher entſtehen nun Gleichniſſe, verblümte Ausdrücke, Anſpielungen, neue Bilder, Beſchreibungen, Vergrößerungen, nachdrückliche Redensarten, Folgerungen, Schlüſſe, kurz, alles das, was man Einfälle zu nennen pflegt, und die alle insgeſammt aus einem ſolchen lebhaften Kopfe entſtehen. Dergleichen Geiſter nun nennet man poetiſche Geiſter, und durch dieſe reiche Gemüthskraft unterſcheidet ſich ihre Art zu denken von der ordentlichen, die allen Menſchen gemein iſt.

7. §. Wir wollen die Sache durch ein Exempel erläutern. Geſetzt, ein Geſchichtſchreiber wollte erzählen, daß ein Land

durch

durch die drey bekannten Plagen, Krieg, Hunger und Pest angegriffen worden. Er wird solches etwa folgender Gestalt ins Werk richten: „Nachdem der Krieg in dem guten „Reiche ein Ende genommen hatte, und die feindlichen Völ„ker abgezogen waren, folgte ein ander landverderbliches „Uebel nach. Die verwüsteten Aecker trugen keine Früchte, „weil niemand da war, der sie bauen wollte: und also ent„stund eine Theurung, die bey dem Armuth nothwendig eine „Hungersnoth nach sich ziehen mußte. Auch das war es „noch nicht alles. Eine pestilenzialische Seuche machte das „Elend des geplagten Landes vollkommen, und beraubte es „vollends seiner noch übrigen Einwohner.“ Das heißt nun, meines Erachtens, eine historische Schreibart, die das, was sie sagen will, deutlich und ordentlich, richtig und zierlich, nicht niederträchtig, aber auch nicht prächtig vorträgt. Wie wird sich nun ein Poet in gleichem Falle ausdrücken? Amthor soll uns solches zeigen, oder er hat es vielmehr schon auf der 324. Seite seiner Gedichte gewiesen. Er schreibt:

Kaum hatte Mavors Raserey
Den ungeschlachten Durst gekühlet,
Und deine Felder durchgewühlet;
So trat ihm ein Gefährte bey.
Der Mangel ward vom Krieg gebohren;
Weil in der Furchen ödem Grund,
Mehr Blut als warmer Regen stund,
Gieng aller Aecker Zier verlohren.

Dein Elend soll vollkommen seyn!
Zween Feinde hatten dich bestritten:
Noch hast du nicht genug erlitten;
Drum schießt der dritte mit herein.
Morbona bricht durch alle Riegel,
Sie steigt aus einer Todtengruft,
Und rühret die vergiste Luft
Durch ihre schwarzgemalten Flügel.

Du wohlgeplagtes Land und Stadt!
Was kann wohl deinen Aengsten gleichen?
Wer zählet die gestreckten Leichen,
Die Mortens Wuth geschlachtet hat?

Du

Du kannſt die frechen Seelen lehren,
Was das bedrängte Leben ſey:
Und bringſt durch tauſend Zeugen bey,
Wie ſehr die Luſt ſich kann verkehren.

8. §. Nun halte man dieſes und jenes vorige gegen einander; ſo wird es ſich ſonnenklar zeigen, worinn der Unterſcheid der Gedanken beſtehe. Dem Poeten ſind tauſend Dinge eingefallen, daran der Geſchichtſchreiber nicht gedacht hat; bey dem Kriege nämlich, der Gott des Krieges, und deſſen Blutdurſt, imgleichen die Felder, die von einem Heere durchgraben und verderbet worden. Weil die Hungersnoth aus dem Kriege entſtanden iſt, ſo fällt es ihm ein, daß die Kinder von ihren Aeltern entſtehen: und er braucht alſo dort das Wort gebohren, welches ein ganzes Gleichniß anzeiget. Wenn er die unfruchtbaren Aecker bedenkt; ſo ſieht er, anſtatt des Regens, das Blut in den Furchen laufen. Da vorher von Feinden die Rede geweſen, ſo ſieht er, daß auch der Hunger ein Feind des Landes heißen könne; weil er den Kriegsleuten darinn ähnlich iſt, daß er Schaden ſtiftet. Er zählet alſo ſchon zween Feinde; und da ihm die Peſt noch vor Augen ſchwebt, davon er reden ſoll: ſo macht er ſie zum dritten Feinde, weil er eben die Aehnlichkeit daran bemerket. Die Seuche bringt ihn auf die Morbona: dieſe läßt er, ihrer Natur gemäß, aus der Gruft ſteigen, und weil ſie ſehr fürchterlich iſt, mit ſchwarzen Flügeln durch die vergiftete Luft fahren. Hierauf ſieht er ihre traurige Wirkungen: er entſetzt ſich, und bricht in voller Entzückung in eine heftige Anrede und etliche Fragen aus; beſchließt aber endlich mit einer Lehre, die aus der Sache fließt, und ſeine vorige Beſchreibung erbaulich macht. Das mag ein Muſter einer vollkommen ſchönen poetiſchen Schreibart abgeben: Denn

Omne tulit punctum, qui miſcuit utile dulci,
Lectorem delectando, pariterque monendo.

9. §. Ich habe mit gutem Bedachte eine Stelle zum Beyſpiele gewählt, darinn das poetiſche Weſen in voller Stärke

zu sehen ist, damit man es desto handgreiflicher spüren und wahrnehmen möchte. Denn freylich giebt es verschiedene Grade derselben. Die eine ist an Einfällen und Gedanken reicher, die andere ärmer; nachdem entweder ihr Verfasser mehr oder weniger Geist und Witz besessen hat; oder in einer gewissen Art von Gedichten anbringen gekonnt und gewollt. Woraus entsteht sie aber in diesem so vollständigen Exempel anders, als aus den häufigen und kühnen Metaphoren, Metonymien und andern verblümten Redensarten; aus lebhaften Beschreibungen, kurz angebrachten Gleichnissen, und feurigen Figuren, die den innern Affect des Poeten abschildern? Niemand sage mir, daß man dieses alles auch in Prosa thun könne. Freylich kann es geschehen; aber es wird auch alsdann eine ungebundene poetische Schreibart seyn. Kein guter prosaischer Scribent hat jemals so viel Zierrathe zusammengehäufet: und wenn er es gethan, so haben alle Kunstrichter gesagt, er schreibe poetisch. Es läuft auch wider die Absichten, die sich z. E. ein Geschichtschreiber vorsetzen muß. Sein Zweck ist, die nackte Wahrheit zu sagen, das ist, die Begebenheiten, die sich zugetragen haben, ohne allen Firniß, ohne alle Schminke, zu erzählen. Thäte er das nicht, so würden seine Leser nicht wissen, ob sie ihm glauben sollten, oder nicht. Seine große Begierde, schön zu schreiben, würde ihnen einen Argwohn beybringen, ob er nicht die Liebe zur Wahrheit aus den Augen gesetzt? Das ist das Urtheil, so man vom **Curtius** mit Grunde zu fällen pflegt. Man traut seinen Nachrichten nicht; weil sie gar zu schön klingen. **Florus** hat es noch ärger gemacht. **Seneca, Apulejus, Sidonius Apollinaris, Martianus Capella, Tertullianus** sind unter den Alten in übelm Ruffe. **Barclajus** aber in seiner Argenis, und unzählige andre, die in lebendigen Sprachen, auch in neuern Zeiten geschrieben haben, sind gleichfalls unter diejenigen gezählet worden, die nicht nur poetisch, sondern ganz hochtrabend, schwülstig, ja unsinnig gedacht und geschrieben haben. Wer die Proben von ihrer Schreibart beysammen sehen will, der darf nur Werenfelsens Dissert. de

Mete-

Meteoris nachſchlagen, welche man auch in dem I. Buche der eigenen Schriften und Ueberſetzungen der deutſchen Geſellſchaft, überſetzt nachleſen kann, als die hier einem jeden unentbehrlich iſt.

10. §. Nachdem wir nun einmal wiſſen, worinn die poetiſche Schreibart beſteht: ſo müſſen wir ſie auch in ihre Claſſen eintheilen. Ich darf aber auch hier nur bey den dreyen Arten bleiben, die ich in meiner Redekunſt ſchon angegeben habe: nämlich eine iſt die natürliche oder niedrige; die andere iſt die ſinnreiche oder ſogenannte hohe; die von andern auch die ſcharfſinnige oder geiſtreiche genannt wird; und die dritte iſt die pathetiſche, affectuöſe, oder feurige und bewegliche Schreibart. Alle drey müſſen wir erklären, mit Exempeln erläutern, und von ihren Afterſchweſtern unterſcheiden lernen. Ich weis wohl, daß es gewiſſe Klüglinge giebt, die in dieſer Eintheilung, ich weis nicht, was für ein Miſchmaſch finden wollen. Sie bilden ſich ein, was nicht nach ihrem unreifen Sinne iſt; oder vielmehr was denenjenigen, deren Sprachrohr ſie abgeben, nicht gefällt, das ſey nicht richtig. Imgleichen giebt es noch andere, die mit einer unnöthigen, mehr als metaphyſiſchen Genauigkeit, die Dinge ohne Nutzen vervielfältigen, und wohl zwanzigerley Schreibarten aushecken: wie man im ſiebenten Bande der kritiſchen Beyträge ſehen kann. Allein es wird leicht fallen, ihre ungegründete Urtheile abzufertigen.

11. §. Erſtlich dünkt es ihnen, natürlich müßten alle Gattungen der Schreibart ſeyn; und alſo könnte man keine beſondere Art daraus machen. Wer ſieht aber nicht die muthwillige Zunöthigung in dieſem Einwurfe? Freylich ſind alle Arten des Ausdruckes demjenigen, der ſie brauchet, natürlich. Auch ein Pritſchmeiſter redet in ſeinen garſtigſten Poſſen, dadurch er die Großen beluſtigen will, ſeiner Natur gemäß, das iſt aber und ſchmutzig. Auch ein Phantaſt redet ſeinem ſchwülſtigen Gehirne gemäß, ſo wie es ihm natürlich iſt; und ſo weiter. Allein wer hat denn hier das Natürliche dem Uebernatürlichen entgegen zu ſetzen gedacht? Wird denn der Natur nicht weit öfter die Kunſt entgegen geſtellt? Die

sinnreiche Schreibart aber sowohl, als die pathetische ist weit künstlicher, als die niedrige; wie ein jeder, der sie nur halb kennet, mir zugestehen wird. Man darf auch nur einen Blick in meine Redekunst thun, wo ich davon gehandelt habe, so wird dieses von sich selbst in die Augen fallen. Dasjenige nämlich, was man im gemeinen Leben, wo man nur auf die Sachen, und nicht auf die Worte denkt, in der Historie, in dogmatischen Büchern u. d. gl. braucht, das heißt natürlich: weil man darinn nicht künstelt, sondern zufrieden ist, wenn man sich so deutlich und richtig ausgedrücket hat, daß man leicht verstanden werden kann. Alles übrige, was mit Fleiß ausstudiret wird, das ist künstlicher. Es ist aber auch leicht zu denken, daß man hier nur die schöne Natur versteht, der alle Künstler nachzuahmen pflegen; nicht aber die häßliche, die sich in der Sprache des Pöbels, die demselben natürlich ist, zeiget. Eben darum habe ich sie nicht die gemeine Schreibart nennen können.

12. §. Zum andern will man den Grund dieser Abtheilung wissen: und weil es diesen tiefsinnigen Kunstrichtern so schwer fällt, denselben zu finden; so will ich ihn hieher setzen. Ein Redner oder Dichter will seine Zuhörer entweder schlechterdings unterrichten und lehren, oder er will sie belustigen, oder er will sie endlich bewegen. Mehr Absichten kann er bey der Schreibart nicht haben. Ist das erste, so bedienet er sich des natürlichen oder niedrigen Ausdruckes, da man sich der gewöhnlichsten Redensarten und Ausdrückungen gebrauchet. Dieses thun also die Historienschreiber, wenn sie von rechter Art sind, und die dogmatischen Scribenten: auch wohl die Redner in ihren Eingängen, Erklärungen und Beweisen. Ist das andere die Absicht des Scribenten; so muß er allerley sinnreiche Gedanken auf eine eben so sinnreiche Art vortragen; und das thun insgemein Redner, wenn sie hier und da Erläuterungen, gute Einfälle, Lehrsprüche, u. d. gl. in ihren Reden einmengen; sonderlich aber die Poeten, wenn sie bittere Lehren oder Wahrheiten angenehm machen wollen. Will aber ein Schriftsteller endlich das letzte: so muß er die

Gemüths-

Gemüthsbewegung, die er in andern erwecken will, ſelbſt annehmen, und ſo feurig und heftig, oder affectuös und pathetiſch, als welches einerley iſt, reden, daß ſein Leſer oder Zuhörer auch entzündet wird; wie ſolches Horaz in ſeiner Dichtkunſt gelehret hat: Si vis me flere &c. Da hat man nun den Grund meiner Eintheilung; die ich doch nicht einmal für meine Erfindung ausgebe, indem ſie ſchon von ſo vielen geſchickten Kunſtrichtern, gebrauchet worden, mit denen ich lieber irren, als mit andern recht haben will. *

13. §. Die natürliche oder niedrige Schreibart eines Poeten unterſcheidet ſich zwar von der ungebundenen Rede durch einige oben benannte Zierrathe der Gedanken. Doch erhebt ſie ſich nicht ſehr, verſchwendet ihre Blumen nicht, ſondern iſt mit einem mäßigen Putze zufrieden. Ihr eigentlicher Sitz iſt in poetiſchen Erzählungen, in Briefen, in Satiren, in Lehrgedichten, imgleichen in Geſprächen: wenn die Beſchaffenheit der Perſonen, die ſich mit einander beſprechen, es zuläßt, daß ſie beſſer reden mögen, als man insgemein ſpricht. Ein Exempel von Erzählungen giebt uns Kanitz in ſeiner Fabel auf die Tadelſucht:

Merk auf, ich bitte dich, wies jenem Alten gieng,
Der, um die Welt zu ſehn, noch an zu wandern fieng.
Sein Eſel war ſein Pferd, ſein Sohn war ſein Gefährte:
Doch als der ſanfte Ritt kaum eine Stunde währte,
Da rief ein Reiſender ihn unterwegens an:
Was hat euch immermehr das arme Kind gethan,
Daß ihrs laßt neben euch mit ſchwachen Füſſen traben?
Drum ſtieg der Vater ab, und wich dem müden Knaben.
Doch als er dergeſtalt die Liebe walten ließ,
Sah er, daß man hernach mit Fingern auf ihn wies.

* Siehe B. Neukirchs Anleitung zu deutſchen Briefen im V. Kap. des IV. B. p. 603. S. auch des Herrn Rollins Manier die freyen Künſte zu lehren auf der 29. S. Comme il-y-a trois devoirs principaux de l'Orateur, qui ſont d'inſtruire, de plaire, & de toucher; il y a auſſi trois genres d'eloquence. &c. &c. Und ſelbſt Gisbert, den man wider meine Eintheilung anführen will, iſt meiner Meynung, wenn er ſagt, die Rede habe drey Eigenſchaften: La Simplicité, l'agrement, & l'elevation. Daher käme le ſimple, l'agreable, le ſublime. Auch Cicero und Quintilian haben das docere, delectare und movere für die drey Pflichten eines Redners ausgegeben.

Ihr könntet ja mit Recht, hört er von andern Leuten,
Zum wenigsten zugleich mit eurem Buben reiten.
Er folgte diesem Rath, und als er weiter kam,
Erfuhr er, daß man ihm auch dieses übel nahm.
Es schrie ein ganzer Markt: Ihr thut dem Thiere Schaden!
Man pflegt nicht so, wie ihr, sein Vieh zu überladen.
Der Alte, der noch nie die Welt so wohl gekannt,
Kehrt eilig wieder um, wie ers am besten fand,
Und sagte: Sollt ich mich in alle Leute schicken,
So packten sie mir gar den Esel auf den Rücken.

14. §. Dieses ist nun die poetische Art, Fabeln zu erzählen, der sich, im Lateinischen, **Phädrus** als ein Meister bedienet hat. **Virgil**, in seiner **Aeneis**, hat sich eben derselben bedienet, so oft er selber etwas erzählet, und keinen andern redend einführet. **Amthor** hat in seiner Uebersetzung die edle Einfalt dieses Lateiners völlig erreichet, darum will ich eine Probe gleich aus dem ersten B. wo es heißt: Vrbs antiqua fuit &c. hersetzen:

Ein alter Wunderbau, den man Karthago hieß,
Worinn der Tyrier sich häuslich niederließ,
Durch Krieg und Frieden groß, lag der berühmten Tyber,
Und dem Lateinerland zur Seiten gegen über.
Man sagt, daß Juno ihn vor allen hochgeschätzt,
Ja Samus Götterhaus ihm selber nachgesetzt.
Hier war der Waffenplatz für ihre Macht ersehen,
Hier sollte Spieß und Schild nebst ihrem Wagen stehen:
Ja träfe das Geschick mit ihren Wünschen ein,
So sollten Ost und West Karthagen zinsbar seyn.
Und dennoch mußte sie die trübe Zeitung hören,
Es würde Trojens Blut der Tyrer Schlösser stören.
Und ein gefürchtet Volk, von dessen Kronengold
Und seiner Waffen Blitz die Welt erschüttern sollt,
Auch selbst den Lybier von seinem Thron verdringen:
Nichts würde diesen Schluß der strengen Parcen zwingen ꝛc.

Da nun dieses die rechte Schreibart ist, die sich zu einem Heldengedichte schickt, welches eine Erzählung seyn muß: so kann man leicht urtheilen, daß weder **Lucan**, noch **Statius**, noch **Claudian** in diesem Stücke den rechten Weg gegangen

gangen ſind. Alle dieſe ſchreiben viel zu hochtrabend, als daß ihre Schreibart einer vernünftigen Erzählung ähnlich ſehen ſollte. Sie gehen immer auf Stelzen; ja mit dem Horaz kann man von ihnen ſagen:

Nubes & inania captant.

15. §. Wir wollen doch eine Probe aus dem Lucan anſehen, um uns durch den Augenſchein ſelbſt überführen zu laſſen, und die Ueberſetzung, die Hofrath Pierſch gemacht hat, hinzuſetzen:

Bella per Emathios, plus quam civilia, campos,
Jusque datum ſceleri canimus, populumque potentem
In ſua victrici converſum viſcera dextra,
Cognatasque acies; & rupto fœdere regni
Certatum, totis concuſſi viribus orbis
In commune nefas; infeſtisque obvia ſignis
Signa, pares aquilas, & pila minantia pilis.
Quis furor? o Cives! quæ tanta licentia ferri,
Gentibus inviſis Latium præbere cruorem?
Cumque ſuperba foret Babylon ſpolianda tropæis
Auſoniis, umbraque erraret Craſſus inulta:
Bella geri placuit nullos habitura triumphos.
Heu quantum potuit terræ pelagique parari,
Hoc quem civiles hauſerunt ſanguine dextræ!
Unde venit Titan &c.

Die Ueberſetzung aber lautet ſo:

Das unfruchtbare Blut, ſo durch die Bürgerkriege,
Ematien befleckt, der frechen Bosheit Siege,
Des ſtarken Volkes Hand, das ſein entblößtes Schwert,
So ſonſt die Barbary ſchlug, auf ſeine Brüſte kehrt;
Des Reiches Band getrennt, zwey Blutsverwandte Freunde
Zum Streit erhitzet hat, die als erboßte Feinde,
Mit aller Kraft gekämpft, als die empörte Welt,
Zwey ſtarker Heere Macht zum Treffen aufgeſtellt;
Als Fahn auf Fahne ſtieß, als Schild auf Schilde ſtießen,
Und ſelbſt der Römer Arm mit ſcharfen Bürgerſpießen

18. §. Doch man muß die natürliche Schreibart durchaus nicht mit der niederträchtigen vermischen. Sie sind wie Tag und Nacht von einander unterschieden, obgleich viele hier keinen Unterscheid bemerken können. Sie meynen, wenn sie sich einer niedrigen Schreibart bedienten, so stünde ihnen alles frey; zumal, wenn sie etwas scherzhaftes sagen wollten. Daher kommen nun die niederträchtigen Scherze, oder vielmehr die Fratzen unsrer Dichter. Z. E. aus vielen hunderten eines solchen Meisters, Königs, in seinen Fastnachtspossen und Pritschmeisterreimen, nur ein Paar zur Probe zu geben:

Hier stellt sich ein Ducatenhuster ein;
Das wird für mich auch wohl nicht übel seyn,
Doch bey der hölzernen Zutschkann voll Bier
Wirst du wohl fluchen:
Denn mich bedeucht, du wirst viel lieber dir
Ein hübsch Paar fleischerne Zutschkannen suchen.

Oder dieses:

Es kömmt, weil du allhier den weiten Schuß gethan,
Ein Kober, der gefüllt mit Eyern, für dich an:
Doch, kannst du sie entrathen;
So schick den ganzen Korb an die Castraten.

Auch Günther ist bey seiner unedlen Lebensart sehr oft auf diese niederträchtige Schreibart gerathen; und das zwar nicht nur in Satiren, darinn er außer Racheln auch wohl die Alten zu Vorgängern gehabt; sondern in Briefen und andern Gedichten, darinn man wohl etwas edlers von ihm hätte fordern können. Ich will hier nur aus seiner Heldenode auf den Prinz Eugen etwas anführen, welches das ganze Gedicht verstellet. Er beschreibt einen Soldaten, der aus Ungarn kömmt, und in einer Dorfschenke seine Thaten erzählt:

Dort spitzt ein voller Tisch das Ohr,
Und hört, wie Nachbars Hans erzähle:
Hans ißt, und schneidet doppelt vor,
Und schmiert sich dann und wann die Kehle.
Seht, spricht er, Schwäger! seht nur her,
Als wenn nun dieß die Donau wär:

Hier

Hier macht er einen Strich mit Biere.
Da ſtreiften wir, da ſtund der Feind;
Hier gieng es ſchärfer, als man meynt!
Gott ſtraf! ihr glaubt mirs ohne Schwüre.

19. §. Von Erzählungen dieſer Art, will ich aus Riederers Fabeln Aeſopi die LXV. herſetzen, wiewohl ſie alle gleich geſchickt dazu wären. Es heißt:

Ein Fuchs, der Bauren ſchuldger Diener,
Da, wenn es an ein Stehlen gehe;
Stahl einem ſolchen viele Hüner,
Und machte ſie im Huy labet.
Der Bauer ſuchte ſich zu rächen,
Und durfte doch kein Wörtlein ſprechen.

So edel erzählt nun unſer nürnbergiſcher Phädrus. Das heißt ja ausgeſchmackt, und nicht natürlich, es wäre denn, daß jenes auch gewiſſen Leuten in der Natur ſteckte: zum wenigſten aber würde es alsdann keine ſchöne Natur ſeyn; die ſich doch Maler und Dichter billig nachzuahmen bemühen ſollten. Von Briefen beruffe ich mich auf Kanitzens Gedichte, auf der 122. S. der neuen Auflage. Es iſt des Herrn von Brand Antwortſchreiben, auf des Herrn von Kanitz unvergleichliches Schreiben vom Landleben, und hebt ſo an:

Mein allerliebſter Freund und wertheſter Herr Bruder,
Der du im Blumberg itzt verſammleſt deine Fuder,
Der du, wie Tityrus, dort in dem Schatten liegſt,
Und zähleſt, was für Korn du in die Scheunen kriegſt:
Du dürfteſt dich fürwahr ſo künſtlich nicht bemühen,
Mich durch ein ſchön Gedicht hinaus aufs Land zu ziehen.
Es braucht, willſt du mich ſehn, von dir ein einzig Wort:
Dein Landgut iſt für mich ein allzulieber Ort;
Ich weis ſchon, wie man da die Stunden kann vertreiben.
Die Feldluſt hätteſt du nicht nöthig zu beſchreiben ꝛc.

Das iſt ja wohl gegen die kanitziſche natürliche Schreibart lauter kaltes und ungeſalzenes Waſſer; ich will ſagen, eine elende, magre Proſa, die ſo nothdürftig in Sylbenmaaß und Reime gebracht worden. Und doch hat uns König dieſe Lumpen auf Kanitzens Purpur geflicket!

20. §.

20. §. Die andere Gattung ist die sinnreiche Schreibart, die auch von vielen die prächtige genennet wird: weil sie aus lauter verblümten Redensarten, neuen Gedanken, sonderbaren Metaphoren, Gleichnissen und kurzgefaßten Sprüchen besteht; die aber alle bey der Vernunft die Probe aushalten. Eine solche Schreibart nur ist sehr künstlich, und kann daher kaum in einer einzigen Gattung von Gedichten durchgehends herrschen. Gar zu viel Licht blendet die Augen; gar zu starke Töne betäuben das Gehör, und gar zu sehr gewürzte Speisen erwecken einen Ekel. Gar zu viel Zierrathe in Gedichten machen einen Leser auch überdrüßig, wenn sie unaufhörlich in einem Zusammenhange fortgehen. Sollte aber ja noch eine Art seyn, wo sie am meisten brauchbar wäre, so müßte es ein Lobgedicht seyn, und zumal eine Heldenode. Hier redet der Poet selbst durchgehends; er hat wichtige Dinge vor sich, und kann Leser vermuthen, die seine sinnreiche Sprache verstehen werden. Daher kann er daselbst seine ganze Kunst sehen lassen, wie auch Pindarus und Horaz sehr oft gethan haben. Das obige Exempel aus Amthorn von den drey Landplagen gehörte hieher. Auch Flemming ist in gewissen Oden stark genug darinn. Z. E. auf der 479. S. schreibt er von einem bevorstehenden Türkenkriege;

Deucht michs, oder seh ichs schon,
Wie die lauten Feldposaunen,
Und die donnernden Karthaunen
Untermengen ihren Ton,
Daß des Bosphors seine Wellen
Furchtsam sich, als Steine, stellen.

Der entfernte Hellespont
Schlingt in sich die blassen Heiden,
Fahnen, Spieße, Schwert und Scheiden,
Führt der bebende Propont:
Sions Wurzeln, Jebus Spitzen,
Werden zitternd vor uns schwitzen.

21. §. Ferner kann diese Schreibart in Trauerspielen auch gebraucht werden, ausgenommen, wenn irgend eine schlechte

ſchlechte Perſon auftritt; oder wenn ein Affect die pathetiſche Schreibart erfordert. In dem Heldengedichte dienet dieſe Schreibart nur gleichſam zum Gewürze, welches theils der Poet, theils ſeine Helden, die er redend einführet, ganz ſparſam mit einſtreuen, wenn es die Umſtände an die Hand geben. In den Trauerſpielen geben uns, außer den alten Griechen, die neuern Franzoſen, **Corneille** und **Racine**, die ſchönſten Exempel: wiewohl **Fenelon**, in ſeinen Gedanken von der Tragödie, den erſten einer gar zu ſchwülſtigen Art des Ausdrucks beſchuldiget hat. In Heldengedichten aber kann, nächſt dem **Homer** und dem **Virgil**, auch **Taſſo** und **Voltaire** zum Muſter dienen. In Satiren kann endlich auch zuweilen was ſcharfſinniges vorkommen, zumal wenn der Poet ins Moraliſiren kömmt. **Horaz**, **Juvenal**, **Boileau**, **Rachel**, **Ranitz**, **Neukirch** und **Günther** ſind darinn zu Muſtern zu nehmen. Statt aller Exempel von der wahren ſcharfſinnigen Schreibart kann **Neukirchs** Trauergedicht auf die Königinn von Preußen Charlotte eins an die Hand geben. Es herrſchet eine richtige Hoheit der Gedanken darinn, und wenn man das eine Wortſpiel von Engelland am Ende wegnimmt, ſo iſt es ohne Fehler. Ich habe ſchon oben hin und wieder verſchiedene Stücke daraus angeführet, man muß aber das ganze Gedicht in der Sammlung ſeiner Gedichte, die ich ans Licht geſtellet, nachleſen. Hier mag ein Stück aus **Pietſchen** die Stelle vertreten, der gleichfalls in dieſer Schreibart eine große Stärke hat. So ſchreibt er in dem Gedichte auf den Grafen Truchſes zu Waldburg:

Ihr, die ihr unſern Geiſt, mit hohen Trieben rührt,
Und auf die Trauerbahn die matten Dichter führt;
Das Schrecken bindet mich, wie kann ich Worte binden?
Mein Schmerz verliehrt die Kunſt, helft ſie mir wieder finden!
Ein Irrthum der Natur vermiſchet Tag und Nacht,
Weil ein Gewölke ſchon den Mittag finſter macht.
Wie? läßt der Frühling auch Eis um das Herze fühlen,
Wenn Blut und Jugend noch in allen Adern ſpielen?

Hat, wo der stolze Bau der Ehrenbogen steht,
Zugleich der rauhe Tod sein Siegesmaal erhöht?
Der, wenn sein Mordaltar von trüben Flammen glühet,
Auch von der Fürsten Schooß die fetten Opfer ziehet.

Eben einen so vernünftig-erhabenen Ausdruck kann man in Opitzens und Flemmings Lobgedichten, auf hohe Häupter, imgleichen in Günthers Oden, zumal in der auf Graf Sporken, darinn kein sonderlicher Affect stecket, antreffen.

22. §. Wie nun diese Schreibart große Schönheiten an sich hat: so ist es kein Wunder, daß sie viel Liebhaber gefunden hat. Ein jeder Poet hat vor einiger Zeit recht sinnreich oder hoch, wie mans insgemein zu nennen pflegt, schreiben wollen: allein da so wenigen von Natur die Federn dazu gewachsen gewesen, so ist es den meisten wie dem Ikarus gegangen, der so hoch flog, daß ihm die Flügel schmolzen, und er also gar herunter fiel. Von der wahren Hoheit der Schreibart hat Longin ein eigen Buch geschrieben, und von der falschen Hoheit habe ich schon Werenfelsens Dissertation de Meteoris gelobt. Diese beyden Schriften muß man mit großem Fleiße lesen, wenn man sich auf einem so glipfrichten Stege, als der ist, der nach dem Parnaß führet, nicht versehen will. Es ist nirgends leichter, Fehltritte zu thun, als hier; denn es kömmt mehr auf den Geschmack, als auf Regeln hier an. Bouhours selbst, der vernünftigste Kunstrichter in Frankreich, wie er selbst von den gelehrtesten Engländern genennet worden, hat zwar in seiner Maniere de bien penser eine Menge fehlerhafter Stellen angemerkt und verworfen; aber selten die Ursachen und Regeln seiner Urtheile angeben können. Und so geht es auch denen, die uns im Deutschen haben lehren wollen, was Longin durch das Erhabene versteht; als welche, außer vielen Schmäucheleyen gegen einige noch lebende Dichter, und manchen vergällten Censuren, wider andere, denen ihre Schutzgötter nicht wohl wollen, nicht viel deutliches zuwege gebracht haben.

23. §.

23. §. Unter den alten lateiniſchen Poeten iſt dieſer falſchen Hoheit halber Lucan ſchon oben erwähnet worden; und man kann ihm noch den tragiſchen Seneca an die Seite ſetzen. Das machet, beyde waren Spanier von Geburt, und liebten von Natur die ſchwülſtige Art des Ausdruckes. Unerhörte Vergrößerungen koſten ihnen nichts. Z. E. Lucan ſchreibt im V. Buche:

Tunc quoque tanta maris moles creviſſet in aſtra,
Ni ſuperum rector preſſiſſet nubibus undas.

d. i. Auch damals würde die ungeſtüme See bis an die Sterne aufgeſchwollen ſeyn: wenn nicht Jupiter die Wellen mit den Wolken beſchweret und niedergedrücket hätte. Wer ſieht hier nicht die Unmöglichkeit ſowohl des erſten, als des andern ein? Das iſt ihm noch nichts. Den Cato ſcheut er ſich nicht, allen ſeinen Göttern entgegen zu ſetzen, ja vorzuziehen, indem er ihn zum Gönner und Beförderer der guten und gerechten Sache des Pompejus machet; den Göttern aber Schuld giebt, daß ſie dem boshaften Cäſar beygeſtanden hätten. Es heißt gleich im erſten Buche:

Nec quemquam jam ferre poteſt Cæſarve priorem,
Pompejusve parem. Quis juſtius induit arma?
Scire nefas. Magno ſe judice quisque tuetur.
Victrix cauſſa Diis placuit; ſed victa Catoni.

Des ſtolzen Cäſars Geiſt kann keinen höhern leiden,
Pompejus nichts, ihm gleich. Wer hat nun wohl von beyden
Das beſte Recht zum Streit? die Antwort fällt hier ſchwer,
Weil beyde durch den Schutz ſehr großer Richter kriegten:
Den Sieger ſchützte Gott, und Cato den Beſiegten.

Muß denn nun die Begierde hoch zu denken und zu ſchreiben, einen Poeten zu der Ausſchweifung verleiten, daß er einem bloßen Menſchen mehr Weisheit, Liebe zur Gerechtigkeit, und mehr Billigkeit, als der Gottheit ſelbſt, zuſchreiben dörfe? geſetzt, daß es auch nur eine heidniſche wäre. Die Stoiker wußten ihren weiſen Mann nicht höher zu loben, als wenn ſie ihn Gott ähnlich machten, ja ihn einen Freund der Götter nennten. Lucan aber erhebt den Cato auf den göttlichen

chen Thron, und ſetzet die Götter nicht etwa an die Stelle Catons; denn das wäre zu viel Ehre für ſie: nein, an die Stelle der ungerechten Richter, die allen Böſewichtern beyſtehen. Denn er ſaget gleich im Anfange, deß er Jus ſceleri datum beſingen wollte: wie das ärgſte Bubenſtück, verſtehe Cäſars Herrſchſucht, Recht bekommen, oder geſieget habe. Wer hier nicht der geſunden Vernunft Platz geben will, der muß in der Bewunderung Lucans ganz und gar erſoffen ſeyn.

24. §. Nicht beſſer klingen viele Stellen, ja ganze Tragödien des Seneca. Man darf nur das Buch aufthun, um eine dergleichen ſchwülſtige Schreibart anzutreffen. Ich will nur eine Stelle aus dem Herkules Oetäus anführen, welche Tragödie ihm auch zugeſchrieben wird. Herkules will in die Zahl der Götter aufgenommen werden, und muß folgendergeſtalt den Jupiter anreden:

Quid tamen nectis moras?
Numquid timemur? numquid impoſitum ſibi
Non poterit Atlas ferre cum cælo Herculem? &c.
Da, da tuendos, Jupiter! ſaltem Deos.
Illa licebit fulmen a parte auferas,
Ego quam tuebor. Sive glacialem polum
Seu me tueri fervidam partem jubes
Hac eſſe ſuperos parte ſecuros puta.

Ich will nur eine proſaiſche Ueberſetzung davon geben: „Was ſäumeſt du noch lange, Jupiter? Fürchteſt du dich „etwa vor mir? Oder wird Atlas den Herkules mit dem „Himmel zugleich nicht ertragen können? Gib, gib mir, „o Jupiter! zum wenigſten das Amt, die Götter zu beſchützen. „Derjenige Theil des Himmels, den ich vertheidigen werde, „wird deiner Donnerkeile nicht bedürfen. Du mägſt mir „nun entweder den kalten Nordpol, oder die hitzige Mittagsgegend anvertrauen: ſo kannſt du verſichert ſeyn, daß „die Götter unter meinem Schutze ſicher ſeyn ſollen.“ Das ausſchweifende Weſen dieſer Rede zu entdecken, iſt gar nicht nöthig; und ich würde dem Verſtande meiner Leſer viel zu

wenig

wenig zutrauen, wenn ich ihnen in einer ſo handgreiflichen Sache behülflich ſeyn wollte.

25. §. Im Deutſchen kann uns **Lohenſtein** die Muſter einer ſo ſchwülſtigen Schreibart geben. Seine Tragödien ſind überall damit angefüllt, und er verdienet deswegen der deutſche Seneca zu heißen. In dem Schauſpiele **Ibrahim Sultan** hebt der thraciſche Bosphor ſo aſiatiſch, oder vielmehr überſteigend und ſchwülſtig an zu ſprechen:

Befremdets euch, ihr Völker holder Sitten,
Daß des erzürnten Bosphors Schlund
Den Strand verläßt, wo Thrax und Türke wüten,
Für des unwirthbarn Meeres Mund,
Der Donau ſüße Lipp und grüne Fluth zu küſſen?
Es iſt nichts ſeltſames mein unterirdiſch Lauf:
Es ſchleußt ja die Natur des Abgrunds Röhren auf,
Auch Strömen, daß ihr Glas kann unter Meeren fließen.
In Plotens Inſeln trinkt man ein moreiſch Quell,
Und in Sultanien rinnt, was zu Mecha quillet,
Des Alfeus Silber iſt in Elis nicht ſo hell,
Als wo er ſeine Brunſt mit Arethuſen ſtillet.
Wie ſoll der Erde Kluft denn mir verſchloſſen ſeyn,
Mir, der ich ſelbſt das Röhr bin aller Meere?
Weil Calpens Meerſchlund nichts dem Ocean flößt ein,
Was nicht der Meere Brunn, das ſchwarze Meer, gebähre. ꝛc.

So fährt nun dieſer Vorredner unaufhörlich fort, und treibt ſeine Scharfſinnigkeit aufs höchſte, wenn er endlich ſo ausbricht:

Mit was für neu und ungewohnten Stralen,
Seh aber ich Burg, Stadt und Land gekrönt?
Ja einen neuen Stuhl mit Purpur aufgethrönt?
Der Donau Haupt mit Myrtenkränzen pralen?
Sich ihren Sand in Gold, ihr Schilf in Zuckerrohr,
Sein Schmelz in Diamant, den Schaum in Perlen kehren?
Was leuchtet aus Tyrol für ein Geſtirn hervor?
Kann ſein Erztreich Gebirg auch Sonnen nun gebähren?

Hier ſind alle lohenſteiniſche Schönheiten beyſammen zu finden. **Stralen, Purpur, Myrten, Kränze, Gold, Zucker, Schmelz, Diamant, Schaum, Perlen, Geſtirne,**

stirne, das sind gewöhnliche Zierrathe seiner Schreibart: hier aber, damit gar nichts zu einem Phöbus fehlen möchte, hat er uns auch noch etliche Sonnen, und zwar aus einem Erzgebirge gebähren wollen.

26. §. Ich weis wohl, daß es noch hin und wieder große Liebhaber dieser falschen Hoheit giebt, die wohl gar die Härtigkeit der lohensteinischen Gedichte, mit einer ihrem Helden anständigen Schreibart, so entschuldigen: Es sey kein Wunder, daß die perlenschwangere Lohe in ihrem Laufe ein solches Geräusche mache; weil sie nämlich Goldkörner bey sich führe, und über so viele Corallenstauden und Edelgesteine wegrieseln müsse. Denn wie der Meister es gemacht hat, so sind ihm auch seine Schüler nachgefolget. Z. E. Neidhard, den ich schon etlichemal angeführt habe, war ein großer Meister in solchem Mischmasche des falschen Sinnreichen. In seinem Gedichte auf eben den Grafen zu Waldburg, den Pietsch besungen, schreibt er so:

Verkehrtes Volk, die ihr den Kiel
In Daumenstöcke schraubet,
Und nicht bey dieser Folter glaubet,
Der Dinte Blut sey öfters Kinderspiel.
Du Plato magst der Luft die Städte schenken,
Du Morus, kannst, dein Name zeigt es schon,
Dir zehn Utopien erdenken,
Und sonst wer mag nach Severambern schreyn.
Vernunft spricht ja: Erfahrung nein!

Und bald darauf heißt es:

Die Augen, so, getreuer Graf,
In deinen Pfauenfedern spielen,
Vermögen nicht der Untreu Schlaf zu fühlen;
So wenig, als der Polstern untergeht.
Dein Apfel, den das Reich bekreuzet,
Haßt, gleichwie du die Ecken des Betrugs,
Und kennt kein Ende seines Zugs.

Und noch in einem andern Gedichte auf eine Rectorwahl in Königsberg schrieb er:

Umschrän-

Umſchränke dich, du Kreis geſtirnter Welt,
In Eins mit drey und ſechzig Nullen,
Der Sammelplatz, der meiner Bruſt gefällt,
Wird nicht in einen Kreis verhüllet,
Den Archimedens Sandmaaß füllet.

Wer ſieht aber nicht das ausſchweifende Weſen, eines ſolchen Witzes? der es von ſeinen Leſern fordert, daß ſie alle ſeine Räthſel verſtehen, und ſich mit lauter falſchen Gedanken und weithergeſuchter Gelehrſamkeit ſollen abſpeiſen laſſen. Wiewohl nun dieſe Putzwerke mit dem herrlichen Namen der Realien beehrt zu werden pflegen: ſo findet doch ein Liebhaber der Vernunft hier, was Horaz verworfen hat:

Verſus inopes rerum nugasque canoras.

27. §. Noch iſt zum dritten die pathetiſche, oder affectuöſe, hitzige und bewegliche Schreibart übrig, deren Namen ſattſam ihre Art anzeigen. Sie entſteht aus allen Gemüthsbewegungen, und iſt gleichſam die Sprache derſelben. Sie ändert ſich nach Beſchaffenheit derſelben, und iſt bald kurz und abgebrochen, bald etwas weitläuftig; allezeit aber voller Figuren, und verwegenen Ausdrückungen. Sie hält nicht viel von ſinnreichen Einfällen, Gleichniſſen oder andern Künſten. Sie folget einer hitzigen Unbedachtſamkeit, die in allen Affecten herrſcht, und keinem Zeit läßt auszuſtudieren, was er ſagen will. Sie ſcheint auch mehr zu donnern und zu blitzen, als zu reden; weil alles unvermuthet herausfährt, und man zuweilen nicht begreifen kann, wo alles mit einander hergekommen. Sie meidet alle Verbindungswörter, und iſt zufrieden, wenn die Sachen einigermaßen zuſammen hangen. Und in dieſer Schreibart hat vielmals das ſogenannte Hohe ſeinen Sitz, davon Longin uns ein ganzes Buch geſchrieben hat. Ein Exempel davon zu geben, will ich hier eine Stelle aus Pietſchen, in dem Gedichte auf Carl den VI anführen. Es redet der durch einen Traum erſchreckte Achmet, den Großvezier ſehr beweglich an:

Es ist um uns geschehen!
Was hab ich doch gehört! Was hab ich doch gesehen!
Kein falscher Schatten hat mich Schlafenden bethört,
Ach! allzuviel gesehn! ach! allzuviel gehört!
Die Unterwelt erstaunt vor jener Donner Knallen,
Von welchen unser Heer und Temeswar gefallen.
Der große Solymann, der Muselmänner Held,
Hat sich und meinen Fall mir lebhaft vorgestellt.
Mich dünkt, ich seh ihn noch! mir zittern alle Glieder,
Er siehet meine Schmach und schlägt die Augen nieder.
Mich dünkt, ich seh ihn noch! ꝛc.

Er treibt, er feurt mich an; dem Feinde vorzubeugen;
Ich soll den Weg zur Flucht ihm durch den Säbel zeigen!
Allein, wer weis, ob nicht der Anblick meiner Pracht
Den Streit noch hitziger, den Sieg noch größer macht?
Ach! gar zu später Schluß! was hab ich doch gesehen?
Was hab ich doch gehört? es ist um uns geschehen.

28. §. Der Sitz dieser pathetischen Schreibart ist anfänglich in Oden, wo der Poet selbst im Affecte steht, und sich voller Feuer ausdrückt. Ein Exempel giebt **Günthers** Ode auf den Eugen, die fast durchgehends diesen Character beobachtet hat. Sein Affect ist daselbst die Freude, Verwunderung, und heftige Begierde, seines Helden große Thaten zu loben. Er sieht ihn gleichsam vor seinen Augen verschwinden, und feuret seine Muse an, ihm nachzueilen:

Eugen ist fort! Ihr Musen, nach!
Er eilt und schlägt und siegt schon wieder.

Diese abgebrochene kurze Art des Ausdruckes, ist in der That eine glückliche Nachahmung des stärkesten Affects. Die ganze Ode ist voll solcher Stellen; und weil sie in aller Händen ist, so will ich nur von einem widrigen Affecte etwas hersetzen. Es ist solcher die Traurigkeit, und davon will ich die Exempel aus **Kanitzens** Ode auf seine Doris nehmen. Diese ist gleichfalls ganz beweglich gesetzt, und drücket den zärtlichsten Schmerz sehr natürlich und rührend aus. Er fängt unter andern einmal ganz unvermuthet an:

Hälfte

Hälfte meines matten Lebens!
Doris! iſt es denn vergebens,
Daß ich kläglich um dich thu?

Andere ſchöne Stellen habe ich ſchon in den vorhergehenden Capiteln daraus angemerket: ich will hier nur noch eine herſetzen, die mir einen Tadel zu verdienen ſcheint. Es iſt folgende:

Alles das hab ich verlohren!
Ach wie werd ich traurensvoll!
Hat mein Unſtern ſich verſchworen,
Daß ich ſterbend leben ſoll?

Die letzte Zeile iſt es, was mir nicht gefällt. Sterbend leben, iſt viel zu künſtlich, für einen wahrhaftig Betrübten. Es iſt eine geſuchte Antitheſis; ein verwerfliches Spiel der Gedanken, das ſich zum wenigſten in keinen Affect ſchicket.

29. §. Zum andern ſchicket ſich die pathetiſche Schreibart in die Elegien, wo man entweder Verſtorbene beklagen, oder was verliebtes ſchreiben will: denn dazu gehört eigentlich die Elegie. **Ovidius** und **Tibullus** ſind hierinn rechte Meiſter geweſen. Nichts iſt beweglicher zu leſen, als ihre Klagſchreiben und verliebte Briefe. Alles iſt herzrührend, und die Kunſt ſcheint weit davon entfernt zu ſeyn; herrſchet aber um deſto mehr darinn. Ich wüßte faſt im Deutſchen nicht, wer ſich in Elegien recht hervorgethan hätte. **Hofmannswaldaus** Heldenbriefe ſollten hier zwar zu Muſtern dienen; imgleichen haben **Ziegler** und **Lehms**, uns von bibliſchen Hiſtorien dergleichen gemacht: allein ich fühle mein Lebenlang keinen Affect, wenn ich ſie leſe. Und wie wäre es möglich, da ſie mit lauter Spielen der Phantaſie, mit lauter Ambra und Zibeth, Roſen und Nelken, Moſch und Jaſmin, und Muſcateller ausſtaffiret ſind, und tauſend andere bunte Einfälle haben, die keinem Affecte natürlich ſind. Ich will alſo die Zuflucht zu **Neukirchen** nehmen, der in ſeinem Gedichte auf die Nachtigall eine recht bewegliche Elegie mit eingerücket hat. Ich will nur folgende Stelle herſetzen,

die mich allezeit gerühret hat, worinn der Poet die Nachtigall um ihren Vorspruch bittet. Es heißt:

O Tochter Pandions, o süße Philomele!
Erbarme, wo du kannst, dich meiner Traurigkeit;
Und wirf nur einen Blick auf meine Dornenhöle,
Wenn dein Verhängniß dich mit Rosen überstreut.
Ich ärgre mich zwar nicht an deinen guten Tagen;
Ich gönne dir sehr gern des Hofes Sonnenschein;
Es mag dich Friederich auf seinen Händen tragen,
Dein Trinken Nectarsaft, die Speise Zucker seyn;
Denn du hast alles dieß auf Erden wohl verdienet ꝛc.

Bitt aber, Schönste! nur für mein bedrängtes Leben,
Und trag zu rechter Zeit mich deinem Churfürst an:
Vielleicht will Gottes Hand durch einen Vogel geben,
Was weder Witz noch Kunst, durch Müh erhalten kann.
Du darfst nicht allererst nach meinem Kummer fragen,
Doch frage, wo du willst, nur Bäume, Gras und Stein:
Die alle werden dir, die alle werden sagen,
Daß meine Seufzer nichts als Ehr und Tugend seyn;
Und daß ich darum mich in heißen Thränen bade,
Weil meine Poesie mit Schimpfe betteln geht;
Und jede Wissenschaft in deines Friedrichs Gnade,
Sie aber noch allein in keinen Diensten steht.
Mein Flehen ist gerecht! ach! aber auch vergebens:
Denn dein beglückter Stand kennt meine Seufzer nicht.
Und der erinnert sich gar selten fremdes Lebens,
Der täglich so, wie du, bey Hofe Blumen bricht.

30. §. Drittens hat die pathetische Schreibart in Heldengedichten statt: nicht zwar wenn der Poet selbst erzählet, denn da muß die natürliche herrschen; wohl aber, wenn er andere Personen, die im Affecte stehen, redend einführet. Exempel kann man im Virgil nachsehen, wo sie sehr häufig vorkommen: wie denn auch im vorigen Hauptstücke, nach Amthors Uebersetzung, eines von den allerbesten, und im 26 §. dieses Hauptstücks eins aus Pierschen befindlich ist, welches man aufschlagen mag. Doch will ich noch eins nach Amthors Uebersetzung aus dem I. Buche der Aeneis anführen. Aeneas im Ungewitter auf der See,

Hebt

Hebt die gefaltne Hand zu ſeinen Göttern auf,
Und ſpricht: O höchſtes Glück! der ſeinen Lebenslauf
Vor dem gemeinen Feind auf Trojens Mauren ſchließet,
Und für der Väter Heil das Heldenblut vergießet.
O tapfrer Diomed! Der Griechen höchſte Zier,
Ach fiel ich doch, vor dir, auf Trojens Blutrevier!
Wo Hektors Wunderarm Achillen mußte weichen,
Sarpedons Rieſenbau des Lebens Segel ſtreichen;
Und wo Simoens Strom, durch ſeiner Wirbel Zwang,
Blut, Körper, Schild und Helm begierig in ſich ſchlang ꝛc.

Auch die Antwort des Großveziers in Pietſchens VI. Carl, iſt vortrefflich:

Nein! Kaiſer, nein, es ſteht dein unbewegter Thron!
So brach der Großvezier mit einem kühnen Ton,
Durch die Verzweifelung, die Achmets Bruſt beſtricket:
Die Pfeiler deines Reichs hat noch kein Feind verrücket!
Wer glaubt, daß ſein Gewicht aus Schwachheit ſinken kann?
Nein, die beherſchte Welt ſetzt tauſend Schultern an.
Die ungeheure Zahl der Arme, die dich ſchützen,
Sind Seulen deines Stuhls, die deine Herrſchaft ſtützen.
Verſammle deine Macht, verdopple nur dein Heer,
Dein Volk vermehre ſich, ſo wie der Sand am Meer.
Es müſſe Stal und Glut und Schrecken mit ſich tragen.
Wer es nicht zählen kann, der wird es nimmer ſchlagen.

31. §. Viertens ſchicket ſich dieſe Schreibart in die Schauſpiele. Da kommen unzählige Gelegenheiten vor, die Perſonen in vollen Affecten aufzuführen; und da können ſie nicht nachdrücklicher, beweglicher und durchdringender reden, als in dieſer pathetiſchen Art des Ausdruckes. Hier kann man des Terenz Komödien, imgleichen in meiner deutſchen Schaubühne, den Menſchenfeind, die Spielerinn, den Verſchwender, u. a. m. nachſchlagen, und die Tragödien zu Hülfe nehmen. Sonderlich leſe man im Cato den Auftritt, wo Cäſar mit dem Cato ſpricht; in der Iphigenia, den Auftritt Agamemnons, mit dem Achilles und mit der Clytemneſtra im II. Aufzuge. In der Alzire und Cornelia, wird man gleichfalls die allervortrefflichſten Proben finden, wenn man in jener die Scene des Zamores mit dem Gusmann,

in dieser aber, der Cornelia ihre mit dem Gracchus, und mit dem Bürgermeister Opimius, nachlesen will. Schwache Geister, können diese Schreibart auch hier nicht erreichen, und lassen alle ihre Helden gar zu sinnreich reden. Sie können nicht weinen, ohne die spitzfindigsten Klagen dabey auszuschütten, und wenn sie verzweifeln, so geschieht es allezeit mit großer Scharfsinnigkeit. Lohenstein hat es in seiner Sophonisbe fast durchgehends so gemacht, weswegen er mit Rechte getadelt worden. Seneca hat ebenfalls tausend Fehler wider diese Regeln begangen: indem er seinen Personen durchgehends mehr Belesenheit und Scharfsinnigkeit beygeleget hat, als es die Wahrscheinlichkeit erlaubte.

32. §. Das wäre nun kürzlich, was man von der poetischen Schreibart überhaupt, und ihren besondern Gattungen sagen kann. Die angeführten Scribenten werden das übrige hinzusetzen, wenn man sie nachschlagen will. Ich sollte noch kürzlich von den Gattungen der Schreibart handeln, die in Schäfergedichten, Satiren, Scherzgedichten, u. s. w. herrschet. Allein, das alles spare ich in die Hauptstücke des andern Theils dieser Dichtkunst, wo ins besondere davon gehandelt werden wird. Ueberhaupt schließe ich dieses Hauptstück mit Horazens Worten:

Scribendi recte, sapere est et principium et fons:
Rem tibi Socraticæ poterunt ostendere chartæ,
Verbaque prævisam rem non invita sequentur.

Das

Das XII. Hauptstück.

Von dem Wohlklange der poetischen Schreibart, dem verschiedenen Sylbenmaaße und den Reimen.

1. §.

Nichts ist in diesem allgemeinen Theile der Dichtkunst noch übrig, als die Abhandlung von dem Wohlklange, der in der poetischen Schreibart mehr, als in prosaischen Sachen, beobachtet werden muß. Unter diesem allgemeinen Ausdrucke begreife ich alles, was an den Versen ins Gehör fällt; die Abwechselung langer und kurzer Sylben, den Abschnitt, die Schlußpuncte in den Strophen, die Reime, und wo sonst noch etwas die Ohren kützeln, und dadurch das Gemüth eines Lesers oder Zuhörers belustigen kann. Die Musik allein nehme ich aus, als welche eine eigene Kunst ist, die auch ohne die Poesie bestehen kann: es wäre denn, daß man auch die Harmonie eines wohl ausgesprochenen Verses, nach Art der Alten, einen Gesang nennen wollte. Zwar hat auch die ungebundene Schreibart ihren gewissen Wohlklang: davon Cicero in seinen Gesprächen vom Redner, Quintilian, und nach ihnen fast alle Lehrer der Beredsamkeit ausführlich zu handeln pflegen. Wenn man es genau untersuchet, woher derselbe entsteht, so findet man: daß es nichts anders, als die angenehme Abwechselung gewisser lautenden und stummen Buchstaben; imgleichen die Vermischung langer und kurzen Sylben sey, die, hinter einander ausgesprochen, einen lieblichen Klang verursachen. Wie viel in der Wohlredenheit darauf ankomme, das ist bekannt. Oftmals werden die Zuhörer einer so harmonischen Rede dadurch mehr, als durch die besten Gründe, gerühret und eingenommen; zumal, wenn der

Redner eine liebliche Stimme hat, und bey einer deutlichen Ausſprache aller Sylben und Buchſtaben die Töne derſelben geſchickt, d. i. den Sachen und dem Affecte gemäß, zu verändern weis. Außer obgedachten Scribenten kann man auch das XVI. Capitel des I. Theils meiner ausführlichen Redekunſt nachſehen, wo im 13. u. f. §. davon gehandelt worden.

2. §. Wie nun die gebundene Schreibart eher, als die ungebundene ins Geſchick gebracht worden: alſo können wir auch den Wohlklang der Poeſie nicht von dem Wohlklange der Redner herleiten. Es iſt bereits oben bey anderer Gelegenheit gedacht worden, daß **Cicero** das Gegentheil angemerket hat, wenn er erzählet: daß **Iſokrates** den Poeten vieles abgelernet, was zur Lieblichkeit einer Rede etwas beytragen kann. Die Urſache ſetzet er auch hinzu; nämlich, weil die erſten Dichter zugleich Sänger und Spielleute geweſen, und ihre Verſe alſo zur Beluſtigung der Ohren gemacht: ſo hätten ſie eher Anlaß gehabt, auf die Harmonie zu ſehen. Die Muſik hilft uns alſo den Urſprung des poetiſchen Wohlklanges erklären. Ich habe ſchon in dem erſten Hauptſtücke erwähnet, daß die erſten Melodeyen eine gewiſſe Anzahl der Sylben, oder eine abgemeſſene Länge der Zeilen, in den Liedern erfordert haben; wodurch ſie geſchickt geworden, darnach abgeſungen zu werden. Das war nun der allergeringſte Grad des poetiſchen Wohlklanges, der auch bey den gröbſten Völkern ſtatt gefunden. Es iſt aber gleichwohl dem Gehöre angenehm, wenn alle Abſchnitte einer Rede, die nach einander folgen, faſt einerley Länge haben: ſo, daß die Zunge nach gewiſſen beſtimmten Pulsſchlägen, gleichſam zu einer periodiſchen Ruhe kömmt. So ſind die Pſalmen der Hebräer, auch ſo gar in unſerer deutſchen Ueber-

* S. was der Abt Fourmont im VI. B. der Memoires, oder ausführl. Schriften der pariſiſchen Akad. der ſchönen Wiſſenſchaften davon geſchrieben hat.

** Quintilian ſchreibt: Poema nemo dubitaverit imperito quodam initio fuſum, et aurium menſura et ſimiliter decurrentium ſpatiorum obſervatione eſſe generatum; mox in eo repertos pedes: das iſt: Ohne Zweifel iſt die Poeſie aus einem unſtudirten Triebe von ohngefähr entſtanden, und durch die Aufmerkſam-

Ueberſetzung noch beſchaffen: daher es denn kömmt, daß ſie auch ſo proſaiſch nach einer gewiſſen freyen Melodie geſungen werden können. * Die älteſten griechiſchen Poeten haben freylich ihre Sylben ſchon genauer nachgezählt, als die morgenländiſchen: allein mehr läßt uns doch die Rauhigkeit, der alles in ſeinem erſten Urſprunge unterworfen iſt, von ihren erſten Liedern nicht hoffen.

3. §. Niemand hat den Urſprung und die wahre Beſchaffenheit des poetiſchen Wohlklanges beſſer unterſucht und ins Licht geſetzt, als **Iſaac Voßius**, in ſeinem Tractate de Poematum cantu et viribus Rhythmi, den er zu Oxfort im Theatro Sheldoniano 1673. in gr. 8. herausgegeben. Er behauptet gleichfalls darinn auf der 2. Seite, daß die erſten griechiſchen Verſe, nach der meiſten Schriftſteller Meynung, keine Füße, und keinen Wohlklang gehabt, und folglich ganz rauh geweſen. Er führet den **Quintilian** zum Zeugen an, deſſen Worte man unten ** ſehen wird. Und darauf fährt er fort, die Natur und den Urſprung des Sylbenmaaßes zu erklären. Er vertheidiget daſſelbe gegen ſeine Verächter, die ſich einbilden, es ſey angenehmer, wenn ein Vers wie ein Fluß in einem geraden Ufer fortſchieße; wo er kein Hinderniß antrifft, als wenn er gleichſam ſchrittweiſe, über ſo viele im Wege ſtehende Felſen ſprudeln müßte. Allein, er zeiget aus einer Anmerkung **Cicerons**, daß diejenigen, die Natur des Schönen nicht verſtehen, die dafür halten, daß etwas ganz Einträchtiges ohne Abtheilung, Unterſchied, und Abwechſelung gefallen könnte. *** Doch weil wir unter unſern Deutſchen keinen Widerſpruch hierinn zu beſorgen haben, ſo halte ich mich hierbey nicht auf. **** Nur ſetzen wir hier voraus, daß das Gehör und die Ausſprache ſelbſt

keit der Ohren auf die gleich fortlaufenden Zeilen und Worte erzeuget worden; bis bald darauf auch die Füße erfunden worden.

*** Numerus in continuatione nullus eſt, diſtinctio et æqualium et ſæpe variorum intervallorum percuſſio, numerum conficit, quem in cadentibus guttis, quod intervallis diſtinguuntur, notare poſſumus, in amni præcipitante non poſſumus.

**** S. meine Sprachlehre IV. Theil, I. und III. Hauptſt.

selbst die alten Griechen gelehret, daß nicht alle Sylben gleichviel Zeit brauchten. Dieses mochte nun von dem Tone der Selbstlauter, oder von der Zahl und Art der Mitlauter herkommen; so merkte man doch, daß die eine Sylbe kurz, und die andere lang ausgesprochen ward: daher sie denn in kurze und lange eingetheilet wurden.

4. §. Der andere Grad des Wohlklangs entstund wohl damals, als man bey dem Singen solcher aufs genaueste abgezählten Zeilen, wahrnahm, daß zu einer jeden Zeile nach Beschaffenheit der dazu gehörigen Melodie, auch eine gewisse Abwechselung solcher kurzer und langer Sylben gehörete. Dieses bemerkten diejenigen am ersten, die das zärteste Gehör hatten, und es unangenehm fanden, wenn auf eine Sylbe, dahin der Accent fiel, eine kurze Note; auf eine kurze Sylbe hergegen, die man in der Aussprache fast nicht hörete, im Singen eine lange Note traf. Dieses suchte man nun mit gröster Sorgfalt zu vermeiden, und daher mußte man darauf denken, daß ein Vers dem andern, und eine Strophe der andern ganz ähnlich würde: so bald nämlich dieses nicht war, so wollte es diesem zärtlichen Volke nicht klingen; wie es denn wirklich ein gutes Ohr verletzet. Wer da wissen will, wie seltsam dieses klinget, der darf sich nur von einem Franzosen ein paar Liederchen vorsingen lassen. Denn wer sonst ihres Singens nicht gewohnt ist, der wird ihnen fast keine Zeile verstehen können, ob er sie gleich sonst im Reden versteht: und das kömmt daher, weil ihre Poesie von keiner regelmäßigen Abwechselung langer und kurzer Sylben weis, wie ich schon oben im I. Hauptstück dargethan habe. Da muß es nun nothwendig geschehen, daß ein ganz kurzes E zuweilen sehr lang ausgedehnet; eine sehr lange Sylbe hingegen geschwind überhüpfet oder verschlucket wird. Was das für eine Undeutlichkeit in der Aussprache machet, das ist nicht zu sagen: man muß es aber selbst hören, wenn man es recht völlig begreifen will.

5. §.

5. §. Z. E. das bekannte Lied aus dem du Freny:

Un fou, qui veut faire l'habile,
Dit qu'en liſant il pretend tout ſavoir &c.

das kann nach der Melodie, die faſt allen Franzoſen bekannt iſt, nicht anders geſungen werden; als daß die letzte Sylbe von faire, die doch nach der richtigen Ausſprache ſo kurz, als möglich iſt, lang wird. Das Wort pretend aber, welches natürlich wie ein Jambus ausgeſprochen wird, ein Trochäus werden muß: weil die Muſik es ſo mit ſich bringt, daß auf die kurzen Sylben lange, und auf die langen Sylben kurze Noten treffen. Hat nun der Poet die Melodie vorher gewußt, ehe er ſein Lied gemacht, ſo hat er ein elendes Gehör gehabt, daß er dieſen häßlichen Uebelklang nicht gemerket; oder er iſt ſo faul geweſen, daß er ſeine Redensarten nicht nach der Muſik richten wollen. Hat aber der Tonkünſtler, zu einer ſchon fertigen Ode die Melodie geſetzt: ſo kann ich es ihm zwar zurechnen, daß er ſich nicht nach der erſten Strophe gerichtet, und den Sylben ihr Recht wiederfahren laſſen. Aber in allen übrigen Strophen hat er keine Schuld: weil die franzöſiſchen Poeten keine einzige Strophe, im Abſehen auf dieſen Wohlklang, der andern gleich machen. Ob nun dieſes der franzöſiſchen Nation, die ſich auf eine gewiſſe feine Zärtlichkeit ihrer Empfindungen ſoviel zu gute thut, zu Ehren gereiche? das laſſe ich unparteyiſche Kenner beurtheilen. Wenigſtens kann ſie ſich nicht rühmen, daß ſie ein ſolch empfindliches Ohr habe, als die alten Griechen, oder auch wir Deutſchen haben; denen ein ſolch barbariſches Singen, wider den Ton der Ausſprache rauh und unerträglich vorkömmt. **Voſſius** in dem angezogenen Tractate de Poematum Cantu hat dieſes auf der 37 und 38 S. in einem Exempel aus dem **Horaz** gewieſen. Er vergleicht die Ode:

Audivere, Lyce, Dii mea vota; Dii
Audivere, Lyce, fis anus, et tamen
Vis formoſa videri,
Ludisque et bibis impudens. &c.

mit

mit einer franzöſiſchen Ueberſetzung, darinn keine einzige Strophe mit der andern einerley Wohlklang hat; und davon ich nur die erſte herſetzen will:

Mes Voeux ſont contens, Iſabelle,
Oui les Dieux de leur Grace ont contenté mes Voeux;
Te voilà vieille, & cependant tu veux
Faire encore la belle.

So ſehr ich nun hierinn billige, was dieſer große Kunſtrichter von dieſer ungeſchaffenen Poeſie urtheilt; ſo ſehr muß ich mich beſchweren, daß er, da er doch ein Holländer war, und den beſſern Wohlklang der niederdeutſchen Verſe wußte, mit denen auch unſere hochdeutſchen Gedichte übereinkommen, dennoch alle heutige Völker einer ſolchen barbariſchen Dichtkunſt beſchuldiget hat. *

6. §. Bey dem allen wollen die guten Franzoſen es nicht begreifen, daß ihre Sprache lange und kurze Sylben habe. Auch Rollin in ſeinem ſo berühmten Werke, das er von der Poeſie und andern freyen Künſten herausgegeben, geſteht zwar Italienern und Spaniern zu, daß ſie Verſe ohne Reime machen könnten: weil ſie nämlich noch etwas von der alten Art der lateiniſchen Sprache in ihren Mundarten beybehalten hätten, dadurch ſie geſchickt wären, einen gewiſſen harmoniſchen Klang in ihre Verſe zu bringen. Aber ſeinen Franzoſen, meynet er, ſey es nicht möglich, Verſe ohne Reimen zu dulden; weil ſie lauter gleich lange Sylben in ihrer Sprache hätten, und keine Accente im Reden hören ließen. Ich glaube, man kann halb taub ſeyn, und doch den ehrlichen Rollin aus dem bloßen Gehöre widerlegen. Z. E. Die erſte Zeile aus des Boileau Ode auf Namurs Eroberung:

Quelle

* Nec vero exiſtimandum, ex quo barbarus iſte ſonus invaluit, uno ſaltem hoc vitio fœdatam fuiſſe poeticam: aliud quippe etiam longe majoris momenti malum artem hanc invaſit: quod nempe ſublato rhythmo et carminum menſura, ſimul quoque ſublatus fuerit carminum cantus. Si latinos exceperis verſus, factos ad imitationem veterum, nulla in hoc noſtro ſæculo in tota Europa ſcribuntur Poemata, quæ nervis et cantui commode poſſint aptari.

Quelle docte & ſainte yvreſſe!

wird von allen Franzoſen als eine trochäiſche Zeile von vier Füßen ausgeſprochen, eben ſo, wie die erſte Zeile aus Kanitzens Ode auf ſeine Doris:

Soll ich meine Doris miſſen?

Nun verſuche mans, und verkehre entweder in der Ausſprache die Accente, in die jambiſche Art zu ſcandiren:

Quelle docte & ſainte yvreſſe;

Und frage einen Franzoſen, ob das recht ausgeſprochen ſey? oder man ſpreche alle Sylben gleich lang, das iſt, lauter Spondäen aus, folgender geſtalt:

Quelle | docte & | ſainte y | vreſſe.

ſo wird er entweder taub ſeyn, oder den Unterſcheid hören müſſen. Denn es kann in ſeinen Ohren unmöglich anders klingen, als wenn ich die kanitziſche Zeile entweder ſo leſen wollte:

Soll ich meine Doris miſſen?

oder ſo:

Soll ich meine Doris miſſen?

7. §. Durch dieſe kleine Ausſchweifung will ich nur zeigen, wie nothwendig die alten griechiſchen Poeten auf die regelmäßige Vermiſchung langer und kurzer Sylben haben gerathen müſſen. Ihr Gehör ſagte es ihnen, was lang oder kurz war, und aus dem Klange urtheilten ſie, welche Sylbe ſich zum Anfange einer Zeile, bey einer gewiſſen Geſangweiſe beſſer ſchickte. Weiter brauchten ſie kein Geheimniß zu Erfindung ihrer mannigfaltigen Arten des Sylbenmaaßes. Die gemeinſte Ausſprache aller Leute gab es ihnen an die Hand: und wenn ſie ihre Verſe laſen, ſo

geſchah

geſchah es nach der proſodiſchen Scanſion; nicht aber nach den ungereimten Accenten, die wir heute zu Tage über die griechiſchen Verſe ſetzen. Hätten ſie zum Exempel Heſiods erſten Vers,

Μῦσαι πιερίηθεν, ἀοιδῇσι κλείουσαι

nach der Art unſerer heutigen Schulmeiſter ausgeſprochen: ſo hätten ſie ihrer natürlichen Sprache Gewalt angethan; und folglich auch im Leſen eines Verſes, kein Vergnügen empfinden können. Der Accent in dem andern Worte ſteht nämlich auf einer Sylbe, die nach allen Regeln kurz iſt, und ſollte vielmehr auf dem folgenden η ſtehen. Imgleichen ſteht im letzten Worte das Strichlein überm ει, wo es eben ſo wenig hingehöret. Das ε iſt hier lang, und der Doppellaut muß nach Art zwoer kurzen Sylben, e und i, ausgeſprochen werden. Und dieſes giebt einen unumſtößlichen Beweis ab, daß die griechiſchen Accente, die der Proſodie zuwider laufen, nichts taugen.

8. §. Daß dieſes auch in der lateiniſchen Sprache gelte, kann ganz augenſcheinlich erwieſen werden. Unſere proſaiſche Ausſprache tauget nichts, weil wir die Länge und Kürze der Sylben nicht ſo ausdrücken, wie ſie in ihren Poeten befindlich iſt. Das gemeine Volk in Rom, das von der Länge und Kürze der Sylben keine Regeln gelernet hatte, konnte es nach Ciceros Zeugniſſe hören, wenn ein Poet eine kurze Sylbe lang, oder eine lange kurz gebrauchet hatte. * Nun ſage mir jemand, wie das möglich geweſen wäre, wenn nicht die lateiniſchen Sylben ihre Länge und Kürze, bloß nach der gewöhn-

* Denn nachdem er von dem Wohlklange überhaupt erſt geſagt: Illud autem ne quis admiretur, quonam modo hæc vulgus imperitorum in audiendo notet: cum in omni genere; tum in hoc ipſo, magna quædam eſt vis incredibilisque naturæ. So ſetzet er nach einer allgemeinen Anmerkung von den Urtheilen, die nach dem Geſchmacke allein gefället werden, hinzu: Itaque non ſolum verbis arte poſitis moventur omnes, verum etiam numeris ac vocibus. Quotus enim quisque eſt, qui teneat artem numerorum ac modorum? At in his, ſi paulum modo offenſum eſt, ut aut contractione brevius fieret, aut productione longius, theatra tota reclamant.

gewöhnlichen Aussprache der Römer gehabt hätten; davon also der Pöbel sowohl, als der Poet, nach dem Gehöre urtheilen können? Aber unsere lateinische Sprachmeister wollen gern in der Prosodie der Alten besondere Geheimnisse finden, und durch künstliche Regeln die Länge und Kürze der Sylben ausmachen. Bey unserer verderbten Aussprache des Lateins, die lange Sylben kurz, und kurze lang zu machen pflegt, thun sie uns dadurch zwar gute Dienste: wie wollen sie es aber beweisen, daß auch **Virgil** eine Prosodie habe lernen müssen? Es war also mit den alten Sprachen nicht anders beschaffen, als mit den heutigen, die ein Sylbenmaaß in ihrer Poesie haben; und fast alle deutscher Abkunft sind. Ihre vornehmste prosodische Regel war eben so, wie bey uns, diese: **Ein Poet richte sich in der Scansion, nach der gemeinen Aussprache.** Dieses könnte noch weitläuftiger erwiesen, und von etlichen kleinen Einwürfen befreyet werden, wenn ich eine lateinische Prosodie zu schreiben im Sinne hätte. Man lese aber was **Vossius**, am angeführten Orte, auf der 29 und 30 Seite davon geschrieben, und was ich in meiner Sprachkunst IV. Theile im 2 und 3 Hauptstücke davon geschrieben: so wird man völlig überzeuget werden.

9. §. Unter den vielfältigen Gattungen des Sylbenmaaßes, die von Griechen und Lateinern erdacht und gebrauchet worden, ist zwar keine einzige, die sich nicht auch in unsrer, ja in allen andern Sprachen nachmachen ließen. Wir, und alle übrige Völker haben lange und kurze Sylben, die sich in ungebundner Rede auf tausendfältige Art durch einander mischen lassen. Was hindert es denn, daß wir dieselben nicht auch auf eine einträchtige Art, nach einer beliebig angenommenen Regel, sollten abwechseln können? Daß unsre Nachbarn dieses nicht erkennen wollen, oder nicht gewahr werden, das gereichet uns zu keinem Nachtheile. Gleichwohl hat **Henrich Stephan** französische Hexameter versuchet. Siehe l' Histoire de la Poesie françoise par Massuet: und **Crescimbeni**, in s. Historia della volgar Poesia will behaupten; die wälschen heroischen Verse, wären aus

den Hendecasyllabis der Lateiner entsprungen. Allein viele von unsern Dichtern und Kunstrichtern haben hier alles mögliche gethan. Sonderlich haben Conr. Gesner, Clajus, von Birken, Heraus und Omeis sichs angelegen seyn lassen, die Möglichkeit vieler Arten des Sylbenmaaßes in unsrer Muttersprache zu erweisen, und allerley Exempel davon gegeben. Daß sie aber nicht Beyfall und Nachfolger gefunden, das kömmt meines Erachtens daher: weil die Harmonie der gar zu gekünstelten Abwechselungen der Füsse nicht so leicht ins Gehör fällt; da man auch im Lateinischen Mühe hat, eine ungewöhnliche Art von Versen recht zu scandiren.

10. §. Man ist also im Deutschen vor Alters fast bey den jambischen Versen allein geblieben; weil dieselben unsrer Sprache am natürlichsten sind. Die Artikel vor den Nennwörtern, und die Fürwörter vor den Zeitwörtern geben lauter steigende Zeilen an die Hand: so vieler tausend zusammengesetzter Wörter, davon unsre Sprache voll ist, nicht zu gedenken; die ordentlich von vorne mit einer kurzen Sylbe verlängert werden, und also Jamben ausmachen. Z. E. Verstand, Gemüth, Vernunft, Geduld, genug, worauf, vorhin, betrübt, verdammt, erheben, gestorben, verlangen, besonders, entkräften, unmöglich, ausführlich, u. s. w. Daß nun dergleichen Verse vor Alters in Deutschland, entweder mit Fleiß, oder von ungefähr, nach dem bloßen Gehöre gemachet worden, das habe ich bereits oben im ersten Capitel aus Luthers Liedern, ja aus Winsbeks Ermahnung an seinen Sohn erwiesen. Ja, man findet auch wohl in ältern Poeten unsers Vaterlandes, z. E. im Otfried, die Spuren davon.

11. §. Die trochäischen sind zwar so sehr nicht Mode geworden, doch unsrer Sprache eben so natürlich, als jene Gattung. D. Luther hat schon zu seiner Zeit den Lobgesang Ambrosii: Nun komm der Heiden Heiland, durchgehends in dergleichen Art von Verse übersetzt: welches zwar aus diesem Anfange nicht erhellet, aber in dem ganzen

Liede

Liede unleugbar iſt; wenn man nur etliche harte Stellen der damaligen rauhen Mundart nachſehen will. Z. E. iſt folgende Strophe ihm gut gerathen:

Der du biſt dem Vater gleich,
Führ hinaus den Sieg im Fleiſch,
Daß dein ewge Gotts-Gewalt,
In uns das krank Fleiſch erhalt.

So gar im Otrfried findet man unzählige trochäiſche Zeilen, ja zuweilen vier, fünf, ſechs hintereinander: welches gewiß dem Poeten nicht ungefähr gekommen ſeyn kann; ſondern um des Wohlklanges halber, den er in dergleichen Verſen bemerket hat, mit Fleiß geſchehen ſeyn mag. Es giebt gelehrte Männer, die dafür halten, dieſe Art des Sylbenmaaßes ſey unſrer Mutterſprache viel natürlicher, als die jambiſche. Sie berufen ſich auf die einfachen Nennwörter derſelben, die gewiß entweder einſylbig ſind, und alſo in allen Abänderungen mit einer langen Sylbe anfangen, und mit einer kurzen endigen; als, von Haupt, Hand, Fuß, Häupter, Hände, Füße, oder zwey Sylben haben, wie z. E. Glaube, Liebe, Hoffnung, Vater, Mutter, und alſo auch faſt lauter Trochäen machen. Ja ſelbſt die Hauptwörter im Infinitivo, gehören zu denen, die gleichfalls trochäiſch klingen; als, leben, ſterben, eſſen, trinken ꝛc. Allein, dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt es doch gewiß, daß trochäiſche Gedichte uns Deutſchen nicht ſchwerer fallen können, als jambiſche. Unſre Sprache hat faſt eben ſo viel lange, als kurze Sylben; und da ſich dieſelben hier ſo wohl, als in der jambiſchen Art, in gleicher Anzahl befinden müſſen: ſo läuft es auf eins hinaus, was man für Verſe machen will.

12. §. Das daktyliſche Sylbenmaaß iſt das dritte, das bey uns von Auguſt Buchnern eingeführet worden, der aber ſelbſt geſteht, daß er es nicht erfunden, ſondern ſchon bey den Alten angetroffen. Es erfodert, wie bekannt iſt, zweymal ſo viel kurze, als lange Sylben; und iſt daher ſo leicht

nicht, als die beyden obigen Gattungen. Wir finden auch daher vor Opitzen wohl nicht leicht eine ganz daktylische Strophe in unsern alten Poeten; ja auch nach seiner Zeit hat es wenigen damit gelingen wollen. Christian Weise und Günther sind oft sehr glücklich darinn gewesen; so, daß ihnen diese Art ganz ungezwungen und ohne Anstoß geflossen. Man hat sie aber mehrentheils nur zu kleinen Arien von einer oder zwey Strophen; ja wohl gar nur zu einzelnen Zeilen in jambischen oder trochäischen Versen gebraucht. Sie klingen an sich selbst sehr lustig und springend, und sind daher zur Abwechselung in Cantaten, oder andern musikalischen Stücken bisweilen sehr bequem; zumal, wenn man gewisse heftige Affecten dadurch auszudrücken Gelegenheit hat. Doch die Wahrheit zu sagen, sind sie, außer diesen Fällen, für unsere männliche Sprache ein wenig zu kindisch; ob sie gleich dem Frauenzimmer und jungen Leuten sehr zu gefallen pflegen. Zur Noth könnten sie dienen, den Italienern, die sich auf die Zärtlichkeit ihrer Sprache so viel einbilden, zu zeigen: daß man bey uns eben sowohl fließende und liebliche Sylben zusammen bringen könne, die einem Sänger gleichsam von sich selbst über die Zunge weglaufen. Man müßte sich aber alsdann mit Fleiß aller rasselnden und rauschenden Wörter enthalten; hergegen viele von den lautenden und andern gelinden Buchstaben, als b, d, f, l, m, n, w, anzubringen suchen, als welche einer Zeile eine große Gelindigkeit und Lieblichkeit zuwege bringen. Wer Exempel verlanget, der kann sie von allen Arten in Hübners poetischem Handbuche finden.

13. §. Die vierte Art der Verse bey uns besteht aus den amphibrachischen Füßen, wie schon Omeis in seiner Dichtkunst angemerket hat. Ein Amphibrachis ist, wie das Wort zeigt, ein dreysylbiger Fuß, dessen mittelste Sylbe lang, beyde Ende aber kurz sind. Wir haben eine Menge von Wörtern im Deutschen, die von solcher Beschaffenheit sind. Z. E. von Zeitwörtern: erheben, verachten, gebäh-

gebähren, vernichten; von Nennwörtern, Geſunde, Betrübte, Gedanken, Gedichte; von andern Wörtern, derſelbe, desgleichen, unendlich, gewaltig, erheblich, abſcheulich ꝛc. Wenn nun ſolche Füße zuſammengeſetzt werden, ſo entſteht folgende Art von Verſen, die ich aus dem Menantes nehmen will:

Das laß ich | wohl bleiben, | daß ich mich | verliebe, |
Ich liebe | mich ſelber, | und ſchone | mein Geld ꝛc. |

Günthers Ueberſetzung aus dem Secundus, iſt von eben der Art. Wie nun dieſe Versart ſehr wohl und luſtig klinget: ſo iſt ſie auch von unſern Dichtern in kleinen Arien und Oden, ſehr fleißig gebraucht worden. Nun weis ich zwar, daß einige Anleitungen zur deutſchen Poeſie, dieſe amphibrachiſche Art, mit zur daktyliſchen ſchlagen wollen; weil der Klang derſelben ſehr damit übereinkömmt. Allein, da ſie doch allemal geſtehen müſſen, daß hier vorne immer eine Sylbe zu viel iſt, die nicht zum daktyliſchen Verſe gehöret: ſo iſt es ja beſſer, ein jedes Kind bey ſeinem Namen zu nennen. Denn außer daß man die Verwirrung dergeſtalt beſſer vermeidet, ſo gewinnt unſre Sprache und Dichtkunſt auch dadurch eine mehrere Aehnlichkeit mit der griechiſchen und lateiniſchen: welches ihr, in Anſehung der übrigen heutigen Sprachen, allerdings einen Vorzug giebt. Jemehr wir nämlich die Füße und Verſe der Alten nachahmen können: deſtomehr Wohlklang und Harmonie hat unſre Sprache und Verskunſt aufzuweiſen.

14. §. Die fünfte Art der Füße, die unſere Sprache an die Hand giebt, ſind die anapäſtiſchen. Ein Anapäſt beſteht aus dreyen Sylben, davon die beyden erſten kurz, und die dritte lang iſt. An ſolchen Wörtern nun fehlt es uns abermal nicht. Z. E. Potentat, Majeſtät, ungemein, überaus, allemal, ſintemal, unverwehrt, jedermann, nimmermehr, u. d. gl.

Nun ſcheint es zwar, als ob die erſten Sylben dieſer Wörter auch lang ausgeſprochen werden könnten; wie ſie denn auch wirklich von den Poeten in jambiſchen und trochäiſchen Verſen lang gebraucht zu werden pflegen: allein dieſes zeiget nur, daß wir im Deutſchen eben ſowohl, als im Lateiniſchen, Sylbas ancipites, Sylben von ungewiſſer Länge haben; die man theils lang, theils kurz brauchen kann. Ein rechter anapäſtiſcher Vers ſieht alſo im Deutſchen etwa ſo aus, wie Omeis das Exempel dazu giebt:

˘ ˘ – ˘ ˘ – ˘ ˘ – ˘ ˘ – ˘
Gute Nacht, | gute Nacht, | ruhet wohl | bis zum Ta | ge,
Ruhet ſanft, | ohne Furcht, | ohne Scheu, | ohne Pla | ge.

Dieſe Art iſt indeſſen etwas ſchwerer, als die vorhergehende: bloß, weil man einige Mühe hat, eine Rede mit zwo kurzen Sylben anzufangen. In der Mitte aber haben ſie nicht mehr Schwierigkeit, als die daktyliſchen, oder amphibrachiſchen; weil ſie nicht mehr kurze Sylben erfodern, als dieſelben. Eben daher ſind auch in den gemeinen poetiſchen Anweiſungen dieſe anapäſtiſchen Verſe mit zu den daktyliſchen geſchlagen worden; die aber ein paar überflüßige Sylben vorne hätten. Allein, da ihre Scanſion ganz anders klingt, und vielmehr Bewegung, ja eine recht heftige, plötzliche Gemüthsart ausdrückt, die dem daktyliſchen Wohlklange ganz entgegen ſteht: ſo thut man viel beſſer, daß man ſie ganz beſonders läßt, und auch dadurch den Reichthum unſerer Dichtkunſt, vor der wälſchen und franzöſiſchen, behauptet.

15. §. In den bisherigen fünf Arten der poetiſchen Füße, habe ich an allen deutſchen Lehrern der Proſodie Vorgänger gehabt. Allein, da es meine Abſicht iſt, unſere Dichtkunſt auch im Abſehen auf den Wohlklang der Verſe, der eine ſo erſtaunliche Kraft in den Gemüthern der Menſchen hat, und bisweilen rechte Wunder thut, vollkommener zu machen: ſo halte ich es für nöthig, zu zeigen, daß es uns Deutſchen

auch

auch an andern Arten der Füße nicht fehle, die bey den Alten mit so vielem Vortheile gebrauchet worden. Und wenn ich mit dieser Bemühung nichts mehr ausrichte, als daß ich anwachsenden muntern Köpfen ein wenig das Ohr schärfe, auf den verschiedenen Wohlklang der Sylben und Wörter acht zu geben, und, wenn es auch nur zur Lust wäre, einige Versuche damit zu machen: so soll mich die Arbeit nicht dauren. Es ist eine Schande, daß unsere so großen Verfechter des Alterthums, die sich für das Griechische und Lateinische fast todtschlagen lassen, uns gleichwohl in Schulen oder in Schriften, die sie davon verfertigen, keinen Begriff von dem verschiedenen Wohlklange der alten Gedichte, beybringen, der doch die Griechen und Römer fast bezaubert hat. Und da unsere Sprache durch die Länge und Kürze ihrer Sylben, geschickt ist, sich der Lieblichkeit der gelehrten Sprachen, durch diese so mannigfaltige Harmonie, mehr und mehr zu nähern: so sehe ich nicht, warum wir unsern Dichtern, in den bisher gewöhnlichen Versarten ein Ziel stecken, und ihnen nicht vielmehr ein, Plus ultra! zuruffen sollten.

16. §. Ich hebe also billig von den Spondäen an, als welche Art von Füßen noch zu den zweysylbigten gehöret. Ein Spondäus aber besteht aus zwoen langen Sylben, und geht also auf eine recht gravitätische ernsthafte Art einher; ohne wie die Jamben oder Trochäen, auf einem Beine zu hinken. Ernstlich von der Sache zu reden, so hat diese spondäische Art nicht so viel Bewegung und Hitze in sich, als die andern obbemeldeten Füße, die auch aus kurzen Sylben bestehen: sondern sie ist gleichsam eine Abbildung einer recht stoischen Ruhe und Gelassenheit. Sie geht, gleich einem Spanier, mit lauter majestätischen Schritten einher, und füllet das Ohr mit eitel vollklingenden Tönen. Es fehlt uns auch im Deutschen an Wörtern nicht, die hier zu Exempeln dienen können: zumal unsre zusammengesetzten Wörter schicken sich sehr gut dazu. Z. E. Großmuth, Unmuth,

– – – – – – – – – –
Sanftmuth, Handwerk, Hofrath, Vormund, Werkstatt,
– – – – – – – – – –
Vertrab, Nachsicht, Sonntag ꝛc. Ja auch dreysylbige haben wir, darinnen zwo nach einander lang sind; als
– – ⏑ – – ⏑ – – ⏑ – – ⏑
vorhaben, aufstehen, mitnehmen, vorgehen, nachfolgen,
– – ⏑ – – ⏑
Großvater, ausnehmend, u. d. gl. Wollte man nun ganze Verse aus lauter solchen Füßen zusammen setzen, so würde dieses eben so traurig und hölzern herauskommen, als wenn ein Tanz durchgehends aus lauter sogenannten Pas graves bestünde. Es haben daher auch weder die Griechen noch die Lateiner, ganz spondäische Verse gebraucht; wohl aber die Spondäen unter die Jamben, Trochäen und Daktylen gemenget: um dieselben etwas ernsthafter und langsamer zu machen, als sie sonst gewesen seyn würden. Von den Jamben sagt dieses **Horaz**, in seiner Dichtkunst, ausdrücklich:

Tardior ut paullo graviorque veniret ad aures,
Spondæos stabiles in jura paterna recepit.

Und wir selbst pflegen dieses zu thun, wenn wir jambische Verse machen, zumal im Anfange derselben. Z. E. wenn **Pierisch** schreibt:

Held! ich umschränke mich, dieß Blatt ist viel zu klein ꝛc.

so ist unstreitig die erste Sylbe, Held, eine lange Sylbe, und macht also mit dem Worte ich, welches hier lang gebraucht ist, einen Spondäus; dieser aber vertritt die Stelle eines Jambus.

17. §. So erlaubt uns nun dieses, nach dem Beyspiele der Alten, ist und bleiben muß: so billig wäre es gleichwohl, daß man sich künftig auch dieser Erlaubniß nur mäßig bediente. Die Lateiner haben sich hierinn das Maaß gesetzet, daß sie in den sechsfüßigen Jamben, sich den andern und vierten Fuß von Spondäen frey behalten wollen:

Com-

Commodus & patiens (jambus), non ut de ſede ſecunda
Cederet, aut quarta ſocialiter.

Viele von unſern deutſchen Poeten haben dieſe Regel in ihren jambiſchen Verſen nicht beobachtet; und daher ſind ihre Verſe ſo ſteif und ſo rauh geworden, daß man ſie vor großer Härte, nicht leſen oder hören mag. Ja ſelbſt auf den erlaubten Stellen, iſt es nicht einmal rathſam, gar zu oft mit den Spondäen aufgezogen zu kommen. Unſere Sprache iſt bey weitem ſo gelinde nicht, als die lateiniſche war. Dieſe hatte ſo wenig Mitlauter in ihren Sylben, daß man einen ſechsfüßigen Vers aus lauter Jamben, faſt im Augenblicke ausſprechen konnte. Man nahm, ſo zu reden, immer zwey Füße zugleich in den Mund, und nannte ihn daher trimetrum, als ob er nur drey Füße hätte; da es doch ſechſe waren.

Pes additus, unde etiam trimetris accreſcere juſſit
Nomen iambëis, cum ſenos redderet ictus.

Weil nun im Deutſchen an Mitlautern eher ein Ueberfluß, als Mangel zu beſorgen iſt: ſo muß man auch die Erlaubniß, zuweilen einen Spondäus einzumengen, nur mäßig brauchen; und ſich lieber auf reine Jamben befleißen, wenn man was liebliches ſchreiben will. Jemehr Spondäen ein Vers, oder Gedicht, von jambiſcher oder trochäiſcher Art hat, deſto härter und ungehobelter klingt er.

In ſcenam miſſos magno cum pondere verſus,
Aut *operæ celeris nimium* curaque carentis,
Aut *ignoratæ* premit *artis* crimine turpi.

15. §. Ferner werden die Spondäen von Griechen und Lateinern auch unter die daktyliſchen Füſſe gemenget: und daraus entſteht die ſogenannte heroiſche, oder alexandriniſche Versart. Die Liebhaber und Kenner der lateiniſchen Dichter kennen dieſelbe ohne mich ſchon: allein um der deutſchen

Leſer willen muß ich ſie beſchreiben. Ein ſogenannter Hexameter beſteht aus ſechs Füßen, davon die erſten vier ohne Unterſchied ſpondäiſch, oder daktyliſch ſeyn können: der fünfte nur, muß immer ein Daktylus, und der ſechſte immer ein Spondäus, oder höchſtens ein Trochäus ſeyn. Ein Exempel hat uns Luther in der Bibel gegeben:

– ⏑⏑ – – – – – – ⏑ ⏑ – ⏑

Und Iſa | ak ſcher | zet mit | ſeinem | Weibe Re | becca.

Daß man nun ſolche Verſe im Deutſchen machen könne, das hat ſchon beynahe vor zwey hundert Jahren Conrad Gesner eingeſehen.* Allein das Exempel, das er giebt, iſt ihm nicht ſonderlich gerathen, weil er die rechte Länge der Sylben nicht beobachtet hat. Er ſetzt das Vater unſer ſo:

O Va | ter un | ſer, der | du dein' | ewige Wohnung
Erhöhſt | in Him | meln, dein | Namen | werde ge | heiliget ꝛc.

Wer ſieht aber nicht, daß er hier die beyden letzten Sylben von Vater und unſer lang gebrauchet hat; da ſie doch nach dem Urtheile aller Ohren kurz ausgeſprochen werden. Eben ſo iſt es ihm in Namen gegangen. Das Wort erhöhſt, hat er auch als einen Spondäus gebraucht, da es doch ein Jambus iſt: und bey ſolchen Unrichtigkeiten iſt es kein Wunder, daß ihm dieſe Art nicht hat klingen wollen; zugeſchweigen, daß die Sprache damals noch zu rauh war, und lange nicht einen ſolchen Ueberfluß geſchmeidiger Redensarten hatte, als itzo. Den Græciſmus in Himmeln will ich nicht einmal erwähnen, dadurch dieſe Probe noch häßlicher wird; weil er die Zeile ganz undeutſch machet. Wie aber, wenn man das Vater unſer ſo überſetzte?

Hör

* Siehe die Vorrede zu Joſua Malers Diction. German. Latin. wo er alſo ſchreibt: Nos ad Latinorum Græcorumque imitationem numeroſa meditari carmina cœpimus, id quod in Hexametris heroicis parum felicirer procedit. In Phaleucis vero melius. S. auch ſeinen Mithridates a. d. 40. und 41. Seite.

Hör uns, Vater und Herr! der du den Himmel bewohneſt,
Daß dein Name bey uns über alles geheiliget werde,
Daß dein herrliches Reich bey uns auf Erden erſcheine,
Und dein Wille von uns, eben ſo, als im Himmel geſchehe.
Gib auch das tägliche Brodt, und vergib uns die ſündlichen Schulden,
Wie wir auch unſeres Theils den Schuldenern gerne vergeben.
Wende Verſuchungen ab, und rett uns aus Gnaden, vom Uebel!
Denn dein iſt das Reich, ja göttliche Macht und Herrlichkeit, Amen.

19. §. Doch da dieſes heroiſche Sylbenmaaß, ohn alle Reime, deutſchen Ohren noch gar zu fremde geklungen: ſo ſind einige von unſern Dichtern auf die Vermiſchung der Hexameter mit Pentametern, oder auf die Elegie der Lateiner verfallen; die ſie auch durch die Beybehaltung der Reime angenehmer zu machen geſuchet. Schon **Sigmund von Birken**, der Stifter der Pegnitzſchäfer, hat in ſeiner Proſodie einen Verſuch damit gemacht, der ihm aber nicht ſonderlich gelungen iſt. Nächſt ihm hat **Omeis** in ſeiner Reim- und Dichtkunſt folgendes Exempel gegeben, welches nicht übel klingt:

Was ein menſchliches Herz, von innen und außen betrübet,
Werde durch Gottes Gewalt, künftig und itzo verjagt.
Was ihr redet und thut, das werde von beyden geliebet,
Bis der Tod zugleich beyden das Leben verſagt.

Heraus iſt nicht minder glücklich in dieſer Art geweſen. Auf der 68. S. ſeiner Gedichte, ſteht ein Gedicht auf Kaiſer Karln den VI. welches ſo anhebt:

Mächtigſter Herrſcher der Welt, vom Himmel die Fürſten zu richten,
Einig erwähleter Fürſt, unüberwindlicher Held:
Gönne der eifrigen Pflicht dieß nimmer geſehene Dichten,
Von nicht geſehenem Ruhm, welchen dein Adler erhält.
Zeuget der Friede den Krieg durch tapfre Beſchützung der Rechte ꝛc.

Hieraus

Hieraus ſieht man fürs erſte, daß Herr, um dieſen neuen Verſuch beliebt zu machen, faſt lauter daktyliſche Füße gebraucht; hernach, daß er, wie Omeis, den Reim der Deutſchen beybehalten hat. Allein, meines Erachtens, würde man mit der Einführung dieſer Gattung des Sylbenmaaßes dergeſtalt nicht viel gewinnen. Daktyliſche Verſe hat man längſt gemacht; aber ſie klingen zu weich: die Spondäen müſſen ſie männlicher machen. Die Reime haben uns in den andern Arten genug zu ſchaffen gemacht: in dieſer neuen müßten wir das Herz faſſen, endlich einmal reimloſe Verſe zu machen. Wir wollen alſo noch eine Probe ſehen, die zwar eine Elegie iſt, aber nicht reimet. Es iſt eine Ueberſetzung des VI. Pſalms:

Strafe mich nicht, o Herr! in deinem erſchrecklichen Zorne,
Züchtige mich doch nicht, Vater! aus Eifer und Grimm:
Sey mir gnädig, o Herr! denn ich bin ſchwach und erſchrocken:
Heile mich, himmliſcher Arzt! meine Gebeine ſind ſchwach.
Herzlich erſchrocken iſt mir die kümmerlich ächzende Seele;
Ach wie ſo lange, mein Gott, ach wie ſo lange biſt du?
Wende dich, Herr, und rette mir bald das ängſtliche Leben:
Hilf mir, ſo wahr du ein Gott voller Erbarmungen biſt.
Denkt man im Tode wohl dein? wer dankt dir im Schlunde der Hölle?
O ſo erbarme dich doch, weil mich die Erde noch trägt!
Ich bin müde vor Gram, und ſchwemme mein Bette bey Nachte,
Wenn mein thränender Guß Lager und Decke benetzt.
Meine Geſtalt verfällt, vor Trauren und Kummer und Zagen;
Denn von täglicher Angſt rückt auch das Alter heran.
Weichet von hier, ihr Frevler! entweicht. Gott höret mein Weinen,
Ja, der Herr hört mein Flehn, höret mein ängſtlich Gebeth.
Schämt euch, ihr Feinde, dabey; erſchreckt und kehrt euch zurücke!
Werdet zu ſchanden, und flieht; weichet urplötzlich von mir.

20. §.

20. §. Ich weis wohl, daß dieſes manchen Ohren noch ziemlich fremde und unangenehm klingen wird. Allein denen, die einen lateiniſchen Vers Tibulls oder Ovids in dergleichen Sylbenmaaße, ohne alle Reime ſchön finden, iſt es in Wahrheit eine Schande; wenn ſie eben dieſen majeſtätiſchen Wohlklang, den ſie dort bewundern, nur im Deutſchen, entweder nicht hören, oder doch verwerfen wollen. Meines Erachtens fehlt nichts mehr, als daß einmal ein glücklicher Kopf, dem es weder an Gelehrſamkeit, noch an Witz, noch an Stärke in ſeiner Sprache fehlet, auf die Gedanken geräth, eine ſolche Art von Gedichten zu ſchreiben; und ſie mit allen Schönheiten auszuſchmücken, deren ſonſt eine poetiſche Schrift, außer den Reimen, fähig iſt. Denn wie ein Milton in England ein ganz Heldengedicht ohne alle Reime hat ſchreiben können, welches itzt bey der ganzen Nation Beyfall findet; und wie in Italien theils Triſſino ſein von den Gothen befreytes Italien, theils der Cardinal Bentivoglio den ganzen Statius in ſolche reimloſe Verſe gebracht hat: ſo wäre es ja auch im Deutſchen nicht unmöglich, daß ein großer Geiſt was neues in Schwang brächte. Ich bin verſichert, wenn uns nur Opitz etliche Exempel von dieſer Art gelaſſen hätte, man würde ihm ohne alles Bedenken häufig darinn gefolget ſeyn. Dieſen Mangel einigermaaßen zu erſetzen, will ich noch folgende Probe von der heroiſchen Art herſetzen.

Rom und Athen war ſonſt ganz reich an Meiſtern und an Künſten,
Doch was nützte die Zahl philoſophiſcher Lehrer und Schüler,
Welche man irgend geſehn? O! was für ein thörichtes Weſen,
Was für ein albernes Zeug ward täglich in Tempeln getrieben?
Pallas erſchrack, und Jupiter ſelbſt, der Vater der Götter
Hatte nur Abſcheu davor. Schwärmt, ſchwärmt nur, ihr raſenden Pfaffen!

Opfer und Räuchwerk iſt nichts, wenn tauſend Laſter euch drücken.
Prüfet euch ſelbſt, forſcht Sitten und Herz, ja Sinn und Gedanken:
Dienet ihr Gott, oder euch? Seht, wie das Gewiſſen euch ängſtet!
Reinigt den Geiſt, ſucht Weisheit und Zucht, lernt alles erdulden:
Dämpft erſt tapfer und friſch die eignen Begierden und Lüſte:
Dann zeigt andern den Weg und lehret ſie tugendhaft wandeln;
Nüchtern, gerecht, großmüthig und milde das Leben erfüllen:
Dann wird die Ehre der Weisheit beſtehn, dann wird man bekennen,
Daß ihr durch Klugheit und Witz vor Barbarn den Vorzug gewonnen.

21. §. Dieſen meinen Aufmunterungen zu Folge, habe ich es nun zwar erlebet, daß man uns im Deutſchen verſchiedene größere Gedichte, unter dem Namen epiſcher, oder Heldengedichte, in ſolchen Hexametern ans Licht geſtellet, ja auch kleinere Verſuche, z. E. auf den Frühling, in Druck gegeben. Allein nach dem Wohlklange zu urtheilen, den dieſe Proben uns von deutſchen Hexametern hören laſſen; ſollte ichs beynahe bereuen, daß ich dieſe Art von Verſen unſern Landsleuten von neuem angeprieſen habe. Dieſelben klingen nämlich ſo gar hart und rauh, als vielleicht vor Homers Zeiten die griechiſchen, oder vorm Ennius die lateiniſchen Hexameter geklungen haben mögen. Die meiſten Leſer, die auch ſonſt mit lateiniſchen und griechiſchen Verſen ganz wohl bekannt ſind, können hier gar keinen Wohlklang finden, ja nicht einmal das Sylbenmaaß entdecken, das ihnen in jenen ſo reizend klingt. Da alſo dieſe deutſchen Hexameter invitis Muſis, und ohne Beyſtand der Gratien verfertiget worden, und weder einer guten Proſe, noch einer gebundnen Rede ähnlich ſehen: ſo fraget es ſich, woran es liege, daß ſie nicht angenehmer klingen? Ich antworte, darauf: daß in den meiſten Schulen junge Leute nicht angeführet

führet werden, die lateinischen Verse recht nach der Scansion zu lesen; und das reizende Sylbenmaaß recht zu empfinden, welches die Alten so entzücket hat. Denn dadurch geschieht es, daß man die schönsten Hexameter Virgils oder Claudians, wie eine lahme hinkende Prose liest, und den bezaubernden Wohlklang niemals ins Ohr bekömmt, den ein recht ausgesprochener Vers eigentlich haben soll. Daher haben aber auch diese deutschen Dichter, ihren deutschen Hexametern keine bessere Anmuth zu ertheilen vermocht: sie haben kurze Sylben oft lang, und lange kurz gebrauchet; dadurch aber, alle die Schönheiten verlohren, deren sonst ihre Gedichte im äußerlichen fähig gewesen wären. Ich schweige noch von den Abschnitten, die ein guter Hexameter in heroischen Gedichten haben muß. Denn wer dieselben nicht beobachtet, der muß sich nicht wundern, wenn seine Hexameter nicht besser klingen, als Horazens seine; die das Gehör mehr martern und quälen, als belustigen können. Wir müssen also noch andre Dichter erwarten, die ein besser Gehör haben, und die Anmuth des Wohlklanges glücklicher erreichen können; dadurch die Poesie von rechtswegen der ungebundnen Rede überlegen seyn muß.

22. §. Doch auch die heroischen Verse und Elegien sind noch nicht alles, was wir im Deutschen nachahmen können. Einige Meister unsrer Dichtkunst, haben fast alle, oder doch die meisten und besten Arten, der griechischen und lateinischen Oden, im Deutschen zu machen, versucht: und ich darf mich nur auf meine Vorgänger berufen, wenn mein Ansehen zu klein ist, die Möglichkeit davon zu zeigen. Zwar was die anakreontischen anlanget, so sind dieselben ohne alle Schwierigkeit. Sie bestehen nur aus jambischen, oder trochäischen kurzen Versen, die wir täglich zu machen pflegen; nur daß sie sich nicht so reimen dörfen, wie die unsrigen: und ich habe selbst in der 1. Ausgabe meiner Gedichte, etliche Oden Anakreons, in eben der Versart, die er gebraucht hat, in eben so viel Zeilen und

Syl-

Sylben übersetzt; worauf ich mich hier beziehen kann.* Außer diesen aber sind uns ja auch die sapphischen Verse im Deutschen schon bekannt. In dieser Art besteht jede Zeile, aus einem Trochäus, einem Spondäus, einem Daktylus, und noch zween Trochäen. Nach dreyen Zeilen wird ein adonischer Vers angehänget, der nur einen Daktylus und Spondäus erfodert. Das Sylbenmaaß sieht so aus:

– ∪ | – – | – ∪ ∪ | – ∪ | – ∪
– ∪ | – – | – ∪ ∪ | – ∪ | – ∪
– ∪ | – – | – ∪ ∪ | – ∪ | – ∪
– ∪ ∪ | – –

Unter unsern Kirchengesängen, ist das Lied, Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen? nach dieser Art gemachet; aber nicht überall getroffen. Klajus in seinem Leiden Jesu, hat folgendes Exempel mit Reimen gegeben:

Welche | Regen- | Wolke hat | dich ver | stecket?
Hast du | dich mit | Trauerflor | über | decket?
Deiner | Schwester | silberbe | zäumte | Pferde,
Leuchten | der Erde. |

Nun hat zwar Omeis einen Fuß von jedem Verse weggelassen, und diese neugebackene Art dennoch sapphische Verse nennen, ja sie für lieblicher ausgeben wollen. Allein, ich bleibe lieber bey der wahren sapphischen Art, und glaube, wie eben dieser Omeis anmerket, daß sie sich sehr wohl würde hören lassen, wenn sie von einem geschickten Tonkünstler recht in die Musik gesetzt, und abgesungen würde. Ein schönes Exempel sehe man in den Belustigungen des Verstandes und Witzes im I. Stücke, des I. B.

23. §.

* S. auch der krit. Beyträge 2. B. a. d. 160. S. imgl. des engl. Aufsehers 2. B. a. d. 399. S.

23. §. Hier sieht ein jeder, daß es auch angeht, im Deutschen adonische Verse zu machen, die alle so aussehen und klingen, wie die letzte Zeile in der sapphischen Versart. Sie bestehen nämlich aus einem Daktylus, und einem Spondäus, oder an der Stelle dieses letztern, einem Trochäus, und klingen in scherzhaften Sachen sehr lieblich. Zum Exempel:

Gereimte,	oder ungereimte.
– ∪ ∪ – –	Reizende Musen!
Artige Jugend,	Edle Göttinnen
Liebe die Tugend.	Reizet doch immer
Lachen und Scherzen	Alles auf Erden,
Reize die Herzen	Euch zu verehren.
Nimmer, der Erden	Reizet und locket
Sclaven zu werden;	Junge Gemüther,
Nimmer zum Ziele	Liebliche Künste,
Lockender Spiele;	Singen und Spielen,
Nimmer zum Triebe	Dichten und Reimen,
Schändlicher Liebe.	Fleißig zu lernen,
Wangen und Stirnen	Eifrig zu üben,
Buhlender Dirnen,	Andre zu lehren,
Reizender Schönen	Allen zu preisen;
Gleichen Sirenen,	Und die Verderbniß
Welche beym Singen	Roher Verächter
Menschen verschlingen.	Stolz zu verachten.

24. §. Doch auch dabey bleibt es nicht. Unsere Dichtkunst erstrecket sich auch auf die phaläcische Versart, davon gleichfalls Omeis schon gehandelt hat. Diese hat fünf Füße, davon der erste ein Spondäus, der andere ein Daktylus, die übrigen drey aber Trochäen sind. Sie sieht so aus:

– –	– ∪ ∪	– ∪	– ∪	– ∪
Auf Ger	manien!	soll dein	alter	Schimmer,
Itzt so jämmerlich Dampf und Schatten leiden?				
Soll dein Kaiserthum, deutscher Häuser Zierde,				
Aus Nachläßigkeit dir entrissen werden?				
Und der Nachbarinn, die dich tödtlich hasset,				
Ewigs Eigenthum, stets Vorrecht heißen?				
Aermstes Oesterreich! wie bist du gefallen!				
Hättst du Gallien nicht so viel getrauet!				

Die Verheißungen Ludewigs verſchmähet,
Frankreichs Herrſchbegier allezeit erwogen:
So würd itzo noch deine Wohlfahrt blühen,
Und in Ewigkeit unverletzlich bleiben.

Man nennet ſonſt dieſe Verſe, von der Anzahl der Sylben, auch Hendecaſyllaben; d. i. eilfſylbige Verſe; und ſie hat ihre beſondere Schönheiten, die man leicht inne werden würde, wenn man ſie in Uebung bringen, und nach den beſten Muſtern der Alten einrichten wollte.

25. §. Auf eben dieſe Art würde man noch viele andere Versarten der Alten, z. E. choriambiſche und alkaiſche, nachmachen können: wenn es meine Abſicht wäre, eine deutſche Proſodie zu ſchreiben. Ich habe hier nur mit einigen Exempeln die Möglichkeit zeigen wollen, in unſerer Sprache die beſten Arten des griechiſchen und lateiniſchen Sylbenmaaßes und Wohlklanges zu erreichen; die zwar von unſern Vorfahren ſchon eingeſehen worden, allein faſt wieder ins Vergeſſen gerathen iſt. Iſt man aber in dieſem Jahrhunderte in ſo vielen Stücken von den Vorurtheilen unſerer Vorfahren abgewichen: ſo zweifle ich nicht, daß es auch in dieſem Stücke noch wohl möglich ſeyn werde, unſerer Dichtkunſt eine mehrere Mannigfaltigkeit zu verſchaffen. Und geſetzt, daß alle dieſe Vorſchläge nur wenige Proben hervorbrächten, und gewiſſermaßen kritiſche Speculationen blieben; ſo würden ſie doch allemal dienen können, zu zeigen, daß der wahre Numerus, oder Wohlklang der alten rhythmiſchen Poeſie, nicht ſo gar mit den alten Sprachen verlohren gegangen; als wohl Voſſius und einige andere ausländiſche Kunſtrichter, als Lami, Rollin, Rapin, u. ſ. w. vorgeben: daß er nicht, wenigſtens in unſerer Mutterſprache, noch vorhanden wäre. Ich ſage damit nicht, daß man im Wälſchen, Franzöſiſchen und Spaniſchen, nicht eben das würde thun können. Nein, ich glaube feſt, daß es in allen Sprachen von der Welt angehen muß, wenn nur das Ohr der Dichter zart genug iſt, dieſen Wohlklang wahrzunehmen. Z. E. Boileaus erſte Verſe

aus

aus der VII. Satire, würde ich ſo ſcandiren, wie es die Ausſprache mit ſich bringt:

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –

De tous les animaux qui s'elevent dans l'air,

Und alſo würde er aus drey Jämben und zween Anapäſten beſtehen. Doch was geht mich die franzöſiſche Poeſie an? Sie mag ja durchaus kein Sylbenmaaß haben, und will mit Fleiß in der Barbarey bleiben; und Horaz ſchreibt:

Invitum qui ſervat, idem facit occidenti.

26. Vielleicht denkt jemand, dieſes gienge doch insgeſammt nur auf die Abſchaffung der Reime los: allein das wäre ja ſchon, was die jambiſchen ungereimten Verſe anlanget, vielfältig verſuchet worden; da uns von Bergen, Miltons verlohrnes Paradies in deutſchen ungereimten Verſen geliefert; Veit Ludewig von Seckendorf aber, Lucans pharſaliſchen Krieg auf dieſe Art ins Deutſche überſetzet. Man habe aber auch wohl aus der Erfahrung geſehen, daß dieſe Neuerung weder Beyfall noch Nachfolger gefunden. Ich antworte hierauf: der große Seckendorf iſt zwar ſonſt ein gelehrter Mann; aber in der Poeſie von der Stärke nicht geweſen, daß er dergleichen ungewöhnliche Sachen ins Werk hätte richten können. Wer dieſes thun ſollte, der müßte ein Dichter von der erſten Größe, und in allen andern Stücken unverbeſſerlich ſeyn. Allein dem ungeachtet glaube ich doch, daß er mehr würde ausgerichtet haben, wenn an ſeinen Verſen nichts mehr, als der Reim, gefehlet hätte. Man ſehe aber nur folgende Probe davon an; ſo wird mans gewahr werden. Es mag gleich der Anfang des ganzen Gedichtes dazu dienen, davon wir im vorigen Hauptſtücke den Grundtext geleſen haben:

Den mehr als Bürgerkrieg, im Feld Emathiens
Geführt, beſchreiben wir, wie Unrecht recht bekommen,
Des ſtarken Volkes Hand voll Siegs in ſein Geweide
Verkehrt und aufgeſtellt zwey Blutsverwandte Heere,
Den Bund ums Reich getrennt, mit aller Macht gekämpft,
Der aufgerührten Welt zu gleicher Ungebühr,

Da feindlich wider sich gestoßen Römerfahnen,
Auf Römerfahnen los, auch Adler widerstunden,
Den Adlern gleicher Art, auch Bürgerspieße drehten
Sich wider Bürgerspieß.

27. §. Hier sieht man wohl, daß außer der großen Genauigkeit, womit er sein Original ausgedrücket, auch sonst viel rauhes und hartes mit unterläuft, dadurch der Vers unangenehm geworden wäre; gesetzt, daß er die besten Reime von der Welt gehabt hätte. Wenn also Lucans ungereimte Uebersetzung nicht Beyfall gefunden: so folget es deswegen nicht, daß kein ander Vers ohne Reime beliebt werden könnte. Ich wollte wetten, wenn Günther sich an diese Arbeit einmal gewagt hätte: es würde ihm zehnmal besser gelungen seyn. Ich will eben dieses Stück nach meiner Art, doch gleichfalls ohne Reime übersetzen, und hoffe, daß es weit besser klingen soll:

Ich singe von der Wuth der bürgerlichen Kriege,
Die dort Emathiens berufnes Feld verheert:
Wo Bosheit Recht behielt, und wo ein mächtig Volk,
Mit sieggewohnter Faust, sein eignes Eingeweide
Ganz tobend aufgeritzt; wo zwey verwandte Heere
Des Reiches Bund verletzt, und mit gesammter Macht
Der aufgebrachten Welt gemeine Noth gehäuft:
Wo Rom mit Rom gekämpft, wo gleiche Legionen
Mit Adlern gleicher Art den Adlern widerstanden!
Ihr Bürger! welche Wuth? wie raset euer Schwert,
Da es Lateiner Blut verhaßten Völkern giebt?

Ich habe auch sonst einmal einen Versuch gethan, da ich eine Stelle aus einem griechischen Poeten zu übersetzen hatte, die ich gern aufs genaueste ausdrücken wollte; welches in gereimten Versen nicht so leicht angegangen wäre. Zur Probe will ich nur den Beschluß derselben aus dem I. Theile des Biedermanns auf der 167. S. anführen. Es ist aber das Gebeth des Kleanthes, eines heidnischen Poeten, an den Jupiter:

Du gnadenreicher Zevs, du Herr der finstern Wolken,
Du starker Donnergott, begab uns mit Verstand!

Ver-

Vertilg uns Sterblichen die Thorheit aus dem Herzen,
Und lenke Sinn und Geist, wohin du selber willst.
Vor allem lehr uns doch den weisen Rath ermessen,
Nach welchem dein Befehl die ganze Welt regiert:
Damit wir insgesammt die großen Werke preisen,
Die deine Macht gezeugt, so wie es uns geziemt.
Denn weder Sterblichen, noch den beglückten Göttern
Wird je von deiner Hand was köstlichers geschenkt,
Als wenn sie voller Lust die Regeln loben mögen,
Darnach dieß Weltgebäu in schönster Ordnung geht.

27. §. Doch ich will deswegen nicht behaupten, daß man die Reime ganz und gar aus unserer Poesie abschaffen sollte. Sie erwecken dem Gehöre ja so viel Belustigung, als das Sylbenmaaß und die Harmonie selbst; zumal wenn sie ungezwungener Weise kommen, und gleichsam von sich selber fließen. Sie können auch mit vernünftigen Gedanken und witzigen Einfällen, mit der ordentlichen Wortfügung und Richtigkeit des Sylbenmaaßes gar wohl beysammen stehen, wie unsere Poeten in unzähligen Exempeln sattsam erwiesen haben. Meine Absicht wäre zum höchsten, nur beyderley Arten der Verse bey uns im Schwange zu sehen: wie solches in Italien und England geschieht, wo es einem jeden frey steht, gereimte oder ungereimte Verse zu machen, nachdem es ihm beliebt. Der Nutzen davon würde meines Erachtens vielfältig seyn. Fürs erste würde man sich gewöhnen, mehr auf das innere Wesen und auf die Sachen in Versen zu sehen, als itzo geschieht: da der Klang der Reime, sonderlich in kurzen Versen, das Gehör so einnimmt, daß das elendeste Zeug bey dem größten Theile der Leser Beyfall findet; welches doch ganz kahl und mager aussehen würde, wenn es sich nicht reimete. Dergestalt würden sich die ärgsten Stümper allezeit am eifrigsten nach dem Reime drängen, und sich nie unterstehen, ungereimte Verse zu machen; aus Furcht, daß man ohne diese Schällen ihre schlechten Gedanken gar zu leicht gewahr werden würde.

29. §. Hernach würde man bey uns leichter gute Uebersetzungen der Alten machen können, als bisher geschehen: da

das Joch der Reime, die Schwierigkeiten bey dieſer Arbeit faſt unüberwindlich gemacht hat. Die Engländer können daher alle griechiſche und römiſche Poeten in ihrer Sprache, und zwar wiederum in Verſen leſen: da ſich die Franzoſen mit proſaiſchen Ueberſetzungen behelfen müſſen. Dieſe rauben nun den Originalien die Hälfte ihrer Schönheit, weil die ungebundene Rede niemals ſo viel Feuer, Geiſt und Nachdruck haben kann, als die harmoniſche Schreibart der Poeten. Es iſt aber allerdings nützlich, wenn auch unſtudirte Leute und Frauenzimmer ſich eine Kenntniß der Alten in ihrer Mutterſprache zuwege bringen können. Wie wäre es, z. E. wenn man einmal Homers Ilias in alexandriniſchen reimloſen Verſen folgendergeſtalt ins Deutſche brächte?

Singe mir, Göttinn, ein Lied vom Zorne des Helden Achilles,
Welcher der griechiſchen Macht, ſo verderblich und ſchädlich geworden,
Und ſo viel Helden entleibt ins Reich des Pluto geſtürzet;
Aber ſie ſelbſt, den Hunden und Vögeln zur Speiſe gegeben.
So geſchah Jupiters Rath: ſeit dem Agamemnon, der König,
Sich mit Achillen entzweyt. Ach! was für erzürnete Götter
Haben dieß Paar zum Zorne gereizt, zum Streite getrieben?
Jupiters und Latonens Sohn, der war auf den König
Heftig erzürnt, und hatte die Peſt im Lager erwecket,
Welche die Völker betraf; weil Chryſes beleidiget worden.
Dieſer begab ſich vorhin, zur Flotte der Griechen ans Ufer;
Trug in der Hand die Krone des Phöbus, des trefflichen Schützen,
Nebſt einem Zepter von Gold; und brachte viel theure Geſchenke,
Seine geliebteſte Tochter alſo in Freyheit zu ſetzen.

Söhne des Atreus, ſo ſprach dieſer Greis, und tapfern Achiver,
Wollten Götter, die dort den höchſten Himmel bewohnen,
Daß ihr des Priamus Stadt erobern und bändigen könntet!
Dieß iſt mein Wunſch, dann ziehet beglückt und fröhlich nach Hauſe!
Ehrt nur Jupiters Sohn, den Meiſter im Schießen, Apollo.
Nehmt die Geſchenke von mir, und gebt mir die Tochter zurücke.

Alle faſt ſchwiegen allhier, doch ſelbſt das Schweigen der Griechen
Gab zu verſtehn: Man gebe für Gold, dem bittenden Prieſter
Sein ihm geraubetes Kind. Allein Agamemnon, der König,
Stimmte nicht ein, und wies ihn zurück mit dräuenden Worten:

Mache

Mache dich, Alter, von hier, so sprach er, und meide die Schiffe!
Eile davon, und wage dich nicht noch einmal ans Ufer.
Zepter und Krone des Gottes hilft nichts; du bittest vergebens,
Diese bekömmst du nicht eher zurück, als bis sie das Alter
Ferne von hier, in Argos erreicht; mein Bette besorget,
Und ihr Gewebe bestellt. Du aber entferne dich eilends,
Reize mich ja nicht zum Zorn, und kehre beyzeiten nach Hause.
Chryses erschrack und wich alsobald gehorsam zurücke,
Schwieg zwar bestürzt, und gieng am Ufer des brausenden Meeres;
Dachte doch innerlich viel, und bath mit schweigenden Lippen
Jupiters Sohn, den Latona gebahr, den König Apollo.

Höre mich: seufzte der Greis, o Gott mit dem silbernen Bogen,
Chrysa beschützest du, Cylla dazu, ja Tenedos selber.
Hab ich dir jemals den Tempel geschmückt, und Kränze geflochten,
Hab ich dir Opfer gebracht, die feistesten Rinder und Ziegen
Deinem Altare geweiht: so stille mir dieses Verlangen,
Strafe die Danaer doch mit deinen gewaltigen Pfeilen!

Phöbus erhörte den Wunsch, und kam vom Himmel herunter.
Sein Herz brannte von Zorn, und um die göttliche Schulter
Hingen ihm Bogen und Pfeil. Man hörte den Köcher erklingen,
Wenn sich Apollo bewegt.

30. §. Drittens würden wir auch in Schauspielen bald glücklicher werden, als wir noch zur Zeit sind. Tragödien und Komödien können und sollen von rechtswegen in einer leichten Art von Versen geschrieben seyn; damit sie von der gemeinen Sprache nicht merklich unterschieden, und doch einigermaßen zierlicher, als der tägliche Umgang der Leute, seyn mögen. Wenn nun alle Personen mit gereimten Versen auf die Schaubühne treten, und dieselben herbethen, oder wohl gar hersingen, wie ungeschickte Komödianten thun: wie kann das natürlich herauskommen? Oder wie kann es dem Zuschauer wahrscheinlich seyn, daß er wirklich die Handlungen gewisser Leute mit ansieht, und ihre ernstliche Gespräche höret? Die Reime klingen immer gar zu studirt, und erinnern ihn ohne Unterlaß, daß er nur in der Komödie sey; welches er zuweilen gern vergessen wollte, um ein desto größeres Vergnügen zu genießen. In diesem Stücke haben die heutigen Engländer auch vor den Franzosen den Vorzug:

indem sie nach dem Exempel der Alten, in ihren besten Tragödien fast lauter ungereimte Verse brauchen; da hingegen diese lauter reimende Helden auf die Bühne stellen.

31. §. Doch ich bin den Reimen überhaupt nicht zuwider; und gestehe es gar gern, daß ein wohlgemachter, und noch dazu gereimter Vers destomehr Anmuth habe. Es sind aber sowohl bey uns Deutschen, als bey den Franzosen zweyerley Reime im Schwange, nämlich die einsylbigten männlichen, und die zweysylbigten weiblichen. Diese vermischen wir mit einander auf vielerley Art, wie in den gemeinen poetischen Handbüchern nach der Länge gewiesen wird. Und eine solche Abwechselung erwecket wiederum eine Art der Belustigung für die Ohren. Hergegen die Italiener bedienen sich fast lauter weiblicher Reime, so wie die Engländer lauter männliche haben; die sie gleichwohl mit ihren Nachbarn durcheinander mischen. Bey uns würde das nicht klingen: denn z. E. zwischen zween gereimten weiblichen Versen soll kein dritter stehen, der sich mit ihnen nicht reimet; und mit männlichen ist es eben so. Wenn wir mischen wollen, so muß es dergestalt geschehen, daß zwischen die zusammengehörenden Reime männlicher Art, einer oder zweene von weiblicher Gattung zu stehen kommen. Drey Zeilen darzwischen zu schieben, ist höchstens in Recitativen erlaubt: anderwärts wird es nicht klingen, weil man die Reime sonst gar verlieren würde. Wenn man sie aber nicht mehr hören kann, so ist es eben so viel, als ob sie gar nicht mehr da wären.

32. §. Unsere Alten haben fast lauter männliche Reime gemacht, wie in Hans Sachsen zu sehen ist. Aber in Ottfrieden finde ich doch auch überaus viel weibliche; also sind wohl beyde gleich lange im Besitze ihrer Rechte gewesen. Wir können zwar ganze Gedichte in einer Art von Reimen verfertigen: allein die Wahrheit zu sagen, so sind lauter männliche in unserer Sprache zu hart; und lauter weibliche zu zart. Die Engländer haben eine geschwinde und scharfe Aussprache, daher beißen sie auch den Reimwörtern, die bey uns weiblich

lauten

lauten würden, den Schwanz ab, und machen alſo aus zwey-ſylbigten Reimen lauter einſylbigte. Die Italiener hingegen ſind zur Weichlichkeit gleichſam gebohren, und können alſo die beſtändige Zärtlichkeit weiblicher Reime auch in ganzen Heldengedichten, als z. E. des Taſſo ſeinem, gar wohl leiden. Die erſte Strophe deſſelben ſoll zum Exempel dienen:

Canto l' arme pietoſe e l' Capitano,
Che'l gran ſepolcro libero di Chriſto;
Molto egli oprò col ſenno e con la mano,
Molto ſoffrì nel glorioſo acquiſto:
E in van l' inferno ſ' oppoſe e in vano
S'armo d' Aſia, & di Libia il popol miſto,
Che favorillo il Cielo, & ſotto a i ſanti
Segni, riduſſe i ſuoi compagni erranti.

Es ſcheint, daß ſich die Pohlen nach ihnen hauptſächlich gerichtet haben müſſen: weil die poetiſche Ueberſetzung der Argenis bey ihnen gleichfalls keinen einzigen männlichen Reim hat.

33. §. Gemeiniglich reimen ſich bey uns nur zween und zween Verſe, außer daß in Recitativen und Arien zuweilen drey, in Sonnetten aber vier ähnliche Reime erlaubt ſind. Die Italiener hergegen reimen ſehr oft drey Zeilen auf einander, wie denn Taſſo z. E. ſein ganzes Heldengedicht durch, in jeder Strophe ſolches gethan, wie das Exempel im vorigen §. zeiget. Das machet aber, daß ihre Sprache an Reimen einen Ueberfluß hat, darüber wir uns ſo leicht nicht beſchweren können. Bey uns hat zwar der alte Ueberſetzer des Taſſo ſeinem Originale in den dreyfachen Reimen nachfolgen wollen, aber keinen Anhang dadurch bekommen: vielleicht, weil ſonſt ſein befreytes Jeruſalem nicht Schönheiten genug gehabt, um ſich Beyfall zu erwerben. Z. E. Die erſte obige Strophe klingt auf deutſch ſo:

Von Wehr und Waffen ich und von dem Hauptmann ſing,
Der Chriſti werthes Grab gar ritterlich erſtritte,
Mit Hand und mit Verſtand verrichtet er viel Ding,
In dem berühmten Sieg er mächtig viel erlitte.

Die Höll zu dämpfen ihn umſonſt ſich unterfing,
Die Heldenſchaft auf ihn umſonſt zuſammen ritte,
Dann ſeine Helden er, durchs Himmels Gunſt und Macht,
Bey alle Kreuzpanier zuſammen wieder bracht.

Die Engländer binden ſich zwar an ſo was regelmäßiges nicht: aber ſie verwehren ſich die Freyheit nicht, mitten in einem Gedichte, in langen Verſen, drey Zeilen auf einander zu reimen, ſo oft es ſich thun läßt: ja ſie bemerken auch dieſelben an der Seite allezeit durch ein beſonderes Verbindungszeichen. Z. E. der Beſchluß zu Addiſons Cato hebt dergeſtalt an:

What odd fantaſtick Things we Women do!
Who woud not liſten when young Lovers woo?
What! die a Maid, yet have the Choice of Two!
Ladies are often cruel to their Coſt,
To give you Pain, themſelves they punish moſt.
Vows of Virginity ſhou'd well be weigh'd,
Too oft they're cancell'd, tho in Convents made.
Woud you revenge ſuch raſh Reſolves - - you may
Be ſpightfull - - and believe the thing we ſay;
We hate you, when you're eaſily ſaid Nay.

34. §. Die Franzoſen pflegen, außer in Sonnetten und Ringelgedichten, nicht leicht mehr als zwo Zeilen auf einander zu reimen. In jenen nämlich müſſen die erſten acht Zeilen nur zweyerley Reime haben, ſo daß vier männliche und vier weibliche auf einander paſſen. Im Rondeau aber müſſen anfänglich erſt fünf, und hernach acht Zeilen, die aber durch einander gemiſcht werden, einerley Reim haben. Unſere Proſodiſten haben in allen ihren Anleitungen gewieſen, daß es auch bey uns angehe, dergleichen zu machen: man ſieht aber nicht, daß ſie Liebhaber bey unſern Poeten finden. Es iſt ein entſetzlicher Zwang dabey; denn man muß die Gedanken gar zu ſehr nach dieſem kindiſchen Schällenklange richten; und endlich kömmt doch nur ein Spielwerk heraus, daran ſich nur kleine Geiſter beluſtigen. Dieſe können der Reime niemals ſatt werden, und ich glaube, daß man bloß ihnen zu gefal-

gefallen die ſeltſame Art von Verſen erdacht, die ſich vorn und hinten, ja wohl gar auch in der Mitte reimen, davon man im Creſcimbeni, und in Menantes gal. Poeſie Exempel nachleſen kann. Und wo bleiben noch die Franzoſen, die wohl ganze Gedichte nach einerley, oder doch zweyerley abgewechſelten Reimwörtern machen? Ein verſtändiger Poet ſieht mit dem berühmten Ritter Temple,* dem Herrn Addy, als Ueheber der ſeverambiſchen Hiſtorie, und dem Grafen Schaftesbury ** die Reime als einen Ueberreſt der barbariſchen Longobarden, Gothen und Normänner an; die wir lieber zu vermindern, als zu vermehren Urſache hätten. Er reimet daher in ſeinen Poeſien ſo wenig, als es ſich thun läßt: und gönnet den Pegnitzſchäfern den Vorzug, alle ihre Sylben und Worte zu reimen, dergleichen Exempel oben auf der 223. S. vorgekommen.

35. §. Außer dem Sylbenmaaße und den Reimen, trägt der Abſchnitt in langen fünf- bis ſechsfüßigen Zeilen zum Wohlklange eines Verſes ſehr viel bey. Dieſes iſt gleichſam ein kleiner Ruheplatz, wo man in der Ausſprache ein wenig ſtille halten, und, wenn es nöthig ſeyn ſollte, neuen Athem ſchöpfen kann. Die Alten haben zu dieſem ihrem Abſchnitte in Verſen keine gewiſſe Stelle beſtimmet, indem ſie z. E. in Hexametern, bald in dem andern, bald in dem dritten, bald im vierten Fuße den Abſchnitt machen. Zum Beweiſe ſollen mir folgende Zeilen vom Lucan dienen, die zunächſt auf die oben angezogene Stelle folgen:

Nec coiere pares; | alter vergentibus annis
In ſenium, | longoque togæ tranquillior uſu,
Dedidicit iam pace ducem, | famæque petitor
Multa dare in vulgus, | totus popularibus auris
Impelli, | plauſuque ſui gaudere theatri.

Hier ſieht man wohl, daß in der andern und fünften Zeile der Abſchnitt in der Hälfte des andern Fußes, in der erſten und

* Oeuvres melées de la Poeſie.
** Characteriſtiks of Men, Manners and Times.

und vierten, in der Hälfte des dritten, und in der dritten Zeile in der Hälfte des vierten gemacht worden ſey. Im Virgil und Ovid findet man eben das, obwohl es nicht zu leugnen iſt, daß die mittlere Art viel gemeiner iſt, als die andern. Im Horaz aber, wenn er gleich in Hexametern ſchreibt, wird man dieſes Stück des Wohlklanges ſehr ſelten finden; ſo wenig hat er ſich daran gekehrt, ob ſeine Briefe oder Satyren angenehm ins Ohr fielen. Er ſchrieb nur Sermones; und glaubte, ſie müßten der täglichen Unterredung gleich kommen.

36. §. Wie nun dieſes für den Poeten überaus bequem iſt, und ſelbſt den Verſen eine angenehme Mannigfaltigkeit zuwege bringt: ſo haben ſich auch die Italiener und Engländer an keine andere Regel binden wollen. Aus denen kurz vorhin angeführten Exempeln wird man ſolches zur Gnüge abnehmen können; ja zuweilen wird man gar keinen geſchickten Abſchnitt in einem Verſe finden können. Die Franzoſen hergegen, die Holländer und wir Deutſchen ſind darinn viel genauer gegangen. In den zehn- und eilfſylbigen Verſen hat man nach der vierten Sylbe, und in alexandriniſchen nach der ſechſten, oder vielmehr gerade in der Hälfte, den Abſchnitt zu machen beliebet, und ſich beſtändig daran gebunden. Denn was einige Stümper unter uns anlanget, die in einigen Gedichten ſich einer italieniſchen Freyheit anmaaßen, und ſonderlich in den fünffüßigen Verſen, den Abſchnitt bald nach der vierten, bald nach der ſechſten Sylbe, bald auch wohl gar nicht gemacht haben: ſo überläßt man dieſelbe ihrem Eigenſinne und dem Geſpötte der Schüler, die den Uebelklang ſolcher Zeilen ſogleich wahrnehmen. Es klingt noch einmal ſo gut, wenn man ſelbſt durch die Worte und den Sinn des Dichters, allezeit an einer gewiſſen Stelle, etwas inne zu halten, genöthiget wird; ohne daß der Verſtand zerriſſen werden, oder der Wortfügung zuviel geſchehen darf.

36. §. Es iſt daher ein Uebelſtand, wenn in der erſten Hälfte des Verſes ein Beywort an dem Abſchnitte ſteht; da indeſſen

indeſſen das Nennwort, welches dazu gehört, allererſt in der andern Hälfte folget. Z. E. wenn ich ſchriebe:

Die unvergleichlichen | Poeten unſer Zeiten ꝛc.

Hier trennet der Abſchnitt ein paar Wörter und Begriffe, die zuſammen gehören, welches ſehr unangenehm fällt. Und gleichwohl iſt Beſſern ein ſolcher gedehnter Vers entfahren:

O unerbittliches Verhängniß meiner Jahre!

der gewiß nicht ein Haar beſſer iſt, als der obige. Aus gleicher Urſache hat mir folgender Vers eben dieſes Poeten niemals gefallen wollen:

Die Gott und ihrem Mann | getreueſte Kalliſte ꝛc.

Hier iſt ebenfalls die erſte Hälfte des ſo langgeſtreckten Beywortes zur Kalliſte durch den Abſchnitt getrennet worden; ſo, daß man mit Widerwillen daſelbſt ſtille halten muß, wo man noch nichts rechtes denken kann. Ganz beſondere Regeln kann man indeſſen von allen Fehlern, die hier begangen werden, nicht geben. Ein jeder muß ſich nach ſeinem eigenen Gehöre aus den Schriften der reineſten Poeten, einen guten Geſchmack zuwege bringen, um ſelbſt zu entſcheiden, was wohl oder übel klingt.

38. §. Ich komme auf die Schlußpuncte ganzer Sätze, welche gewiß ſehr viel zum Wohlklange eines Gedichtes beytragen, wenn ſie auf bequeme Stellen fallen. Fürs erſte iſt es wohl gewiß, daß ein ſolcher Stillſtand ſich am beſten an das Ende ganzer Zeilen ſchicket. Z. E.

Mein Morgen iſt vorbey, die Kindheit meiner Tage:
Wie ich den hingebracht, das weis ich ſelber nicht. Kanitz.

Hier ſieht man wohl, daß beyde Zeilen einen völligen Verſtand in ſich ſchließen, und alſo am Ende einen Ruhepunct erfordern. Das klingt nun, ſonderlich in dieſer Art von Verſen, wo männliche und weibliche Reime wechſelsweiſe ſtehen, und die wir Elegien nennen, überaus angenehm: woher es denn kömmt, daß auch die Alten, z. E. Ovidius, Tibullus, Propertius, dieſe Regel aufs genaueſte beobachtet haben. Wenn aber mein Poet fortfährt:

Mein

Mein Mittag iſt vorbey, der ohngefähr die Wage
Des matten Lebens hielt. Herr! geh nicht ins Gericht.

So hört wohl ein jeder, daß dieſes ſchön ſo anmuthig nicht klingt, weil der Stillſtand nicht am Ende der Zeile, ſondern in der Hälfte der folgenden erſt erfolget. Doch da hier mit der vierten Zeile gleichwohl der Verſtand ſich ſchließt, ſo geht dergleichen Kleinigkeit auch in Elegien noch hin. Das aber iſt unerträglich, wenn man aus der vierten Zeile, in dieſer Art verſchränkter Verſe, den Sinn noch bis in die fünfte zieht. Mir fällt kein Exempel davon bey, und ich mag nicht lange mit ſuchen zubringen: darum mag ſich ein jeder ſelbſt dergleichen anmerken, und ſein Gehör zu Rathe ziehen. Ich bin verſichert, daß nichts ſchöner klingt, als wenn in Elegien Zeile für Zeile, oder doch höchſtens zwey und zwey Zeilen einen vollen Verſtand in ſich ſchließen, und entweder einen Punct oder ein Colon am Ende leiden.

39. §. Ganz anders verhält ſichs im Deutſchen mit unſern heroiſchen Verſen, wo man die Reime nicht trennet. Zwar haben wir die Freyheit der Lateiner und Griechen nicht, welche den Punct überall hinbringen konnten. Exempel darf ich von einer ſo klaren Sache nicht anführen, denn man wird ſie auf allen Blättern der Poeten, ſonderlich aber im Horaz antreffen. Daher verwirft man heute zu Tage, was unſere Alten in dieſem Stücke ſich herausgenommen. Z. E. Lohenſtein in der Kleopatra Vtem Aufzuge Iſtem Auftritte, läßt die Königinn ſagen:

Waſcht ſieben Tag euch nicht. Umſchränkt die Todtenkiſte
Mit Eppich. Ziehet Säck, an ſtatt Damaſten an.

Und bald hernach in derſelben Scene ſaget Beliſar:

Serapens Tempel glänzt
Voll Feuer. Das Altar der Iſis iſt bekränzt
Mit Myrten. Und das Volk ꝛc.

Das klingt nun wohl freylich nicht ſchön, und man hat Urſache gehabt, in neuern Gedichten ſich vor ſolchen Freyheiten in acht zu nehmen. Doch haben wir uns auch ſo genau nicht binden

binden wollen, als die Franzoſen; welche niemals anderswo, als am Ende der Zeilen, einen Schlußpunct leiden. Unſere beſten und reinſten Poeten haben ſichs niemals verbothen, den Verſtand in heroiſchen Verſen, bis an den Abſchnitt einer folgenden Zeile, zu ziehen. Ich will nur **Amthorn** und **Günthern** zum Beweiſe anführen, die gewiß in der Reinigkeit ohne Tadel ſind. Der erſte will in der Ueberſetzung aus **Virgils** Aeneis von den Muſen wiſſen:

Warum Junonens Zorn, durch ihres Eifers Macht,
Auch ſelbſt die Frömmigkeit in ſolche Noth gebracht,
In ſo gehäufte Noth? Iſt das auch wohl zu loben,
Daß ſelbſt die Götter ſo, vor Wuth und Rache toben?

Und **Günther**, in dem Lobgedichte auf den König **Auguſt**, ſchreibt von der Geſchwindigkeit im Dichten:

Dieß kann Lucil, ich auch. Allein ich ſeh und weis,
Wie viel Verſtand und Witz, Gedult und Zeit und Fleiß,
Ein tüchtig Werk begehrt, das Kluge lüſtern machen,
Der Lorbern würdig ſeyn, der Neider Stimm verlachen
Und ewig leben ſoll.

Wenn man ſich nun dieſer Freyheit mit Maaßen bedienet, dann kann man es uns für keinen Fehler anrechnen. Wir halten dadurch das Mittel, zwiſchen dem Zwange der Franzoſen, und der gar zu großen Freyheit der Italiener und Engländer: die aber dadurch eine große Anmuth verlieren.

40. §. Was endlich im Deutſchen die Oden anlangt, ſo gehöret fürs erſte dazu, daß ſich mit jeder Strophe der volle Verſtand ſchließe. Die alten Lateiner haben ſich daran auch nicht gebunden. In **Horazens** meiſten Oden hängen etliche Strophen ſo aneinander, daß man an dem Ende der einen, gar nicht ſtille ſtehen kann. Da möchte ich nun gern wiſſen, wie das nach ihrer Muſik im Singen geklungen? Bey uns klingt es nicht, wie wir aus etlichen altfränkiſchen Kirchenliedern ſehen. Allein das iſt noch nicht genug. Wenn die Strophen mehr, als vier Zeilen haben, ſo kömmt auch wohl mehr, als ein Punct in denſelben vor; und da fraget ſichs, ob er überall ſtehen könne? Am Ende jeder Zeile zwar, kann es niemand gewehrt werden, den Verſtand zu ſchließen: allein

außer

außer dem giebt es in jeder Art der Abwechselung von Zeilen gewisse Stellen, wo die Puncte vornehmlich hingehören, und wer sie daselbst nicht machet, der sündiget wider den Wohlklang. Doch das gehöret eigentlich ins Hauptstücke der Oden.

41. §. Dieß ist nun das allgemeine, so ich vom Wohlklange der poetischen Schreibart überhaupt habe sagen können. Besondere Anmerkungen muß sich ein jeder selbst machen; oder von geschickten Lehrern der Dichtkunst mündlich machen lassen. Die gemeinen Regeln von der Prosodie und den Reimen habe ich hier nicht abhandeln wollen. Sie stehen in so viel hundert Handbüchern, und ich setze zum voraus, daß man sich dieselben bekannt gemacht hat, ehe man mein Buch lesen will. Man kann sie itzo auch ausführlich in meiner deutschen Sprachkunst IV. Theile nachlesen. Ich habe nur den Grund von demjenigen anzeigen müssen, was andere weitläuftiger vorgeschrieben haben. Und also schließe ich mit diesem Hauptstücke den ersten Theil meiner Dichtkunst, darinn ich nach einer historischen Einleitung im I. Hauptstücke, den Poeten selbst im II. und III. Hauptstücke beschrieben; im IV. das Wesen der Poesie, d. i. die Nachahmung, und sonderlich die Fabel erkläret, und im V. und VI. ihre vornehmsten Eigenschaften gewiesen. In allen folgenden Hauptstücken habe ich die Mittel, wodurch die poetische Nachahmung geschieht, nebst ihrem rechten Gebrauche und Mißbrauche angezeiget: d. i. Ich habe die poetische Schreibart, nach ihren Fehlern und Schönheiten entdecket. Das waren nun allgemeine Lehren: im folgenden Theile wollen wir die besondern Gattungen der bey uns üblichen Gedichte vor die Hand nehmen. Im ersten Abschnitte werde ich diejenigen poetischen Werke durchgehen, die schon von den Alten erfunden, und zur Vollkommenheit gebracht worden. Im zweyten Abschnitte aber will ich die neuern Erfindungen der Dichter vor die Hand nehmen, und ihre Regeln fest setzen.

Ver-

Versuch
einer
Kritischen Dichtkunst.
Zweyter
Besonderer Theil.

Des II Theiles

I. Abſchnitt.

Von den Gedichten, die von den Alten erfunden worden.

Das I. Hauptſtück.

Von Oden, oder Liedern.

1. §.

Wir folgen der Ordnung der Natur. Oben iſt erwieſen worden, daß die Muſik zur Erfindung der Poeſie den erſten Anlaß gegeben. Die erſten Dichter, **Eumolpus**, **Muſäus**, **Orpheus**, **Arion**, **Amphion** und **Linus**, haben lauter muſikaliſche Verſe gemacht, und dieſelben den Leuten vorgeſungen. Die Alten haben ihre Geſetze geſungen, und **Ariſtoteles** meynet gar, daß dieſelben darum *νομοι* genennet worden: weil die Strophen der Lieder ſo hießen, darinn ſie vor Alters abgeſungen worden. Die Geſchichte und Thaten der Helden wurden auch ſchon vor Erfindung der Schriften in Liedern aufbehalten. Alles, was vor dem **Kadmus** von Milet und dem **Pherecydes** von Scyros in Griechenland gemacht worden, das waren Lieder, und Geſänge. Auch in der **Odyſſee** finden wir,

daß **Phemius** den Liebhabern der Penelope ein Lied von der schweren Rückfahrt der Helden vor Troja singet. **Agamemnon** hat seiner Gemahlinn einen Sänger zu Hause gelassen, sie in seiner Abwesenheit zu belustigen und zu erbauen. **Menelas** giebt im IV. B. ein Fest, wobey man singet und tanzet. Im VIII. B. singt **Demodokus** bey den Phäaciern, von der Liebe des Mars und der Venus. Im XII. singen die Sirenen. Im XXI. sang **Phemius**, von den Liebhabern der Penelope gezwungen, abermal. Anderer Tisch- und Trinklieder zu geschweigen, davon de la Nauze in den Memoires de l' Acad. des belles Lettres. T. XIII. p. 501. u. f. nachzusehen ist. Die Lieder sind also die älteste Gattung der Gedichte, und wir können mit gutem Grunde von denselben den Anfang machen.

2. §. Weil ein Lied muß gesungen werden können, so gehört eine Melodie dazu: und weil der Text und die Musik sich zu einander schicken sollen, so muß sich eins nach dem andern richten. Es versteht sich aber leicht, daß sich zuweilen die Poesie nach der Singweise; zuweilen aber die Singweise nach der Poesie bequemen wird, nachdem entweder jenes, oder dieses am ersten fertig gewesen ist. Zwar die alten Poeten, weil sie zugleich auch Sänger waren, und weder in einem, noch in dem andern Stücke, gar zu viel Regeln wußten, mögen wohl zuweilen aus dem Stegreife ganz neue Lieder gesungen haben; davon vorher weder die Melodie, noch der Text bekannt gewesen. Sie nahmen es weder in der Länge der Zeilen, noch in dem Sylbenmaaße so genau; und konnten auch leicht so viel Töne dazu finden, daß es einem Gesange ähnlich ward. Ich habe selbst einen alten Singmeister, der ein Sänger und Poet zugleich seyn wollte, in großen Gesellschaften, zur Lust, auf jeden insbesondere, ein ganz neues Lied singen hören. Er dichtete und componirte also aus dem Stegreife; wie man theils aus den Knittelversen, theils aus der Melodie leicht hören konnte. So kann und muß man sich denn auch die ältesten Poeten einbilden. Ihre Texte waren so ungebunden, als ihre Melodien; und wenn

wir

wir in Kirchen den Lobgesang Mariä, die Litaney, oder das Lied Simeons singen; so können wir uns leicht vorstellen, wie solches mag geklungen haben.

3. §. Doch von diesen ersten Liedern ist hier nicht mehr die Frage. Man hat sie allmählich regelmäßiger zu machen angefangen, und theils die Texte, theils die Melodien gebessert. Man erfand gewisse Gesangweisen, die sehr schön ins Gehör fielen, und bemühte sich, dieselben nicht wieder zu vergessen. Der Text ward darnach eingerichtet; und das war ein Lied von einer Strophe. Wollte der Poet noch mehr Einfälle und Gedanken ausdrücken, so hub er seine Melodie von vorne wieder an: und weil seine Verse sich auch darnach richten mußten, so entstund abermal eine Strophe, die der ersten ungefähr ähnlich war. Und damit fuhr man so lange fort, bis das Lied lang genug schien, oder bis der Dichter nichts mehr zu sagen hatte. Anakreon scheint indessen von Strophen oder abgetheilten Versen seiner Oden nichts gewußt zu haben. Alle seine Liederchen gehen in einem fort, bis sie zum Ende sind, und man könnte sie also nach unsrer Art eher Arien, als Oden nennen: es wäre denn, daß er bey jeder dritten, vierten oder fünften Zeile die alte Melodie wiederholet hätte; wozu es aber wenig Anscheinung hat. Z. E. die IV. Anakreontische Ode auf sich selbst, habe ich in eben so viel Zeilen und Sylben so übersetzet:

Auf den jungen Myrtenzweigen,
Auf den zarten Lotosblättern,
Will ich liegen und eins trinken.
Amor soll mit nackter Schulter,
Und halb aufgeschlagnem Kleide,
Mich aufs artigste bedienen.
Denn kein flüchtig Rad am Wagen
Läuft so schnell, als unser Leben:
Und da bleibt von unsern Beinen
Nur ein wenig Staub im Grabe.
Drum was hilfts, den Grabstein salben,
Und den schnöden Wust der Grüfte?
Salbt mich selber, weil ich lebe,
Krönet mich mit frischen Rosen;

Ruft mir her die ſchönſte Freundinn!
Amor! eh ich von hier ſcheide,
Und dort bey den Todten tanze,
Will ich Gram und Leid verbannen.

4. §. Die älteſten Melodien werden meines Erachtens nur auf eine Zeile zugelanget haben, und in der andern hat man ſie ſchon wiederholen müſſen. Hernach hat man ſie etwa auf zween Verſe verlängert: und dabey werden ſonderlich unſere Vorfahren, die eine gereimte Poeſie liebten, geblieben ſeyn; weil wir ſonſt keine Spuren von abgetheilten Strophen bey ihnen finden. Zwo Zeilen machten alſo einen Vers, den ſie ein **Lied**, d. i. ein Glied nannten, darauf ſie eine Melodie hatten; alsdann huben ſie dieſelbe von neuem wieder an. Die Griechen, ob ſie gleich anfänglich auch nicht künſtlicher geweſen, wurden doch allmählich beſſere Sänger und Spielleute; und erfanden alſo beſſere Melodien, die ſich auf vier, fünf, ſechs, auch nach Gelegenheit, auf mehr Zeilen erſtreckten: wie man aus ihren Poeten ſieht. Dadurch werden nun auch die poetiſchen Strophen länger, die ſie denn unter ſich einander gleich machten; weil man am Ende der einen, die Melodie wieder vom Anfange anheben mußte. Das Wort στροφη zeigt ſolches zur Gnüge, weil es von στρεφειν, oder vom Umkehren, ſeinen Urſprung hat, und alſo eine **Wiederkehr** bedeutet. Wenn man es alſo lateiniſch einen Vers heißt, ſo iſt es eben ſo viel; weil verſus von vertere hergeleitet wird. Ich weis wohl, daß man andere Erklärungen von dieſem lateiniſchen Worte giebt: Z. E. Weil man oft was ändern, verkehren oder verſetzen müßte, wenn man Verſe macht: oder weil man den Griffel, womit die Alten ſchrieben, oft umkehren müſſen, um in den Wachstafeln, darauf man ſchrieb, etwas auszulöſchen: Sæpe ſtilum vertas &c. Allein das ſind Wortſpiele. Beſſer iſt es noch, wenn man ſagt, das Umkehren im Schreiben am Ende einer Zeile, habe dieſen lateiniſchen Namen zuwege gebracht: denn wir finden bey den Alten, daß ſie auch die Zeilen proſaiſcher Schriften, Verſe genennet haben.

Das

Das läuft aber mit dem obigen auf eins hinaus. Die homeriſchen Zeilen ſind Verſe, in dieſem Verſtande; und ſind es auch nach meinem Sinne: weil man alle Zeilen nach einer und derſelben Melodie geſungen, und alſo dieſelbe Geſangweiſe immer von neuem wieder angefangen hat.

5. §. Die Strophen einer Ode, oder wie unſere Alten, nach Art der Griechen ſagten, die Geſetze derſelben, müſſen alſo auch, bey unſerer heutigen künſtlichen Muſik, eine gewiſſe Länge und Anzahl der Zeilen beybehalten; wenn ſie ſich auf eine gewiſſe Melodie ſollen ſingen laſſen. So habens die Griechen, Alcäus und Sappho, und die Römer, Catull und Horaz, gemacht: und ſo machens auch heute zu Tage alle Nationen. Nur die pindariſchen Oden machen hier eine Ausnahme. Die beyden erſten Verſe derſelben στροφη und αντιστροφη, die wir den Satz und Gegenſatz nennen, ſind zwar einander vollkommen ähnlich, aber die dritte ſchickt ſich nicht mehr dazu. Folglich ſchließe ich daraus, daß man ſie nach zweyerley Melodien geſungen habe, eine zu anfangs zweymal, die andere zum Beſchluſſe nur einmal; welches gewiß ſo übel nicht klingen kann. Exempel ſolcher Oden kann man in Opitzen und andern alten Dichtern finden. Seit einiger Zeit ſind ſie ganz aus der Uebung gekommen, weil ſie außer der Muſik keinen Nutzen haben. Ich will aber ein Muſter aus dem Pindar ſelbſt in gleichviel Zeilen überſetzen. Es ſey die XII. Olympiſche; weil ſie kurz iſt. Wer von der Vortrefflichkeit dieſes Dichters überzeuget werden will, der leſe nach, was im II. B. der Memoires, oder ausführlichen Schriften der pariſ. Akad. der ſchön. Wiſſenſ. der Abt Fraguier davon geſchrieben hat:

Auf den Himeriner Ergoteles, der im Wettlaufe geſieget hatte.

Satz.

O Tochter Jupiters! der ſtets die Freyheit ſchützt,
Dich bitt ich für Himerens Heil!
O Glück! Erhalterinn der Staaten,
Du leitſt die Schiffahrt auf den Meeren,

Auf Erden aber Krieg und Streit,
Und Rath und Anſchlag aller Fürſten.
Nach deinem Wink ſteigt auch das Hoffen
Der Sterblichen bald hoch empor;
Bald ſinkt es irrend tief herab.

Gegenſatz.

Kein Sterblicher hat noch bisher,
Vom künftigen Geſchick, das ihn betreffen ſoll,
Ein feſt Verſichrungspfand erhalten.
Der Zukunft Ahndung iſt geblendet;
Viel pflegt uns Menſchen unverhofft,
Ja wider unſern Wunſch, zu treffen.
Und viele labt auch, nach den Stürmen
Des allerherbſten Ungemachs,
In kurzer Zeit ein großes Glück.

Nachſatz.

Philanors Sohn! der du zu Hauſe,
Gleichwie ein tapfrer Hahn, gekriegt:
Die Hurtigkeit von deinen Schenkeln
Wär ohne Ruhm, noch unbekannt:
Wenn nicht der Aufruhr wilder Bürger,
Dich, Knoſien, der Vaterſtadt entriſſen.
Nun krönet dich Olympia,
Wie Delphis ſchon zweymal, und auch der Iſthmus that.
Nun kann Ergoteles auf ſeiner ſchönen Flur,
Der Nymphen warme Bäder preſſen.

6. §. Wenn die Oden nicht eben zum Singen gemacht werden, oder auch von zweenen Chören gegen einander, als ein Geſpräch geſungen werden ſollen, dergleichen in Herrn Gräfens Sammlungen etliche anzutreffen ſind: ſo kann man auch Strophen von zweyerley Art mit einander abwechſeln, ſie nach zwo verſchiedenen Melodien in die Muſik ſetzen, und von zweenen Chören Muſikanten wechſelsweiſe abſingen laſſen. Amthor hat auf der 187. und 188. Seite ſeiner Gedichte ein ſolches Exempel gegeben, und man ſingt auch an gewiſſen Orten das Lied: Nun laßt uns den Leib begraben; auf die Art, daß, nach Endigung einer jeden Strophe, ein Sänger, im Namen des Seligverſtorbenen, einen Vers von dem Liede: Gehabt euch wohl, ihr meine Freund;

dar-

darzwischen singt. Wie nun dieses sehr angenehm klingt, also wundert michs, daß man nicht mehr solche Wechselodeu, wie man sie nennen könnte, so wohl in geistlichen, als in weltlichen Stücken eingeführet hat. Zum wenigsten habe ich meine lange Jubelode, die auf der 293. S. des I. B. meiner Gedichte steht, in zweyerley Arten der Strophen verfertiget: und wenn selbige also gesungen werden sollte; so müßten zwo Melodien auf die zwo ersten Strophen gesetzt werden. Dieses ist auch bey solchen langen Liedern um desto rathsamer, weil durch die Abwechselungen zweer Melodien eine größere Mannigfaltigkeit in den Gesang gebracht, und der Ekel also vermieden werden kann, der aus der gar zu oftmaligen Wiederholung einer und derselben Weise, leicht entstehen könnte.

7. §. Die Alten pflegten bey dem Ende jeder Strophe den völligen Verstand nicht allemal zu schließen, wie man aus Horazens Oden sehen kann. Bey uns aber hat mans mit gutem Grunde eingeführet: und es klingt gewiß noch einmal so gut, als wenn man das Ende eines angefangenen Satzes erst in der folgenden Strophe suchen müßte. Ja man bemühet sich, auch den Schluß jedes Verses allezeit nachdrücklich und sinnreich zu machen. Nicht eben, als wenn allemal eine epigrammatische Spitzfündigkeit darinn stecken müßte: sondern darum, daß die letzte Zeit nicht kalt und matt abfalle, und also das vorhergehende Feuer gleichsam dämpfe. Eben deswegen klingt es am Schlusse der Strophen sehr selten gut, wenn die letzte Zeile für sich einen Satz macht, der mit der vorhergehenden, wenigen, oder gar keinen Zusammenhang hat. Es ist allezeit besser, wenn die letzten zwo oder drey Zeilen hübsch in einem hinter einander fortrollen, daß man im Lesen nicht eher stille halten, oder aufhören kann, als am Ende der ganzen Strophe. Z. E. wenn Kanitz in der Ode auf seine Doris singet:

Soll ich meine Doris missen?
Hat sie mir der Tod entrissen?
Oder bringt die Phantasey
Mir vielleicht ein Schrecken bey?

Lebt ſie? Nein, ſie iſt verſchwunden!
Meine Doris deckt ein Grab.
Reiß, Verhängniß! meinen Stunden
Ungeſäumt den Faden ab.

So ſieht man wohl, daß der Schluß deswegen ſo ſchön klappt, weil die zwo letzen Zeilen in einem Stücke fortlaufen. Doch muß man hiervon eine Ausnahme machen: denn zuweilen erlaubet ein heftiger Affect auch einen kurzen und abgebrochenen Spruch am Ende. Als z. E.

Ein Jüngling, deſſen hoher Geiſt
Aus Augen, Mund und Weſen lachte,
Der oft das Alter ſtutzig machte,
Das ſonſt der Jugend Lehrer heißt;
Der unſrer Welt zu Nutz gebohren,
Der Seinen Zier und Freude war,
Betritt die ſchwarze Todtenbaar:
Gewiß, das heißt zu viel verlohren! Amthor.

8. §. Was ſonſt die andern Schlußpuncte in der Mitte einer Strophe anlangt, ſo muß man darinn einen beſondern Wohlklang beobachten. In den beyden angeführten Exempeln achtzelligter Strophen mußte nothwendig an der vierten Zeile ein Punct ſtehen: und es würde ſehr übel geklungen haben, wenn man den Sinn bis auf die fünfte Zeile gezogen hätte. Wäre aber die Verſchränkung der Reime dergeſtalt geweſen, als in folgender Strophe von ſechs Zeilen:

Auf! ihr klugen Pierinnen,
Laſſet uns ein Lied beginnen,
Einem Helden, der euch liebt;
Der bey ſeinen ſchönen Flüſſen,
Welche ſich hierum ergießen,
Uns auch eine Stelle giebt. Opitz.

So hätte nach der dritten Zeile der Verſtand vollkommen ſeyn müſſen: und ſo auch in andern Arten allezeit anders. Wie nun die Abtheilung in einer Strophe geweſen, ſo muß ſie in allen andern ſeyn: damit ſich die Geſangweiſe der erſten auch darauf ſchicke; und mit einer Hälfte der Melodie, auch der ganze, oder halbe Verſtand ſchließe. Dieſe Regel iſt

von

von unsern ältesten Poeten nicht durchgehends beobachtet worden. Opitz, Flemming, Dach, Gryph u. a. m. schließen den Verstand in den Strophen ihrer Oden zwar oftmals recht; aber auch vielmals unrecht. Neukirch hat dieses fast zuerst wahrgenommen, und in diesem Stücke einen bessern Wohlklang eingeführt; welchem denn Günther glücklich gefolget ist. Man sehe in den Hoffmannsw. Gedichten die Exempel des ersten nach, und nehme auch von Neuern die Oden der hiesigen D. Ges. dazu.

9. §. Die Zeilen in den Oden dörfen nicht alle von einer Länge seyn. Man kann allerley Vermischungen von drey, vier, fünf, ja sechsfüßigen Versen in der ersten Strophe machen; und darf nur das Gehör zu Rathe ziehen, ob sie wohl klingen. Daraus entstehen nun unzählige Gattungen der Oden, die doch dem Sylbenmaaße nach, nur entweder jambisch oder trochäisch sind. Z. E. Opitz hat folgende Art:

Ihr schwarzen Augen ihr, und du, o schwarzes Haar
Der frischen Flavien, die vor mein Herze war,
Auf die ich pflag zu richten,
Mehr als ein Weiser soll,
Mein Schreiben, Thun und Dichten,
Gehabt euch ewig wohl!

Doch ich müßte etliche Schocke hersetzen, wenn ich nur die besten wählen wollte. In Weidners Uebersetzung von Horazens Oden, kann man unzählige Gattungen finden, und sich die besten davon wählen. Ja auch im hübnerischen Handbuche, kann man sich zur Noth eine Menge möglicher Veränderungen von trochäischen und jambischen Versen bekannt machen. In meinen Gedichten wird man gleichfalls an den größern Heldenoden, und auf die beyden Jubelfeste, eben dergleichen Arten antreffen. Doch könnten auch nach dem Muster der Griechen und Lateiner, sapphische, phalä-cische, alkaische und chorijambische Oden, gemacht und gesungen werden; wie ich in dem letzten Hauptstücke des I. Theils dieser Dichtkunst gewiesen habe. Und so viel vom äußerlichen.

10. §.

10. §. Die Materien, die in Oden vorkommen können, sind fast unzählig: obgleich im Anfange die Lieder nur zum Ausdrucke der Affecten gebraucht worden sind. Dieser ersten Erfindung zufolge, würde man also nur traurige, lustige und verliebte Lieder machen müssen; oder höchstens Lobgesänge auf Götter und Helden machen dörfen. Aber nach der Zeit hat man sich daran nicht gebunden; sondern kein Bedenken getragen, alle mögliche Arten von Gedanken in Oden zu setzen. Es ist also lächerlich, wenn einige halbigte Kunstrichter Wunder was für Dinge von einer jeden Ode fodern; das weder ein **Alcäus**, noch eine **Sappho**; ja bisweilen **Pindar** nicht einmal beobachtet hat. Zwar **Horazens** Regel nach, würden nur wenige Classen darinnen vorkommen, so verschieden sie an sich selbst schon sind:

Musa dedit fidibus Divos, puerosque deorum,
Et pugilem victorem, et equum certamine primum,
Et juvenum curas, et libera vina referre.

Aber seine eigenen Exempel zeigen, daß er es bey Göttern und Helden, ja Kämpfern, Wein und Liebe nicht hat bewenden lassen; indem er wohl so gar Briefe in Form der Oden geschrieben, ja Satiren, Gespräche und Lehrgedichte darinn abgefasset, Fabeln erzählet, sich selbst in einen Schwan verwandelt, und unzählige andere Erfindungen darinnen angebracht hat. Bey unsern alten Poeten wird man alle diese Arten auch antreffen, wie die Exempel in ihren Schriften sattsam zeigen werden. Indessen wenn man die Natur der Sachen ansieht, so ist es wohl am besten, wenn man sich von der ersten Erfindung so wenig entfernet, als möglich ist; und das Lob der Helden und Sieger, den Wein und die Liebe mehrentheils darinn herrschen läßt. Doch begreift ein jeder, daß man das Lob, sowohl bey freudigen als traurigen Begebenheiten; und die Liebe, sowohl bey eigener als fremder Leidenschaft, d. i. bey Hochzeiten besingen könne.

11. §. Daraus ist nun leicht abzunehmen, in was für einer Schreibart die Ode abgefaßt werden müsse. Nach

ihren

ihren verschiedenen Gattungen muß sich dieselbe auch ändern. Die Lobоden müssen in der pathetischen und feurigen, die lehrreichen in der scharfsinnigen, die satirischen in der stachlichten oder beißenden, die lustigen und traurigen, theils in der natürlichen, theils beweglichen Schreibart gemacht werden. Die Ursache sieht man leicht. In der ersten Art beherrscht die Bewunderung und Erstäunung den Poeten, die ihm alle Vorwürfe vergrößert, lauter neue Bilder, Gedanken und Ausdrückungen zeuget; lauter edle Gleichnisse, reiche Beschreibungen, lebhafte Entzückungen wirket; kurz, alle Schönheiten zusammen häufet, die eine erhitzte Einbildungskraft hervorbringen kann. Und dieses ist denn die so genannte Begeisterung, das berühmte Göttliche, so in den Oden stecken soll, weswegen Pindar so bewundert worden. Um nun von diesem so beruffenen pindarischen Wesen, unsern Deutschen einen Begriff zu machen, will ich noch eine, obgleich prosaische Uebersetzung, aus dem Pindar hersetzen; und also vielen falschen Begriffen vorbeugen, die sich einige davon machen. Es ist die IV. olympische, die er auf den Psaumis, den Kamariner, gemacht, als er den Sieg im Wettlaufe mit den Wagen davon getragen hatte. Sie lautet so:

Satz.

Höchster Gott! der du vom obersten Himmel her, deine Donner gleich unermüdeten Rossen in den Lüften fliegen lässest; die Stunden, diese dir unterthänigen Göttinnen, deren Pflicht es ist, die Jahreszeiten nach und nach herbeyzuführen, und die heute die prächtigen pisanischen Schauspiele erneuert haben, die dir geweihet sind, schicken mich, mit der Leyer in der Hand, zu dir, großer Jupiter, daß ich mit Liedern, die sich in ihre Töne mischen, die Pracht dieser Spiele, und den Ruhm eines Freundes besingen soll, der im Wettlaufe mit den Rossen den Preis davon getragen hat. Es ist billig, und die Tugend selbst heischt es von uns, bey dem Glücke unsrer Freunde, unser Vergnügen zu bezeugen. Nimm also, du Sohn Saturns, der du auf dem Aetna, dem Schauplatze deiner Siege über den Stolz des hundertköpfigten Typhons triumphirest, den du mit deinem Blitze zerschmettert hast, und der unter der Last dieses berühmten Berges seufzet: nimm diesen Gesang, der dir zum

Dank-

Dankopfer gebracht wird, gnädig an, indem er den Verdiensten einen ewigen Glanz ertheilen soll.

Gegensatz.

Er kömmt schon, auf dem sieghaften Wagen! Psaumis kömmt, den du selbst begnadiget hast. Dieser mit pisanischen Oelzweigen bekrönte Ueberwinder, eilet schon durch seine Gegenwart, seinem Vaterlande einen neuen Glanz zu verschaffen. Großer Gott! sey allen seinen übrigen Wünschen eben so geneigt: denn ich lobe ihn mit Rechte; da er zwar mit allen Tugenden gezieret, doch sonderlich durch die edle Neigung berühmt ist, muthige Hengste zu erziehen, zu erhalten und abzurichten; da er freygebig und gastfrey im höchsten Grade ist, und eine aufrichtige Liebe zur Stille und Ruhe seines Vaterlandes besitzt; die ihm von den reinen und weisen Gebothen einer glücklichen Auferziehung eingeflößet worden. Ich sage nichts, als was wahr und bekannt ist. Weg, aus den Lobsprüchen des Psaumis, mit allem, was der Lügen gleicht! Nur durch gewisse und wiederhohlte Thaten, nur durch die Proben selbst, muß man von den Sterblichen urtheilen.

Schlußsatz.

Die Proben verwandelten vormals die Verachtung und die Spottreden der Weiber zu Lemnos, über die weißen Haare des Kymenus, in lauter Verwunderung. Als Sieger auf der Rennbahn, wo man in voller Rüstung läuft, sprach er zur Hypsipyle, indem er sich näherte, die Krone von ihrer Hand zu nehmen: du siehst wohl, wie stark ich im Laufen bin; die Kraft meines Arms und meine Herzhaftigkeit gleichen der Behendigkeit meiner Schenkel. Urtheile nicht mehr nach der Farbe weißer Haare, die oft den jüngsten und stärksten vor der Zeit wachsen.

12. §. Hier sieht man nun die pindarische Art zu denken, die von den Alten für so unnachahmlich gehalten worden. Sie beschäfftiget sich freylich mit lauter erhabenen Sachen, mit dem Jupiter und seinem Feste; mit dem Siege, den er über die Riesen erfochten; mit der Strafe Typhons, unter dem Berge Aetna; mit der Geschicklichkeit des Siegers, in Erziehung und Abrichtung der Pferde; mit den übrigen Tugenden desselben, die der Poet billiger Weise höher schätzet, als den Sieg selbst; den er mehr für eine Gabe Gottes, als für ein Werk des Siegers ausgiebt. Man sieht hier ferner die

die Ehrlichkeit des Dichters, da er nichts loben will, als was die Wahrheit bezeuget, und was durch Proben erweislich iſt. Dieſes erläutert er zum Beſchluſſe mit einem Beyſpiele aus den Geſchichten. Nun bleibt er zwar die Anwendung ſchuldig: allein, vielleicht iſt dieſelbe damals leichter zu machen geweſen, als wir denken; und es kann wohl ſeyn, daß auch dieſer Ueberwinder vor ſeinem Siege, nicht für voll angeſehen worden. Hat der Poet nun dieſes auf eine klügliche Art zu verſtehen gegeben, ohne es ausdrücklich zu ſagen: ſo ſieht man auch ſeine Geſchicklichkeit im Loben, die allen Lobdichtern anzupreiſen iſt. Ueberhaupt könnte man aus dieſem Muſter viele Regeln der Lobgedichte herleiten. Ich will nur der folgenden erwähnen. I. Lobe an deinem Helden keine Dinge, dafür er ſelbſt nichts kann: zum Exempel, ſein Geſchlecht, ſein Vaterland, ſeine Leibesgeſtalt, ſeine Jugend ꝛc. von allen dieſen Stücken ſagt Pindarus nichts. II. Schäme dich nicht, das Gute, das deinem Helden wiederfährt, Gott ſelber zuzuſchreiben: dieſes thut Pindarus; ohngeachtet ſein Sieger auch viel Theil an dem erkämpften Preiſe hatte. III. Lobe an deinen Helden das, was ganz auf ſie ankömmt, nämlich die Tugenden, die ein Werk des menſchlichen Willens ſind. IV. Halte dich bey keiner Beſchreibung von Kleinigkeiten auf; z. E. von Pferden, von Wagen, und andern ſolchen Lapalien, darauf kleine Geiſter ſo leicht verfallen, die aber Pindar gar übergeht. V. Male deinen Helden nicht als eine Geburt deiner Einbildungskraft; ſondern lobe nur das an ihm, deſſen Wahrheit, durch augenſcheinliche Proben bewieſen werden kann ꝛc. Wer ſo lobt, den will ich einen pindariſchen Dichter nennen. S. die oberwähnte Abhandlung des Abts Fraguier nach.

13. §. Nun weis ich zwar, daß man zu den pindariſchen Oden, eine ſehr kühne und erhabene Schreibart zu rechnen pflegt; die einige nicht beſſer zu erreichen wiſſen, als wenn ſie recht dunkel, abgebrochen, und verſtümmelt deutſch ſchreiben. Allein, was die kühnen Bilder und Redensarten anbetrifft, ſo werden wir dieſelben in vielen Oden unſrer deutſchen Poeten

ten ziemlich pindariſch antreffen, und wer es noch höher darinn treiben wollte, der würde gewiß zu weit gehen. Was aber das Verſtümmeln der Sprache betrifft, ſo iſt es leicht zu begreifen: daß Pindarus durch grammatiſche Schnitzer nicht zum Gegenſtande der Bewunderung geworden, ſondern durch edle Gedanken; die aber auch bey der Richtigkeit der Sprachregeln beſtehen können. Haben wir nun noch keinen ganzen Pindar in Deutſchland gehabt, ſo kann doch ſo gar viel eben nicht gefehlet haben. Wenigſtens haben Flemming, Gryph und Amthor kein übles Geſchick dazu gehabt. Unſer Günther hätte wohl in dieſer Art von Oden ein Meiſterſtück auf den Prinzen Eugen gemacht: wenn er ſich nur nicht ſo tief herunter gelaſſen hätte, als er vorhin hoch geſtiegen war; da er auch Nachbars Hanns in einer Dorfſchenke, zum Gegenſtande ſeiner Gedanken genommen. Im Franzöſiſchen iſt Rouſſeau glücklich darinn, wie auch aus der Ode auf die Weltbezwinger, die Amthor überſetzt hat, ſchon zu ſehen iſt. Des la Grange drey philippiſche Oden, auf den verſtorbenen Regenten in Frankreich, ſind zwar in einem ganz widrigen Affecte geſchrieben; aber eben ſo feurig, und ſo zu reden raſend, als eine von den obigen. Und das iſt kein Wunder. Er hat es vermuthlich in ſeinem Schimpfen und Schelten ernſthafter gemeynet, als andere, die im Loben aus dem Schmäucheln ein Handwerk machen. In geiſtlichen Oden iſt Simon Dach dieſer Schreibart ſehr mächtig geweſen, und inſonderheit iſt das Lied: Ich bin ja, Herr, in deiner Macht; für ein vollkommnes Meiſterſtück anzuſehen. Auch Andreas Gryphius, hat in ſeiner langen Ode auf den Kirchhof, mehr als eine Probe der pathetiſchen Schreibart gegeben, die ſehr zu loben iſt. Zur Probe will ich ein paar Strophen herſetzen:

Wie wird mir? Wackelt nicht der Grund,
Auf dem ich ſteh? rauſcht ihr, o Linden?
Wie reißt die Erd auf ihren Schlund,
Und läßt die Wurzel ſich entbinden?

Ihr

Hör ich das Rasseln dürrer Bein?
Hör ich ein heischer menschlich Brausen?
Hör ich der Suden holes Sausen?
Wälzt ihr euch ab, ihr schweren Stein? ꝛc.
Hilf Gott! die Särger springen auf!
Ich schau die Körper sich bewegen.
Der längst erblaßten Völker Hauf
Beginnt der Glieder Rest zu regen.
Ich finde plötzlich mich umringt
Mit durch den Tod entwehrten Heeren!
O Schauspiel! das mir heiße Zähren
Aus den erstarrten Augen dringt!

14. §. Die lustigen Lieder, die beym Trunke oder sonst zum Scherze statt finden, müssen so wohl als die traurigen, zärtlichen und beweglichen, in der natürlichen Schreibart gemacht werden, die nicht mehr so edel, feurig und verwegen klingt; sondern mit wenigern Zierrathen zufrieden ist. Doch kömmt es auch hier auf den Dichter an, ob er gleichsam in einem halben Rausche, kühne Gedanken und Ausdrücke wagen will, wie Pietsch in einem Trinklede gethan hat, welches im VII. B. der Beyträge steht. Zum Exempel der lustigen kann Günthers Tabakslied dienen, nebst verschiedenen, die in Flemmings und Opitzens Gedichten vorkommen. Z. E. im ersten Buche der poet. W. des letztern, steht eine an Nüßlern, und da kömmt folgende Strophe vor:

Hola! gebt mir ein Glas Wein,
Wasser hab ich nicht vonnöthen:
Nun es gilt dir, Bruder mein!
Auf Gesundheit des Poeten,
Welcher künftig mich und dich
Weit soll lassen hinter sich!

In dieser Schreibart läßt sich auch bey Hochzeiten und andern fröhlichen Veranlassungen, bequem ein Gedicht verfertigen. Von zärtlichen oder traurigen Liedern habe ich schon oben Rantzens Klagode gelobt, und itzo will ich noch Bessers Ode auf denselben Todesfall, und als er vierzig Jahre alt war, hinzusetzen. In geistlichen Gesängen müssen die Bußlieder und andere, wo ein trauriges Wesen herrschet, so abgefasset werden,

wie Dach, Rist, Gerhard und Frank; von neuern aber Neumann und Schmolk uns die Muster gewiesen haben.

15. §. Endlich die sinnreiche Schreibart kann in moralischen Oden statt finden, ja auch in allen andern Oden, wo wir anfangen, ernsthafte Betrachtungen anzustellen. Günthers Ode auf Graf Sporken, imgleichen Andr. Gryphii über den Gottesacker, und viele in Amthors Gedichten sind hierinn unvergleichlich. In Kanitzens geistlichen Gedichten sind auch einige treffliche Muster davon. In dem Liede: Herr, ich denk an jene Zeit, hat Mylius ein Meisterstück einer sinnreichen Betrachtung der Sterblichkeit gewiesen; dergleichen auch Simon Dach vom Tode und von der Ewigkeit sehr viele verfertiget hat. Will man mehr neue und wohlgerathene geistliche Lieder beysammen finden; so nehme man M. Gottschalds Universalgesangbuch zur Hand. Verlangt man aber von weltlichen moralischen, lustigen und galanten Oden, zu erlaubter Ergetzung, etwas beysammen zu haben: so schaffe man sich diejenige Sammlung an, die Herr Gräf neulich in großem Formate, mit neugesetzten sehr schönen Melodien, in drey bis vier Theilen in Halle, ans Licht gestellet hat.

16. §. Aus allen den angeführten Oden aber wird man wahrnehmen, daß darinn durchgehends eine größere Lebhaftigkeit und Munterkeit, als in andern Gedichten, herrschet. Dieses unterscheidet denn die Ode von der gemeinen Schreibart. Sie machet nicht viel Umschweife mit Verbindungswörtern oder andern weitläuftigen Formeln. Sie fängt jede Strophe, so zu reden mit einem Sprunge an. Sie wagt neue Ausdrückungen und Redensarten; sie versetzt in ihrer Hitze zuweilen die Ordnung der Wörter: kurz, alles schmeckt nach einer Begeisterung der Musen. Wer ausführlichere Regeln, und gute Exempel davon sehen will, der darf nur die Oden der deutschen Gesellschaft nachschlagen, wo er von allen Gattungen einige antreffen wird. Nur ist noch zu merken, daß man in Oden keine gar zu genaue Ordnung der Zeiten und Oerter beobachten müsse. Dieses sieht einer Geschichte zu ähnlich, und macht eine Ode zu matt. Auch hüte man

sich

ſich darinnen vor gar zu trocknen Vernunftſchlüſſen, die einem Weltweiſen beſſer anſtehen, als einem Dichter; der gleichſam Orakelſprüche vorbringt, die er nicht beweiſen darf, weil ſie aus einer höhern Eingebung kommen. Daher kleiden alle die Bindewörter, denn, weil, darum, daher, hernach, u. d. gl. eine Ode ſehr ſchlecht; und man pflegt zu ſagen, daß eine ſchöne Unordnung in der Ode die Probe der höchſten Kunſt ſey. Boileau ſchreibt:

Chez elle un beau Desordre eſt un Effet de l'Art.

17. §. Anſtatt der Exempel, rathe ich itzo die Meiſterſtücke unſrer alten Dichter, Opitzens, Flemmings, Dachs, Tſchernings, Neukirchs, Günthers und Pietſchens zu leſen. Ich halte dieſelben nicht nur alleſammt für ſtärker in dem edlen Feuer, das zu einer Ode gehöret, als alles, was wir heute zu Tage ſchreiben; ſondern hoffe auch, daß ich durch die geſunde Hitze dieſer Muſter, unſren angehenden Dichtern auf die rechte Spur helfen, und ſie von dem finſtern Geſchmacke gewiſſer heutigen Verführer abziehen werde, die alles, was nicht von Sprachſchnitzern wimmelt, für Wiegenlieder ausgeben wollen. Nun geſtehe ichs zwar, daß in der Reinigkeit der Verſe, unſre Alten nicht ganz unverbeſſerlich ſind. Allein wer die Regeln unſrer heutigen Proſodie, und die reine Wortfügung der beſten Dichter kennet, der wird ſich ſchon in acht zu nehmen wiſſen, daß er mit dem Guten der Alten, nicht auch das Tadelhafte nachahme. Zum Beſchluſſe will ich noch erinnern, daß derjenige, der Oden zum Singen verfertigen will, folgende Regel beobachten muß, um dem Componiſten die Arbeit nicht zu verderben, und zu machen, daß alle Strophen ſich gleich gut ſingen laſſen. Diejenigen Oden klingen noch einmal ſo ſchön, die am Ende mit einem männlichen Reime ſchließen, als die andern, die ſich weiblich endigen. Und, da ich es auch an denen, die ich in der gräfiſchen Sammlung finde, bemerke, daß diejenigen ſich in der Muſik viel beſſer hören laſſen, die mit einer langen Sylbe ſchließen: ſo rathe ich es allen denen an, welche Oden zum Singen machen, keinen weiblichen Reim ans Ende zu bringen.

Des I. Abſchnitts II. Hauptſtück.

Von äſopiſchen und ſybaritiſchen Fabeln, imgleichen von Erzählungen.

1. §.

Der Ordnung des Alterthumes zu folgen, muß ich wohl von dieſer Art der Dichtkunſt, unmittelbar nach den Liedern handeln. Was eine Fabel überhaupt ſey, habe ich oben im I. Theile, im 3ten Hauptſtücke ausführlich erkläret. Sie iſt eine erdichtete Begebenheit, welche erfunden worden, eine gewiſſe Sittenlehre darunter zu verbergen, oder vielmehr durch ſie deſto ſinnlicher zu machen. Wir haben auch ſchon gewieſen, daß ſie zweyerley ſey; nachdem man entweder Pflanzen und Thiere, oder vernünftige Weſen darinn redend oder handelnd einführet. Hier aber muß ich noch die dritte Art hinzuſetzen, darinnen man allegoriſche Perſonen dichtet, oder ſolchen Dingen ein Weſen und Leben giebt, die entweder ganz leblos ſind, oder doch nur den Gedanken der Menſchen ihr Daſeyn zu danken haben: wie ſichs hernach deutlicher zeigen wird. Dieſe Gattung nebſt der erſten von Thieren, kann man eigentliche Fabeln oder Mährlein nennen; diejenigen aber, worinn lauter vernünftige Weſen, denkend, redend, und wirkend aufgeführet werden, pflegt man auch wohl Erzählungen zu heißen. Sie ändern aber darum ihre Natur nicht, und bleiben allemal erdichtete Begebenheiten, die ihre Sittenlehre bey ſich führen. Menget man aber Thiere und Menſchen, oder lebloſe und allegoriſche Perſonen, mit Geiſtern oder wirklich denkenden Weſen zuſammen: ſo entſtehen daraus vermiſchte Fabeln.

2. §. Daß indeſſen die Fabeln noch älter, als die übrigen Arten der Gedichte, ſonderlich das Heldengedicht ſeyn, iſt leicht zu erweiſen. Ohne Zweifel iſt das Buch der Richter, wenn

wenn es gleich erſt um Samuels Zeiten geſchrieben wäre, älter als Homer: und in demſelben finden wir ſchon Jothams Fabel von den Bäumen, die ſich einen König gewählet. Jotham alſo, war unſtreitig lange vorm Samuel ein Fabeldichter: und da ſein Gedicht dergeſtalt das älteſte dieſer Art iſt, das wir kennen: ſo iſt es wohl werth, daß wir es hier einrücken. Es ſteht im 9ten Capitel des bemeldten Buches, und lautet ſo:

Die Bäume giengen hin, daß ſie einen König über ſich ſalbeten, und ſprachen zum Oelbaume: Sey du unſer König. Aber der Oelbaum antwortete: Soll ich meine Fettigkeit laſſen, die beyde Götter und Menſchen an mir preiſen, und hingehen, daß ich über den Bäumen ſchwebe? Da ſprachen die Bäume zum Feigenbaume: Komm du, und ſey unſer König! Aber der Feigenbaum ſprach zu ihnen: Soll ich meine Süßigkeit und meine gute Frucht laſſen, und hingehen, daß ich über den Bäumen ſchwebe? Da ſprachen die Bäume zum Weinſtocke: Komm du, und ſey unſer König! Aber der Weinſtock ſprach zu ihnen: Soll ich meinen Moſt laſſen, der Götter und Menſchen frölich machet, und hingehen, daß ich über den Bäumen ſchwebe? Da ſprachen alle Bäume zum Dornbuſche: Komm du, und ſey unſer König! Und der Dornbuſch ſprach zu den Bäumen: Iſts wahr, daß ihr mich zum Könige ſalbet über euch? ſo kommet, und verſammlet euch unter meinen Schatten. Wo nicht, ſo gehe Feuer aus dem Dornbuſche, und verzehre die Cedern auf dem Libanon.

So lautet die Fabel ſelbſt; ihre Deutung aber mag man, nach den damaligen Umſtänden, in der angezogenen Stelle nachſehen. Sie iſt ganz ſittlich, und giebt den Sichemitern einen deutlichen Unterricht: daß ſie ſich unter Gideons Söhnen gerade den ärgſten ausgeſuchet, der theils ſeine ältern und beſſeren Brüder erwürget hätte; theils ſie ſelbſt zu Grunde richten würde.

3. §. Die Fabel, ſo nächſt dieſer die älteſte iſt, ſteht im II. Buche Samuels im 12ten Cap. und Nathan erzählete ſie dem Könige David. War die obige aus dem Reiche der Bäume genommen: ſo iſt dieſe von der zweyten Gattung, und hat lauter menſchliche Perſonen; weil nämlich die Schafe, ſo darinn vorkommen, nichts reden, oder handeln.

Von eben der Art iſt die dritte, des klugen Weibes zu Thekoa, die im 14ten Cap. deſſelben Buches ſteht: und dieſe wollen einige Neuere lieber Erzählungen (Contes) nennen; weil es nämlich mehr Anſchein hat, daß ſie wohl geſchehen ſeyn könnten. So liefert uns denn die Schrift ſelbſt ältere Muſter von äſopiſchen Fabeln und Erzählungen, als die äſopiſchen ſind: geſetzt, daß Aeſopus, wie einige Gelehrte meynen, mit dem Aſſaph in Davids Hofcapelle einerley geweſen wäre. Allein der ganze Orient iſt in den älteſten Zeiten wegen ſeiner Neigung zu den Fabeln und Allegorien berühmt geweſen. Kam nicht die Königinn von Saba, den König Salomon mit ihren Räthſeln zu verſuchen? Erzählet uns nicht Joſephus, auf desjenigen Dius Bericht, der die phöniziſche Geſchichte geſchrieben, und auf des epheſiniſchen Menanders Zeugniß, der die Jahrbücher der Tyrier überſetzet hatte: daß Salomon und Hiram einander Räthſel aufgegeben, und große Summen darauf geſetzet, wer ſie nicht würde auflöſen können? Selbſt die Brachmanen, die Gymnoſophiſten, ja die Chineſer haben in den älteſten Zeiten die Art an ſich gehabt, alles in Allegorien und Erzählungen vorzutragen, was ſie als gute Lehren fortpflanzen wollen. Die älteſten Römer müſſen dieſe Art zu moraliſiren auch geliebet haben, wie wir aus der Fabel des Menenius Agrippa, von dem Streite der Glieder am menſchlichen Leibe ſehen, womit er den aufgebrachten Pöbel beſänftigte, und wieder in die Stadt brachte.

4. §. Doch wir müſſen näher auf die rechten Fabelſchreiber kommen. Unter den Perſern iſt Lockmann berühmt geworden, ja ſein Ruhm iſt bis nach Indien, Aegypten und Nubien gedrungen. Die heutigen Türken kennen ihn, und ſetzen ihn in Davids Zeiten: worinn ſie ſich aber, wenn er wirklich Aeſopus geweſen ſeyn ſollte, etwan um drey bis 400 Jahre irren. Man hat dieſe Fabeln auch in heutigen abendländiſchen Sprachen. Strabo erzählet, die Lehrer unter den Perſern pflegten ihren Schülern die Sittenlehre in Erdichtungen vorzutragen. Cyrus, der Stifter ihrer Monarchie,

narchie, erzählet beym Herodot den Geſandten der Jonier und Aeolier eine Fabel. Indeſſen iſt ſehr zu vermuthen, daß dieſer Lockmann eben der phrygiſche Aeſopus ſey, den faſt jedes Volk ſich hat zueignen wollen. Die Araber geben vor, er ſey von hebräiſchem Geſchlechte geweſen; die Perſer halten ihn für einen Aethiopier, welches denn die Etymologie des Namens Aeſopus (Aethiops) zu beſtätigen ſcheint. Sein Leben, welches Mircond beſchrieben hat, kömmt ſehr mit des Planudes Leben Aeſops überein. Jenem, dem Lockmann, geben Engel die Weisheit; im Philoſtratus muß Mercur dem Aeſop die Fabel eingeben. Kurz, die orientaliſchen Völker ſagen, die Griechen hätten ihnen den Lockmann geſtohlen, um ihren Aeſop daraus zu bilden. Adam Olearius hat jenes Fabeln verdeutſchet, und am Ende des perſiſchen Roſenthals angehänget: Erpenius aber hat ſie aus dem Arabiſchen ins Lateiniſche gebracht.

5. §. Von der Indianer Weisheit hat uns Sendebar, oder Sandhaber, denn man findet ihn verſchiedentlich geſchrieben, ein Buch hinterlaſſen, davon ich einen alten Druck in lateiniſcher Sprache beſitze. Der Titel heißt: Directorium humanæ vitæ, alias parabolæ antiquorum Sapientum: dieſer iſt ſonder Ort und Namen des Druckers, ohne Zahlen der Blätter und Seiten, mit alten Holzſchnitten in Fol. gedruckt. In der Vorrede ſteht, daß es eigentlich Belile ve Dimne * heiße, aus dem Indianiſchen ins Perſiſche, ſodann ins Arabiſche, hernach ins Hebräiſche, und endlich ins Lateiniſche überſetzet worden. Dieſer letztere Ueberſetzer Johannes de Capua, richtet ſeine Zueignungsſchrift an den Cardinal Matthäus, in einem ſehr barbariſchen Lateine: ſo, wie es um die Erfindung der Buchdruckerkunſt üblich war. Der Inhalt aber beſteht in XVIII. Capiteln, aus lauter Fabeln, die der König Anaſtres Caſri, durch ſeinen Leibarzt Berozias, aus Indien bekommen, als er ihn hingeſchicket hatte, auf den Bergen Kräuter zu ſammlen, womit

* In Stollens Hiſt. der Gel. ſteht Kelilah wa dimnah. Welches iſt recht?

man Todte auferwecken könnte. Als dieser sie nun gesammlet und zubereitet hatte, die Todten aber doch nicht auferwecken konnte; erfuhr er von den indianischen Weisen: daß man durch die Berge die weisen Männer, durch die Kräuter aber die Weisheit, wie durch die Todten die Thoren, verstehen müßte; und bekam von ihnen das Buch der Weisheit, welches er ins Persische übersetzte, und seinem Könige brachte. Diesem nun gefiel es überaus, daher er es gemein zu machen befahl. Starke hat es von neuem lateinisch übersetzet; der weise Herzog zu Würtemberg Eberhard aber, soll es ins Deutsche gebracht haben. Eine sehr alte deutsche Dollmetschung in Fol. habe ich zu Wien in einer Privatbibliothek gesehen; die aber ungemein selten gefunden wird.

6. §. Die Fabeln des Pilpay sind mit den vorigen fast einerley, nur die Ordnung und Einrichtung ist etwas anders. Hier ist 1. des Königs Dabschelin und Pilpays Historie nebst fünf Fabeln. Hernach kömmt das Werk selbst in 4 Capiteln. Das erste zeigt durch sechs und zwanzig Fabeln, wie man sich vor Schmäuchlern und Verläumdern zu hüten habe. Im II. sieht man in zehn Fabeln, was es mit boshaften Staatsbedienten endlich für ein Ende nehme. Das III. lehret in 8 Fabeln, wie man sich gute Freunde erwerben könne, und was ihr Umgang nütze. Endlich zeiget das IV. durch zwölf Fabeln, daß man seinen Feinden nie trauen dörfe. Ob wir eine deutsche Uebersetzung davon haben, weis ich nicht. An französischen fehlt es nicht. La Motte hat in der Vorrede zu seinen Fabeln nicht gar zu vortheilhaft davon geurtheilet; aber ihm vielleicht unrecht gethan. Bey den Alten muß man nicht alles so genau nehmen; gesetzt, daß die Allegorie nicht jederzeit ganz richtig wäre. Pilpay soll ein Bramin, oder Brachman gewesen seyn, der unter dem Könige Dabschelin, das Ruder der Staatsgeschäffte in Händen gehabt. Dieser hätte nun alle seine Weisheit in dieß Buch geschlossen, und die Könige von Indien hätten es als einen Schatz aller Einsicht und Gelehrsamkeit aufbehalten; bis der persische König Anuservan

davon

davon gehöret (so nennet ihn Huetius, in seinem Tr. vom Ursprunge der Romane), der es durch seinen Leibarzt übersetzen lassen. Der Kalife Abusafar Almansor hätte es ins Arabische bringen lassen, daraus es abermal ins Persische übersetzet worden. Wenn indessen dieser Anuservan der König Chosroes ist, der um Kaiser Justinians Zeiten gelebet hat: so ist diese Sammlung von Fabeln bey weitem so alt nicht, daß sie dem Aesopus vorgezogen zu werden verdiente.

7. §. Was nun diesen letztern Fabeldichter betrifft, so hat zwar Planudes ein sehr umständliches und wunderbares Leben von ihm geliefert, das beynahe so heraus kömmt, als das homerische, welches dem Herodot zugeschrieben wird: allein es scheint, daß er es für billig gehalten, dem Urheber der Fabeln einen mit Fabeln reichlich ausgeputzten Lebenslauf zu geben. Viele haben daher gezweifelt, ob jemals ein Aesopus in der Welt gewesen, und dafür gehalten: Planudes selbst, oder sonst jemand habe allerley im Schwange gehende Mährlein gesammlet, und sie alle dem Aesopus zugeeignet; etwa wie wir die Psalmen verschiedener Urheber alle dem David zuschreiben. Allein dieses heißt wohl zu weit gegangen. Das ganze Alterthum giebt ihn für einen Phrygier aus; setzt die Zeit, da er gelebet, um Solons und des lydischen Königes Krösus Zeiten fest; läßt ihn den Chilo, einen der sieben Weisen, sprechen; ja zum Periander nach Korinth kommen, und zu Delphis sterben, wohin ihn Krösus geschicket haben soll. Meziriac hat sein Leben weit besser beschrieben, und Bayle, nebst dem Diogenes Laertius können auch von ihm nachgesehen werden. Sokrates übersetzte schon im Gefängnisse, eine Fabel von ihm in Verse. Phädrus um Augusts Zeiten, brachte sie ins Latein, und Plutarch gedenket seiner rühmlich. Unsre Alten haben ihn auch schon gekannt und geliebet, ja häufig nachgeahmet: und selbst Luther hat ihn zum Theile verdeutschet, ja mit einer Vorrede herausgegeben. Kurz nach seinem Tode 1548. gab Burcard Waldis, sie

mit einem Zuſatze 100 neuer Fabeln in Verſen heraus. Bald darauf lieferte uns Daniel Holzmann, ſonſt Xylander, des Biſchofs Cyrillus 95 Fabeln, die er unter dem Titel Spiegel der natürlichen Weisheit, 1574. in Augſpurg herausgab. Auch Eyering hat noch 1601. in ſeinen deutſchen Sprüchwörtern, die er in Verſen erkläret, eine Menge davon einfließen laſſen. Und wer will alle die neuen Ueberſetzungen zählen, die wir davon bekommen haben?

8. §. Indeſſen habe Aeſopus ſo viele davon gemachet, als er will: ſo hat er doch die Ehre, daß ſie von ihm die äſopiſchen Fabeln heißen, und daß ſie ſich allezeit in ihrer Hochachtung erhalten haben. Und ob er ſie gleich nur in ungebundener Schreibart geſchrieben, ſo haben doch alle ſeine Nachfolger ſich um die Wette beſtrebet, ſie theils in Verſe zu bringen, theils darinnen nachzuahmen. Unter die berühmteſten derſelben ſind unter den Engländern Roger l'Eſtrange, unter den Franzoſen, la Fontaine, und la Motte; unter den Deutſchen aber Stoppe, Herr Hofr. Triller, Herr von Hagedorn, und Herr Prof. Gellert, zu zählen. Einige von dieſen haben fremde Fabeln und Erfindungen auf eine neue Art in Verſe gebracht; andre aber haben eigene und neue erdichtet; andre aber auch Erzählungen mit eingemiſchet. Ich könnte von unſern Landsleuten noch viel mehrere nennen, die ſich in dieſem Felde geübet; wenn ſie nicht entweder gar zu ſchlüpfrige Züge hätten mit einfließen laſſen, die, wider den Endzweck der guten Fabel, mehr zu Verderbung, als Beſſerung der Sitten dienen, und alſo Fabulæ peccare docentes heißen möchten; oder doch ſonſt viel zu ſchlecht wären, an jene Meiſter zu langen. Doch verdient der ſo betitelte deutſche Aeſop, der in dem 1740 Jahre zu Königsberg herausgekommen, nicht ganz vergeſſen zu werden; weil viel ſchöne Stücke darinnen ſind. Von alten deutſchen Fabeln, die lange vor der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, theils aus dem Aeſop überſetzet, theils neu geſchrieben worden, hat uns Scherz, in Straßburg eine

Samm-

Sammlung 1704. in 4. ans Licht zu ſtellen angefangen *; aber bey der 5iſten aufgehöret: da doch ihrer viel mehrere waren. Ich beſitze etliche alte Handſchriften von denſelben; und werde ſowohl davon, als vielen andern geſchriebenen Ueberbleibſeln unſrer Alten, in meiner Hiſtorie der deutſchen Sprache, Dichtkunſt und Beredſamkeit, zu ſeiner Zeit, mehr Nachricht geben.

9. §. So ernſthaft nun die äſopiſchen Fabeln ihrer Abſicht und Einrichtung nach ſind: ſo poſſenhaft und üppig ſind hingegen die ſybaritiſchen geweſen, von welchen ich noch etwas ſagen muß. Sybaris war eine Stadt, im untern Theile von Italien, oder der ſogenannten Græcia magna. Hieher waren, wie Herodot berichtet, die weichlichen und wollüſtigen Sitten der Jonier und Aſiater ſchon vorher gedrungen, ehe noch das eigentliche Griechenland damit angeſtecket worden. Die Zärtlichkeit in der Lebensart, die Leckerhaftigkeit in Speiſe und Trank, und die Ueppigkeit ſelbſt hatten bey dieſem Volke dergeſtalt überhand genommen, daß auch die Fabeln ihrer witzigen Köpfe davon angeſtecket wurden. Sie vergaßen alſo den moraliſchen Zweck ihrer erſten Erfinder und Meiſter, und verwandelten ſie in ein Poſſenwerk. Die Sybariten wollten nur lachen; daher gefiel ihnen nichts, als was luſtig war: wie Fontenelle dieſes in ſeinen Geſprächen der Todten, wo Milo und Smindiride, die Sybariterinn, mit einander ſprechen, gar fein abgeſchildert hat. Daher bemüheten ſich auch ihre Dichter nur ſpaßhafte Fabeln zu machen. Heſychius giebt in einer ſehr verderbten Stelle zu verſtehen, daß Aeſopus nach Italien gekommen; und als ſeine Fabeln daſelbſt viel Beyfall gefunden, hätte man ihnen einen andern Schwung gegeben, und ſie ſybaritiſche genennet. Worinn aber die Veränderung beſtanden, ſagt er nicht. Suidas glaubt, ſie hätten den äſopiſchen ähnlich geſehen: aber er irret ohne Zweifel. Der alte

* Der Titel heißt: Philoſophiæ moralis Germanorum medii ævi Specimen primum, ex Manuſcripto nunc primum in lucem publicam productum. Argentor. 1704. in 4.

alte Scholiaſt des Ariſtophanes ſaget: Die Sybariten hätten ſich der Thiere in ihren Fabeln bedienet; ſo wie Aeſopus, der Menſchen. Allein die Stelle iſt ohne Zweifel verderbet; denn wer weis nicht, daß Aeſopus ſich der Thiere bedienet hat? Eben das beſtärket Ariſtophanes im folgenden; da er den Philokleon eine äſopiſche, und eine ſybaritiſche Fabel erzählen läßt, wo denn in der erſten Thiere, in der andern aber Menſchen vorkommen.

10. §. Aelian ſoll uns alſo durch eine Probe lehren, wie ſie ausgeſehen haben: „Ein Kind zu Sybaris, heißt es, „gieng mit ſeinem Hofmeiſter über die Straße; und da es „einen Menſchen ſah, der gedörrte Feigen verkaufte, ſtahl „es ihm eine weg. Der Hofmeiſter gab ihm einen derben „Verweis darüber, nahm ihm die Feige weg, und aß ſie „ſelbſt.“ Dieſe Fabel nun beſteht aus menſchlichen Perſonen, und hält noch eine Lehre in ſich, ſo ſpaßhaft ſie auch iſt; und wenn ſie alle ſo geweſen wären, ſo hätte man nicht viel dagegen zu ſagen. Allein ſie wurden allmählich ſo geil, daß ſelbſt Ovidius eine von der Art unter die allerüppigſten Stücke rechnet, die er geſehen. Viele Gelehrte glauben, er habe von dem Werke eines gewiſſen Sybariten Hemitheon geredet, deſſen auch Lucian, als eines rechten Zotenkrämers gedenket. Allein dieſes Buch war kurz vorm Ovidius gemachet, und Sybaris war ſchon von den Crotoniaten fünfhundert Jahre vorher zerſtöret worden. Hemitheon hätte auch eher ein Thurier, als ein Sybarit heißen ſollen; weil er aus Thurium war, welches die Athenienſer nahe an der Stelle gebauet hatten, wo Sybaris geſtanden hatte; wenn er nicht ſolche ſybaritiſche Zoten geſchrieben hätte. Oder vielleicht iſt auch dieß ovidiſche Zotenwerk noch ſonſt von einem Römer, nach ſybaritiſcher Art geſchrieben geweſen; wie nachmals unter den Kaiſern mehrere dergleichen Ueberſchrift geführet. Die Römer nämlich hatten ſchon zu Ovids Zeit ihre Sitten ſehr zu verderben angefangen, und fielen unter den folgenden Kaiſern immer tiefer in die Schwelgerey und Ueppigkeit. Sonſt findet man

noch,

noch, daß dieſe Fabeln ſehr lakoniſch, das iſt, in ſehr kurz gefaßter Schreibart abgefaſſet geweſen.

11. §. Soll ich nun mein Urtheil davon ſagen: ſo iſt es eben nicht ſehr zu bedauren, daß dieſe ſybaritiſchen Fabeln ſo gar verlohren gegangen: wofern nicht irgend die berühmte Matrone von Epheſus, die uns Petron aufbehalten hat, zu dieſer Zahl zu rechnen iſt. Denn ungeachtet die menſchlichen Perſonen, die darinnen vorkommen, nicht ſchlechterdings zu tadeln ſind; ja lange vor den Sybariten, vom Nathan, dem klugen Weibe von Thekoa, u. a. m. gebrauchet worden: ſo iſt doch das poſſenhafte und geile Weſen derſelben auf keine Weiſe zu billigen. Die Dichtkunſt iſt um edlerer Abſichten halber erfunden worden, als bloß die Menſchen üppiger und wollüſtiger zu machen: und auch ohne Zuthun der Poeten können ſich die Sitten der Völker nur gar zu ſehr verderben. Weit gefehlt alſo, daß man hier eine Anleitung finden ſollte, wie ſie zu verfertigen wären; ſo will ichs vielmehr allen angehenden Dichtern ernſtlich widerrathen, ihre Muſe niemals ſo tief zu erniedrigen, daß ſie eine Dienſtmagd der Geilheit, oder eine Kupplerinn abgeben ſollte. Einen bloßen Poſſenreißer zu ſpielen, iſt ebenfalls kein rühmliches Handwerk, und kann den ſogenannten Pritſchmeiſtern überlaſſen werden, die längſt unter uns ehrlos geworden. Wie ſehr wäre es zu wünſchen, daß auch Fontaine in ſeinen Erzählungen, die größtentheils ſybaritiſch genug klingen, und andre witzige Köpfe unter uns, ihre Federn nicht ſo erniedriget hätten, der Unfläterey Vorſchub zu thun! Ich nenne keinen, meyne aber alle, die ſich mehr oder weniger mit den Laſtern ſo gemein gemachet; daß ſie ſich hier getroffen finden. Es iſt gewiß ein elender Ruhm, den man ſich durch Zoten erwirbt, und, wie Rachel ſagt:

Durch ſolche Bubenpoſſen,
Die auch kein Hurenwirth ſollt hören unverdroſſen.

12. §. Nun muß ich überhaupt die Regeln ſolcher äſopiſchen Fabeln geben, ſo wie ſie von den beſten Meiſtern in dieſer

dieser Art beobachtet worden. Daher werde ich zuerst sagen: Man setze sich einen untadelichen moralischen Satz vor, den man durch die Fabel erläutern, oder auf eine sinnliche Art begreiflich machen will. So sind die ältesten und besten Fabeln, Jothams, Nathans, Aesops, Lockmanns, Pilpays u. a. m. Die Poesie nämlich ist in diesen ältesten Zeiten die Philosophie des menschlichen Geschlechtes gewesen. Man suchte den gemeinen Mann zu unterrichten, und ihm die sittlichen Wahrheiten, unter angenehmen Bildern beyzubringen. Die Fabeln schickten sich nun sonderlich dazu, um die an sich bittern Lehren, gleichsam zu verzuckern. Sie führen auch eine solche Ueberzeugungskraft bey sich, daß man schwerlich an demjenigen zweifeln kann, was einem ein solcher Wolf, oder Fuchs, ein Lamm, oder Hund nicht so wohl prediget, oder einschärfet, als vielmehr in seinem eigenen Beyspiele als wahr oder gerecht, als klüglich oder thöricht angefangen darstellet. Bey dieser so reinen als löblichen Absicht der weisen Alten, muß man die Fabeln zu erhalten suchen. Alle Völker haben ihre Mährlein gehabt, wodurch Mütter und Wärterinnen ihren Kindern zuerst die Tugend einzuflößen gesuchet. Rollenhagen gedenket in der Vorrede zu seinem Froschmäuseler, des altdeutschen Mährleins vom frommen Aschenpössel und seinen spöttischen Brüdern; vom albernen und faulen Heinzen, vom eisernen Heinrich, von der alten Neidhartinn u. d. m. die nur immer mündlich fortgepflanzet worden, und nun bereits vergessen zu seyn scheinen. Wie übel also diejenigen thun, die auf gut sybaritisch, Fabeln zu Ausbreitung der Ueppigkeit und Geilheit misbrauchen, und ihren Lesern nichts als Wein, Wollust und Ehebruch predigen, kann ein jeder, der es mit dem menschlichen Geschlechte gut meynet, zur Gnüge ermessen: da auch Heyden, ja unter ihnen der sonst so unzüchtige Ovid, in seinen Verwandlungsfabeln, die Tugend allezeit geschonet, und von den Lastern mit Abscheu geredet haben.

13. §.

13. §. Die II. Regel ſey: man kleide die erwählte Sittenlehre in eine ſolche Begebenheit von Pflanzen, Bäumen oder Thieren ein, daß ihre Wahrheit aus dem Erfolge der Begebenheiten ſelbſt erhellet. Man beobachte aber in der Wahl derſelben die Natur und Eigenſchaft eines jeden ſolchen Weſens; daß keines etwas rede und thue, das ſeiner bekannten Art zuwider läuft. Hieraus nämlich wird die Wahrſcheinlichkeit entſpringen, ohne welche einer Fabel das hauptſächlichſte fehlet. Ein Thier alſo, das räuberiſch iſt, muß als gottlos und ungerecht, ein faules faul, ein frommes fromm, ein geduldiges und ſchläfriges ebenfalls nach ſeiner gewohnten Art reden und handeln. So kann man auch von den Pflanzen z. E. eine hohe Tanne, oder Eiche, als ſtolz über ihren Vorzug vor geringern Bäumen; eine bunte Tulpe, als eitel über ihre Farben; ein Veilchen, als demüthig; eine Lilge, als reinlich und unſchuldig; eine Roſe, als verliebt u. ſ. w. vorbilden. Ja alles, was nur den geringſten Anſchein der Sitten, oder ſittlichen Neigungen bey dieſen, und andern lebloſen Geſchöpfen hat, kann einem Dichter zu einer Fabel Anlaß geben. So hat **Stoppe** den Stein und den Dornbuſch am Wege; imgleichen den Ofen und die Fenſter, ferner den Studentendegen und das Soldatenſchwert, ihrer Art und Natur nach, ſehr gut redend eingeführet. So hat auch la **Motte** bisweilen die mythologiſchen Götter, die Ehre, das Glück, den Tod, die Kunſt, und den Reichthum, und andre ſolche allegoriſche Weſen ſehr glücklich gebrauchet, ſeine Abſichten auszuführen: und viele von unſern Landsleuten ſind ihm darinn nicht uneben, oder mit ſchlechterm Glücke nachgefolget.

14. §. Will man menſchliche Erzählungen machen: ſo haben wir ſchon eine Menge geſammleter Hiſtorien, die ſich ſehr gut würden leſen laſſen, wenn ſie von guten Federn in Verſe gebracht würden. Vor 200 Jahren ohngefähr hat **Kirchhof** eine ſolche Sammlung unter dem Namen **Wendunmuth** geſchrieben, worinn manches Stück wohl werth wäre, poetiſch erneuert zu werden. Man müßte nur

ſowohl

sowohl aus diesem, als aus andern dergleichen Büchern, die besten auslesen, die nicht anstößig, oder schmutzig; sondern vielmehr lehrreich wären. Auch in Zinkgräfs apophthegmatischer Sammlung der Deutschen Weisheit, ist manch schönes Stück, das hieher gehöret; ja im gemeinen Leben fallen sehr oft Dinge vor, die einem Dichter schöne Gelegenheit geben, solche in poetische Erzählungen einzukleiden. Und hier braucht er sich eben nicht gar zu sclavisch an die Wahrheit der Geschichte in allen Umständen zu halten. Er kann damit nach Belieben schalten, und manches ändern, weglassen, oder hinzu dichten, damit es zu seinen sittlichen Absichten bequem werde. Nur hüte man sich vor gar zu deutlichen und persönlichen Satiren: dabey man diejenigen mit Fingern zeigen kann, die es trifft. Es ist besser, wenn die Lehre allgemein ist, und sich auf viele deuten läßt; als daß sie gar zu genau auf einzelne Personen passet, und also minder nützlich wird. Ob nicht manche von unsern Fabeldichtern es darinn versehen, und oft mehr besondern Absichten, als der gemeinen Besserung zu gut, gedichtet haben, das wollen wir ihnen ins Gewissen schieben.

III. 15. §. Eine solche Fabel oder Erzählung nun, muß kurz seyn. Denn da Fabeln bloß der Erbauung wegen gemachet werden: so muß man sich auch erinnern, daß man sie als Sittenlehren anzusehen, und also nicht gar zu lang auszudehnen habe. Horaz sagt ausdrücklich:

Quidquid præcipies, esto brevis; ut cito dicta
Percipiant animi dociles, teneantque fideles.

Trifft nun dieses gleich hauptsächlich die am Schlusse derselben angehängte Lehre; als welche bey einer Fabel nicht leicht ausbleiben kann; sie müßte denn schon überaus deutlich von sich selbst ins Auge fallen: so gilt es doch auch überhaupt von der ganzen Fabel. Die Alten sind uns hierinn mit den trefflichsten Mustern vorgegangen. Nichts ist wunderwürdiger, als die Einfalt und Kürze Aesops: aber nichts ist auch schwerer nachzuahmen. Alle neuern Fabeldichter

dichter vom Fontaine an, bis auf die neuesten, sind oft große Schwätzer dagegen. Sie zerren und dehnen die geringste Sache so lang hinaus, daß dem Leser oft Zeit und Weile lang wird, ehe er das Ende findet. Man nehme nur la Mottens und Stoppens Fabeln zur Hand, und sehe, wie weitläuftig ihre Eingänge, wie geschwätzig sie in ihren Erzählungen, und wie postillenhaft sie oft in den angehängten Lehren sind. Ganz unnütze Umstände, Kleinigkeiten, die nichts zur Absicht beytragen, recken sie so weit auseinander, daß ungeübte Leser endlich das Hauptwerk darüber aus den Augen verlieren. Man sehe z. E. den Wetterhahn und die Glocke in Stoppen nach, wo so viel fremdes mit eingemischet ist, daß man endlich den Zweck fast verkennet. Und klingt mancher Einfall oder Ausdruck gleich possirlich: so möchte man doch einem solchen Dichter mit dem Horaz zurufen:

Dieß alles ist schon gut, nur hier gehörts nicht her!

Und anderwärts:

Omne supervacuum, pleno de pectore manat.
Was überflüssig ist, vergißt man gar zu leicht.

16. §. Endlich ist auf die Schreibart noch zu sehen, die man in den Fabeln und Erzählungen brauchen soll. Aesopus und Phädrus haben sich des allerungekünstelsten und natürlichsten Ausdruckes bedienet, und doch die pöbelhafte Sprache sorgfältigst vermieden. Diese edle Einfalt müssen sich billig alle Fabeldichter zum Vorbilde nehmen, und sie, so viel möglich; ein jeder in seiner Sprache, zu erreichen suchen. Allein diese Regel ist den meisten Neuern zu schwer geworden. Viele haben wohl gar in Uebersetzung der äsopischen Fabeln eine rechte possenhafte Pöbelsprache gebrauchet; wie ich oben in dem Hauptstücke von der Schreibart dergleichen aus Niederern angeführet habe. Andere haben gar zu sehr ihren Witz zeigen wollen, und sind also auf eine gar zu sinnreiche Schreibart verfallen, wie de la Motte; der mit vielen seiner gar zu spitzfindigen Einfälle,

zum Geſpötte geworden. Z. E. wenn er den Fuchs, (un Pythagore à longue Queüe) den langgeſchwänzten Pythagor; ein Gerücht Kraut: ein Topfphänomenon; oder eine Küchenerſcheinung; (un Phenomene potager) und dergleichen mehr genennet: ſo iſt er im Dictionnaire Neologique damit ſehr übel angekommen. Was könnte man nicht aus Stoppens und andern Fabeln für Wortgeſpenſter, (wenn ich dieſe kauderwälſche Art ſinnlich zu machen, ſo reden darf,) zuſammen tragen; die wohl in dem Munde eines Pickelherings, aber nicht auf den Lippen eines moraliſchen Fabeldichters Entſchuldigung verdienen? Was ſoll ich von denen ſagen, die aus äſopiſchen Fabeln gar aſotiſche, oder ſybaritiſche machen? Ein Sittenlehrer muß ſeinen Charakter bedenken, und da er andere lehren will, nicht ſich ſelbſt verächtlich machen. Man ſage nicht, er müſſe auch beluſtigen: das iſt wahr, und eben durch das Beluſtigen muß er unterrichten. Allein, die Fabel an ſich ſelbſt beluſtiget ſchon, durch die Aehnlichkeit, die ſie mit den Neigungen und Handlungen der Menſchen hat: was brauchet er nun noch die zotenhafte Schreibart? Ich überlaſſe es dem Urtheile der Leſer, ob es nicht auch dahin gehöre, daß Fontaine und la Motte, ihre Thiere einander Gevatter und Gevatterinn nennen laſſen; und wenn in Stoppen eine Eiche einmal zu einem andern Baume ſagt:

Ich will wohl eine Hure ſeyn!

Exempel von guten und ſchlechten Fabeln, wird man in obangezogenen Büchern zur Gnüge finden.

Des I. Abſchnitts III. Hauptſtück.

Von ſcherzhaften Heldengedichten.

1. §.

In allen menſchlichen Dingen und Erfindungen geſchieht nichts auf einmal, oder durch einen Sprung; ſondern alles wird nach und nach erfunden, verbeſſert, und allmählich zur Vollkommenheit gebracht. Diejenigen kennen alſo die Wirkungsart der Natur ſehr ſchlecht, die ſich einbilden, Homer habe auf einmal das große Heldengedicht, Ilias, zuerſt erfunden, und zugleich den höchſten Gipfel der Dichtkunſt dadurch erreichet. Durch ordentliche menſchliche Kräfte wäre ſolches gewiß nicht möglich geweſen: und es iſt alſo nur gar zu wahrſcheinlich, theils daß Homer in dieſer Art von Heldengedichten Vorgänger gehabt; theils, daß er ſich ſelbſt in einigen kleinen Arten von epiſchen Gedichten geübet haben müſſe, ehe er ſich an ein ſo großes Werk gemachet. Was das erſte betrifft, ſo beſtätiget die Geſchichte unſere Muthmaßungen. Orpheus, Muſäus, Linus, Eumolpus, Phemius, Demodokus u. a. m.* hatten ſich ſchon vor ihm im Dichten hervorgethan, und mochten unter andern auch kriegeriſche Thaten beſchrieben haben. Das andere aber lehret uns der Augenſchein ſelbſt. Denn wir finden nicht nur, daß Homer verſchiedene Lobgeſänge auf die Götter, Apollo, Merkur, Venus, Bachus, Mars u. ſ. w. gemachet, ſondern daß er ſich auch durch ein ſcherzhaftes Heldengedicht vorbereitet, und

* Voſſius in ſeinem Tractate de Poetis græcis will zwar nicht zugeben, daß es ältere griechiſche Dichter, als Homer, oder Heſiodus, gegeben: indeſſen erkläret er ſich ſo, daß er ſolche meynt, deren Schriften noch übrig wären. Dieß kann man ihm zugeben: aber daß es viele andere gegeben, beweiſet der Verfaſſer des engl. Buches The Life of Homer. Lond. 1703. in gr 8. und Pope in ſeiner Ueberſetzung meiner Freundinn in den anderlef. St.

geübet habe, dereinſt ein gröſſeres Werk dieſer Art zu verfertigen. So iſt denn die Dichtkunſt nicht mit einem Sprunge von der äſopiſchen Fabel zum Heldengedichte, geſtiegen; ſondern ſie hat ſich allmählich und ſtufenweis bis auf dieſen Gipfel erhoben.

2. §. Um nun dieſes deſto beſſer begreiflich zu machen, wollen wir dieſes älteſte ſpaßhafte epiſche Gedicht etwas näher anſehen. Er nennet es Βατραχομυομαχια, oder der **Froſchmäuſekrieg**, weil darinn erzählet wird, daß die Frösche mit den Mäuſen einen ſchweren Krieg gehabt. Die Fabel verhält ſich kürzlich ſo; **Pſicharpax**, des Mäuſekönigs einziger Prinz, wird von der Katze verfolget, und flieht durſtig ans Waſſer, wo der Frösche König, **Phyſignatus** ſitzt. Dieſer fraget jenen, wer er ſey, und woher er komme? Der Mäuſeprinz pralet mit ſeiner königlichen Abkunft, und ſeiner zärtlichen Erziehung, erzählet auch alle Leckerhiſſen, die er zu eſſen pflege; imgleichen, wie er ſich vor keinem Menſchen fürchte, und nur den Habicht und die Katze und die Mäuſefalle zu ſcheuen habe. **Phyſignatus** ſpottet über ſein leckerhaftes Maul, und ſagt: auch die Frösche hätten viel wunderbares zu Waſſer und Lande: weil Jupiter ihnen zweyerley Lebensart verliehen hätte. Wenn er dieſes ſehen wollte, ſollte er ſich nur ſeinem Rücken anvertrauen; ſo wolle er ihn in ſein Haus führen. **Pſicharpax** ſpringt auf, und **Phyſignatus** ſchwimmt mit ihm in den See. Kaum aber läßt ſich eine Waſſerſchlange blicken, ſo erſchrickt dieſer, taucht ſich unter, und der Mäuſeprinz kömmt elendiglich um. **Lichopinax**, ſein Gefährte, der am Ufer ſteht, wird es gewahr, läuft nach Hauſe, und erzählet es den andern Mäuſen. König **Troxartes** berufet des andern Morgens ſeine Stände zuſammen, klaget ihnen ſein Unglück, daß er ſeinen erſten Sohn durch die Katze, den zweyten durch die Mäuſefalle, und nun auch den dritten und letzten durch die Bosheit des Froſchkönigs verlohren habe, und bittet um ihren Beyſtand. Alle ſtimmen ein, dieſen Schimpf an den Fröſchen zu rächen, und waffnen ſich zum Kriege.

3. §. Als nun der Mäuse Herold kömmt, den Krieg anzukündigen, leugnet Physignatus, daß er den Mäuseprinz ermordet habe; und sagt, er habe aus Muthwillen, gleich den Fröschen, schwimmen wollen, darüber er ersoffen sey. Indessen redet er sein Volk gleichfalls an, und ermuntert sie zur Gegenwehr: worauf sich alles waffnet. Als Jupiter nun beyde Heere am Ufer ihre Lanzen schwingen sieht, wie Centauren und Riesenheere irgend thun möchten: fraget er die Götter mit Lächeln: wer von ihnen den Mäusen, oder den Fröschen beystehen wolle? Minerva sagt: sie möchte den Mäusen nicht beystehen, weil sie ihr viel Schaden gethan hätten. Es wäre auch besser, daß sich die Götter nicht darein mengeten, und sich um ihrenthalben verwunden ließen. Sie wollten der Sache lieber vom Himmel zusehen, und sich daran ergetzen: welches auch von allen Göttern beliebet wird. Darauf blasen zwo Mücken mit ihren Trompeten zur Schlacht, und Jupiter giebt vom Himmel das Zeichen eines bösen Krieges. Die Schlacht geht an, und viele Helden fallen beyderseits; bis Meridarpax, ein tapfrer Held unter den Mäusen, sich vorsetzet, das ganze Froschgeschlecht auszuwotten. Jupiter erbarmet sich der Frösche, und will den Mars und die Pallas wider ihn in den Streit schicken. Mars aber versetzet, sie beyde würden den Untergang von den Fröschen nicht abwenden können: alle Götter müßten ihnen zu Hülfe ziehen. Jupiter wirft also selbst einen Blitz und Donnerkeil herab, davor beyde Heere erschrecken. Allein die Mäuse hören nicht auf, die Frösche zu metzeln. Darauf schickt ihnen Jupiter die Krebse zu Hülfe, die geharnischt, stark von Brust und Schultern, mit Scheren und acht Füßen versehen sind, über quer gehen, und mit Händen nicht gegriffen werden konnten. Diese klemmten den Mäusen Schwänze, Arme und Beine ab: daher sie sich fürchteten, und auf die Flucht machten, so daß der ganze Krieg in einem einzigen Tage aus war.

4. §. Dieß ist der kurze Inhalt eines Gedichtes, welches vielen neuern und viel weitläuftigern Werken zum Muster

gedienet hat. Ehe wir nun dieſelben erzählen, müſſen wir die Abſichten und Kunſtgriffe entdecken, die Homer darinn vor Augen gehabt, und angewandt hat. Ohne Zweifel hat er irgend eine kurze und lächerliche Zwiſtigkeit einiger kleinen Städte, oder Dörfer, die zu ſeiner Zeit irgendwo vorgefallen, lächerlich machen wollen. Weil die Völker klein und ohnmächtig geweſen, ſo hat er ſie unter dem Bilde verächtlicher Thiere abbilden wollen; und die einen, die vom feſten Lande waren, mit den Mäuſen, die andern aber, die vielleicht Fiſcher und Seeleute geweſen, mit Fröſchen verglichen, die mit beyden Elementen zurecht kommen können. Ihre Rüſtungen beſchreibt er, nach Art ſolcher Thiere ſehr kurzweilig; ohne Zweifel, weil der wahre Streit, bey der damaligen Seltenheit eiſerner Waffen, auch auf eine lächerliche Art geführet worden. Aber die Sache deſto luſtiger zu machen, vergleicht er ſie mit Centauren und Rieſen, menget auch ein Rathſchlagen der Götter drein: denn nichts iſt lächerlicher, als wenn große Dinge ins Kleine gemenget werden. Der Held Meridarpax, mag auch etwa einen verwegenen Großſprecher bedeuten, der ſich unter den Landleuten gefunden hat; und da dieſen auch ein Donnerwetter nicht furchtſam gemachet, mögen vielleicht einige geharniſchter, und beſſer bewaffnete Leute den Fiſchern zu Hülfe gekommen ſeyn, die er ſpaßhaft als Krebſe beſchreibt: dadurch denn die Landleute zurückgetrieben, und der ganze Krieg geendiget worden. Die abgezielte Lehre kann ſeyn: daß es thöricht ſey, wenn kleine Gemeinen einander über bloße Unglücksfälle, in die Haare gerathen, und einander gar zu Grunde richten wollen.

5. §. Ich muthmaße dieſes alles, aus der innern Beſchaffenheit dieſes Gedichtes, und der Vorausſetzung: daß ein ſo großer Geiſt, als Homer, auch bey dieſem anſcheinenden Spielwerke, nicht bloß Poſſen treiben; ſondern unter einem, obwohl lächerlichen Bilde, doch etwas ernſthaftes habe vorſtellen wollen. Seine Art iſt es ſonſt allemal, lehrreiche Fabeln zu dichten: und warum ſollte er hier davon

von abgewichen ſeyn? Es iſt wahr; man findet bey den Alten keine Nachricht von einer ſolchen Begebenheit. Allein wie kann mans fodern, daß lange vor Herodots Zeiten, als noch keine Geſchichtſchreiber waren, Begebenheiten von ſo geringer Wichtigkeit, als die Schlägerey von ein paar Dörfern, ſollte aufgezeichnet worden ſeyn: da wohl viel wichtigere Thaten keinen Schriftſteller gefunden haben? Will indeſſen jemand durchaus ein bloßes Spielwerk daraus machen: ſo werde ich darüber nicht zanken, und einem jeden ſeine Meynung laſſen? Genug, daß auch ein ſolches Spielwerk der homeriſchen Muſe lehrreich iſt, und in Nachahmungen zu ernſthaften Abſichten dienen kann; ja wirklich oft gedienet hat. Beyläufig will ich nicht unerinnert laſſen, daß, nach dem Suidas, von einigen die Batrachomyomachie dem Pigres, oder Tigres, einem Bruder der Artemiſia, zugeſchrieben worden; wie denn auch Henrich Stephan bezeuget, daß er auf einer Abſchrift dieſes Gedichtes den Namen Pigreti, oder Tigreti Cari, geſchrieben gefunden. Allein eine Schwalbe, macht keinen Sommer, und die allgemeine Meynung iſt vorzuziehen. Ein gewiſſer Eliſius Calentius, hat, ſo wohl als Smetius, dieß Gedicht in lateiniſche Verſe gebracht.

6. §. Indeſſen iſt es zu bewundern, daß unter einer ſo unglaublichen Menge griechiſcher Poeten, als le Fevre und Voſſius uns beſchrieben haben, kein einziger den Homer in dieſem Stücke nachahmen wollen. Denn die Galeomyomachiam, die in Dornavii Amphitheatro Sapientiæ Socraticæ jocoſeriæ ſteht, kann ich deswegen hieher nicht rechnen, weil ſie ein dramatiſches Stück iſt. Selbſt von den Lateinern hat ſich ſo eigentlich niemand in dieſes Feld gewaget. Denn wenn gleich Virgil in ſeiner Jugend, um ſich zum Heldengedichte vorzubereiten, ein Gedicht auf die Mücke, und ein anders, auf den Vogel Ciris, den einige für eine Lerche, Scaliger aber, für eine Art von Reyger halten, gemachet: ſo kann man ſie doch nicht eigentlich in dieſes Fach ziehen. Das erſte beſchreibt nämlich einen ſchlafenden

Schäfer, zu dem sich eine Schlange nähert, ihn zu stechen. Die Mücke sieht das, und will ihn davor warnen, sticht ihn also in den Backen; daß er davon erwachet. Der Schäfer ist böse über diesen Stich, und erdrücket die Mücke; wird aber sogleich die grausame Schlange in der Nähe gewahr, die er sich eifrig vom Halse schaffet; und darauf von neuem wieder einschläft. Die Seele der erschlagenen Mücke erscheint ihm hier im Traume, und rücket ihm seine Ungerechtigkeit vor, da er sie um ihrer wohlgemeynten Warnung wegen erschlagen; und erzählet ihm alles, was sie im Reiche der Todten, und den elysischen Feldern angetroffen: da denn die alten römischen Helden nach der Länge erzählet werden. Der Schäfer erwachet, erkennet sein Unrecht, und richtet der Mücke ein schönes Grabmahl von Rasen auf, dabey er allerley Blumen und schöne Stauden pflanzet. Die Ciris aber ist nichts anders, als eine Erzählung, wie des Königes Nisus Tochter, die Scylla, in einen Vogel verwandelt worden. Dieses ist also freylich wohl ein kleines episches, aber kein scherzhaftes Gedicht zu nennen, es wäre denn, daß man die ovidischen Verwandlungen alle auch so taufen wollte.

7. §. Die Ehre also, Homers Nachahmer in diesem Stücke zu werden, ist im XVten Jahrhunderte unserm Landsmanne, Hinrick von Alkmar aufgehoben gewesen, der uns Reinicken den Voß, in plattdeutschen, oder sächsischen Knittelversen geliefert hat. Ich weis wohl, daß man eine lange Zeit geglaubet, wie aus Rollenhagens Vorrede zum Froschmäuseler, und Morhofs Tractate, von der Deutschen Sprache und Poesie erhellet, Baumann, ein Professor in Rostock, habe dieses Gedicht geschrieben, und 1522. zuerst ans Licht gestellet. Allein der Irrthum ist entdecket worden, als die erste Ausgabe dieses Werkes einem gelehrten Manne zu Helmstädt in die Hände gefallen, der 1709. in einer akademischen Einladungsschrift die beste Nachricht davon gegeben. Da hat sichs nun gewiesen, daß dieselbe bereits 1498. zu Lübeck in 4. herausgekommen, und daß

daß der Verfasser in der Vorrede so von sich geschrieben: Ick Hinreck von Alkmer, Scholemeſter vn tuchtler rer des eddelen dogentlicken Vorſten vn Heren, Hertogen von Lotryngen, umme bede wyllen mynes gnedigen Heren, hebbe dyt geghenwerdige Boeck uth walscher vn franzöſeſcher Spracke geſocht, vn vmmgeſet in dütſche Spracke, to dem Lawe vn tó der Ere Gades, vn to heylſamer Lere der, dei hi rynne leſen, vn hebbe dút fülve Boeck gedeelet in veer part. vn hebbe by yglick capittel geſett eyne korte Utlegginge vn Meinninge des ſelvſten poeten, vmme to verſtaen den rechten ſin des capitels. Ob nun wohl dieſer Dichter ſich nur für einen Ueberſetzer ausgiebt: ſo iſt doch das franzöſiſche Original in Frankreich nirgends zu finden: und es kann gar wohl ſeyn, daß er ſich bloß dieſes Vorgebens bedienet habe, um ſelbſt nicht wegen des Inhalts zur Rede geſetzet, oder zur Verantwortung gezogen zu werden. Zu Wolfenbüttel hat man indeſſen 1711. in 4. dieſe alte Lübeckiſche Ausgabe aufs genaueſte nachgedrucket, unter dem Titel: Reineke de Vos mit dem Koker, d. i. Köcher, wegen des im Anhange beygefügten Gedichtes, das dieſen Namen führet.

8. §. Sollen wir alſo von Baumannen unſere Gedanken ſagen: ſo hat er zwar ſehr wohl gethan, daß er eine neue Auflage dieſes ſo trefflichen und ſinnreichen Werkes veranſtaltet; auch viel ſchöne Auslegungen und Zeugniſſe, aus dem Renner, Freydanken, Morsheimen, Sebaſtian Branden, Schwarzenbergen, dem Memorial der Tugend, u. a. m. beygefüget. Allein er verdienet auch eben ſo viel Tadel, daß er 1.) die alte Schreib- und Mundart des Verfaſſers, nach ſeiner meklenburgiſchen Sprache geändert, wie man aus der Gegeneinanderhaltung beyder Ausgaben ſehen kann. 2.) Daß er die Vorrede des Verfaſſers, und ſo gar ſeinen Namen weggelaſſen, und ſich alſo ſtillſchweigend für den Urheber deſſelben ausgegeben. Denn ob er wohl in den Auslegungen von dem Dichter des Buches allezeit in

der dritten Perſon redet, und ihn Poeta nennet: ſo ſcheint doch ſolches nur eine Beſcheidenheit zu ſeyn; weil er nirgends den Namen deſſelben mit einfließen laſſen, und ihn alſo recht ſorgfältig verſchwiegen hat.

9. §. Indeſſen war dieß Werk kaum etwas bekannter geworden, als man es um die Wette überall nachgedrucket, überſetzet und wieder aufgeleget hat. Ich beſitze ſelbſt eine plattdeutſche Auflage von 1549. wie auf dem letzten Blatte ſteht; ungeachtet es am Ende des Regiſters heißt: Gedrückt tho Roſtock, dorch Ludowich Dietz M. D. L. iij. in 4. imgl. eine in 8. von 1575. zu Frf. am M. gedruckt; ferner eine hochdeutſche in Fol. die 1545. zu Frankf. am Mayn bey Cyr. Jacobi zum Bock, unter dem Titel, der ander Theil des Buches Schimpf und Ernſt ꝛc. und eine lateiniſche, die 1595. zu Frf. am M. von Hartmann Schoppern, unter dem Titel, Speculum vitæ aulicæ, in 12. ans Licht geſtellet worden. Außer dieſen bediene ich mich auch der Wolfenbütteliſchen von 1711. anſtatt des Originales. Die holländiſche Dollmetſchung iſt mir nie vorgekommen: die hochdeutſche aber iſt ſehr ungetreu; ſo, daß Laurenberg noch zu wenig geſagt, wenn er geſchrieben:

Man hefft ſick twar toomartert dat Boeck tho bringen
In hackdütſche Sprack, man it wil gantz nich klingen:
It klappet aegen dat Original tho recken,
Als wenn man plecht een Stück vul holt tho brecken;
Edder ſchmit eenen olen Pot gegen de Wand;
Dat makt, dewyl velen yß onbekandt,
De natürlicke Eygenſchop derſülven Rede,
Welke de angebohrne Zierlichkeit bringet mede.

10. §. Ich will mich hier dabey nicht aufhalten, daß ich die Veranlaſſung und das wahre Urbild des Reinike, als des Haupthelden dieſes luſtigen Buches, aus den Geſchichten zeige. Dieſes ſoll zu ſeiner Zeit in einem andern Werke geſchehen. Hier iſt genug zu ſagen, daß der Verfaſſer die Eigenſchaften eines ſcherzhaften epiſchen Gedichtes ſehr ſchön eingeſehen, und beobachtet hat; obgleich er keine

krie-

kriegerische That zu beschreiben hatte. War nämlich Homers Froschmäusekrieg, der Ilias zu vergleichen: so ist dieses Scherzgedicht der Odyssee ähnlicher, indem es uns das Hofleben unter einem sehr lebhaften Bilde darstellet. Es hat auch destomehr Schönheiten in sich, je weitläuftiger es ist, und je mehr Verwirrungen, listige Streiche, Lügen und Ausflüchte der Fuchs anbringt, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Er erhält denselben endlich, aller seiner Uebelthaten ungeachtet, dennoch recht glücklich, und wird des Königes Kanzler, oder erster Minister, und triumphiret also über seine Feinde, die ihn vorher schon auf die Galgenleiter gebracht hatten. Hier ist die Einigkeit der Handlung, nach Ueberwindung aller Schwierigkeiten, recht nach dem Muster der Odyssee und der Aeneis beobachtet; wie wir im folgenden Hauptstücke hören werden. Seine Personen aber sind lauter Thiere, die zwar nach menschlicher Art, auf gut äsopisch redend und handelnd eingeführet werden; gleichwohl aber sich ihren bekannten Naturen und Charakteren nach verhalten. Alles dieses nun kömmt so spaßhaft heraus, als irgend ein andres scherzhaftes Werk; und ist darzwischen mit den herrlichsten Sittensprüchen angefüllet: so daß der angezogene Laurenberg mit allem Rechte sagt:

In weltlycker Wyßheit ys keen Boeck geschreewen,
Dem men billick mehr Rohm vn Loff kan geven,
As Reinke Voß: een schlicht Boeck, darinne
To sehnde ys een Spegel hoger Sinne,
Verstendicheit in dem ringen Gedicht,
Als een dürbar Schat verborgen liche,
Glyck als dat Füer schulet in der Asche,
Un güldne Penninge in eener schmerigen Tasche.

11. §. Fast auf eben den Schlag hat sich Rollenhagen in seinem so betitelten Froschmäuseler verhalten. Es ist wahr, und er gesteht es in der Vorrede selbst, daß er den Grundstoff dazu aus Homers Batrachomyomachie genommen, darüber er als ein Student 1566. zu Wittenberg Prof. Windsheimen lesen gehöret. Als aber dieser gelehrte Mann

seine

ſeine Zuhörer angefriſchet, dieſes und andere dergleichen Stücke der Alten ins Deutſche zu bringen, ja wohl gar weiter auszuführen; habe er ſich daran gemachet, und ſeines Lehrers Beyfall erhalten. Nachdem er es nun viele Jahre liegen laſſen, ſey er endlich aufgemuntert worden, es ans Licht zu ſtellen; welches er auch endlich 1595. gethan. Es kam alſo zuerſt zu Magdeburg 1594. in 8. heraus, welche Ausgabe ich ſelbſt beſitze; iſt aber nachmals öfters, und noch 1730. zu Dresden auf Veranſtaltung Herrn Hofrath Mülderners, meines werthen Freundes, wieder aufgeleget worden. Was der Inhalt deſſelben ſey, kann man aus dem weitläuftigen Auszuge des homeriſchen Froſchmäuſelers ſchon erkennen: allein da dieſer kaum drey hundert Verſe lang iſt; ſo iſt Rollenhagens ſeiner ein Buch von ein paar Alphabethen geworden; ſo viel hat er von ſeinem eigenen hinzugeſetzet. Der Witz, womit er es gethan, und das ſatiriſche trockene Weſen im Ausdrucke, iſt auch untadelich: ja ſelbſt an der Sittenlehre iſt nichts auszuſetzen. Nur darinn hat er das rechte Maaß überſchritten, daß er ſowohl den Mäuſeprinz Bröſeldieb, als den Froſchkönig Pausback, gar zu geſchwätzig gemacht hat. Denn ſie erzählen einander ohne Maaß und Ende alle mögliche Fabeln von Mäuſen, Füchſen, Vögeln, Fröſchen, und andern Thieren; ſo daß man darüber die Geſchichte, als das Hauptwerk ganz aus den Augen verliert. Es iſt wahr, daß alles ſehr lehrreich iſt, und ſonderlich das Hofleben, die Staatskunſt, ja gar das Pabſtthum und die Glaubensreinigung ſehr lebhaft abſchildert. Allein zwey Drittheile des Buches mit ſo weitgeſuchten Dingen anzufüllen, und kaum das letzte Drittheil zur Hauptfabel zu brauchen; das iſt, meines Erachtens, über die Schnure gehauen. Sonſt iſt aber nichts angenehmer zu leſen, als dieſer Froſchmäuſeler.

12. §. Ich habe den Froſchmäuſeler vorangeſetzet, weil er eher verfertiget worden, als folgendes; ungeachtet dieſes etliche Jahre eher ans Licht getreten iſt. Es iſt der Muckenkrieg, ein artig poetiſches Gedicht, wie die Mucken, neben

jren

jren Conſorten, ſich wieder die Amayſen vnd jrén Beyſtand zu Felde gelagert, auch endlich zu beiden teilen ein ſtarkes treffen, vnd grewliche ſchlacht miteinander gehalten haben; in III. Bücher abgetheilet, 1580. gedruckt zu Schmalkalden, bey Michael Schmuck. Der Verfaſſer geſteht in der kurzen gereimten Vorrede, wobey er ſich H. E. F. nennet, daß er dieſen Krieg aus dem Gedichte eines ſogenannten Cocalii, das in einem mit Wälſch untermengtem Lateine geſchrieben geweſen, nur verdeutſchet habe. Es iſt alſo keine urſprünglich deutſche Geburth, aber ſchon werth, daß ſie auch in der Ueberſetzung geleſen werde. Es iſt ſehr ſpaßhaft, und voller Sittenlehren; beobachtet auch die Wahrſcheinlichkeit ſeiner kriegenden Völker und Helden ſehr ſchön. Ich würde auch ein anders, welches den Titel führet: **Flöhhatz, Weiberratz**, von **Hultrich Elloposcleron**, (d. i. Fiſcharten) beſchrieben, welches 1594. in 8. herausgekommen; imgleichen, die ſo betitelte **Erbermliche Klage der lieben Frau Gerſte, vnd ihres Brudern Herrn Flachs**, angehöret, und zu Papier bracht von **Andreas Tharäus**, Pfarrern, 1609. 8. hier erwähnen müſſen, wenn dieſes nicht vielmehr poetiſche Geſpräche wären. Eben dahin gehören **Rebmanns** Geſpräch von Bergen und Bergleuten, und ein noch älteres, der **Bauren Reichstag** betitelt; die aber auch mehr ins ernſthafte Fach, als ins luſtige zu ſtellen ſind. Ja ſelbſt nicht alles Luſtige in Verſen, kann hier einen Platz finden; wie denn z. E. weder des **Eſels Adel**, und der **Sau Triumph**, noch das **Lob Niemands**, die ich in **Dornaus** oberwähntem Amphitheatro finde, unter die Zahl epiſcher Gedichte zu zählen ſind.

13. §. Wir müſſen uns alſo zu den Ausländern verfügen, die uns gleichfalls, wiewohl in neuern Zeiten dergleichen ſpaßhafte Heldengedichte geliefert haben. Der älteſte davon iſt **Alexander Taſſoni**, ein Modeneſer, der 1611. in wenig Monathen ſeine Secchia rapita, oder **den geraubten Eimer** geſchrieben, und ihn 1622. zuerſt ans Licht geſtellet, um einen Krieg zu verſpotten, der damals zwiſchen den

Städ-

Städten Modena und Ferrara geführet worden. Zwar Creſcimbeni zweifelt, ob er dieſem, oder einem andern wälſchen Dichter Franz Bracciolini, die Erfindung der heroiſch-komiſchen Schreibart zuſchreiben ſoll; deren dieſer ſeinen Scherno de gli Dei, zwar vier Jahre ſpäter herausgegeben, aber viel Jahre eher gemacht hat. Uns kann das gleichviel gelten; da unſere Landsleute lange vor ihnen dergleichen komiſche Heldengedichte gemachet. Hierauf folgete in England Samuel Buttlers Hudibras; ein ſpaßhaftes Gedicht, welches er zur Zeit der Kromwelliſchen Händel geſchrieben, um die fanatiſchen Katzenkriege der damaligen bürgerlichen Verwirrungen lächerlich zu machen. Es trat ſelbiges zuerſt in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts ans Licht: und 1663. erſchien ſchon eine Nachahmung unter dem Titel, The Second Part of Hudibras. Allein ſo wohl dieſe, als andere Verſuche von dieſer Art wieſen, daß er unnachahmlich ſey. König Karl der II. ſoll auch dieß Gedicht ſo fleißig geleſen haben, daß ers faſt auswendig gekonnt. Buttler ſtarb 1680. Ich beſitze die Londener Ausgabe von 1704. in gr. 8. Es iſt artig, daß er eben ſo in drey Theile abgeſondert iſt, als unſer Froſchmäuſeler. Der Verſuch einer deutſchen Ueberſetzung, den man in Zürch gemachet hat, iſt ſehr ſchlecht und ungetreu gerathen.

14. §. Nunmehr folget Boileau Deſpreaux mit ſeinem Lutrin, oder Pulte, den er im 1674. Jahre verfertiget hat, um einen Zank zu verſpotten, der ſich zu Paris in der heiligen Capelle 1667. zwiſchen dem Schatzmeiſter derſelben Claudius Auvry, geweſenen Biſchofe von Coutance in Normandie, und dem Cantor daſelbſt, Jacob Barrin, der von gutem Hauſe war, zugetragen hatte. Die Zänkerey war von keiner Wichtigkeit, aber der Poet beſchreibt ſie auf die ernſthafteſte Art von der Welt, und eben dadurch macht er ſie lächerlich. Ich habe in den Schriften der deutſchen Geſellſchaft allhier den erſten Geſang davon verdeutſchet, und werde vieleicht noch das übrige hinzuthun. Hieher gehören auch des Furetiere Hiſtoire de la Guerre

derni-

dernierement arrivée dans le Royaume de l'Eloquence, und eines andern Nouvelle allegorique, de la Guerre entre les Anciens et les Modernes, ob ſie gleich nur in ungebundener Rede geſchrieben ſind. Endlich hat ſich Alex. Pope, noch mit ſeinem Lockenraube, (The Rape of a Lock) als einen Meiſter in dieſer Art von Gedichten erwieſen; davon ich deſtoweniger ſagen darf, da die deutſche Ueberſetzung meiner Freundinn es in Deutſchland bekannt genug gemachet hat. Auch ſeine Dunciade gehört in dieſe Zahl, womit er die Menge unvernünftiger Feinde, die ihn ohne Unterlaß mit Schand- und Läſterſchriften anbelleten, auf einmal abfertigte. Wo bleibt noch Scarrons Gigantomachie, nebſt ſeinem Virgile traveſti? ingleichen die Henriade traveſtie, davon man im Neuen Bücherſaale der ſchönen Wiſſenſchaften einen Auszug finden kann; und womit man dem Herrn von Voltaire diejenige Ehre angethan, die dort dem Virgil wiederfahren war? Endlich muß ich auch die Quenellomachie nicht vergeſſen, die 1741. in Amſterdam herausgekommen, und worinn die Geſchichte der Conſtitution Unigenitus auf eine ſpaßhafte Art erzählet worden.

15. §. Man denke indeſſen nicht, daß unſere Deutſchen in neuern Zeiten in dieſem Stücke ſaumſelig zurückgeblieben. Nein, ſie haben ſich ſeit zehn Jahren (ich ſchreibe dieß 1751.) nicht minder geſchickt darinn gewieſen, als die Ausländer. In den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes I. Bande a. d. 49. S. ſteht der deutſche Dichterkrieg angefangen, und wird in den folgenden Bänden fortgeſetzet: der zwar nur in ungebundener Rede, aber doch in poetiſcher Schreibart abgefaſſet iſt; und dabey es nur ſchade iſt, daß ihn der Verfaſſer nicht zum Ende gebracht. Im II. Bande a. d. 224. und 354. S. ſteht das Meiſterſpiel im Lombre; das ebenfalls hieher gehöret, ob es gleich in ungebundener Rede geſchrieben iſt. Im IV. Bande a. d. 71. 283. und 551. S. ſteht der Dieb, ein epiſches Gedicht. Im VI. Bande auf der 47. 172. 244. 338. 428. und 525. S. iſt der Renommiſt, ein komiſches Heldengedicht in Verſen anzutreffen;

und

und auch einzeln iſt in Berlin 1741. die Tänzerinn auf dieſe Art beſchrieben worden. Alle dieſe Stücke haben nun zur Gnüge gewieſen, daß es unſern Landsleuten an Witz und Geſchicklichkeit nicht fehle, dergleichen witzige und ſcherzhafte Dinge auszuführen, wenn ſie ſich darauf legen wollen. Hier ſind nicht etwa ſchwache Nachahmungen der Ausländer, oder knechtiſche Ueberſetzungen, ſondern wirkliche Originale vorgekommen, deren jedes ſeine eigenen Schönheiten hat; geſetzt, daß ſie einander an Vollkommenheit nicht gleich kämen. Wenigſtens haben ſie die Fehler eines Taſſoni und Butlers nicht an ſich, daß ſie nämlich einen ſchmutzigen und niederträchtigen Ausdruck brauchen. Der heutige geläuterte Geſchmack unſerer Deutſchen, leidet keine Unflätereyen oder Zoten; ſeit dem ſich wohlgeſittetere Dichter und Kunſtrichter gefunden haben, als es zu des Froſchmäuſelers und Rachels Zeiten gegeben.

16. §. Ich habe mich ſo lange bey dem hiſtoriſchen Theile dieſes Hauptſtückes aufgehalten, daß ich nun bey dem dogmatiſchen deſto kürzer werde ſeyn können. Gute Beyſpiele vertreten nämlich die Stelle unzähliger Regeln: und ich glaube Anfängern einen weit ſicherern und angenehmern Weg gewieſen zu haben, indem ich ihnen die beſten Muſter großer Meiſter angeprieſen habe; als wenn ich ihnen ein dickes Buch tiefſinnig ausgedachter und gründlich erwieſener Regeln vorgeſchrieben hätte. Wer von Natur keinen Witz zum Scherzen hat, der lernet es doch durch alle Anleitungen nicht: in wem aber nur die Funken eines feinen Geiſtes verborgen liegen, der wird weit beſſer durch die Kraft rührender Meiſterſtücke, als durch trockene Vorſchriften aufgewecket. Um aber doch einen Anfänger nicht ohne alle Regeln zu laſſen, und dieſelben auch aus den rechten Quellen herzuleiten, müſſen wir uns erſt einen deutlichen Begriff von einem komiſchen Heldengedichte machen. Aus Betrachtung der obigen Exempel erhellet ſo viel, daß ſelbiges die **Nachahmung einer lächerlichen That ſey, die der Dichter in eine ſolche Erzählung einkleidet, darinn**

das

das Auslachenswürdige derselben auf eine spaßhafte und doch lehrreiche Art erhellet. Ich darf diese Erklärung nicht weitläuftig rechtfertigen. Der allgemeine Begriff der Dichtkunst, daß sie eine Nachahmung sey, herrschet auch hier billig. Die That oder Handlung muß lächerlich, das ist, ungereimt aussehen, ohne sehr schädlich zu seyn. Diese muß, vermittelst einer spaßhaften Erzählung, so sinnlich gemachet werden, daß die Leser dadurch belustiget und belehret werden; und also Lust und Nutzen, als der Zweck eines wahren Dichters, daraus entstehe.

17. §. Das erste also, was ein komischer Heldendichter zu thun hat, ist die Wahl der That, oder Handlung, die er besingen will. Diese kann entweder wirklich vorgefallen seyn, und dann ist es desto besser; oder er kann sie selbst erdichten. Gesetzt aber, er erdichtete sie, so muß doch etwas wahres dabey zum Grunde liegen. Denn gesetzt, der meiste Theil der Leser wüßte nichts von dem geraubten Wassereimer, von der Zänkerey der Geistlichen über den Pult im Chore, oder von der abgeschnittenen Haarlocke der Belinde, u. d. m. so ist es doch für die, so es wissen, desto lustiger; und der Dichter selbst hat aus der Wahrheit und Verschiedenheit der Umstände viele Vortheile und Hülfsmittel, seine Fabel desto lebhafter zu schildern. Tassoni, Boileau und Pope haben also mit Fleiß etwas wirklich geschehenes besungen wollen; und eben so hat es Heinrich von Alkmar in Reineken dem Fuchse gemachet. Scarron und Rollenhagen aber haben alte Fabeln zum Grunde gelegt, und dieselben als Geschichte angesehen, darauf sie, als auf Wahrheiten bauen könnten. Andere haben nicht minder etwas wirklich geschehenes, oder mehr als einerley im Sinne gehabt, ob wir es gleich nicht allemal wissen. Diese That nun darf eben nichts großes und wichtiges; sondern soll vielmehr an sich etwas kleines und lächerliches seyn. Denn wenn etwa ein Bauerdorf mit einem Fischerdorfe in ein Handgemenge gerathen, welches Homer in der Batrachomyomachie beschreiben wollen; oder der schlaue Hofmann Reinald einen

König von Frankreich seiner Zeit betrogen und geäffet, welches zum Reineke Fuchs Anlaß gegeben; oder ein paar Städte einander einen Eimer weggestohlen, u. s. w. so sind dieses an sich lächerliche Dinge, die ein Dichter, als lächerlich nachzuahmen, oder zu beschreiben suchet. Und hier könnte es auch wohl kommen, daß ein Poet eine Sache von einer gewissen Seite als lächerlich ansehen und zeigen könnte, die vielen andern als ernsthaft vorgekommen wäre. Hierinn ist der Grund von den lustig eingekleideten ernsthaften Heldengedichten Virgils und Voltairens zu suchen.

18. §. Ist nun die Wahl dergestalt geschehen: so muß man sich entschließen, ob man eine thierische, oder menschliche Fabel daraus machen will. Das erste haben Homer, und von Alkmar, nebst dem Rollenhagen, imgleichen der Verfasser des Mücken- und Ameisenkrieges gethan: das letztere aber haben die andern komischen Heldendichter erwählet. Beydes ist gleichgültig, und des Spaßhaften fähig, wenn der Dichter nur sein Handwerk versteht. Zuweilen hat eins, zuweilen das andere seine Vortheile. Bey dem ersten klingt das schon zuweilen lächerlich, wenn man Thiere nach menschlicher Art reden und handeln läßt; z. E. die Bewaffnung der Mäuse und Frösche, im Homer, der es ihnen weder an Stiefeln noch Harnischen, weder an Sturmhauben, noch Schilden und Spießen fehlen läßt. Rollenhagen läßt gar die Mäuse noch von ausgehöhlten Kürbsen eine Flotte ausrüsten, u. d. gl. Im zweyten Falle fällt dieses Lächerliche zwar weg; aber die Wahrscheinlichkeit gewinnet destomehr. In beyden Fällen aber besteht das Lustige hauptsächlich darinn, daß man von kleinen Sachen, große und erhabene Redensarten und Gleichnisse; von großen aber kleine brauchet. So vergleichet Homer die Scharmützel seiner Mäuse und Frösche, mit dem Kriege der Centauren, und dem Aufruhre der Riesen gegen die Götter; und Pope den Zank seiner Belinde und des Edelmanns, der ihr die Locke abgeschnitten, mit dem Kriege vor Troja, in den sich alle Götter und Elemente gemischet. Doch darf die Schreibart,

art, aus eben dem Grunde nicht allemal gleich seyn. Es kann hier, ohne Bedenken, das Hohe mit dem Niedrigen, das Ernsthafte mit dem Lustigen, und die wichtigste Sache mit der geringsten Kleinigkeit vermenget werden. Z. E. Pope:

Puder, Schönfleck, Liebesbrief, Bibel, alles liegt beysammen.

Imgleichen:

Eher mag doch Luft und See, und der ganze Ball der Erden,
Mann und Aff und Papagey, Katz und Hund zum Chaos werden!

19. §. Ein wichtiger Punct ist noch übrig, was nämlich die sogenannten Maschinen, oder das Wunderbare anlanget. Man versteht dadurch den Beystand der Götter, oder anderer übermenschlichen geistlichen Wesen, welchen sie denen im Handeln begriffenen Menschen oder Thieren leisten. Homer hat den Jupiter mit allen Göttern über die Drohung des Mäusehelden Meridarpax, rathschlagen lassen; ja er schlägt wirklich mit Blitz und Donner drein, um die Mäuse zu schrecken; so wie er sonst die Riesen vom Himmel zurück geschlagen. Pope hat dagegen die Sylphen und Gnomen, das ist, die Luft- und Erdgeister des Grafen von Gabalis, auf eine sehr spaßhafte Art in sein Gedicht gemenget, um es desto wunderbarer zu machen. Boileau mischet die Zwietracht, als eine Göttinn, in seine Fabel, vom Pulte; und eben so ist im deutschen Dichterkriege Eris mit im Spiele. Auf gleiche Weise könnte ein Dichter im Deutschen entweder einen Alp, oder Poltergeist, einen Wassernix, oder ein Bergmännchen; oder doch sonst eine allegorische Gottheit, aus der Zahl der Laster und Tugenden, in eigener, oder fremder Gestalt erscheinen lassen. Dieses geschieht nun billig in dem eigenen Charakter jeder solcher Person, und dadurch erlangen auch Kleinigkeiten ein größeres Ansehen. Man darf auch in solchen scherzhaften Sachen eben nicht gar zu bedachtsam damit umgehen: nein, auch unnöthige und überflüssige Maschinen werden hier billig geduldet; wie z. E. Umbriel im Lockenraube ist.

20. §. Was die Schreibart solcher komischen Gedichte betrifft, so ist freylich die poetische besser, als die ungebundene: wählet aber jemand diese, so muß er sie doch mit vielen poetischen Ausdrückungen zu zieren wissen. Was die Verse betrifft, so können sie entweder alte Knittelverse seyn, wie im Reinicke Fuchs, oder Froschmäuseler; oder wie im Hudibras, im Scarron, in der Quenellomachie, und der umgekleideten Henriade: oder sie können auch ordentlich seyn, wie in der Secchia rapita, im Pulte und Lockenraube. Es kömmt auf die Wahl des Dichters an; nur muß er das, was er machet, recht in seiner Gewalt haben. Wer sich nicht den rechten Geschmack der alten Knittelverse im Lesen alter Poeten erworben hat, der bleibe lieber bey den neuern Versen. Ich kenne nur einen Dichter in Deutschland, den Herrn Hofr. Müldener in Dresden, der uns dergleichen glückliche Proben geliefert hat. Hier fällt mir erst ein, daß auch der Herr von Hollberg in dänischer Sprache ein solch komisches Gedicht von Peter Paars geliefert, welches man unlängst auch verdeutschet hat. Ich habe es noch nicht gelesen, kann also nichts davon sagen. Wer eine genauere Oekonomie des innern Wesens solcher Fabeln wissen will, der muß das folgende Hauptstück mit durchlesen. Hier verlohnte sich die Mühe nicht, die ganze Verfassung epischer Gedichte noch vollkommener zu erklären.

Des I. Abschnitts IV. Hauptstück.

Von der Epopee, oder dem Heldengedichte.

1. §.

Nunmehr kommen wir an das rechte Hauptwerk und Meisterstück der ganzen Poesie, ich meyne an die Epopee, oder an das Heldengedicht. Homer ist, so viel wir wissen, der allererste, der dergleichen Werk unternommen, und mit solchem Glücke, oder vielmehr mit solcher Geschicklichkeit ausgeführet hat; daß er bis auf den heutigen Tag den Beyfall aller Verständigen verdienet hat, und allen seinen Nachfolgern zum Muster vorgeleget wird. So groß die Menge der Poeten unter Griechen und Lateinern, Italienern, Franzosen, Engelländern und Deutschen gewesen: so klein ist nichts destoweniger die Anzahl derer geblieben, die sich gewagt haben, ein solches Heldengedicht zu schreiben. Und unter zehn oder zwanzigen, die etwa innerhalb drey tausend Jahren solches versuchet haben, ist es kaum fünfen oder sechsen damit gelungen: woraus denn die Schwierigkeit eines so wichtigen poetischen Werkes sattsam erhellen kann.

2. §. Homer ist also der Vater und der erste Erfinder dieses Gedichtes, und folglich ein recht großer Geist, ein Mann, von besonderer Fähigkeit gewesen. Seine Ilias und Odyssee haben sich nicht nur den Beyfall von ganz Griechenland, sondern auch die Hochachtung und Bewunderung des tiefsinnigsten unter allen Weltweisen, Aristotels, unstreitig erworben. Dieses letztere ist von weit größerm Gewichte, als das erste: denn das scharfsichtige kritische Auge eines Kunstverständigen sieht auf das innerste Wesen einer Sache; da hergegen der unverständige Pöbel, ja selbst die Helden, Gesetzgeber und Prinzen, nebst der Menge der

Halbgelehrten, dergleichen Werk nur obenhin ansehen, und weder alle Schönheiten, noch alle Fehler desselben wahrzunehmen, im Stande sind. Man hat sich also nicht an das Lob, oder an den Tadel eines jeden halbigten Richters zu kehren, wenn von den Verdiensten Homers die Frage ist. Viele haben ihn ohne Einsicht gepriesen, damit sie nur dafür angesehen würden, als ob sie ihn verstanden hätten: viele haben ihn auch ohne Grund getadelt, damit sie nur das Ansehen hätten, als verstünden sie besser, was zur Poesie gehört, als andere, die den Homer vertheidigten und lobten. In Frankreich hat man im Anfange dieses Jahrhunderts einen großen Federkrieg darüber gehabt: wo sich Perrault, Fontenelle und de la Motte für die Neuern; Boileau aber, Des Callieres, Racine, Fenelon, Furetiere und die Frau Dacier, nebst ihrem Manne, für die Alten erkläret, und sie in vielen Stücken verfochten haben. Man kann von diesem ganzen Streite mit Vergnügen nachlesen, was Furetiere in seiner Nouvelle allegorique, ou Histoire des dernieres Troubles arrivez au Royaume d'Eloquence, und Des Callieres, in seiner Histoire Poetique de la Guerre nouvellement declarée entre les Anciens & les Modernes, imgleichen Perrault selbst in seiner Parallele des Anciens & des Modernes davon geschrieben haben. Man sehe auch des Herrn Fontenelle Gedanken von den Alten und Neuern, und meine Anmerkungen darüber, die bey seinen Gesprächen von mehr als einer Welt, befindlich sind, so, wie sie neulich 1751. in gr. 8. herausgekommen sind. Von Engländern aber sehe man Popens Abhandlung vom Homer, vor seiner übersetzten Ilias, die meine Freundinn in ihren auserlesenen Stücken 1749. verdeutschet herausgegeben hat.

3. §. Homers Ilias hat zu ihrer Hauptabsicht, den Zorn zu besingen, der zwischen dem Achilles, und dem Heerführer der ganzen griechischen Armee, Agamemnon, im Lager vor Troja vorgefallen; und so wohl für die Belagerer, als für die Belagerten sehr traurige Wirkungen nach sich gezogen. Der Poet sagt gleich im Anfange des Gedichtes, daß dieses

dieſes ſein Vorhaben ſey: und da die Ausführung mit ſeinem Vortrage vollkommen übereinſtimmet; ſo muß man ſich wundern, daß die Kunſtrichter noch lange an ſeiner Abſicht haben zweifeln können. Es enthält alſo dieſe Ilias in vier und zwanzig Büchern eine Fabel, die etwa ſieben und vierzig Tage in ihrem Umfange begreift; und alſo nur ein ſehr kleines Stück des zehnjährigen trojaniſchen Krieges ausmachet. Der Poet erzählt uns darinn auf eine ſehr edle Art, was zu der Uneinigkeit des Achilles mit dem Agamemnon Gelegenheit gegeben; nämlich eine ſchöne Sclavinn, die Agamemnon dem Achilles mit Gewalt hätte wegnehmen laſſen. Ferner, wie oft die Griechen zurück geſchlagen worden, und wie viel wackere Helden ſie darüber eingebüſſet; als ſie ſich unterſtanden, auch ohne den Achilles die Stadt anzugreifen. Endlich, wie Achilles ſelbſt durch den Verluſt ſeines liebſten Freundes Patroklus, welchen Hektor erſchlagen hatte, dergeſtalt entrüſtet worden, daß er, dieſen Tod zu rächen, ſich wieder mit den Seinen verſöhnet; den beſten trojaniſchen Helden, den Hektor, in einem einzelnen Gefechte erlegt; ſeinem todten Freunde aber ein prächtiges Leichenbegängniß angeſtellet habe.

4. §. Dieſe ganze Fabel nun begreift nicht mehr, als eine Zeit von ſieben und vierzig Tagen, oder anderthalb Monaten in ſich, in welchen alles das vorgegangen, was zum Zorne des Helden, den der Poet beſingen wollte, gehörete. Man ſieht aber wohl, mit was für einer Geſchicklichkeit Homer ſeine Fabel zum Lobe Achills eingerichtet hat. Seine Abweſenheit und Enthaltung aus dem Heere, macht das ganze griechiſche Heer ohnmächtig: ſeine Wiederkunft aber bringt auch den Sieg wieder. Wenn er alſo gleich die größte Zeit müßig ſitzt, und der Poet nichts von ihm erzählen kann: ſo gereichet doch alles, was geſchieht, zu ſeinem Lobe; weil alles unglücklich geht, und die Urſache keine andere iſt, als, weil er nicht mit fechten will. Die Uneinigkeit der griechiſchen Helden zieht alſo in ihrem Lager lauter Unglück nach ſich; die Vereinigung aber, die zuletzt erfolget, bringt einen

erwünschten Erfolg, nämlich den Sieg über die Trojaner zuwege. Wer kann bey dem allen noch zweifeln, ob auch Homer in seinem ganzen Gedichte diese moralische Wahrheit habe zum Grunde legen wollen: die Mishälligkeit unter den Großen eines Volkes, ist verderblich; die Eintracht aber überaus zuträglich? Und dieses ist die Zergliederung des ersten homerischen Heldengedichtes; so wie sie von den scharfsinnigen Kunstrichtern, nämlich dem Aristoteles, le Bossu und Dacier vorlängst gemacht worden. Und man muß sich wundern, wenn andere gelehrte Männer neuerer Zeiten, auch wohl solche, denen Homer billig bekannter hätte seyn sollen, ihn bisweilen einen griechischen Meistersänger, oder Fabelhans genennet; ja ihn wohl gar mit unserm Hans Sachs verglichen haben: mit dem er doch nicht die allergeringste Aehnlichkeit hat.

5. §. Aus der Odyssee hat uns Aristoteles selbst folgenden kurzen Auszug gemacht: Ulysses, der mit vor Troja gewesen, wird auf seiner Rückreise vom Neptun verfolget, welcher ihn durch Sturmwinde und Ungewitter aller seiner Gefährten beraubet: so, daß er endlich ganz allein in mancherley Gefährlichkeiten herum schweifen, und eine lange Zeit von Hause abwesend seyn muß. Indessen ist in seinem zerrütteten Ithaka alles in Unordnung. Die Liebhaber seiner Gemahlinn verprassen alle ihr Vermögen, und stehen seinem Sohne Telemach selbst nach dem Leben: bis er endlich in armseliger Gestalt nach Hause kömmt, von etlichen erkannt wird, etliche betrügt, seine Feinde ermordet, und sein Reich wieder in Ordnung bringt. Diese Fabel begreift also das Lob des klugen und standhaften Ulysses in sich; dessen Abwesenheit seinem Reiche so verderblich, dessen Rückkunft aber demselben so vortheilhaft gewesen: wie abermal der Poet im Anfange selbst angezeiget hat, wenn er nach Horazens Uebersetzung, die Muse so anruft:

Dic mihi Musa virum, captæ post tempora Trojæ,
Qui mores hominum multorum vidit & urbes.

6. §.

6. §. Dieſe Odyſſee begreift eine Zeit von neun und funfzig Tagen, oder beynahe zween Monathen in ſich, und dauret alſo etwas länger, als jene; weil der Zorn Achills, als ein Affect, unmöglich ſo lange dauren konnte, als eine Reiſe, nebſt der Wiederherſtellung eines Reiches. Doch iſt die Abſicht des Poeten, nicht nur den Helden zu loben, ſondern eben unter dieſen Erzählungen ſeine moraliſchen Lehren zu verſtecken. Er will den Griechen beybringen: daß die Abweſenheit eines Hausvaters oder Regenten üble Folgen nach ſich ziehe; ſeine Gegenwart aber ſehr erſprießlich ſey. Damit nun dieſe Abweſenheit nicht dem Ulyſſes zum Vorwurfe gereichen könnte: ſo hat er ihn in ſolche Umſtände geſetzt, daß er wider ſeinen Willen abweſend ſeyn muß. Er hatte, als das Haupt ſeiner Armee, vor Troja ziehen müſſen: und als er nach geendigtem Kriege eben zurück wollte, ſo konnte er nicht; weil ihm Neptun zuwider war, und bald Circe, bald Kalypſo, bald der König Antinous ihn aufhielten, daß er nicht nach Hauſe konnte, ſo ſehr ihn auch darnach verlangte. Le Clerc tadelt alſo in ſeinen Gedanken über die Poeſie, die ich in der krit. Beytr. VII. B. überſetzt geliefert, dasjenige am Homer, was ein beſonderes Lob verdienet, daß nämlich Ulyß wider ſeinen Willen abweſend geweſen. Indem aber der Poet theils den Helden, durch die lange Erfahrung zu einer vollkommenen Klugheit gelangen; theils ſeine Penelope und den jungen Telemach ſo viele Proben ihrer Tugend ausſtehen; theils ſowohl Ulyſſens Gefährten, als die Buhler der Königinn, durch ihre eigene Schuld umkommen läßt: ſo wird ſein Gedicht für hohe und niedrige erbaulich; und man kann mit Horazen billig ſagen: Homer ſey ein Scribent,

Qui, quid ſit pulcrum, quid turpe, quid utile, quid non?
Plenius & melius Chryſippo & Crantore dicit.

Lib. I. Ep. 2.

7. §. In Homers Fußtapfen haben zwar unter den Griechen verſchiedene andere treten wollen: ihre Schriften

aber ſind, weil ſie die Kunſt nicht verſtanden haben, alle verlohren gegangen. Ariſtoteles hat uns in ſeiner Dichtkunſt das Andenken etlicher ſolcher Gedichte aufbehalten; indem er ihre Fehler angemerket: da wir ſonſt nichts von ihnen wiſſen würden. Unter andern gedenkt er einer kleinen Ilias, darinn Leſches, ein Lesbier, wie ihn Euſebius nennet, den ganzen trojaniſchen Krieg beſchrieben; und die, ungeachtet dieſes ſo weitläuftigen Vorhabens, doch gegen Homers Gedicht, nur eine kleine Ilias genennet worden. Ohne Zweifel hat es dieſem Verfaſſer an dem rechten Begriffe, von einer guten epiſchen, das iſt, moraliſchallegoriſchen Fabel gefehlt: daher er ſich denn gleich ein gar zu großes Werk unternommen, welches in einem einzigen Gedichte unmöglich nach Würden ausgeführt werden konnte. Er war alſo ein Scriptor Cyclicus geworden, wie Horaz Dichter dieſer Art nennet. Die übrigen Fehler dieſes, und anderer übel gerathenen griechiſchen Heldengedichte, muß man im Ariſtoteles ſelbſt nachſuchen.

8. §. Unter den Römern hat Virgil das Herz gehabt, ſich an die Epopee zu wagen; und die Geſchicklichkeit beſeſſen, dem Homer ſo vernünftig nachzuahmen, daß er ihn in vielen Stücken übertroffen hat. Und dieſes war kein Wunder, da er bereits zu viel feinern und geſittetern Zeiten lebte, da man weit beſſere Begriffe von Göttern, Tugenden und Laſtern, und von allem, was groß, ſchön und ſchätzbar war, hatte. Seine Abſicht mochte wohl geweſen ſeyn, dem Auguſtus, als dem Stifter eines neuen Reichs, die Eigenſchaften eines großen Helden und Regenten vorzubilden; und dadurch die grauſame Gemüthsart ein wenig zu dämpfen, die der Kaiſer in ſeinen erſten Jahren ſpüren ließ. Er nimmt alſo die gemeine Sage der Römer für bekannt an, daß Aeneas nach Italien gekommen ſey, und bauet ſeine ganze Fabel darauf. Dieſen konnte er nunmehr als den Stifter der römiſchen Monarchie vorſtellig machen, und ihn ſo abſchildern, wie er ſelbſt wollte, damit er nur ſeine moraliſche Wahrheit dadurch ausführen könnte: Ein Stif-

ter

ter neuer Reiche müſſe gottesfürchtig, tugendhaft, ſanftmüthig, ſtandhaft und tapfer ſeyn. So hat er uns nun ſeinen Aeneas auf der See, in Sicilien, Africa und in Italien abgebildet. Er iſt faſt überall ein frommer und gnädiger; aber dabey unerſchrockner Held. Die wenigen Einwürfe, die le Clerc dagegen macht, können aus den Opfergebräuchen der Alten beantwortet werden. Turnus iſt gegen ihn ein trotziger Starrkopf; Mezenz aber ein gottloſer ehrvergeſſener Böſewicht zu nennen. Will man alſo die Aeneis ein Lobgedicht des Aeneas nennen: ſo war es doch nur ein erdichteter Aeneas, der mehr zeigte, wie ein Regent ſeyn ſoll; als wie einer wirklich geweſen war. Und dadurch wird eben ſeine Fabel moraliſch und lehrreich: weil Auguſtus und alle übrige Großen der Welt, ihre Pflichten daraus abnehmen konnten.

9. §. Unter den Römern haben ſich noch Lucanus, Statius und Silius in der epiſchen Poeſie verſuchen wollen; aber mit ſehr ungleichem Fortgange: und das zwar wiederum aus Unwiſſenheit der Regeln, die ſie doch in Ariſtotels Poetik und im Homer und Virgil, als ihren Vorgängern, leichtlich hätten finden können. Statius nimmt ſich nicht vor, eine moraliſche Fabel, ſondern einen ganzen Lebenslauf Achills zu beſingen; ohne eine weitere Abſicht, als dieſe: daß er ſeinen Helden durch die Erzählung ſeiner Thaten loben will. Er ſammlet derowegen aus den alten Scribenten alles zuſammen, was vom Achill jemals geſaget worden, und ordnet es nach der Zeitrechnung; beſchreibt es auch in einer ſo ſchwülſtigen Schreibart, daß man erſtaunet, wenn man ſeinen raſſelnden Dunſt gegen Virgils gelindes Feuer hält:

Magnanimum Aeacidam, formidatamque tonanti
Progeniem, & vetitam patrio ſuccedere cœlo,
Diva refer! Quamquam acta viri multum inclyta cantu
Mæonio, ſed plura vacant. Nos ire per omnem,
Sic amor eſt, Heroa velis.

10. §. Es iſt alſo mit dem Inhalte dieſes vermeynten Heldengedichtes eben ſo beſchaffen; als wenn jemand einen Lebenslauf von der Maus ſchreiben wollte, der in den äſopiſchen Fabeln ſo oft gedacht wird. Dieſer könnte auch die Muſe anrufen, ihm alle die Thaten dieſes berühmten Thieres kund zu thun. **Aeſopus** hätte zwar hier und da etwas berühret; **Homer** und **Rollenhagen** hätten desgleichen gethan: aber er hätte Luſt, alles aufs vollſtändigſte zu beſchreiben, und alſo etwas Vollkommeners zu Stande zu bringen. **Le Boſſu** hat eine ſolche lange Kette von Fabeln zuſammen geſetzt, und den Helden derſelben, aus des **Homers** Batrachomyomachie, **Meridarpax** genennet: wie man auf der 80. und folg. S. nachleſen kann. So wenig aber ein ſolch zuſammengeſtümpeltes Werk **Homers** Batrachomyomachie, oder unſerm Froſchmäuſeler, oder nur der geringſten äſopiſchen Fabel vorzuziehen ſeyn würde: eben ſo wenig iſt **Statius** mit ſeiner **Achilleis**, dem **Virgil** oder **Homer** an die Seite zu ſetzen.

11. §. Ein gleiches kann man vom **Lucan** ſagen. Sein pharſaliſcher Krieg iſt eine wahrhafte Hiſtorie, von einer unlängſt vorgefallenen Schlacht, zwiſchen dem **Cäſar** und **Pompejus**. Er erzählt dieſelbe in der gehörigen Zeitordnung, und vertritt alſo die Stelle eines Geſchichtſchreibers, nicht aber eines Poeten. Hier iſt gar keine allgemeine moraliſche Fabel zum Grunde gelegt: folglich iſt auch ſeine **Pharſale** kein Gedicht, ſondern eine in hochtrabenden Verſen beſchriebene Hiſtorie; die zwar in der That viel ſchöne Gedanken in ſich hält, auch zuweilen in einigen Stellen die Natur gut genug nachahmet, z. E. wenn er den **Cato** in den lybiſchen Wüſteneyen von Hammons Orakel reden läßt; allein überhaupt den Namen einer **Epopee** niemals wird behaupten können. Eben das könnte auch vom **Claudian** mit ſeinem Raube der **Proſerpina**, imgleichen von dem **Silius Italicus**, der den puniſchen Krieg in Verſen beſchrieben hat, gewieſen werden; wenn es die Mühe verlohnte, daß man ſich dabey aufhielte. Weit mehr Lob

verdient

verdient ein griechischer Dichter Koluth, der uns den Raub der Helena in einer ganz kleinen Epopee beschrieben hat, welche neulich in Holland neu ans Licht getreten. Da aber diese That mehr verliebt, als ernsthaft ist, so könnte man auch des Musäus Gedicht von Leander und Hero hieher rechnen; welches ein neuerer Poet auf des Musäus Rechnung verfertiget hat.

12. §. Als die römische und griechische Gelehrsamkeit im Occidente, durch die Ueberschwemmungen deutscher Völker ganz ins Vergessen gerathen war, hatte sich zwar die Kenntniß der alten Meisterstücke und ihrer Regeln; aber nicht die Begierde und Fähigkeit zum Dichten verlohren. Die alten deutschen Barden hatten, schon um Cäsars und des Tacitus Zeiten, die Thaten ihrer Helden in Liedern besungen. Als nachmals die Sueven, die Burgunder, die Vandalier, die Gothen, Heruler und Longobarden dem römischen Reiche das Garaus machten, so werden die Dichter dieser Völker nicht gesäumet haben, auch ihre Helden zu preisen. So finden wir im Cassiodor und Jornandes, sonderlich von den Gothen, daß sie dergleichen Sänger und Lieder gehabt: und selbst vom Attila, der sowohl der Gothen als Hunnen König war, und mehr gothisch als hunnisch bey seinem Hofe redete, berichtet der alte Redner Priscus, der in einer Gesandtschaft vom griechischen Kaiser an ihn geschicket gewesen: daß er sich nach der Tafel, von seinen Dichtern, Loblieder auf kriegerische Thaten vorsingen lassen; ja bey seiner Rückkunft, von ganzen Chören singender Mägdchen empfangen worden. Solche Heldenlieder sind es sonder Zweifel gewesen, die der große Karl, nach Eginhards Berichte, gesammlet, und aufbehalten wollen. Nun will ich zwar nicht behaupten, daß diese Lieder, vollkommene Epopeen gewesen, und den homerischen Gedichten an die Seite gesetzet zu werden verdienen: allein sie waren doch Proben von dem heroischen Talente des deutschen Witzes, und Vorbereitungen zu bessern Stücken, die sich in folgenden Zeiten gewiesen haben. Die deutsche Poesie entstund dazumal, auf eben die Art, aus

eigener

eigener Erfindung, wie vormals die griechiſche entſtanden war. Sie hob ſich aus eigenen Kräften, und ohne fremde Beyhülfe allmählich empor: und wie der trojaniſche Krieg beynahe zu allen Heldengedichten der Griechen und Römer den Stoff an die Hand gegeben hatte; alſo hatten die deutſchen Dichter gleichfalls in ihren einheimiſchen Geſchichten ſolche berühmte Thaten gefunden, die ihnen Stoff genug zu Heldenliedern an die Hand gaben.

13. §. Die erſte und älteſte Heldenthat, die ſie beſungen, war des oſtgothiſchen Königs Theodorichs, oder **Dieterichs von Bern**, Eroberung von Italien. Dieſer große Held ward gleichſam der deutſche Achilles; ſo wie Hildebrand ſein Phönix: und um ſeine Zeiten tummelten ſich die älteſten Dichter herum, wenn ſie Heldenthaten ſuchten, oder dichteten. Daher kommen die Gedichte von Kaiſer Otnitten, Wolf Dietrichen, und Hug Dietrichen, vom Roſengarten zu Worms, und dem kleinen Roſengarten, die in dem ſogenannten Heldenbuche enthalten ſind, ja auch vom gehörnten Siegfried, und dergleichen mehreren. Sind ſie gleich nicht alle von gleichem Alter, und überhaupt von weit ſpätern Jahrhunderten: ſo ſtimmen ſie doch in dem obigen überein, daß ſie ihre Heldenzeit um die Zeiten Dietrichs von Bern geſetzet, und nach ſeiner Zeit den gänzlichen Untergang der Rieſen und Helden feſt ſetzen: ſo wie Homer den Helden der trojaniſchen Zeiten mehr Größe und Stärke beylegt, als zu ſeiner Zeit die Menſchen hatten. Der zweyte Tummelplatz der alten Dichter war König **Artus**, oder Arthur, im weſtlichen Britannien, oder Cornwallis, deſſen runde Tafel wiederum zu verſchiedenen Heldengedichten Anlaß und Stoff gegeben. Dahin gehöret das Gedicht von **König Artus** ſelbſt, und das vom Ritter **Triſtrand**, das vom **Titurel**, ja auch die vom **Parcifall**, **Tſchionatulander** und **Anfortas**: die zwar von Provenzaldichtern zuerſt beſchrieben, aber auch ins Deutſche überſetzet worden. In dieſer Art von Heldengeſchichten herrſchet ſchon das verliebte Ritterweſen viel mehr, als in den erſtern. Die dritte Materie hat den Dichtern

Karl

Karl der Große, und sein Neffe, der große Roland, an die Hand gegeben. Denn kaum hatte der falsche Turpin seine Ebentheuer von diesen Helden kund gemachet: so haben sich deutsche und französische Dichter um die Wette bestrebet, ihre Thaten auch in Gedichten zu beschreiben. Bey uns hat das ein Ungenannter in demjenigen Werke schon im XI. Jahrhunderte gethan, welches hernach Striker im XII. erneuert, und Schilter in seinen Thesaurum eingerücket hat. S. meine Abhandlung davon in des Neuen Bücherſ. der schönen Wissenſ. 4. B. a. d. 387. S. Dahin gehört auch das lange Gedicht vom spanischen Feldzuge Karls des Großen, welches gleichfalls Schilter hat eindrucken lassen; nebst dem Siegesliede auf den Sieg über die Normannen, im IX. Jahrhunderte: welches eins von den ältesten Stücken ist, die uns übrig geblieben.

14. §. Endlich ist das vierte fruchtbare Feld poetischer Erfindungen und Heldengedichte, in den Kreuzzügen nach dem gelobten Lande zu suchen gewesen; die damals mit so großem Eifer gegen die Saracenen geführet worden. Alle junge Prinzen, Grafen und Edle seßten sich auf, und zogen auf Ebentheuer aus, schwärmeten etliche Jahre in der Welt herum: und wenn sie eine Weile ihre Lust gebüsset hatten, kamen sie nach Hause, und logen große Plätze von ihren Thaten her. Da hatten sie feurige Drachen, und dort große Riesen erlegt; hier ganze Länder, dort keusche Prinzeßinnen errettet, u. s. w. Die Unverständigen hörten diesen so wohl versuchten Rittersleuten, als neuen Evangelisten zu; und die eine Gabe zum Schreiben hatten, kamen auf die Gedanken, ganze Bücher von solchen wunderlichen Ebentheuren zu verfertigen. Da gieng es nun an ein Schwärmen. Räuber und Mörder, irrende Ritter, ungeheure Riesen, verkleidete Prinzeßinnen, Wüsteneyen, Wälder, Meere, Berge, Mord und Todtschlag, Drachen, Teufel, Erscheinungen, Hexenmeister und Zauberschlösser; das alles, sage ich, kostete ihnen nichts: daher verschwendeten die Herren Poeten diese Zierrathe in ihren Gedichten ohne Maaß und Ziel; und wer seine Fabeln

heln am besten damit ausstaffiren konnte, der war der beste Dichter. Daher haben wir nun eine solche Menge von alten Heldengedichten, vom Herzog Reinfried von Brunswick, Herzog Ernsten von Bayern, Herzog Friedrichen von Schwaben, Herzog Wilhelmen von Oesterreich, Landgraf Ludewigen von Thüringen, Herzog Belianden, dem Grafen von Narbonne, u. a. m. die zwar den wenigsten bekannt sind, aber auf großen Bücherſälen noch stecken; und die ich in meiner Geschichte der deutschen Sprache und Poesie ausführlich beschreiben werde.

15. §. Zu eben dieser Classe müssen wir ein neueres Gedicht rechnen, welches fast alle seine Vorgänger verdrungen und verdunkelt hat: ich meyne den Theuerdank, welchen Melchior Pfinzing, im Anfange des XVI. Jahrhunderts, dem Kaiser Maximilian zu Ehren gemachet hat. Die Ursache ist, weil auch hier ein andächtiger Feldzug wider die Türken vorkömmt, der den alten Rittergeschmack noch verräth. Das sonderbare an demselben ist, daß es allegorische Personen, als den Neidhard, Unfalo, Fürwittig, u. d. gl. in sich hält, welches die alten Heldengedichte niemals gethan hatten. Von den Ausgaben und dem Werthe dieses Werkes gebe ich künftig mehr Nachricht: so lange behelfe man sich mit Herrn Prof. Schwarzens Abhandlung davon de inclito Libro Theuerdanck. Nun folget in eben dem Jahrhunderte des Tasso befreyetes Jerusalem, welches uns zuerst der Oberste Dietrich von dem Werder 1626. und verbessert 1651. vor wenigen Jahren aber Herr Secretair Kopp viel angenehmer übersetzet hat.

16. §. Nichts ist dabey mehr zu bewundern, als daß Tasso den gothischen Geschmack der Ritterbücher, mit den griechischen Regeln eines Heldengedichtes zu verbinden gesuchet. Sein befreytes Jerusalem ist in der That eine Vermischung zweyer so widriger Dinge; und es ist leicht zu begreifen, wie er darauf gefallen ist. Er beschreibt den siegreichen und glücklichen Kreuzzeug des christlichen Heeres im Oriente; das gleichsam ganz und gar aus lauter solchen irrenden Rittern

tern bestund. Da war es nun kein Wunder, daß auch alle die gewöhnlichen Zierrathe der Ritterbücher, kriegerische verkleidete Prinzessinnen, Zauberschlösser, Hexenmeister, Liebesgeschichte und Ebentheuer die Menge darinnen vorkamen. Indessen hat er die Fabel selbst, so ziemlich nach Aristotels Regeln eingerichtet: weil er nichts als die Eroberung Jerusalems zur Haupthandlung hat, und alles, was dazu gehörte, ausführlich erzählet; den klugen und tapfern Gottfried aber zu gleicher Zeit sehr erhebt.

17. §. Nur mit der Morale sieht es ein wenig seltsam aus; und nichts ist wunderlicher, als wenn Tasso selbst in der Vorrede uns erklären will, was seine ganze Fabel für einen allegorischen Verstand habe. Sein ganzes Gedicht soll das menschliche Leben abbilden. Das ganze christliche Kriegsheer bedeutet den Menschen im männlichen Alter; und zwar die Heerführer die Seele, und die Soldaten den Leib. Die Stadt Jerusalem, die zwischen Bergen und Felsen liegt, und die so schwer zu erobern ist, soll die bürgerliche Glückseligkeit bedeuten, die auf dem hohen Gipfel der Tugend erstlich zu erlangen steht. Gottfried, der oberste Befehlshaber des Heeres, stellet den Verstand des Menschen vor. Rinaldo und Tancredo bedeuten die untern Seelenkräfte. Die Uneinigkeiten unter den andern Helden bedeuten den Streit zwischen den Begierden des Menschen: die Hexenmeister, Ismeno und Armida, die Versuchungen des Teufels, u. s. w. Solche Geheimnisse hätte nun wohl kein Mensch in dem befreyten Jerusalem gesuchet, wenn sie uns der Poet nicht selbst erkläret hätte. Das Wunderlichste dabey ist, daß der Poet sein Gedicht schon fertig gehabt, als er an diese künstliche Allegorie gedacht; und daß er sie also mehr hineingezwungen, als das Gedicht ihr zu gefallen gemacht hat. Allein, da dieses ein Ueberrest des übeln Geschmacks ist, der zu seiner Zeit unter vielen noch herrschete: so wollen wir diesen Fehler am Tasso übersehen; zumal da seine Vorrede gerade das allerschlechteste ist, was bey seinem ganzen Gedichte vorkömmt.

18. §. Meine Absicht und der Raum leiden es nicht, von den portugiesischen und spanischen Heldengedichten zu handeln. **Voltaire** hat dem **Camoens** die Ehre gethan, seine Lusiade, und dem **Alonzo**, seine Araucana unter die Zahl der Heldengedichte zu zählen. Allein nach unserer Beschreibung und den Regeln der Kunstrichter schickt sich dieser Namen für ihre Werke nicht: denn sie sind nur poetisch abgefaßte Historien; aber keine epische Fabeln, die unter den Allegorien einer Handlung moralische Wahrheiten lehren. **Voltaire** hat es indessen für gut befunden, zum Heldengedichte weiter nichts, als die poetische Erzählung einer merkwürdigen That oder Handlung zu erfodern: das übrige möchte aussehen, wie es wollte. Vermuthlich hat ihn seine **Henriade** dazu verleitet, die er allem Ansehen nach eher geschrieben; als er die Regeln des Heldengedichtes recht inne gehabt. Denn sie ist auch nur die Erzählung einer wahren Historie, mit einigen darzu gedichteten und untermischten Fabeln. Wäre aber dieses zu einer **Epopee** genug, so sehe ich nicht, warum wir Deutschen nicht auch schon an **Bergonens** und **Aretcen** Liebes- und Heldengeschichten, dergleichen aufzuweisen hätten; welche ein preußischer Edelmann, Otto Friedrich von **der Gröben**, im 1700. Jahre in einem starken Quartbande herausgegeben. Dieses lange Gedicht beschreibt des Verfassers eigene Reise ins gelobte Land: so wie **Alonzo** seinen eigenen Feldzug wider ein amerikanisches Volk besungen hat. Es sind Fabeln genug darzwischen gedichtet, indem seine **Aretee** und ihr Bruder **Sfortunian**, dadurch er allegorisch die Tugend und das Unglück anzeigen wollen, eine sehr artige Verwirrung in der Geschichte machen. Und ich könnte dergestalt meinem Vaterlande die Ehre beylegen, daß es den ersten epischen Dichter in Deutschland hervorgebracht hätte: wenn es nicht vernünftiger wäre, bey den Regeln und Mustern der Alten zu bleiben.

19. §. Ich muß noch von einigen andern epischen Gedichten Nachricht geben, die in einige Betrachtung gekommen sind. **Trissino** hat vorm **Tasso** noch, das von den Gothen befrey-

befreyte Italien, in reimlosen Versen besungen. Weil er aber den damals herrschenden Geschmack der Ritterbücher verlassen, um dem Homer und Virgil zu folgen: so hat er nicht viel Beyfall gefunden. Ich besitze die Auflage seiner Werke, die 1729. in Fol. zu Verona herausgekommen. Ariost schickte sich in seinem rasenden Roland besser in seine Landsleute; und machte ein wirkliches Ritterbuch, voller Hexenmährchen in Versen: daher fand er auch einen erstaunenden Beyfall. Wir haben ihn fast vor hundert Jahren auch im Deutschen zu lesen bekommen. Marino folgte ihm theils in seinem Adonis, theils in seinem Kindermorde, den uns Brockes mit recht marinischem Geiste übersetzet hat. Allein zugeschweigen, daß dieß tyrannische Blutbad nicht verdienete, zum Stoffe einer Epopee erwählet zu werden: so hat er auch eine sehr schwülstige und verderbte Schreibart darinnen gebrauchet; die selbst unter den neuern Wälschen zum Spotte gediehen, wenn sie von dem Gusto Marinesco reden. Durch diese Muster wurde der brittische Milton verführet, der zu Cromwels Zeiten das verlohrne Paradies besang, als er schon blind geworden war. Hierinnen ist nun der Teufel sein Held, der den unschuldig erschaffenen Menschen, aller dagegen gemachten Anstalten ungeachtet, verführet, und seinem Schöpfer entreißt. Die ganze Erfindung ist also höchst fehlerhaft, zugeschweigen, daß es entsetzlich ist, den Sieg einer boshaften Creatur über ihren Schöpfer zu besingen. Dabey machet er nun die abscheulichsten Beschreibungen von Sünde, Teufel, Tod und Hölle; darinn er gewiß den Marino wie an garstigen Bildern, also auch in Widersprüchen noch übertrifft; und brauchet durchgehends eine Schreibart, die den wildesten Witz, und die unordentlichste Einbildungskraft verräth. Alles dieses machte nun, daß England sein Werk nichts achtete: bis der Lord Roscommon, und Addison, aus bloßem Ehrgeize, in ihrer Nation auch ein episches Gedicht zu haben, ihn ihren Landsleuten anzupreisen anfiengen; und es so weit brachten, daß man ihn zu lesen, und nach und nach gewohnt zu wer-

den anfieng; ja endlich so verblendet ward, daß man auch Schönheiten darinn zu sehen glaubte. Schon im vorigen Jahrhunderte hat uns von Bergen eine Uebersetzung davon in eben solchen fünffüßigen holprichten, und ungereimten Jamben geliefert, als das Original hat; daraus man sich die ganze Art und Unart der Urschrift vorstellen kann. Vor einiger Zeit haben wir eine zürcherische Dollmetschung in ungebundner Rede davon bekommen, die sehr rauh und wilde klingt, und doch das Original nicht überall ausdrücket. Im Französischen hat man gleichfalls schon vor zwanzig und mehr Jahren dergleichen gehabt; und vor weniger Zeit hat die Frau du Bocage, einen kurzen weit erträglichern Auszug in Versen davon ans Licht gestellet. Siehe den I. B. der kritischen Beyträge, und im I. B. der Belustigungen des Verst. und W. das 1. St. des deutschen Dichterkrieges.

20. §. In Deutschland hatte uns von Hohberg schon im vorigen Jahrhunderte den habspurgischen Orobert, und die geraubte Proserpina geliefert, die aber schlecht gerathen waren. Postel unternahm hernach den sächsischen Wittekind in einer Epopee zu besingen, starb aber darüber: und Herr Hofrath Weichmann gab uns die erste Hälfte davon, in der besten Absicht von der Welt heraus. Endlich ist mitten in diesem Jahrhunderte die Zeit erschienen, daß wir auch auf einmal eine ganze Menge von Heldengedichten, wo man sie anders also nennen darf, bekommen haben. Denn nicht zu gedenken, daß der sel. Prof. Schlegel zu Soroe in Dännemark, auf Herzog Heinrich den Löwen eins angefangen hatte, davon er mir schon vormals etliche Bücher zu lesen gegeben; so haben wir von dem Freyherrn von Schönaich nur itzo eine vollständige und überaus wohlgerathene Epopee bekommen; womit er den großen deutschen Helden, Hermann, besungen hat. Ich darf mich hier nicht weitläuftiger davon erklären, da ich es bereits in der Vorrede dazu gethan habe. Die andern, so wir bisher stückweise zu sehen bekommen haben, sind theils mit Chapelains Pucelle, theils mit dem Milton in eine Classe zu setzen. Das erste versteht

sich

ſich von Königs Auguſt im Lager, davon zu allem Glücke nicht mehr als ein Geſang fertig geworden: weil die entſetzlichen Verſe kein Menſch leſen mochte. Und doch hatte der Dichter das Glück jenes Chörilus, daß er ſehr königlich dafür belohnet wurde. Das zweyte iſt der ſogenannte Meſſias, davon wir erſt den vierten Theil haben; und von dem man ſchwerlich das Ende erleben wird. Es hat viel Künſte gekoſtet, den erſten Büchern deſſelbigen einigen Abgang zu verſchaffen: aber es ſcheint, daß das alles nicht zureichend ſeyn wird, ein Gedicht zu erhalten, das außer den heiligen Wahrheiten, die es doch mit ſo vielen Fabeln verſtellet, wenig ſchätzbares hat, wodurch es ſich den Beyfall der Kenner erwerben könnte. Von dieſen nämlich hat es noch keinen gewonnen, und ſelbſt des erkauften Lobredners Beyfall noch nicht bekommen. Den Noah und Jakob mag ich nicht einmal erwähnen, weil beyde ſchon in der Erfindung ſelbſt zu unrichtig ſind, als daß ſie Heldengedichte heißen könnten.

21. §. Es iſt Zeit, von dem hiſtoriſchkritiſchen Theile dieſes Hauptſtückes auf den dogmatiſchen zu kommen, und demjenigen, der die innere Einrichtung der alten Heldengedichte recht einſehen, oder gar ſelbſt ein neues verfertigen will, einige Anleitung dazu zu geben. Was Vollkommenes aber läßt ſich von einem ſo großen Werke in wenigen Blättern nicht ſagen. Man muß Ariſtotels Poetik mit Daciers Noten, und den Pater le Boſſu (du Poeme Epique) ſelbſt leſen, wenn man alles ausführlich wiſſen will. Ich werde mich begnügen, nur einen kurzen Auszug aus ihren Büchern zu machen.

22. §. Was eine epiſche Fabel ſey, das iſt in dem vierten Hauptſtücke des erſten Theils dieſer Dichtkunſt allbereit gewieſen, und bisher unvermerkt wiederholet worden. Ein Heldengedicht überhaupt iſt die poetiſche Nachahmung einer berühmten Handlung, die ſo wichtig iſt, daß ſie ein ganzes Volk, ja wo möglich, mehr als eins angeht, in einer wohlklingenden poetiſchen Schreibart, darinn der Verfaſſer theils

ſelbſt erzählet, was vorgegangen; theils aber ſeine Helden, ſo oft es ſich thun läßt, ſelbſt redend einführet, in der Abſicht, dem Leſer eine wichtige moraliſche Wahrheit auf eine angenehme und lehrreiche Art einzuprägen. Daß es nun mit den drey obgedachten Heldengedichten der Alten dieſe Bewandniß habe, das iſt aus dem obigen ſchon abzunehmen: ich will alſo nur ſtückweiſe diejenigen Hauptpuncte durchgehen, die bey einem Heldengedichte zu beobachten ſind. Es ſind deren ſechſe: I. die Fabel, II. die Handlung, III. die Erzählung, IV. die Gemüthsbeſchaffenheit der Perſonen, V. die Maſchinen, oder der Beyſtand der Gottheiten, VI. die Gedanken, nebſt der Schreibart.

23. §. Was die Fabel anlangt, ſo wiſſen wir bereits, daß ſelbige anfangs ganz allein erdacht werden muß, um eine moraliſche Wahrheit zu erläutern. Z. E. ich wollte lehren, die Uneinigkeit ſey ſehr ſchädlich. Dieſes auszuführen, dichte ich, daß etliche Perſonen ſich mit einander verbunden gehabt, ein gemeinſchaftliches Gut zu ſuchen; wegen einer vorgefallenen Mishälligkeit aber hätten ſie ſich getrennet, und ſich alſo ihrem Feinde ſelbſt in die Hände geliefert, der ſie einzeln gar leichtlich zu Grunde zu richten vermocht. Dieſes iſt die allgemeine Fabel, die der Natur nachahmet, allegoriſch iſt, und eine moraliſche Wahrheit in ſich ſchließt. Homer, der ein Heldengedicht daraus zu machen willens war, that nichts mehr dabey, als daß er den Perſonen Namen gab, und zwar ſolche, die in Griechenland berühmt waren, und das ganze Land aufmerkſam machen konnten. Denn er wollte nicht, wie ein Philoſoph, in der Schule, von Tugenden und Laſtern predigen; ſondern ſeinem ganzen Vaterlande, allen ſeinen Mitbürgern, ein nützliches Buch in die Hände geben, daraus ſie ſpielend die Kunſt lernen könnten, ihre gemeinſchaftliche Wohlfahrt zu befördern. Die kleinen griechiſchen Staaten waren ſehr uneins; und das rieb ſie auf. Die nackte Wahrheit dorfte er ihnen nicht ſagen, oder es würde nicht viel geholfen haben, weil es wenige würden geleſen haben: darum verkleidete er ſie in eine Fabel, die allen

ange-

angenehm seyn konnte. Der trojanische Krieg war noch in frischem Andenken, und hier fand er einen Agamemnon und Achilles, die miteinander uneins geworden: es sey nun, daß der Ruf solches bis auf seine Zeiten gebracht; oder, daß er es nur wahrscheinlicher Weise erdichtet hat. Er hebt an:

Singe mir, Göttinn! ein Lied vom Zorne des Helden Achilles,
Welcher der griechischen Macht, so verderblich und schädlich geworden,
Und so viel Helden ins Reich des höllischen Pluto gestürzet.
Aber sie selbst den Hunden und Vögeln zur Speise gegeben.
So geschah Jupiters Rath, seit dem Agamemnon, der König,
Sich mit Achillen entzweyt ꝛc.

24. §. Um nun diese Wahrheit, als seine Absicht, recht begreiflich zu machen, mußte er zeigen, daß alles vorgefallene Unglück aus der Zwietracht entstanden wäre. Dieses gieng nicht besser an, als wenn er alle griechische Bundsgenossen anfänglich in der Zertrennung, als unglücklich; hernach aber in der Vereinigung als glücklich, und sieghaft vorstellete. Dieses thut er nun, indem er erzählet, daß die Griechen, in Abwesenheit des erzürnten Achilles, allezeit mit Verluste von den Trojanern zurück geschlagen worden; nach der Versöhnung dieses Helden aber, große Vortheile über ihre belagerte Feinde befochten hätten. Aber auch das war noch nicht genug. Er mußte uns auch die Ursachen der Uneinigkeit, und die Ursachen der erfolgten Aussöhnung, auf eine verständliche und wahrscheinliche Art entdecken, und also seine Fabel ganz und vollständig machen. Daher erzählet er, wie der Zorn Achills über einer schönen Sklavinn entstanden sey, die ihm Agamemnon mit Gewalt nehmen lassen: und wie endlich der Tod des Patroklus, den erzürnten Helden wieder bewogen habe, sich mit den Seinigen zu vereinigen, und dieses Blut seines Freundes an dem Hektor zu rächen. Nunmehr fehlet im Anfange nur die Ursache, warum doch Agamemnon den Achilles auf eine so empfindliche Art beleidiget? Er hatte nämlich die schöne Tochter des Priesters Apollons, die ihm zu Theile geworden war, zurück geben

müssen, weil die Pest im Lager auf keine andere Art zu stillen war; und darauf er keine andere Beyschläferinn haben gewollt, als die dem Achilles zugehörete; weil dieser auf die Wiedergebung der Chryseis am heftigsten gedrungen hatte.

25. §. Das heißt nun eine vollständige oder ganze Fabel machen, die ihren Anfang, ihr Mittel und ihr Ende hat; so daß nichts daran fehlet. Es ist aber auch nichts Ueberflüßiges darinn. Homer hat nicht den Anfang des trojanischen Krieges, vielweniger die Entführung der Helena, und noch vielweniger die Geburt dieser Prinzeßinn aus den Eyern der Leda erzählet: weswegen ihn Horaz mit Grunde gelobet hat. Dieses alles gehörte nicht zum Zorne Achills; ob es gleich auch vorhergegangen war, und zum voraus gesetzt werden mußte. Der Poet sieht diese Begebenheiten für was bekanntes an, wobey er sich nicht aufzuhalten Ursache hat, und geht auf seinen Zweck zu. Nichts destoweniger hat er nicht unterlassen, seine Hauptfabel mit verschiedenen kleinen Zwischenfabeln zu verlängern; die aber auch zum Verstande der hauptsächlichen nöthig waren. Alle diese haben wiederum ihre besondere Nutzbarkeit, weil sie neue moralische Wahrheiten in sich fassen; und dadurch den Leser unterrichten. Z. E. Wenn Patroklus die Rüstung des Achilles anzieht, und seine Waffen ergreift: so fliehen die Trojaner schon vor ihm; weil sie glauben, es sey der rechte Achilles. Patroklus sollte damit zufrieden gewesen seyn; allein, er dringet gar zu scharf auf den Hektor ein, und nöthiget also denselben, es gewahr zu werden, daß er nicht der wahrhafte Achilles sey: bis er endlich gar das Leben darüber verlieret, und also die Strafe seines Trotzes empfindet.

26. §. Die Fabeln der Heldengedichte werden in pathetische und moralische eingetheilet. In jenen herrschet ein Affect, wie in der Ilias, und also können sie nicht so lange dauren. In der andern geht alles ruhiger her, also mögen sie auch etwas länger währen, wie die Odyssee und Aeneis. Denn die Dauer einer epischen Fabel hat keine so genau abgemes-

gemeſſene Zeit, als das Trauerſpiel. Das macht, ſie iſt nur eine Erzählung, und wird nicht vorgeſtellet, ſondern geleſen; welches alles in Schauſpielen weit anders iſt. Sonſt werden ſie auch in gemeine und verworrene getheilet. Von jenen giebt wiederum die Ilias ein Exempel, wo alles ohne Verſtellung und Entdeckung der Perſonen vorgeht; die Zwiſchenfabel vom Patroklus ausgenommen. Aber von einer Verwirrung giebt wiederum die Odyſſee ein Exempel, wo nicht nur eine Verſtellung mit dem Ulyſſes geſchieht; ſondern auch ein Glückswechſel ſowohl mit dem Ulyſſes, als mit den Freyern ſeiner Gemahlinn vorgeht, indem ſeine Entdeckung zu gleicher Zeit geſchieht, als man ihm den Bogen zu ſpannen giebt, und ein gewiſſes Merkmaal an ihm findet, daß er Ulyſſes ſey. Doch hiervon muß in dem Hauptſtücke von der Tragödie weitläuftiger gehandelt werden. Nach dieſen Muſtern nun muß ein jeder Poet, der ein Heldengedicht machen will, ſeine Fabel auch einrichten: das iſt, er muß Wahrheit und Gedichte, Philoſophie und Poeſie, Nutzen und Luſt mit einander zu vermiſchen wiſſen.

27. §. Zweytens müſſen wir auch die Materie eines Heldengedichts, das iſt, die Handlung betrachten. Die Morale iſt nur die Abſicht des Poeten, die er ſeinen Leſer errathen läßt: das, was er deutlich heraus ſaget, iſt die Heldenthat, die er hat loben wollen: z. E. des Achilles Rache, des Ulyſſes Rückkunft, des Aeneas Ankunft in Italien. Ariſtoteles ſagt ausdrücklich, es ſey Μιμησις πραξεως, eine Nachahmung einer Handlung, und Horaz ſpricht:

Res geſtæ, Regumque Ducumque & triſtia bella,
Quo ſcribi poſſent numero, monſtravit Homerus.

Eine Handlung ſetzt allezeit jemanden voraus, der ſie verrichtet; und das ſind hier ausdrücklich die Großen der Welt, Könige und Fürſten, Helden und Kriegsoberſten; ein Achilles und Agamemnon, ein Ulyſſes und Aeneas. Nach der obigen Regel, muß der Poet ſeine Handlung eher wiſſen, als den, der ſie gethan: denn jene muß vorher ausgedacht,

30. §. Solche Kleinigkeiten nun, die von ohngefähr in einem Heldengedichte berühret werden, sind nicht die Materie eines Heldengedichtes selbst; sondern nur Nebendinge: die aber sehr genau mit etwas nothwendigem zusammen hängen, so, daß aus dem einen das andere nothwendig erfolgen muß. Ganz anders ist es mit den Zwischenfabeln beschaffen: diese müssen zwar mit der Hauptsache auch zusammen hängen, aber nicht so nothwendiger Weise. Der Poet hätte sie auch auslassen, und andere an die Stelle setzen können. Z. E. die Fabeln von der Circe und Kalypso in der Odyssee, hängen sehr wohl mit dem ganzen Gedichte zusammen; aber sie waren beyde nicht unentbehrlich. Ueberhaupt mußte zwar Ulysses, in seiner Abwesenheit von Hause irgendwo seyn: aber deswegen nicht eben bey der Circe. Voltaire hat in seiner Henriade ein solch Episodium gemacht, als er Heinrich den IV. nach England reisen läßt. Und im Virgil ist die ganze Geschichte von der Dido für nichts anders anzusehen. Aber wie schon sonst gedacht worden, so ist dieses eine fehlerhafte Zwischenfabel: weil es so unmöglich ist, daß diese beyde Personen einander hätten sprechen können; als wenn Voltaire Heinrich den IV. die Königinn Anna hätte besuchen lassen, die damals noch nicht gebohren war. Weit schöner ist im Hermann, der Besuch des Helden bey der Velleda, als einer Prophetinn. Denn ungeachtet dieselbe noch zu des Tacitus Zeiten vorhanden war: so hat sie doch auch in den letzten Jahren Kaisers Augusts schon im Ansehen seyn können, gesetzt, daß sie nur 70. oder 80. Jahre alt geworden. Was von dem Knoten einer Fabel, und zwar theils von der Verwickelung, theils von der Auflösung desselben zu sagen ist, das erspare ich ins folgende Hauptstück von Tragödien: weil es sich daselbst bequemer wird abhandeln lassen; ungeachtet es auch in den Heldengedichten, eben so wohl als dort, statt findet.

31. §. Das dritte, was wir an einem Heldengedichte zu betrachten haben, ist die Erzählung, oder die Art, wie der Poet seine Fabel vorträgt. Eigentlich besteht das Wesen

eines

eines epiſchen Gedichtes hierinn; ja vom Erzählen hat es den Namen epiſch bekommen. Man kann aber vergangene Sachen auf zweyerley Art zu verſtehen geben. Einmal erzählet man ſchlechterdings mit eigenen Worten, was dieſer und jener gethan oder geſaget; und begnüget ſich, alles der Wahrheit gemäß, ordentlich, deutlich und zierlich vorzutragen. Und ſo machen es die Hiſtorienſchreiber. Die Poeſie aber iſt mit dieſer einfältigen Erzählung nicht zufrieden. Man weis, daß eine gar zu einträchtige Rede endlich die Leute einſchläfert: daher ſuchet ſie ihren Vortrag lebhafter zu machen, und die Einbildung ihrer Leſer zu erhitzen. Sie weckt derowegen die Verſtorbenen gleichſam auf; ſie malt ſie ſo deutlich ab, als wenn ſie uns noch vor Augen ſtünden; ja läßt ſie reden und handeln, wie ſie bey ihrem Leben würden gethan haben. Dieſes iſt nun die dramatiſche Art zu erzählen, die ſonderlich in epiſchen Gedichten ſtatt findet. Man ſehe, was **Plato** im dritten Buche von der Republik, den **Sokrates** davon hat ſagen laſſen: denn dieſer hat **Homers** Kunſt in ſeinem Erzählen vollkommen eingeſehen. Sie heißen aber gleichwohl epiſche Gedichte, ob ſie der Poet gleich ſo dramatiſch, das iſt, ſo wirkſam machet, als es ihm möglich iſt: weil doch allezeit der Poet darzwiſchen erzählet, und nur zuweilen an die Stelle ſeiner Perſonen tritt, und in ihrem Namen alles ſagt. Und dadurch wird eben das epiſche Gedicht vom dramatiſchen unterſchieden, als wo der Poet in ſeinem eigenen Namen gar nichts ſagt; ſondern alles von den aufgeführten Perſonen reden und handeln läßt.

32. §. Ehe aber der Poet ſeine Erzählungen anfängt, gehen einige Stücke vorher, die man folglich auch muß kennen lernen. Das erſte iſt der **Namen** des Gedichtes; das andre der **Vortrag** ſeines Hauptſatzes, davon es handeln ſoll; das dritte aber die **Anruffung**. Einige möchten zwar noch die **Zueignung** des Gedichtes an einen Mäcenaten zum vierten Stücke machen wollen: weil etwa **Boileau** in ſeinem Pulte, **Taſſo** in ſeinem Gottfried, und ſelbſt **Virgil** in ſeinen Büchern vom Feldbaue dergleichen gethan. Allein

Homer

Homer hat dergleichen nicht gemacht, Virgil in ſeiner Aeneis auch nicht: und alſo iſt dieſes kein unentbehrliches Stück eines Heldengedichtes. Ein Dichter kann es damit halten, wie er will. Wir wollen jene drey nach der Ordnung betrachten.

33. §. Weil das Heldengedicht eine Fabel iſt; ſo taufet es ein Poet nicht anders, als Aeſopus die Seinigen getaufet hat. Er nennet ſie aber allezeit nach dem Namen der Thiere, die darinn vorkommen: z. E. der Wolf und das Schaaf; die Stadtmaus und Feldmaus u. d. gl. Eben ſo machte es Homer mit ſeiner Odyſſee, und Virgil mit ſeiner Aeneis. Jene hat vom Ulyſſes, und dieſe vom Aeneas ihren Namen: der Unterſcheid beſteht nur darinn, daß dort zwey, auch wohl gar drey Namen, das iſt, alle darinn vorkommende Perſonen genennet werden; hier aber nur eine einzige, und zwar die hauptſächlichſte genennet wird. Das geht aber nicht anders an, weil dort ſo wenige, hierinn aber ſo viele vorkommen: die man unmöglich alle nennen könnte. Hat aber Homer ſeine Ilias nicht eine Achilleis, von der Hauptperſon, ſondern eine Ilias von dem Orte genennt: ſo iſt ſonder Zweifel dieſes die Urſache, weil Achilles faſt in dem ganzen Gedichte müßig iſt; und alſo von ihm ſehr wenig zu erzählen vorfällt. Es ſind aber neben ihm der Helden, die ihm an Würde noch überlegen ſind, und denen er von rechtswegen gehorchen ſollte, ſo viele, daß man ihn faſt darunter verlieren könnte. Nach ſeiner Ausſöhnung wird er allererſt wirkſam und thätig; da aber das Gedicht bald zum Ende iſt. Homer hat alſo mit Recht ein Bedenken getragen, den Namen eines Helden über ſein Gedicht zu ſetzen, von dem am wenigſten darinn vorkömmt, und von dem nicht viel erzählet werden konnte: weil er nur deſſen Zorn und Enthaltung vom Streite, nicht aber ſeine Tapferkeit beſingen wollte. Taſſo iſt dem erſtern Exempel gefolget, weil er ſein Gedicht nach dem Heerführer der Chriſten, Gottfried von Bouillon, Gottfried nennt. Volcaire hat es auch ſo gemacht: denn da die erſte Auflage la Ligue hieß, ſo hat er die andere lieber Henriade nennen wollen. Der

Pucel-

Pucelle d'Orleans, und unſers Otroberts, Wittekinds und Hermanns voritzo nicht zu gedenken.

34. §. Der Vortrag iſt nichts anders, als eine kurzgefaßte Anzeigung von demjenigen, was der Poet zu erzählen willens iſt. Da nun die Handlung der Fabel dasjenige iſt, was die Materie oder den Inhalt des Gedichtes ausmacht; ſo muß er auch dieſelbe namhaft machen. So machts Homer: er ſagt: ich beſinge den Zorn Achills, der ſo verderblich für die Griechen geweſen. Nun ſcheint zwar der Zorn keine Handlung, ſondern eine Leidenſchaft geweſen zu ſeyn: allein Achilles zürnte aus Rachgier; weil er wohl wußte, daß man ohne ihn nichts ausrichten würde. Und alſo war ſeine Leidenſchaft ſo thätig und wirkſam, als die eifrigſte Handlung. In der Odyſſee ſagt der Poet zwar, er wolle von einem Manne ſingen: allein er ſetzt gleich hinzu, daß es ein ſolcher ſey, der ſehr viel erlitten habe, als er in ſein Land zurücke kehren wollen. Virgil hat es nicht viel anders gemacht, und alſo darf man ſich dabey nicht aufhalten. Man merke nur, daß dieſer Vortrag auf keine praleriſche und hochtrabende Art geſchehen muß. Horaz verbiethet ſolches ausdrücklich, indem er des Mävius Beyſpiel zum Abſcheu vorſtellet:

Nec ſic incipies, ut ſcriptor cyclicus olim:
Fortunam Priami cantabo et nobile bellum!
Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu?
Parturiunt montes, naſcetur ridiculus mus.

Er lobt dagegen den Homer, daß er ſeinen Vortrag in der Odyſſee ſo beſcheiden gemacht, als es möglich geweſen. Lucan iſt in dieſem Stücke auch zu tadeln, weil er einen überaus ſchwülſtigen Anfang zu ſeiner Pharſale gemacht hat. Und was würde Horaz geſagt haben, wenn er des Statius Achilleis hätte leſen ſollen, deren Anfang ſchon im vorigen angeführet worden? Virgil hergegen iſt in Homers Fußtapfen getreten, und hat kein ſo großes Geſchrey gemacht. Unſer Hermann hebt gleichfalls gut an.

35. §.

35. §. Nun folgt endlich die Anrufung der Musen, oder sonst einer Gottheit. Homer hat dieselbe gleich mit seinem Vortrage vermischet, Virgil aber besonders gemacht. Jener saget nicht, daß er die Thaten seiner Helden erzählen wolle; sondern er bittet die Muse, solches zu thun. Dieser verspricht es zwar für sich zu thun, bittet aber die Musen bald, ihn solches zu lehren. Dem sey nun, wie ihm wolle, die Anrufung muß nicht vergessen werden: weil in einem solchen Gedichte Dinge vorkommen, die der Dichter wahrscheinlicher Weise, ohne die Eingebung einer Gottheit, nicht wissen könnte. Er setzt sich auch dergestalt durch seine Gottesfurcht bey seinem Leser in ein gutes Ansehen; ja er bringt ihn in eine Verwunderung, und macht ihn begierig, dergleichen hohe Sachen zu vernehmen. Was für Fehler hiebey pflegen begangen zu werden, das ist im fünften Hauptstücke des ersten Theils schon ausführlich erinnert worden: daselbst kann man es nachschlagen. Am besten ist es, wenn christliche Dichter keine heidnische Götter anrufen, als die heute zu Tage niemand glaubet oder ehret. Ich eile zur Erzählung selbst.

36. §. Diese ist der eigentliche Körper des ganzen Gedichtes; und muß also ganz besondere Eigenschaften haben. Fürs erste muß die Erzählung einer epischen Fabel angenehm seyn: denn sie muß gleichsam den Zucker abgeben, der die vorkommenden Wahrheiten versüßet. Wir wissen, daß alles angenehm ist, was gewisse Schönheiten an sich hat: folglich muß die Erzählung eines Heldengedichtes alle Schönheiten der poetischen Schreibart in sich haben, davon im ersten Theile schon gehandelt worden. Es können aber auch die Personen und Sachen angenehm seyn, von welchen man etwas erzählet. Jene gefallen uns alsdann, wann sie gewisse wohlgetroffene Charactere haben, und so zu reden leben. Ja nicht nur die wirklichen Menschen und geistliche Wesen, alles muß in einem Heldengedichte Sitten haben, sagt Aristoteles; das ist, es muß eine gewisse Gemüthsart zeigen. Homer macht also die Winde rasend, die Pfeile blutdürstig,

und die See zornig. Der Poet macht es wie die Maler, die ihren Figuren dadurch ein großes Leben zu ertheilen wissen. Die Sachen endlich an sich müssen wunderbar und merkwürdig seyn; davon ebenfalls schon im fünften Hauptstücke gehandelt worden. Eine Erzählung, der alle diese Stücke fehlen, ist kalt und verdrüßlich. II. Muß die Erzählung wahrscheinlich seyn. Oft ist die Wahrheit selbst unwahrscheinlich; und oft ist hergegen die Unwahrheit, ja selbst das Unmögliche sehr wahrscheinlich. Der Poet aber will mit seiner Fabel Glauben finden: also muß er lieber wahrscheinliche Dinge erzählen, gesetzt, daß sie nicht wahr wären; als die Wahrheit sagen, wenn man sie nicht glauben würde. Doch auch davon habe ich schon im sechsten Hauptstücke gehandelt. III. Muß die poetische Erzählung wunderbar seyn. Die allergemeinsten Sachen sind insgemein die wahrscheinlichsten: allein diese erwecken keine Bewunderung: das Außerordentliche und Ungewöhnliche thut es weit besser. Das Unmögliche hingegen, oder was wir zum wenigsten allezeit dafür gehalten haben, kann solches gar nicht thun; man mag es uns so schön erzählen, wie man will. Es ist also eine große Kunst, das Wahrscheinliche mit dem Wunderbaren geschickt zu verbinden. IV. Muß die epische Erzählung auch beweglich seyn. Eine schläfrige Historie hat keine Anmuth: die lebhafte Schreibart des Poeten, voller Figuren und Affecten, bezaubert und entzücket den Leser dergestalt; daß Horaz die Poeten, welche diese Kunst verstehen, mit den Hexenmeistern vergleicht, die ihn erschrecken, besänftigen, und aufbringen können. Und in der That wollen die menschlichen Affecten ohne Unterlaß gerühret seyn: denn eine angenehme Unruhe ist besser, als eine gar zu einträchtige Stille, worinnen nichts veränderliches vorkömmt. Ferner muß V. die Erzählung auch dramatisch oder wirksam seyn; das ist, es müssen viel redende Personen eingeführt werden. So oft es dem Poeten möglich ist, muß er einen andern seine Rolle spielen lassen; und sich dadurch der Tragödie, so viel als ihm möglich ist, zu nähern suchen: wie

dieses abermal Plato in der oben angezogenen Stelle sehr schön angemerket hat. VI. Endlich muß die Erzählung des Dichters, durch keine Vernunftschlüsse, und zufällige Betrachtungen unterbrochen werden. Es ist ein großer Fehler im Lucan, Ariost und Milton, daß sie unaufhörlich von sich selbst schwatzen, und ganze Seiten lange Gedanken mit einschalten, die niemand von ihnen zu wissen verlanget. Homer und Virgil thun dieses nicht. Sie erzählen in einem fort, und wenn sie ja einmal eine Betrachtung mit einschalten, so geschieht es gemeiniglich nur in einer Zeile. Zum Exempel:

Tantæne animis cæleſtibus iræ!

37. §. Es darf aber der Poet in seinen Erzählungen nicht immer der Zeitordnung folgen; sondern auch zuweilen mitten in einer Begebenheit etwas nachholen, was lange zuvor geschehen ist: wie es Homer sehr oft, und Virgil mit der Eroberung der Stadt Troja gemacht hat. Auch in unserm Hermann erzählt der Held beym Könige Marbod, was er in Rom, und bey dem Heere des Drusus gemachet; auch warum er vom Varus abgetreten. Die Länge der Erzählung in einem Heldengedichte kann nicht größer seyn, als ein halbes Jahr. Homers Ilias dauret nicht länger, als 47 Tage, wie Aristoteles selbst angemerket hat. Seine Odyssee währet nur 58 Tage, wie der Pater le Bossü solches nachgezählet hat: und also bedörfen beyde Gedichte noch nicht einmal zween Monate zu ihrer Dauer. Vom Virgil hat man sonst gemeiniglich dafür gehalten, sein Gedicht dauerte ein Jahr und etliche Monate. Allein eben dieser geschickte Kunstrichter hat es sehr wahrscheinlich erwiesen: daß auch die Aeneis nur einen Sommer und einen Herbst in sich begreift; in welcher Zeit Aeneas aus Sicilien nach Africa, von da wieder zurück nach Sicilien, endlich aber nach Italien geschiffet, und durch den Sieg über den Turnus zur Ruhe gekommen. Man muß ihn selbst deswegen nachschlagen, um völlig davon überführet zu werden.

38. §.

38. §. Zum V. kommen wir auf die Charactere der Personen in einem Heldengedichte, die von den Alten die Sitten genennet werden. Man verſteht aber nichts anders dadurch, als die ganze Gemüthsart eines Menſchen, ſeine natürliche Neigungen, ſeine angenommene Gewohnheit, und alles, was daraus entſteht; das ſind ſeine Art zu denken, ſeine Unternehmungen und Handlungen. Man theilet dieſe Charactere in gute und ſchlimme ein; weil ſie theils tugendhaft, theils laſterhaft ſind. Zuweilen ſcheint es auch, als ob es eine gleichgültige oder mittlere Art derſelben gäbe, die weder gut noch böſe ſind. Hier muß nun ein Poet die Sittenlehre verſtehen, daß er die Tugend vom Laſter, und wiederum die Scheintugend von der wahren zu unterſcheiden wiſſe. Man muß hier auch die bloßen Eigenſchaften der Menſchen, z. E. die Wiſſenſchaft, Klugheit, Erfahrung, Beredſamkeit, Stärke, Unerſchrockenheit u. ſ. w. mit wahren Tugenden nicht vermiſchen. Jene kann ſowohl ein Laſterhafter, als ein Tugendhafter beſitzen; denn ſie ändern eigentlich das Herz nicht. Indeſſen gehören ſie doch mit zum Character. Gewiſſe Tugenden oder Laſter zeigen ſich nur in gewiſſen Gelegenheiten; als z. E. die Gnade, das Mitleiden, die Liebe, die Rachgier: andere aber leuchten überall hervor; wie des Achilles Gewaltthätigkeit, des Ulyſſes Verſchlagenheit, des Aeneas Frömmigkeit. Und dieſe letztere Gemüthsarten ſind eigentlich dasjenige, was man Charactere nennet.

39. §. Alles trägt zur Gemüthsart eines Menſchen etwas bey; die Natur und ihr Urheber, das Land, da man gebohren iſt, die Aeltern und Vorfahren, das Geſchlecht und Alter, das Vermögen und der Stand, die Auferziehung, die Zeiten, darinn man lebt, die Glücks- und Unglücksfälle, die Perſonen, mit denen man umgeht, u. a. m. Dieſes alles, ſage ich, hilft die Neigungen und Sitten der Menſchen bilden. Wenn alſo ein Poet die Gemüthsart ſeiner Helden wahrſcheinlich machen will: ſo muß er aus dergleichen Urſachen dem Leſer begreiflich machen, wie und warum dieſer

oder jener Held dieſen und keinen andern Character gehabt? So hat es Virgil mit dem Aeneas gemacht, wie Boſſü nach der Länge erweiſet. Wie aber dieſes bey den Hauptperſonen nöthig iſt; alſo verſteht ſichs, daß es nicht bey allen übrigen angeht, die gleichwohl auch ihre Charactere haben müſſen: wie die Exempel der Dido, des Turnus, des Mezentius, u. d. gl. erweiſen. Wenn aber eine Perſon einmal dieſen oder jenen Character bekommen hat, ſo muß ſie dabey bleiben, und niemals dawider handeln.

40. §. Dieſes iſt nun die große Kunſt, die uns Horaz ſo ſorgfältig eingeſchärfet hat:

Intererit multum, Davusne loquatur an Heros,
Maturusne ſenex, an adhuc florente juventa
Fervidus; an matrona potens, an ſedula nutrix;
Mercatorne vagus, cultorne virentis agelli;
Colchus an Aſſyrius; Thebis nutritus, an Argis.

Und hernach lehrt er ausdrücklich, wie man einen Achilles, einen Jxion, einen Oreſtes, eine Medea, eine Jno, und eine Jo, characteriſiren ſolle. Daher kann man denn, aus dem einmal bekannten Charactere einer Perſon, ſogleich wiſſen, was ſie in dieſen oder jenen Umſtänden thun oder laſſen werde. Z. E. Aeneas wird uns in dem erſten Buche als ſehr gottesfürchtig vorgeſtellt: und hernach reizt ihn Dido, wider den Befehl Jupiters, in Africa zu bleiben. Hier denkt man nun gleich, daß der fromme Held ſolches nicht thun werde: und ſiehe, er thut es auch wirklich nicht; welches eben die Schönheit wohlbeobachteter Charactere iſt. Ja dieſer fromme Character herrſchet im ganzen Gedichte, in allen Umſtänden, die ihm begegnen. Er ſelbſt bequemet ſich nie der Gemüthsart eines andern; ſondern geht unverrückt ſeinen Weg fort: alle andere Perſonen hergegen müſſen ſich oft nach ihm richten. Und dieſes iſt der Vorzug, den die Hauptperſon einer Fabel vor allen andern Nebenperſonen haben muß; daß nämlich das ganze Gedicht ſich nach ſeiner

Art

Art richten, nicht aber hin und her ausſchweifen müſſe. Claudian in ſeinem Raptu Proſerpinæ, hat dieſe Regel ganz und gar nicht beobachtet: weil er bald die ſchrecklichſten, bald die angenehmſten Dinge von der Welt, durcheinander gemiſchet hat.

41. §. Zum VI. kommen wir auf die Erſcheinungen und den Beyſtand der Götter, welche Dinge man auf der Schaubühne Maſchinen zu nennen pflegt. Weil in dem Heldengedichte alles wunderbar klingen ſoll: ſo müſſen nicht nur gewöhnliche Perſonen; ſondern auch ungewöhnliche darinnen aufgeführt werden. Dieſes ſind nun die Gottheiten und Geiſter, die der Poet allegoriſcher Weiſe dichten, und ihnen eben ſo wohl, als den Menſchen, gewiſſe Charactere geben muß. So muß bey den Alten Jupiter die Allmacht, Minerva die Weisheit, das Verhängniß aber den unveränderlichen Willen Gottes vorſtellen, u. ſ. w. Im zehnten Buche der Aeneis ſtellt Virgil in einem Götterrathe auch die Juno, als die Gerechtigkeit, und die Venus, als die liebreiche Barmherzigkeit Gottes vor. Sind dieſe heidniſche Gottheiten bisweilen einander zuwider: ſo bequemet ſich hierinn der Poet unſern ſchwachen Begriffen, die ſich auch die göttlichen Eigenſchaften zuweilen als widerwärtig vorſtellen. Wollen wir einen Beweis davon, ſo dörfen wir nur die Furien betrachten, die Jupiter dem Turnus zuſchicket. Was glaubten nun die klugen Römer von den Furien? Cicero hat es in einer öffentlichen Rede wider den Piſo geſagt: nämlich ſo viel als nichts. * Kann man nun Homers Götter nicht allezeit auf dieſe allegoriſche Art, wegen ihrer Charactere entſchuldigen: ſo kann man doch die Fehler, die er begangen haben möchte, leicht auf die Grobheit ſeiner Zeiten ſchieben. Virgil hat ſchon geſundere Begriffe von der Gottheit haben können, und daher ſind auch ſeine Charactere von den göttlichen Perſonen viel beſſer eingerichtet.

* Nolite putare, ut in Scena videtis, homines ſceleratos impulſu deorum terreri furiarum taedis ardentibus. Sua quemque fraus, ſuum ſcelus, ſua audacia de ſanitate et mente deturbat. Hæ ſunt impiorum furiæ, hæ flammæ, hæ faces.

42. §. Ein Poet muß aber die Götter nicht ohne Noth in ſeine Fabeln miſchen, wie Horaz ausdrücklich erinnert hat:

Nec Deus interſit, niſi dignus vindice nodus
Inciderit.

Homer könnte hier leicht der Sache zu viel gethan haben, weil ſeine Götter überall mit dabey ſind. Taſſo, Marino, und Milton haben die Engel und Teufel in ihren Gedichten, anſtatt der alten Götter eingeführt. Hat nun Boileau jenen in ſeiner Dichtkunſt deswegen getadelt: ſo dörfen wir dieſen auch nicht ſchonen, zumal da er es auf eine ſo unvernünftige Weiſe gethan hat. In der That iſt es weit beſſer, allegoriſche Gottheiten zu dichten: als zum Exempel, die Zwietracht, die Politik, die Gottesfurcht und dergleichen, die Boileau in dem Lutrin eingeführet hat; derer zu geſchweigen, die im Voltaire auf eben die Art vorkommen. Am beſten aber iſt es, ſolche Weſen zu brauchen, die in dem Volke, wo der Dichter lebet, wirklich geglaubet werden. So ſind die Seelen der Verſtorbenen, mit ihren Erſcheinungen, ſonderlich in Träumen, eine Art der wahrſcheinlichen Maſchinen: weil faſt alle Völker die Unſterblichkeit der Seelen geglaubet haben; ja auch dafür halten, daß ſie nach dem Tode erſcheinen können. Kobolde, Bergmännchen, Waſſernixe, u. d. gl. gehören ins komiſche Fach. Im übrigen gilt hier eben das, was oben von den menſchlichen Charactern geſagt worden.

43. Endlich und zum VII. kommen wir auf den poetiſchen Ausdruck, oder auf die Schreibart eines Heldengedichtes. Wir wiſſen, daß die Schreibart überhaupt nur ein Vortrag unſerer Gedanken iſt; und folglich gehen wir hier auch auf die Art zu denken, die in einem Heldengedichte ſtatt findet. Viele bilden ſich ein, die Schönheit der Epopee beſtehe in ſchönen Worten und prächtigen Redensarten, in künſtlichen Gedanken, in vielen Gegenſätzen, in langen Beſchreibungen, in vielen Gleichniſſen und hohen Metaphoren, die nicht ein jeder verſtehen kann. Ein Gedicht

dicht derowegen, das so aussieht, wie Lucan oder Claudian, das dünkt ihnen ein Meisterstück zu seyn: Virgil hergegen kömmt ihnen ganz wässerigt und frostig vor. Und wenn man sie fragt, warum sie jene Poeten so lieben? so verweisen sie uns auf etliche hochtrabende, aber nach ihrer Meynung, scharfsinnige Stellen, die sie bewundern. Schreiben sie nun selber etwas: so suchen sie, auch in einzelnen Zeilen, lauter solche gesammlete Blumen und Edelgesteine anzubringen. Ueberall ist was künstliches, was gleißendes, was blendendes: nur überhaupt taugt das ganze Gedicht nichts. Wir haben auch im Deutschen Dichter, die in diesem Vorurtheile stecken, und wohl gar durch ihre ansteckende Exempel junge Leute verführen.

44. §. Das ist nun die Schreibart, die sich für ein Heldengedicht schicket. Der Poet erzählt eine Fabel, seine Leser zu ergetzen, zu lehren und zu bessern: er muß sich also theils in ihren Verstand, theils in ihren Willen schicken. Jenen zu unterrichten, muß er sich einer ungezwungenen, aber doch reinen, deutlichen und zierlichen Art zu erzählen bedienen: wie wir in dem Hauptstücke von der Schreibart gewiesen haben. Den Willen aber zu gewinnen, und die Affecten zu rühren, muß er die pathetische Schreibart gebrauchen, wenn er nämlich Leute, die im Affecte sind, redend einführet. Der Poet muß sich selber vergessen, nicht mit seinem Witze stolziren; sondern nur auf seine Fabel, auf seine Personen und ihre Handlungen, auf ihre Wahrscheinlichkeit und anmuthige Nutzbarkeit sehen. Er muß es sich nicht anders merken lassen, daß er viel Witz und Scharfsinnigkeit besitzet; als dadurch, daß er seine Leser in der Aufmerksamkeit erhält, sie von einer Begebenheit auf die andere, von einem Wunder aufs andere, von einer Gemüthsbewegung auf die andere leitet; sie bald nach Troja, bald nach Africa, bald in den Himmel, bald in die Hölle führet. Wer das kann, der wird für das Lob der Scharfsinnigkeit nicht sorgen dürfen. Wer aber nur auf die Spitzfündigkeit in Worten und Redensarten, auf künstliche Ein-

fälle und anderes Flittergold ſieht; der weichet von der Einfalt der Natur ab, darinn ihm Homer und Virgil in ihrer Schreibart vorgegangen ſind. Vielweniger muß er auf hochtrabende und überſteigende Ausdrückungen, ungeheure Vergrößerungen, und ſchwülſtige Anſpielungen ſinnen. Hierinn ſind ſonderlich Marino, Milton, nebſt andern von dem Schlage zu tadeln. Taſſo ſelbſt, der doch unter ſeinen Landesleuten noch am vernünftigſten ſchreibt, iſt von dem Voltaire, wegen ſeiner italieniſchen Künſteleyen in der Schreibart, mit Grunde getadelt worden. Auch Ranitz hat in ſeiner Satire von der Poeſie ſein Misfallen über dergleichen poetiſchen Schwulſt zu verſtehen gegeben. Und mit ihm möchte man auch über einige heutige Dichter ſpottend ausruffen:

Ein Deutſcher iſt gelehrt, wenn er ſein Deutſch verſteht,
(nämlich des ſchwülſtigen Dichters ſeins.)
Kein Wort kömmt vor den Tag, das nicht auf Stelzen gehe.

Und was wird man alſo von den übrigen ſagen, die lauter Ampullas und ſesquipedalia Verba zuſammen geraffet, und ihre Gedichte damit ausſtaffiret haben? Wer ausführlichere Regeln von dem allen verlanget, der muß den oft angezogenen Tractat vom le Boſſu nachſchlagen.

Des I. Abſchnitts V. Hauptſtück.

Von mileſiſchen Fabeln, Ritterbüchern und Romanen.

1. §.

Homer und Heſiodus waren eine lange Zeit in Griechenland geleſen worden, als ſich endlich ein Pherecydes und Herodot hervorthaten, die auch in ungebundener Rede zu ſchreiben anfiengen. Kaum wurden ihre Schriften recht bekannt, als ſie mehrere Nachfolger fanden, die das, was vorhin nur in Verſen geſchehen war, auch in Prwſa thaten; ich meyne, die auch Fabeln und Gedichte, in einer freyen Schreibart zu Papiere brachten. Es kann ſeyn, daß ſie darinn die Hebräer zu Vorgängern gehabt, die das Buch Eſther, das Buch Judith, und das Buch vom Tobias geſchrieben haben: welches theils um die Zeiten des Cyrus, theils noch eher, theils etwas ſpäter geſchehen ſeyn mag. Dieſes ſind ſolche Gedichte, die mit den mileſiſchen Fabeln oder Romanen ſehr genau übereinkommen. Denn es liegt überall eine verliebte Geſchichte zum Grunde, die durch allerley geſchickte Nebenfabeln wahrſcheinlich gemacht, und erweitert wird. Allein da wir nicht verſichern können, daß die erſten Erfinder mileſiſcher Fabeln das Phönizíſche, oder Hebräiſche verſtanden: ſo können wir auch nicht ſagen, daß ſie ſich dieſe jüdiſche Bücher zu Muſtern genommen: es müßten denn die beyden letztern ſeyn, die griechiſch geſchrieben ſind. Doch was bedarf es fremder Muſter? Homer ſelbſt, giebt in ſeiner Odyſſee, theils durch die Geſchichte der Penelope und ihrer Freyer, theils in den Erzählungen von der Circe, Kalypſo und Nauſikaa, nur gar zu guten Anlaß, dergleichen Liebesfabeln zu ſchreiben. Es hat alſo in klein Aſien, einem blühenden und reichen Lande, wo es ſeit den älteſten Zeiten an witzigen Köpfen nicht ge-

fehlet, gar leicht jemand darauf fallen können, solche ausführliche Liebesgeschichte zu schreiben; die entweder ganz, oder doch größtentheils erdichtet waren, und also unstreitig zur Dichtkunst gehören.

2. §. Die Jonier waren vor andern schon ein Volk, welches, weil es im Ueberflusse lebte, zu den Wollüsten geneigt war; als Cyrus den Krösus schlug, und ganz klein Asien eroberte. Die strengen Sieger sahen es gern, daß sie bey dieser Lebensart blieben, damit sie keinen Aufstand von ihnen zu besorgen hätten. Sie ergaben sich also nur immer mehr dem Wohlleben und Schmausen: sie schmückten sich mit Blumen und wohlriechenden Salben, sie bauten prächtig, und erfanden neue Zeuge zu Kleidungen und Teppichen; die von ihnen weit und breit verführet wurden. Sie erfanden auch üppige Tänze, wodurch die Jugend weichlich und wollüstig gemachet ward. Daher befahl Cyrus auf des Krösus Rath, daß die streitbaren Lydier, ihre Nachbarn, ihre Kinder auf Jonisch sollten erziehen lassen; das ist, sie zu Tänzern, Sängern und Spielleuten machen sollten, wodurch sie unfehlbar zur Wollust und Ueppigkeit gelangen würden. Dieß geschah: und so wurden die Lydier weichlich und weibisch. Man ließ sie als Gaukler und Tänzer nach Griechenland, Hetrurien und Rom kommen, und auf öffentlichen Schaubühnen sich zeigen: ja die Römer nannten von ihnen die Spiele Ludos. Doch die Milesier übertrafen in allen diesen Künsten ihre übrigen Landesleute noch: und sie waren die ersten, die auch solche verliebte Fabeln zu schreiben begunnten. Daher bekamen sie denn von ihnen den Namen der milesischen: obwohl auch die Cyprier und Cilicier, ihre Nachbarn, gewissen Arten derselben ihren Namen gegeben haben: als welche letztern wegen ihrer Gabe zum Lügen in Griechenland zum Sprüchworte wurden. Diese milesischen Fabeln nun wurden allgemach sehr frech und geil, ob sie gleich im Anfange ziemlich ehrbar und bescheiden gewesen seyn mochten.

3. §.

3. §. Indeſſen ſind alle diejenigen, die zwiſchen dem Cyrus und Alexandern dem Großen geſchrieben worden, gänzlich verlohren gegangen. Findet man gleich bey den Alten einen Dionyſius von Milet, der unter dem erſten Darius gelebet, und fabelhafte Geſchichte geſchrieben haben ſoll: ſo iſt es doch nicht gewiß, ob es mileſiſche, das iſt, verliebte Fabeln geweſen. Eben ſo wenig kann man den Hegeſipp und andre hieher rechnen, deren mileſiſche Geſchichte Parthenius anführet; welcher um Auguſts Zeiten eine Sammlung verliebter Geſchichte geſchrieben: da die daraus angeführten Stücke ſattſam zeigen, daß ſie bloß die Hiſtorie von Miletus enthalten. Zu Alexanders Zeiten lebte Klearchus von Soli, in Cilicien, ein Schüler Ariſtotels; und dieſer hat verliebte Bücher geſchrieben: aber auch dieſe könnten leicht Sammlungen wahrer Begebenheiten geweſen ſeyn. Theophraſt, der gleichfalls Ariſtotels Lehrling geweſen, ſoll eben ſo wohl als ſein Lehrer erotiſche Sachen geſchrieben haben. Wer aber ihre Art zu denken kennet, wird viel eher glauben, daß ſie, als Weltweiſe, von der Liebe gehandelt. Diogenes Laertius redet von einem Ariſton, der auch erotiſche Abhandlungen verfertiget hat: und Athenäus nennet den Titel des Buches eines andern Ariſtons Liebesgleichniſſe. Philipp von Amphipolis, Herodian, und Amelius der Syrer, haben nach dem Berichte eines alten Arzneylehrers, auch verliebte Fabeln gemachet. Aber wer kann uns von ihrem Inhalte verſichern, ob ſie philoſophiſch, mythologiſch, hiſtoriſch, oder romanhaft geweſen? So bleibt uns denn nur Antonius Diogenes übrig, der nach des Photius Muthmaßung, bald nach Alexandern, einen wahrhaften Roman von den Reiſen und der Liebe des Dinias und der Dercyllis gemachet hat. Dieſer hat augenſcheinlich die Odyſſee nachgeahmet; und ob er wohl auch viel abgeſchmackte Mährchen und unwahrſcheinliche Erzählungen eingemenget, ſo iſt er dennoch ziemlich bey der Regel geblieben.

4. §. Dieſen Schriftſteller haben ſich nachmals Lucius, Lucian, Achilles, Tatius, Jamblichus und Damaſcius,

scius, zum Muster dienen lassen: wie Photius in seiner Bibliothek berichtet. Er hat aber selbst einen Antiphanes genennet, der sein Vorgänger in dergleichen Fabeln gewesen. Dieser war ein komischer Dichter gewesen, von welchem Stephanus, der Erdbeschreiber meldet, daß er unglaubliche und possirliche Erzählungen geschrieben. Er war von Berge in Thracien; daher die Griechen Gelegenheit nahmen, zu sagen, wenn jemand Lügen vorbrachte, daß er bergenzete. Aristides von Miletus, hat kurz vor dem Triumvirate des Marius, Cinna und Sylla gelebet: dem Sisenna, ein römischer Geschichtschreiber, hatte seine milesische Fabeln ins Latein übersetzet. Daß selbige voller Unflätereyen gewesen, können wir daraus schließen, weil Surenas, der parthische Feldherr, der den Römer Crassus schlug, dieses Buch in dem Geräthe des Roscius, als eine Beute fand; und deswegen vor dem Rathe zu Seleucia über die römische Ueppigkeit spottete, als die auch im Felde solche wollüstige Bücher mit sich schleppete. Nun folgeten Lucius von Patras, und Lucian von Samosata, fast zu einer Zeit. Jener machte eine Sammlung von magischen Verwandlungen der Menschen in Thiere, oder Hexenmährchen; die er aber ganz ernstlich glaubte. Lucian hingegen war gescheider, und erzählte eben dergleichen in seinem Esel; den er nach jenem Lucius nennet, um darüber sein Gespött zu haben. Es hat noch einen solchen fabelhaften Esel gegeben, welchen Ammonius, ein Sprachlehrer geschrieben: und dieser ist so witzig gewesen, daß er das Fressen und Saufen vergessen, wenn er einen schönen Vers lesen gehöret. Lucian hat überdem seine zwey Bücher wahrhaftiger Lügen gemachet, die gleichfalls hieher gehören; und die sowohl Rollenhagen, als eine neuere Feder verdeutschet hat: wie man in der kleinen Sammlung der lucianischen Schriften sehen kann, die ich ans Licht gestellet habe.

5. §. Um eben die Zeit, nämlich unterm Kaiser Antonin, hat Jamblichus seine babylonischen Fabeln von der Liebe des Rhodanes und der Sinonis geschrieben, darinn er

alle

alle ſeine Vorgänger übertroffen hat. **Photius** giebt uns einen Auszug davon, und hieraus ſieht man, daß er nur eine einzige Haupthandlung mit den gehörigen Zierrathen und Epiſodien ausgeſchmücket; und die Wahrſcheinlichkeit genau beobachtet. Indeſſen iſt er der Zeitordnung gar zu hiſtoriſch gefolget, und hat den Leſer nicht gleich in die Mitte ſeiner Begebenheiten geworfen; wie **Homer** in der Odyſſee gethan. Es ſollen noch Manuſcripte davon vorhanden ſeyn. Man muß aber dieſen **Jamblichus** nicht mit dem Schüler **Porphyrs**, einem platoniſchen Weltweiſen, vermengen, der erſt um **Julians** Zeiten gelebet hat. Das vollkommenſte Stück in dieſer Art aber, hat uns **Heliodor**, in ſeiner äthiopiſchen Hiſtorie vom **Theagenes** und der **Chariklea** hinterlaſſen. Nichts iſt züchtiger und tugendhafter, als die Liebe dieſes Paares; und dieſes ſollte billig allen Romanſchreibern nach der Zeit zum Muſter gedienet haben. Man könnte ſagen, dieſe Ehrbarkeit hätte man der chriſtlichen Religion zu danken, der **Heliodor** zugethan geweſen; und darinn er ſich durch beſondere Verdienſte bis zur biſchöflichen Würde geſchwungen: wenn es nicht unzählige andere ſchmutzige Nachfolger gegeben hätte, die ſich nicht weniger, als er, Chriſten genennet. Sein eigenes tugendhaftes Herz muß ihm alſo einen Abſcheu vor allen Unflätereyen gemachet haben. Er war Biſchof zu Tricca in Theſſalien, und führte daſelbſt, wie **Sokrates** berichtet, die Gewohnheit ein, die Geiſtlichen abzuſetzen, die ſich nicht derjenigen Weiber enthielten, die ſie vor erlangtem Prieſterorden geheirathet hatten. Daher wird denn des leichtgläubigen **Nicephorus** Erzählung verdächtig, als ob in einer provinzial Kirchenverſammlung, dem **Heliodor**, die Wahl vorgeſchlagen und auferleget worden: entweder ſein Buch verbrennen, oder ſein Bisthum fahren zu laſſen; davon er aber das letzte erwählet hätte. Seine Fabel indeſſen zeiget eine reiche Erfindungskraft; alles iſt darinn abwechſelnd, neu, unvermuthet, wahrſcheinlich, wohl eingefädelt, und glücklich aufgelöſet. Die Auswickelung iſt ſo ſchön, als natürlich, und beweglich; ja aus

der

der Sache ſelbſt hergefloſſen. Man kann die neue Ueberſetzung davon leſen, die uns vor kurzem Herr M. Agricola im Deutſchen geliefert hat. Huetius tadelt ſeine gar zu gekünſtelte Schreibart, und ſeine gar zu vielen Beſchreibungen. Allein wir glauben dem Photius lieber, der die erſte gelobet hat. Er hat zu des Kaiſers Theodoſius Zeiten gelebet.

6. §. Achilles Tatius, hat eine ſolche Erzählung von der Liebe Klitophons und der Leucippe, geſchrieben, und dem Heliodor ſtark nachgeahmet; doch auch viel eigenes hinzugeſetzet. Gleichwohl iſt er ihm weder in der Reinigkeit der Sitten, noch in der Mannigfaltigkeit, noch in der Wahrſcheinlichkeit der Begebenheiten zu vergleichen. Er hat auch viel aus dem Lucian und Philoſtratus geſtohlen, und es nicht einmal zu verbergen gewußt. Huet zieht ſeine Schreibart Heliodors ſeiner vor: ob er gleich zuweilen nach der Schule ſchmeckt, und gar zu ſehr mit ſeiner Beredſamkeit pralet; die doch damals ſehr im Verfalle war. Er ſchweifet auch in Beſchreibungen öfters aus, wie mäßige Köpfe zu thun pflegen, ob ſie gleich öfters abgeſchmackt dadurch werden. Gleichwohl haben Taſſo und Herr von Urfe ihre Paſtorale mit ſeinen Erfindungen ausgeputzet. Tatius ſoll auch ein Chriſt, und endlich Biſchof geworden ſeyn: man muß alſo ſein üppiges Buch bald vergeſſen haben. Nichts iſt artiger zu leſen, als was Huetius von einem untergeſchobenen Buche des Athenagoras, von der vollkommenen Liebe, ſchreibet; welches ein gewiſſer Franzos geſchrieben, und für eine Ueberſetzung aus dem Griechiſchen ausgegeben. Hier ſieht man die feinſten Regeln der Kritik angewandt, dieſen Betrug ans Licht zu bringen. Ich übergehe es aber, weil es in Deutſchland nicht bekannt geworden. Mit beſſerm Rechte ſetze ich des Longus ſeinen Schäferroman hieher, ob er wohl dem Heliodor gar nicht gleich zu ſchätzen iſt. Die Tugend iſt bey weitem nicht ſo geſchonet, obwohl die Wahrſcheinlichkeit und Abwechſelung ziemlich darinn herrſchet. Seine Schreibart ſchmecket ebenfalls nach dem

dem Verfalle der schönen Wissenschaften zu seiner Zeit. Man kann in dem Biedermann einen Auszug daraus sehen, weil wir ihn im Deutschen ganz noch nicht haben. Des Damascius Werk von fabelhaften Geschichten verdient nicht hieher gerechnet zu werden. Ein anders ist es mit des Joh. Damascenus Geschichte von Barlaam und Josaphat; davon wir auch alte deutsche Uebersetzungen in gebundener und ungebundener Rede haben. S. der krit. Beytr. VII. B. 657 S. Dieß ist schon eine Legende zu nennen, weil es nur von der Liebe Gottes handelt, und endlich alles aufs Klosterleben hinausläuft. Es soll einer wahren Geschichte gleich sehen, ist aber gar zu fabelhaft gerathen.

7. §. Was Xenophon, der Epheser, von seinem *Habrocomas*, und der Anthia für Liebesgeschichte geschrieben, das hat uns Herr Cocchi vor wenigen Jahren ans Licht gestellet; so wie unlängst Herr Dorville Charitons, des Aphrodisiers, verliebte Begebenheiten des Chärea und der Kallirhoe, mit unsers Herrn D. Reiskens Uebersetzung zu Amsterdam herausgegeben. S. des Büchers. der schön. Wissens. X. B. a. d. 124. S. Dieser soll in der Mitte des fünften Jahrhunderts gelebet haben; und hat auch seine Erzählungen mehr historisch, als poetisch, oder romanhaft eingerichtet. Huet hat nichts mehr von ihm gewußt, als was Photius saget, und von diesem, daß eine Handschrift davon auf der Vaticanischen Bibliothek wäre. Theodorus Prodromus, hat von der Liebe des Dosikles, und der Rhodante; Eustathius, Bischof von Thessalonich, aber soll vom Hysminias und der Hysmine, eben dergleichen geschrieben haben. Dieser lebte unter dem griechischen Kaiser Emanuel Komnenus, im 12ten Jahrhunderte. Allein dieses Werk ist viel zu schlecht, als daß man es dem gelehrten Ausleger Homers zueignen könnte. Daher mögen diejenigen Abschriften wohl recht haben, die den Namen Eumathius und nicht Eustathius nennen. Er führet seinen Helden redend ein, und läßt ihn seine Begebenheiten erzählen. Das Frauenzimmer verliebt sich zuerst, erkläret

sich

ſich auch zuerſt, und giebt ihm ohne alle Scham und Artigkeit alle mögliche Gelegenheit zur Ausſchweifung; die er aber ohne alle Empfindung und Gegenliebe ergreift. Theodor iſt etwas künſtlicher verfahren; kann aber doch den Wohlſtand und die Einträchtigkeit ſeiner Charactere nicht beobachten, und löſet alles durch Maſchinen; das iſt, Wunderwerke, auf. Euſtathius hat in etlichen Stücken den Longus nachgeahmet, z. E. wenn er den Liebhaber bey der Tafel aus dem Becher, den ihm die Geliebte reichet, auf eben derſelben Stelle trinken läßt, wo ſie vorher in dieſer Abſicht getrunken hatte. Noch iſt zu bemerken, daß Prodromus in Verſen geſchrieben; da alle übrige Griechen in ungebundener Rede gedichtet. Und ſo viel von den Griechen.

8. §. Was die Römer betrifft, ſo haben dieſelben zwar an Fabeln ſchon in den älteſten Zeiten ein Vergnügen gefunden; aber in der romanhaften Art wenig Muſter aufzuweiſen. So lange die Republik daurete, waren ihre Sitten zu ſtrenge: allererſt unter den Kaiſern fiengen ſie an, wollüſtiger zu werden, wozu die unermeßlichen Reichthümer Griechenlandes, Aſiens und Aegyptens den Grund geleget hatten. Ovid iſt der erſte Dichter, der etliche verliebte Hiſtorien in ſeine Verwandlungen mit einfließen laſſen. Er läßt, z. E. die Töchter des Mineus einander bey ihren Handarbeiten verliebte Fabeln erzählen, und dieſe ſind, 1.) die vom Pyramus und der Thisbe; 2.) die vom Mars und der Venus, 3.) die von der Salmacis und dem Hermaphroditus. Wo bleiben noch ſo viele andere, die er ſelbſt erzählet? Ob er nun wohl ſelbſt der Züchtigſte nicht ſeyn mochte: ſo hat er ſich doch ſehr in den Schranken gehalten, daß er ſie nicht gar zu ſchlüpfrig gemachet; ſondern die Ehrbarkeit und Tugend noch ziemlich geſchonet hat. Virgil läßt die Najaden, Töchter des Fluſſes Peneus, einander unterm Waſſer die Liebesgeſchichte der Götter erzählen: zu geſchweigen was er ſelbſt von der Liebe der Dido, und der Lavinia gegen den Aeneas, doch auf eine ſehr ſchamhafte Art mit einfließen laſſen. Petron, ein Conſul und ſehr artiger Weltmann um Nerons

Zeit,

Zeit, ſchrieb ein ſo genanntes Satiricon, aus Verſen und Proſe zuſammengeſetzet, das aber wirklich ein Roman heißen kann. Aber es iſt auch ſo viel ſchlüpfriger, als ſeine Zeiten, gegen Auguſts erſte Jahre, verderbter waren. Vielleicht ſind noch viel garſtigere Stücke davon verlohren gegangen, als wir übrig behalten haben. Seine Schreibart iſt indeſſen ſehr gezwungen; ob er gleich ein ſtrenger Kunſtrichter ſeyn wollen. Die Art ſeiner Erzählungen iſt gar nicht ſo natürlich, als die wir von Auguſts Zeiten, ſelbſt in Dichtern finden. Sogar ſeine Gedankenſpiele ſind oft ſehr froſtig, und nicht allemal richtig. Es iſt ſehr zu beſorgen, daß ihn ſeine Bewunderer nur um der Zoten halber ſo hochſchätzen; ob ſie es gleich nicht geſtehen wollen.

9. §. Unter den Antoninen hat **Apulejus** uns ſeine Verwandlung des Eſels, aus dem **Lucius von Patras** gezogen; wie auch **Lucian** ſchon gethan hatte: doch mit dem Unterſchiede, daß dieſer ſie abgekürzet, jener aber erweitert hat. Das Epiſodium von der **Pſyche** Liebe, ſo er eingeſchaltet hat, iſt ſchön: aber ſeine Schreibart iſt entſetzlich hart, wilde und gezwungen; kurz, recht africaniſch. Der Kaiſer **Clodius Albinus**, ſoll auch ſeine Feder ſo erniedriget haben, daß er mileſiſche Fabeln geſchrieben; die doch ziemlich ſchlecht gerathen ſind. Er ward vom **Severus** ermordet, und dieſer verwies es dem Senate, daß er einen Herrn für gelehrt geprieſen: ob er gleich nichts, als des **Apulejus** verliebte Fratzen geleſen, und ſich mit alten Weibermährchen und Kinderpoſſen beſchäfftiget hätte. Das war der Lohn ſolcher unkaiſerlichen Bemühungen, die ſowohl ſeine verderbte Sitten zeigten, als andere zu verderben dienten. Von anderer Art iſt des **Martianus Capella** Werk, das er auch ein Satiricon nennet; weil er es aus Proſa und Verſen vermiſchet, wie **Petron**. Er wollte von allen freyen Künſten handeln; darum verwandelt er ſie in Perſonen, und dichtet: daß **Mercur**, der ſie zu ſeinem Gefolge hat, die **Philologie** heirathet, und ihr die ſchönſten und koſtbarſten Sachen ſchenket. Dieſes iſt nun zwar eine allegoriſche Fabel,

aber keine Liebesgeschichte. Die Erfindung ist nicht die richtigste; seine Schreibart aber ist überaus barbarisch, voll unbändiger Tropen und Figuren, und so dunkel, daß man ihn kaum errathen kann. Er hat noch vor dem Justinian gelebt, und man weis nicht gewiß, ob er ein Africaner gewesen. Und hiermit haben alle lateinische Liebesgeschichte der Alten ein Ende: man müßte denn des Boethius Trost der Weisheit, weil er eine Fabel ist, hieher rechnen wollen; welches aber nicht zureichend wäre.

10. §. Ehe ich nun weiter gehe, ist es Zeit, aus allen diesen Stücken der Alten, das wahre Wesen, und die vornehmsten Regeln einer rechten milesischen Fabel fest zu setzen, und ihren Unterscheid von dem epischen Gedichte zu bestimmen. Ist eine äsopische Fabel eine Begebenheit, die nach dem itzigen Weltlaufe niemals hat geschehen können; weil sie Pflanzen, Thiere, ja leblose und allegorische Dinge, reden und handeln läßt: so sind die sybaritischen, epischen und milesischen Erzählungen, Begebenheiten, die gar wohl hätten geschehen können: weil sie lauter Menschen, und andere geistliche Wesen zu ihren Personen brauchen. Ist aber eine sybaritische Fabel von der äsopischen dadurch unterschieden, daß diese mehr zum Nutzen der Leser; jene aber mehr zur Lust gemachet wird: so geht auch eine milesische Liebesgeschichte vom Heldengedichte darinn ab, daß jene mehr zum Vergnügen, diese aber mehr zum Unterrichte der Menschen bestimmet ist. Daher kömmt es, daß das Heldengedicht, oder die Epopee, sich an große Thaten berühmter Helden bindet; die Liebe aber nur beyläufig, als ein Nebenwerk brauchet. Die milesische Fabel aber, machet aus der Liebe, auch wohl mittelmäßiger, ja ganz unbekannter und erdichteter Personen ihr Hauptwerk: die Heldenthaten aber werden nur zuweilen als Zierrathe mit eingeschaltet, und als Episodien zur verliebten Absicht gebrauchet. Haben nun beyde, nach dem großen Muster der Natur, die Einheit der Handlung vor Augen; auf welche alles übrige sich beziehe, wie die Theile auf ein Ganzes, oder wie die Mittel zum Zwecke: so

sind

ſind ſie beyde regelmäßig. Weichet aber der epiſche Dichter von dieſer Einheit ab, ſo wird anſtatt einer Epopee, ein Ritterbuch daraus: ſo wie ein unwiſſender Dichter, der die Regeln nicht kennet, oder aus den Augen ſetzet, an ſtatt einer guten mileſiſchen Fabel, einen ſchlechten Roman machet, der aus dem hundertſten ins tauſendſte verfällt.

11. §. Ich weis wohl, daß viele ſich wundern werden, daß ich den Liebesgeſchichten eben das Joch auflegen wolle, welches die Heldendichter ſo drücket. Allein ich kann nichts dafür, daß die beſten unter den alten Romanſchreibern hierinn den Homer nachgeahmet. Sie folgen faſt alle dem Muſter der Odyſſee: wie ſonderlich Heliodor und Achilles Tatius gethan haben. Eine einzige Haupthandlung, die auf eine Liebe hinausläuft, iſt derjenige Zweck, wohin alles abzielet. Dieſes ahmet nun der Natur nach, die in allen ihren Meiſterſtücken, viele Glieder unter einem Haupte und Herzen vereiniget. Ja, wenn gleich eine doppelte Handlung in einem ſolchen Gedichte zu ſeyn ſcheint; ſo bezieht ſich doch die eine auf die andere, und macht ſie deſto vollkommener. Des Longus Schäferfabel hergegen, und des Damaſcenus Barlaam, ſind nichts weniger, als regelmäßig. Beyde verfolgen ihre Hauptperſonen von der Wiege bis ins Grab; wie die Scriptores Cyclici. Es ſind alſo Lebensläufe, nicht Gedichte zu nennen; zu denen nicht nur die Einheit der Perſon, ſondern der Handlung erfodert wird. Die Menge der ſchlechten Romane, die dieſes nicht beobachten, macht dieſen Fehler nicht gut: und wenn ſie noch ſo viel Beyfall gefunden hätten. Die meiſten Leſer geben ihren Beyfall unbedachtſamer Weiſe, um gewiſſer Kleinigkeiten halber, die ihnen gefallen. Der wahren Kenner hergegen giebt es wenige. Es geht nämlich bey den Romanen, wie bey andern Gedichten, davon Horaz ſagt:

Non quivis videt immodulata poemata judex,
Et data romanis venia eſt indigna poetis.

Und anderwärts:

Interdum vulgus rectum videt; eſt ubi peccat.

12. §. Ich muß dieſes mit einer merkwürdigen Stelle des Biſchofs Huetius erläutern, dem wir einen gelehrten Tractat vom Urſprunge der Romane, zu danken haben; deſſen ich mich oben zum Theile bedienet habe. Er ſtreitet auf der 82. u. f. Seite der Ausgabe von 1693. wider den Giraldi; der dieſen Fehler der Romane, für eine Schönheit gehalten, und als eine beſondere Erfindung der Wälſchen gelobet hatte. „Wenn es wahr iſt, heißt es, daß ein Roman „einem vollkommenen Körper gleichen ſoll, wie er ſelbſt erkennet, und daß er aus verſchiedenen wohlgebildeten Theilen ſich in einem Haupte vereinigen muß: ſo folget, daß „die Haupthandlung, die gleichſam das Haupt des Werkes „iſt, nur einzeln ſeyn, und in Vergleichung der andern „hervorleuchten müſſe; daß hingegen die Nebenhandlungen, „ſich als Glieder zu dieſem Haupte fügen, ihm an Schönheit und Würde weit nachgehen, es zieren, unterſtützen, „und auf eine abhängliche Art begleiten ſollen: weil es ſonſt „ein ungeſtaltes zweyköpfigtes Ungeheuer ſeyn würde. „Ovids Beyſpiel, welches er zu ſeinem Behufe anführet, „und der andern cykliſchen Dichter ihres, die er auch anführen könnte; rechtfertigen ihn nicht. Denn da die „Verwandlungen der alten Fabeln, die Ovid in ein Gedicht ſammlen wollen, und die Fabeln der cykliſchen Gedichte, ganz abſonderliche und an Schönheit faſt ähnliche „Handlungen ſind: ſo war es ſo unmöglich, einen ſchönen „Körper daraus zu machen, als aus lauter Sande ein vollkommenes Gebäude aufzuführen. Der Beyfall, den dieſe „fehlerhaften Romane ſeiner Nation gefunden, und worauf „er ſo trotzet, ſchützet ihn noch weniger. Von einem Buche „muß man nicht aus der Zahl, ſondern aus der Gültigkeit „der Stimmen urtheilen, die es erhält. Alle Welt glaubet „das Recht zu haben, von Gedichten und Romanen zu „urtheilen. Alle Pfeiler * auf dem großen Saale des Pariſer Rathhauſes; und alle Schlafkammern des Frauenzimmers,

* Wo ſehr viele Kram- und Buchläden anzutreffen ſind, vor welchen die Käufer von Büchern urtheilen.

„zimmers, werfen ſich zu Tribunalien auf; wo man von „dem Werthe groſſer Werke entſcheidende Endurtheile ſpricht. „Daſelbſt beſtimmet man kühnlich den Werth eines ganzen „Heldengedichtes, bloß nach Durchleſung eines Gleichniſſes, „oder einer Beſchreibung: ja ein den Ohren etwas harter „Vers, wie ihn vieleicht Ort und Materie erfodert haben, „bringt es zuweilen um ſeinen guten Ruf. Eine einzige „zärtliche Leidenſchaft macht das Glück eines Romans; und „ein etwas gezwungener, oder altväteriſcher Ausdruck ſtürzet „ihn. Allein ihre Urheber unterwerfen ſich ſolchen Aus„ſprüchen nicht. Sie wiſſen, daß die Kenntniß und der „Geſchmack von ſolchen Werken, wie Longin von den „Werken der Beredſamkeit ſaget, die letzte Frucht eines „ſehr langen Umganges mit denſelben iſt. Sie erinnern „ſich des ciceroniſchen Grundſatzes: daß der Werth „eines Gedichtes, auf das Urtheil ſehr weniger Per„ſonen ankömmt; und des Horazianiſchen: daß es nicht „jedermanns Ding ſey, deſſen Fehler wahrzunehmen. Und „wie jene Komödiantinn, die der Pöbel von der Bühne „ſtieß, ſich auf des Adels Beyfall berief, und damit zufrie„den war: ſo ſind auch die Dichter vergnügt, wenn ſie den „feinſten Kennern, die nach ganz andern Regeln urtheilen, „gefallen. Dieſe Regeln nun, ſind ſo wenigen Leuten be„kannt; daß die guten Richter ſolcher Stücke ſo ſelten ſind, „als die guten Romanſchreiber und Dichter: und unter der „kleinen Zahl derer, die ſich auf Verſe verſtehen, findet „man kaum einen, der ſich auf die Dichtkunſt verſteht; „oder nur weis, daß Verſe und Poeſie zwey ganz verſchie„dene Dinge ſind.„

13. §. Als das römiſche Reich dem Verfalle des guten Geſchmackes und der Wiſſenſchaften nachfolgete; und unſere Vorfahren, die Gothen, Longobarden, Burgunder, Vandaler, Sueven und Franken, die Länder deſſelben unter ſich theileten, und darinn allerley Reiche anrichteten: ſo fieng ſich auch, bey allmählich erfolgter Ruhe und guter politiſcher Verfaſſung, eine Art von Witz an hervorzuthun, der ſich in

Versen, Fabeln und Gedichten an den Tag legte. Zwar hatten auch schon die alten Barden der Deutschen, Gallier und Britten, ja die Scaldren der nordischen Völker sogar, ihre Gesänge und Heldenlieder gehabt: doch, da sie nicht sonderlich schreiben konnten, sondern sich mit dem Gedächtnisse behelfen mußten; so giengen sie allmählich verlohren. **Karl** der Große suchte sie zwar durch eine Sammlung, die er davon machte, vor dem Untergange zu bewahren: allein umsonst. Auch diese hat uns die lateinische Mönchsbarbarey der folgenden drey Jahrhunderte vernachläßiget; sonst würden wir vielleicht auch von den Liebesgeschichten der alten Deutschen einige Proben aufzuweisen haben. Indessen entstund, auch mitten in der Unwissenheit und Einfalt dieser Zeiten, in Brittannien ein Fürst, der den witzigen Köpfen Gelegenheit und Stoff an die Hand gab, ihre Dichtungskraft zu üben. Dieses war König **Artus** in Kornwallien, Königs **Uterpendragons** Sohn, welcher durch seine runde Tafel, daran er alle tapfere Ritter zog, der Tapferkeit und der Liebe ein großes Feld öffnete, sich um die Wette hervorzuthun. Ich will hiermit nicht behaupten, daß alles wahr sey, was **Thelesin**, der im VI. Jahrhunderte unter seiner Regierung gelebet haben, und ein Barde gewesen seyn soll; und **Melkin**, ein anderer Schriftsteller, davon geschrieben. Indessen muß doch etwas davon wahr gewesen seyn: da **Camden** berichtet, daß man den Grabstein des Königes **Artus** gefunden; den er auch mit seiner alten Aufschrift in Kupfer gestochen, liefert. Von dieser runden Tafel, oder sogenannten **Tafelrunde** des Königes **Artus**, haben unzählige Ritterbücher und Romane der Provenzalpoeten und deutschen Dichter ihren Ursprung genommen, wie wir hernach hören werden.

14. §. Fast um eben die Zeit, soll **Humibald**, ein Frank, gelebet haben, der gleichfalls ein Buch voller ungeschickter Fabeln zusammengestoppelt hat, wie der Witz, oder vielmehr die Unwissenheit seines Jahrhunderts es erlaubte. Daß auch der Gothen König, **Dieterich von Bern**, oder Theodo-

ricus

ricus Veronenſis, unſern deutſchen Dichtern viel Gelegenheit zu Ritterbüchern und Liebesgeſchichten gegeben, habe ich im vorigen Hauptſtücke ſchon erinnert; nur ſcheinen die Verfaſſer derſelben ſchon im XI. XII. und XIII. Jahrhunderte gelebt zu haben. Karl der Große, war der dritte Held, der den Dichtern Stoff zu Fabeln und Gedichten gab; und zwar hauptſächlich, nachdem der falſche Turpin, (der ein paar Jahrhunderte nach dem wahren gelebet, welcher um Karls Zeiten, Erzbiſchof zu Rheims geweſen;) von den Thaten dieſes Kaiſers eine ſehr fabelhafte Geſchichte geſchrieben hatte. Hier fanden nun unzählige Dichter in Frankreich und Deutſchland Stoff zu ihren Gedichten. In Frankreich hat man noch alte Manuſcripte von dergleichen Werken. (S. die Hiſtorie der Pariſ. Akad. der ſchönen Wiſſenſch. I. B. a. d. 364. u. f. S.) und bey uns hat ein ungenannter Dichter im X. oder XI. Jahrhunderte auf ihn und den großen Roland, ebenfalls ein ſolch Gedichte gemacht, welches Striker im XII. Jahrhunderte erneuert; Schilter aber in ſeinem Theſauro ans Licht geſtellet. S. des Neuen Bücherſ. der ſchönen Wiſſenſch. und fr. K. IV. B. a. d. 387. und folg. S. Und wo bleibt die ſchöne Geſchichte von den vier Haymons Kindern, Adelhart, Ritſart, Writſart und Reynhold, und ihrem ſtarken Roſſe, Bayard; darinn der große Karl von Anfang bis zum Ende eine ſehr luſtige Rolle ſpielen muß. Der Biſchof Tulpin, der große Roland, Ogier, oder Holger, der Däne, u. a. m. ſpielen ihre Perſonen auch darinn, ſo gut es die Einfalt der Zeiten dem Verfaſſer erlaubet hat, ſie zu ſchildern. Und das Ende läuft darauf hinaus, daß der unüberwindliche Reynold endlich ein Mönch und ein Heiliger wird, der auch ſogar Mirakel thun muß: wie die Legenden der mittlern Zeiten es mit ſich bringen. Wir haben auch im Deutſchen dieß ſchöne Werk unzähligemal aufgelegt; ja ich zweifle faſt, ob es einen andern als deutſchen Urſprung habe. Davon überredet mich das Ende des Buches hauptſächlich, wo Reinhold nicht nur in Cölln begraben, ſondern auch nach Dortmund, als Schutzpatron, gebracht

bracht worden; indem der Karren, ohne Pferde und menſchliche Hülfe, mit ſeinem Körper davon gelaufen ſeyn ſoll, ſobald man ihn darauf geſetzet: anderer Gründe zu geſchweigen. Indeſſen iſt dieſer Roman nicht regelmäßig, weil er den ganzen Lebenslauf Reynolds in ſich hält, ja ihn von der Wiege bis zur Heiligſprechung begleitet.

15. §. So haben auch ſchon zu Karls des Großen Zeiten, Hanco, Solco, Sivard, der weiſe Johann, der Sohn eines Königs der Frieſen, und Adel Adelung, gleichfalls ein Prinz aus königl. Frieſiſchen Geblüte, alle fünf Frieſen, dergleichen fabelhafte Bücher geſchrieben. So hat Gildas, ein brittiſcher Mönch aus der Provinz Wallis, vom König Artus, Parcifall und Lancelot, viel wunderbare Sachen erzählet. So hat auch Ocko, ein Urenkel des obigen Solko, um Kaiſer Ottens des Großen Zeit, und Gaufried von Monmouth, vom Artus und Merlin, viel alte Geſchichte oder Fabeln getreulich für wahr ausgegeben. Dieſe Wunderdinge gefielen den Leſern; und ſo wurde die Geſchichte in lauter Gedichte verſtellet. Die Poeten in der Provence, die im XI. Jahrhunderte entſtunden, und entweder von den Weſtgothen, die vorher daſelbſt und in Languedoc gewohnet; oder vom Gottfried Rudel, dem älteſten ihrer Zunft, als einem Deutſchen, wie ſein Namen zeiget, reimen gelernet, wurden in Troubadours, Contadours, Jougleurs, Violars, Muſars, u. d. gl. Leute mehr eingetheilet; und ihre Kunſt zu dichten nannte man le guay Saber, oder die luſtige Wiſſenſchaft. Als nun der karolingiſche Stamm vor dem Hugo Capet erloſch: ſo bekam dieſes poetiſirende Volk in ganz Frankreich freyen Lauf, und breitete auch ſeine Reimkunſt darinnen aus: darinnen ſie ihre Fabliaux, Paſtoraux, Romants, Chantarels, Virelays, Motets, Moraux, Tenſons, Aubades, Balades und Martegalles, alles in alter romaniſcher, das iſt, verderbter lateiniſcher Bauerſprache verfaſſeten. Am andern Ende von Frankreich hatten die Normänner, von ihren Vorfahren, den Deutſchen, Dänen und Norwegern auch reimen gelernet; und als Wilhelm der Er-

Eroberer, ſich Brittanniens bemächtigte, ſchrieben ſie große Gedichte vom Brutus, Alexander dem Großen, und andern Helden mehr: die denn mit unzähligen Fabeln erfüllet waren, daran Heldenthaten und Liebe keinen geringen Antheil hatten. S. die Memoires de l'Acad. des bell. L. T. III. p. 465. der holländ. Auflage.

16. §. Indeſſen iſt des Meiſter Euſtache ſein Roman von der Roſe; beynahe der älteſte, der dieſen Namen Roman führet: und es iſt nöthig zu wiſſen, woher derſelbe ſeinen Urſprung hat. Einige haben ihn aus dem griechiſchen Ρωμη, die Stärke, herleiten wollen: weil insgemein von der Tapferkeit der Helden darinn gehandelt ward. Andere wollten ihn von der Stadt Rheims herleiten, wo Turpin Erzbiſchof geweſen war, und wo es die meiſten Barden gegeben: weil die alten Belger, in deren Gebiethe ſie lag, die tapferſten unter den Celten geweſen; wie Pigna, ein Italiener, dafür hält. Allein das ſind bloße Anſpielungen. In Frankreich redeten die Könige von dem merovingiſchen und karolingiſchen Stamme noch die deutſche oder fränkiſche Sprache bey Hofe; und nur irgend in den Kanzeleyen und in Befehlen, die ins Land ergiengen, das Latein, ſo gut man es in den verfallenen Zeiten konnte: weil ganz Gallien unter der römiſchen Herrſchaft dieſe Sprache hatte annehmen müſſen. Weil nun die fränkiſchen Sieger und Herren der Gallier dieſes, für die Sprache der Römer anſahen; ſo nannten ſie dieſelbe romaniſch: ſo wie hingegen Otfried ſeine und König Ludewigs deutſche Sprache, frankisgo Zungo, die fränkiſche Sprache, nennte. Alles was alſo in dem täglich mehr abfallenden Bauerlateine, oder der lingua romana ruſtica, geredet und geſchrieben ward, das hieß Romance. So führt Menage eine alte Ueberſetzung der Fabeln Aeſopi an, da die Verfaſſerinn ſagt:

Au finement de ceſt Eſcrit,
Qu'en *Romans* ay tourné et dit.

Allein was ſchrieb man damals viel anders, als Ritterbücher und Liebesgeſchichte? Dieſe Schriften bekamen daher unver-

merkt dieſen Namen; und daher wurden hernach alle fabelhafte Helden und Liebesbegebenheiten Romane genennet. S. davon des Neuen Bücherſaals der ſchönen Wiſſenſ. und fr. K. V. B. a. d. 112. 128. S. wo aus Maſſieus Hiſtoire de la Poeſie françoiſe, und a. d. 317. u. folg. S. wo in der Einleitung zu Königs Thiebauls von Navarra Gedichten, der Urſprung der franzöſiſchen Poeſie erzählet wird. Siehe auch des Creſcimbeni Hiſtoria della volgar Poeſia T. I. lib. V. cap. I. p. 325. Ed. Ven. 1731. in 4.

17. §. Ob wir alſo gleich den Franzoſen den Urſprung des Namens der Romane, gern einräumen: ſo können wir doch ſo freygebig nicht ſeyn, als Giraldi, der ihnen auch die erſte Erfindung der Sache ſelbſt einräumet. * Denn zu geſchweigen, daß Griechen und Römer vor Alters unſtreitig ihre Vorgänger geweſen, wie wir oben geſehen: ſo ſind auch die brittiſchen und frieſiſchen Verfaſſer der Fabeln vom König Artus, Triſtrant, u. d. gl. viel älter, als die Provenzalpoeten, und Meiſter Euſtachius. Und wo bleiben noch die alten deutſchen und nordiſchen Fabeln, vom Dietrich von Bern, Hildebrand, gehörnten Seyfried, ſtarken Renneward, vom Holger dem Dänen, und andern mehr, die man in isländiſcher Sprache hat? Salmaſius hat indeſſen die Araber in Spanien, zu den Lehrern aller Europäer, in der Kunſt Romane zu ſchreiben, machen wollen: weil dieſe lange vorher den Fabeln und der Dichtkunſt ergeben geweſen. Allein die Araber kamen nicht eher, als bey der Rebellion des Grafen Julians, im 91ſten Jahre nach der Flucht Mahomets, d. i. im 712ten Jahre Chriſti nach Spanien. Sollte nun von ihnen die Poeſie auf die Franzoſen und Wälſchen kommen, ſo müßte man ihnen Zeit dazu geben. Allein, Theleſin und Melkin, und Hunnibald der Frank, hatten ſchon im 550ſten Jahre vom Könige Artus

* Er ſchreibt: Mi par, di poter dire, che queſta ſorte di Poeſia habbia havuta la prima Origine et il primo principio, da Franceſi: dà il quali ha forſe anco havuto il nome. Da Franceſi poi è paſſata queſta maniera di poeggiare a gli Spagnuoli, e ultimamente è ſtata accettata da gli Italiani.

Artus geſchrieben: und alſo kamen die Araber faſt 200 Jahre zu ſpät, als daß dieſe ihre Schüler hätten ſeyn können; wie Huetius ſehr gründlich angemerket hat. Mögen doch alſo die Mohren in Africa und Spanien, ja in Arabien ſelbſt gedichtet haben; ſo viel ſie wollen: die Britten, Franken, Frieſen, Normannen und andere nordiſche Völker konnten dieſe Kunſt von ſich ſelbſt: und Tacitus berichtet gar ſchon, daß die Deutſchen Herkuls Thaten beſungen, wenn ſie in den Krieg gegangen; wie Huetius ſelbſt auf der 153 S. ſeines Tractats geſteht. Alles, was alſo die Spanier vom Amadis, Don Belianis, Kyrie Eleiſon von Montauban, und allen den Helden haben, die der Barbier des Don Quiſchote, mit ſeiner Haushälterinn zum Feuer verdammet, ſind viel neuer; als daß ſie uns, oder den Franzoſen zu Muſtern gedienet haben könnten.

18. §. Wie indeſſen unſere Nation viel ernſthafter war, als die mittäglichen Völker, die ſich mehr der Wolluſt ergaben: ſo findet man auch, daß unſere alten Fabeln mehr Ritterbücher, als Romane geweſen. Die Heldenthaten haben immer die Oberhand darinnen: dadurch verdienen die Ritter die Liebe der Schönen. Dieſe ſchätzen auch keinen Liebhaber hoch, als der viele andere aus dem Sattel gehoben, und wohl gar ein Dutzend oder mehr Feinde erſchlagen, Drachen und ſchreckliche Lindwürmer aus dem Wege geräumet, Rieſen erleget, und Zauberzwerge, die zwölf Mannsſtärke hatten, im Kothe zertreten hatte. So bildet uns das alte Heldenbuch den Kaiſer Ortnitt, den Hug und Wolf Dietrich, und andere ſolche Helden ab. So lauten auch die meiſten Romane, die im 16ten Jahrhunderte Feyerabend zu Frankfurt am Mayn, unter dem Namen des Buches der Liebe, zuſammen drucken laſſen. Die Ritterſpiele, die Heinrich der Vogler eingeführet hatte, und die nachmaligen Kreuzzüge ins gelobte Land, wider die Saracenen, brachten dieſen Geſchmack auf den höchſten Gipfel der Vollkommenheit. Denn es iſt faſt kein Held in den alten Ritterbüchern, der nicht zum heiligen Grabe, oder gar nach

Baby-

Babylon, Perſien, Indien, und zu den Mohren, ja zu ſolchen wunderlichen Völkern könnt, die wohl gar lange Schnäbel in den Geſichtern haben, wie Störche; oder lange Storchshälſe und Vogelköpfe, u. d. g. m. Man wird die Beweiſe davon ſehen, wenn ich die Auszüge aus dergleichen Gedichten, in meiner Geſchichte der deutſchen Sprache und Poeſie ans Licht ſtellen werde. Dieſer Geſchmack hat nun bis auf Pfinzings Ritter Theuerdank gewähret, der gleichſam den Beſchluß der Ritterbücher bey uns gemachet: da dieſelben in Wälſchland und Spanien erſt durch des Cervantes unvergleichlichen Don Quixote gedämpfet und ausgerottet worden.

19. §. Ohne uns viel um die alten Romane der Wälſchen und Franzoſen zu bekümmern, wollen wir nur von den unſrigen noch etliche nennen, die ſeit der Erfindung der Buchdruckerkunſt ans Licht getreten. Viele darunter ſind Ueberſetzungen, darunter ich Wolframs von Eſchenbach, eines Dichters aus dem XII. und XIII. Jahrhunderte, Parcifall, den er aus Meiſter Chriſtians von Troyes, eines Provenzaldichters Originale überſetzet hat, für den älteſten halte. Dieſer iſt 1477. in Fol. gedruckt, ohne Meldung des Ortes und Druckers. Der zweyte iſt die Geſchichte Tſchyonatulanders, die gleichfalls von Meiſter Albrechten von Halberſtadt, der am Hofe Landgraf Hermanns von Thüringen gelebet, aus dem Provenzaliſchen deutſch überſetzet worden. Beyde ſind in Verſen: und auf eben den Schlag haben wir auch das Heldenbuch, welches ich für eine Arbeit Heinrichs von Affterdingen halte, der um eben die Zeiten gelebet hat. Sein Namen ſteht auch am Ende des kleinen Roſengartens, als des letzten Stückes von dieſem Heldenbuche. Den Ritter Seyfried, haben wir auch in Verſen gedruckt, ſo wohl als den Ritter Torelle: davon ich jenen für ein deutſches Original halte. Die Geſchichte vom Herzog Ernſt von Bayern, die man noch unter dem Pöbel in Proſa lieſt, hat Heinrich von Veldecke, im XII. Jahrhunderte in Verſen beſchrieben: wie das Manuſcript auf der gothaiſchen

Bibli-

Bibliothek zeiget; und eben dieſer hat auch die Aeneis in einer Romansgeſtalt deutſch gereimet. Der Theuerdank iſt bekannt, und verwandelt Kaiſer Maximilians Geſchichte in ein Ritterbuch. Mehr geſchrieben vorhandene Ritterbücher in Verſen, habe ich im vorigen Hauptſtücke gemeldet. Proſaiſche alte Sachen haben wir an dem Kaiſer Octavian, und an den ſieben weiſen Meiſtern, denen Kaiſer Pontian ſeinen Sohn befohlen. Die vier Haymons-Kinder habe ich oben genennet, und das Buch der Liebe gleichfalls, darinn Ritter Triſtrant, und ſehr viel andere ſolche Bücher ſtehen; daraus Hans Sachs und Ayrer eine Menge Tragödien und Komödien gemachet: des verdeutſchten Amadis und unzähliger andern vorizo zu geſchweigen.

20. §. Bey der opizziſchen Aufklärung der ſchönen Wiſſenſchaften, bekamen wir zum Theil von ihm, die Arkadia der Gräfinn von Pembrok, die Philipp von Sidney geſchrieben, und Valentin Theokritus von Hirſchberg überſetzet hatte. Des Herrn von Urfe Schäferroman von der ſchönen Diana, haben wir auch deutſch bekommen. Dieſer Schäfergeſchmack zog mehr Nachahmungen nach ſich; z. E. der ſchönen Schäferinn Juliana, und die von Lyſandern und Kaliſten, welches als ein deutſches Original 1650. zu Amſterdam, bey Elzevieren gedrucket worden. Neumark gab 1648. zu Königsberg den Hirten Filamon mit ſeiner edlen Schäfernymphen Bellifloren heraus. Philipp von Zeſen ſchrieb nicht nur eine Aſſenath, ſondern auch einen Simſon und Holofernes, lauter Liebesgeſchichte. Der abentheuerliche Simpliciſſimus, der Landſtörzer Gußmann, die Dianea, die deutſche Argenis, und andere mehr, ſind auch bekannt und beliebt geweſen. Von einer andern Art iſt die Fabel vom Eſelkönig, eine wunderſeltſame Erzählung, wie nämlich die Monarchei und Gubernement über die vierfüßigen Thiere geändert, das Königreich umgefallen, und die Kron auf einen Eſel gerathen; von Adolph Roſen von Kreuzheim. Dieſe Fabel iſt nämlich ſatiriſch und politiſch. Schochs philyreniſche Kriegs- und Friedensſchäferey, iſt

die

die Historie des dreyßigjährigen Krieges in Meißen, nach Schäferart eingekleidet. Was soll ich von der aus dem Französischen übersetzten Clelia, und Prinzessinn von Cleve sagen? Den Don Quixote haben wir gleichfalls schon im vorigen Jahrhunderte, und vor etwa 20 Jahren von neuem übersetzet bekommen. Alle andere Romane aber übertreffen, an der Größe und Würde ihres Urhebers, Herzog Anton Ulrichs zu Braunschweig, Octavia und Aramena. Nechst ihnen sind Buchholzens deutscher Herkules mit seiner Valiska, sein Herkuliskus und Herkuladisla, imgleichen Lohensteins Arminius und Thusnelda, zu merken: denen ich noch Zieglers asiatische Banise beyfügen muß. Von allen eine Kritik zu machen, das würde mich hier zu weit führen; noch weiter aber, wenn ich alle übrige deutsche Romane in ein Verzeichniß bringen wollte, die der fruchtbare, obwohl nicht allemal ordentliche Witz unserer Landsleute zum Vorscheine gebracht. Es ist Schade, daß die meisten ohne Regeln und Ordnung, auch mehrentheils in einer schwülstigen und unrichtigen Schreibart abgefasset worden. Doch wäre es eine nicht ganz unnütze Arbeit, wenn irgend ein Liebhaber davon ein vollständiges chronologisches Verzeichniß aller deutschen Originale sammlen und bekannt machen wollte.

21. §. Um aber meine Leser in den Stand zu setzen, daß sie selbst von den vorkommenden Romanen urtheilen können; so will ich ihnen folgende Regeln an die Hand geben. Was den Inhalt anbetrifft, so darf zum I. ein Roman eben nicht nach Art der Heldengedichte, einen berühmten Namen aus den Geschichten haben. Denn Liebesbegebenheiten können auch Leuten aus dem Mittelstande begegnen, und auch diese können durch falsche Namen noch versteckt werden. Indessen schadet es nicht, daß man in der Geschichte einen berühmten Held wählet, um seine Erzählungen desto wichtiger zu machen. So haben es Lohenstein mit dem Arminius, Plüche mit dem Sethos, Ramsay mit dem reisenden Cyrus, die Urheber der Ruhe des Cyrus und des Memnons, und Prevot d' Exiles mit dem Cleveland, Cromwells Sohne, gemacht.

Diese

Dieſe letztern Bücher ſind die beſten Romane, die in neuern Zeiten geſchrieben worden. Die Urſachen ſind leicht zu ſehen; denn wenn man dergeſtalt einen bekannten Helden hat, deſſen Begebenheiten mit andern Geſchichten ſeiner Zeiten in eine Verbindung kommen: ſo erlangt der Roman einen weit größern Grad der Wahrſcheinlichkeit, als wenn man lauter erdichtete Namen nennet. Wie aber der Verfaſſer dadurch viel Stoff und Hülfe zu ſeinen Erdichtungen bekömmt: alſo muß er auch in den Alterthümern, oder Geſchichten damaliger Zeiten ſehr geſchickt ſeyn, um nichts zu dichten, das bekannten Sachen widerſpricht. Er muß aber auch die Charactere der Perſonen nicht verändern. Denn in dieſem Falle gilt Horazens Regel auch von dem Romanſchreiber, die wir oben a. d. 22 u. f. S. angeführet haben. Geſetzt aber, daß man auch lauter erdichtete Perſonen aufzuführen hätte: ſo iſt gleichwohl die Regel zu beobachten; daß man ſich genau nach den Sitten der Zeiten, der Oerter, des Standes, Geſchlechtes und Alters ſeiner Perſonen richten müſſe. Diejenigen Romanſchreiber ſind alſo ſehr verwerflich, die allen Perſonen die Sitten ihrer eigenen Zeit, ihres Landes, und ihres Standes geben. In der Baniſe ſollten aſiatiſche, in der Octavia römiſche, im Arminius deutſche Sitten herrſchen. Allein wie oft iſt dawider gefehlet worden? Wie oft läßt Lohenſtein ſeine alten Helden, wie beleſene Schulmeiſter reden? Und iſt nicht Zieglers Prinz Balacin ein ſo hochtrabender Sophiſt, als ob er aus Chriſtian Schröters Schule entlaufen wäre?

22. §. Was nun II. die Ordnung der romanhaften Erzählung betrifft, ſo iſt die einfältigſte die hiſtoriſche, der Zeit nach: wie Homer die Ilias, Ramſay den Cyrus, Exiles den Cleveland, u. ſ. w. beſchrieben hat. Allein die poetiſche iſt weit künſtlicher, die ebenfalls Homer in der Odyſſee, Virgil in der Aeneis, Heliodor im Theagenes, Fenelon im Telemach, und Ziegler in der Baniſe beobachtet haben. Hier führt der Dichter ſeinen Leſer gleich in die Mitte der Geſchichte, und holet im folgenden das vorhergegangene nach; indem er es von jemanden erzählen läßt. Dadurch kann auch ein Poet den

Um-

Umfang ſeiner Geſchichte verkürzen, die ihn ſonſt zu weit führen würde. Denn ungeachtet man einem Roman ſolche enge Gränzen nicht ſetzet, als einer Epopee; ſo ſoll er doch kein Lebenslauf werden. Und dieſes giebt die III. Regel an die Hand: daß nämlich der Roman nicht von der Wiege bis ins Grab gehen; ſondern nur eine Haupthandlung des Romanhelden, nebſt allem, was dazu gehöret, erzählen ſolle. Auch darinn darf ein Roman dem Heldengedichte nicht gleich kommen, daß er den wunderbaren Einfluß der Götter, oder Geiſter, Hexen, u. d. m. nöthig hätte. Dieſe Stücke würden ihn mehr verunzieren, weil ſie ihn unglaublich machen würden. Denn wer machet ſich wohl viel aus den arabiſchen Geſchichten, Tauſend und eine Nacht; den franzöſiſchen Contes de Fèes, oder Herenmährchen, Prinz Titi u. d. gl. m.? Endlich IV. was die Schreibart betrifft, ſo iſt zwar lange in Deutſchland die Mode geweſen, ſie recht poetiſch, wie man glaubte, d. i. ſchwülſtig und hochtrabend zu machen; wie **Arminius**, die **Baniſe**, und unzählige andere die Proben geben. Allein eine natürliche Art zu erzählen, die der Vernunft und Wahrheit gemäßer iſt, machet einen weit größern Eindruck in den Gemüthern, als ein ſo gefirnißter und gleißender Ausdruck; der insgemein die Schwäche ſeines Urhebers verräth. Je näher alſo die Schreibart in Romanen der hiſtoriſchen kömmt, deſto ſchöner iſt ſie: und ſie bleibt darum doch aller Schönheit fähig, die ein geläuterter Witz, und eine feine Sprache, wohlausgearbeiteten Schriften, z. E. dem **Sethos**, und der Ruhe des Cyrus geben. Schlüßlich muß ich noch V. erinnern, daß ein guter Roman auch den Sitten keinen Schaden thun muß. Die Liebe kann, nach **Heliodors** Exempel, auch eine unſchuldige und tugendhafte Neigung ſeyn. Dieſes zeiget auch das Exempel der **Pamela** in neuern Zeiten: ja ſelbſt dieſe iſt vielen Kunſtrichtern noch nicht von allen Buhlerkünſten frey genug. Wie unzählig vielen Romanen wird durch dieß Urtheil nicht der Stab gebrochen!

Des

Des I. Abſchnitts VI. Hauptſtück.

Von heroiſchen Lobgedichten.

1. §.

Wenn man vollſtändige Ausgaben vom Homer, z. E. Schrevels ſeine, nachſchlägt, ſo findet man verſchiedene Lobgedichte, unter dem Namen Υμνοι, auf die heidniſchen Götter, z. E. auf den Apollo und Merkur, auf die Venus, den Bacchus, und den Mars, imgleichen auf den Pan, die Diana, und Pallas, u. ſ. w. Es kann ſeyn, daß einige von dieſen Stücken nicht ganz unſtreitig vom Homer herrühren; wie denn die Kunſtrichter an vielen zweifeln. Alle miteinander aber, demſelben abzuſprechen, halte ich die Gründe nicht für zulänglich: weil wirklich ſowohl die Art zu denken, als der Ausdruck, den übrigen homeriſchen Schriften ſo nahe kömmt; daß ſchwerlich ein anderer ihn ſo genau hätte nachahmen können. Dieſe Gedichte nun haben mit den obigen epiſchen viel ähnliches. Denn ungeachtet ſie bey weitem ſo lang nicht ſind, als jene: ſo ſind ſie doch auch nicht eben ſo gar kurz. Z. E. das Lobgedicht auf die **Venus**, iſt ſo lang, als die **Batrachomyomachie**, das iſt auf die 300 Verſe: das auf den **Apollo**, enthält nah an ſechſtehalb hundert, und das auf den **Merkur**, 575 Verſe. Die Versart, die er darinn beobachtet, iſt auch die heroiſche; denn ſie beſtehen aus lauter Hexametern. Der Inhalt iſt auch größtentheils epiſch, das iſt erzählend; indem er die Geburt, die Erziehung, und die Thaten ſeiner Götter, und was ſonſt vor Alters von ihnen geglaubet ward, erzählet. Endlich kommen dieſe Lobgedichte auch darinn mit den epiſchen überein, daß er in etlichen die Muſen anruft, ihm beyzuſtehen. Z. E. in dem, auf den Merkur, heißt es gleich anfangs:

Ἑρμην ὑμνει Μουσα Διος και Μαιαδος υἱον etc.
Mercurium lauda Muſa, Jovis ac Majæ filium etc.

Und das auf die Venus, hebt ſo an:

Μουσα μοι ἐννεπε ἐργα πολυχρυσης Ἀφροδιτης etc.
Muſa mihi dic opera aureæ Veneris etc.

Dieſe Aehnlichkeit veranlaſſet mich, von dieſer Art von Gedichten, gleich nach den obigen zu handeln.

2. §. Es erhellet auch, ohne mein Erinnern, von ſich ſelbſt, daß dieſe Gedichte von den Oden gänzlich unterſchieden ſind. Weder die kurze Versart, noch die Abtheilung in Strophen, noch die Kürze der Oden, ſchicket ſich zu dieſen großen Lobgedichten: am allerwenigſten aber würde ſich der erzählende faſt hiſtoriſche Inhalt, den dieſe erfodern, zu den Oden ſchicken, die ihn, ſo viel als möglich iſt, fliehen müſſen. Man darf alſo nicht denken, daß ich die Arten der Gedichte ohne Noth vervielfältige: zumal da eine Menge neuerer Dichter dem Homer hierinn gefolget ſind, daß ſie eine Menge Lobgedichte auf Götter und Helden geſchrieben haben, die man unmöglich zu Oden machen kann. Von den Griechen zwar ſind uns, außer dem Kallimachus, wenige von dieſer Art übrig geblieben. In der großen Sammlung griechiſcher Dichter, die 1614. bey Petern de la Roviere, in Fol. herausgekommen, trifft man kein einziges Stück an, welches genau von derſelben Art wäre. Lykophrons Caſſandra, ſcheint dem Inhalte und der Abſicht nach, hieher zu gehören: allein es iſt ſelbige nicht in heroiſchen, ſondern jambiſchen Verſen geſchrieben, auch in einer ſo verſtrickten, dunkeln und ſchwülſtigen Schreibart abgefaſſet, daß man ſie gar nicht loben kann. Die zehn Hymni des Syneſius, ſind eben ſowohl als des Gregorius von Nazianz Lieder, mit beſſerm Rechte Oden zu nennen: weil ſie in den kürzeſten Versarten, nicht aber in heroiſchen Verſen abgefaſſet ſind. Johann von Damaſcus, hat die Theogonie auch in Jamben beſungen; Maximus Marguntius aber ſeine Hymnos gar in anakreontiſchen Verſen

geſchrie-

geſchrieben. Endlich ſind auch des ſogenannten Johannis Geometrä Hymni, auf die Jungfrau Maria, nicht in heroiſchen Verſen, ſondern als Elegien abgefaſſet. Es bleibt mir alſo der einzige Kallimachus übrig, der auf eben den homeriſchen Schlag, Hymnen auf den Jupiter und Apollo, die Diana und Ceres, und auf die Inſel Delos gemachet. Auf das Bad der Pallas aber hat er ſein Loblied als eine Elegie eingerichtet. Indeſſen finden wir ſonſt Nachrichten genug, daß alte Dichter Götter und Helden auf dieſe Art beſungen: wie z. E. dem großen Alexander, Chörilus, obwohl in ſehr ſchlechten Verſen, dergleichen Ehre erwieſen hat; nach Horazens Zeugniſſe: Lib. II. Epiſt. 1.

Gratus Alexandro Regi magno fuit ille
Chœrilus, incultis qui verſibus, et male natis,
Retulit acceptos regale numiſma Philippi.

Selbſt Ariſtoteles ſoll auf den Hermias ein ſolch Lobgedicht geſchrieben haben, das ſich angefangen:

Αγνε θεων, πρεσβευτ' ἑκατηβολε etc.
Sancte Deûm, longeque ſenex jaculans etc.

3. §. Wenn wir auf die Lateiner kommen: ſo hat ſchon in alten Zeiten ein Ennius dergleichen heroiſche Lobgedichte gemacht: davon wir aber nur unvollkommene Stücke übrig haben. Um Ciceros Zeiten ſchrieb Catull ſeine Argonautica, ein heroiſches Gedicht, das gleichſam einem Virgil den Ton angab, wie die lateiniſche Epopee klingen müßte. Selbſt der Culex dieſes Dichters, gehört unter dieſe Zahl, weil er nicht ſcherzhaft genug war, unter die komiſchen Heldengedichte gezählet zu werden. Tibull beſang den Meſſalla, in einem ſogenannten Panegyricus. Darauf folgte Petronius, der uns in ſeinem Satiricon eine Probe gab, wie der Bürgerkrieg in Rom heroiſch beſchrieben werden müßte:

Orbem jam totum victor Romanus habebat etc.

Claudians Ruffinus, und Eutropius, imgleichen ſeine Bücher, de bello Gildonico und Getico, wider den Alarich;

ſeine Conſulate des Honorius, Mallius, Probinus, und Olybrius; ſeine Laudes Stiliconis, und ſeiner Gemahlinn Serena, u. ſ. w. gehören auch hieher. Ich übergehe, was in den Silvis des Statius für Stücke von dieſer Art vorkommen: ſie mögen nun zuweilen auf Todesfälle, oder auf andere Gelegenheiten gerichtet ſeyn, dabey man das Lob eines Großen, eines Freundes oder Blutsverwandten beſingen kann. Im X. Jahrhunderte, und alſo mitten in der barbariſchen Finſterniß des Occidentes, hat Hroswitha, eine gelehrte Kloſterjungfrau zu Gandersheim, eine Panegyrin Oddonum, das iſt, ein heroiſches Gedicht auf die ſächſiſchen Kaiſer, die Ottos verfertiget: anderer geiſtlicher Stücke, die auf eben die Art geſchrieben ſind, zu geſchweigen. Ich würde noch den Joſeph Iſcanius hieher rechnen, der im XIII. Jahrhunderte den trojaniſchen Krieg in VI. Büchern heroiſcher Verſe beſchrieben hat: wenn er nicht für dieſe Claſſe von Gedichten zu groß und epiſch wäre, und alſo vielmehr unter die Scriptores cyclicos, oder fehlerhaften epiſchen Dichter zu zählen wäre; die ſich ganze lange Hiſtorien, nicht aber einzelne Thaten großer Helden, in Verſen zu beſchreiben vorgenommen haben. Dieſer nämlich beſchreibt erſtlich der Argonauten Zug nach Kolchis, hernach den Raub der Heſione, durch den Herkules, dann das Urtheil des Paris, den Raub der Helena, der Griechen ihren Zug wider Troja, den Tod der Zwillinge, Caſtor und Pollux ꝛc. ꝛc. bis ans Ende des ganzen Krieges.

4. §. Wollten wir auf die neuern lateiniſchen Dichter kommen, und dieſelben alle erzählen, ſo möchte mir ihr Verzeichniß zu groß werden. Doch will ich etliche nennen, die vor andern einen Vorzug verdienen. Ulrich von Hutten, iſt einer von den erſten in Deutſchland geweſen, die ſich in dieſer Art von Gedichten hervorgethan. In der ſtraßburger Ausgabe ſeiner poetiſchen Werke von 1538. in 8. finde ich erſt auf die Fiſcherey der Venediger, ein heroiſches Gedicht; weit größer und ſchöner aber iſt das, worinn er zeiget, daß Deutſchland von ſeinem alten Ruhme nichts ver-

verlohren, Germania non degener. Sein Triumphus Capnionis, und der Panegyricus auf den Erzbiſchof, Albrecht zu Maynz, ſind noch weit wichtigere Stücke, die allerdings viel Lob verdienen. In den Gedichten der beyden Italiener Strozza, die beym Aldus Manutius, ohne Meldung der Jahrzahl in 8. gedruckt worden, ſtehen außer der Venatione ad Divam Lucretiam Borgiam, Ferrariæ Ducem, auch verſchiedene Epicedia, auf fürſtliche und andere Perſonen in heroiſcher Schreibart, die vortrefflich gerathen ſind. Sogar Joh. Secundus hat ſeine ſonſt zärtliche Muſe ein paarmal verlaſſen, um etwas heroiſches zu verſuchen, als er theils den Tod eines franzöſiſchen Delphins, König Franz des I. Erbprinzen, theils die Reginam Pecuniam beſungen. Des berühmten Dichters, Ge. Sabins, Gedichte, die 1563. hier in Leipzig bey Vögelin in 8. gedruckt worden, enthalten auch, auf die Vermählung des pohln. Königs, Sigismund Auguſts, mit einer kaiſerlichen Prinzeßinn, ein treffliches Stück von dieſer Art. Was ſoll ich von Friſchlins heroiſcher Muſe ſagen, welche eine wirtembergiſche Hochzeit, u. a. m. dergeſtalt beſungen hat? Was von des Elias Corvinus Gedichten, die gleichfalls mit Vögelins Schriften 1568. gedruckt worden, und deren erſtes Buch lauter heroiſche Sachen enthält. Pantaleon Candidus hat ſeine Bohemais, auf alle böhmiſche Herzoge und Könige; imgleichen ſeine Gothiberis, auf die gothiſchen Könige in Spanien, 1587. zu Straßburg in 4. ans Licht geſtellet. Im folgenden Jahrhunderte würde es noch ſchwerer fallen, alle lateiniſche Dichter dieſer Art zu nennen. Doch will ich ein paar nennen, die mir aus Liebe zu meinem Vaterlande gefallen haben. Der erſte iſt Chriſtoph Kaldenbach, ein Schleſier, deſſen Gedichte 1651. und alſo eben vor 100 Jahren zu Braunsberg in Preuſſen in 12. herausgekommen; daraus ſeine Aquila, Cupreſſus, und die Boruſſa Philænis hieher gehören. Der zweyte aber Joh. Auguſtin Faſch, der im Anfange dieſes Jahrhunderts, ſeine Pruſſiam triumphantem in 3 Büchern zu Helm-

Daniel Heinſius holländiſcher Urſchrift verdeutſchet hat. Ja als ein Chriſt, hat er uns auch einen Lobgeſang Jeſu Chriſti geliefert; aber allemal, anſtatt der Herameter, die ſechsſüßigen Jamben gebrauchet, worinn ihm faſt alle unſere Dichter gefolget ſind. Sein nächſter Nachfolger war Paul Flemming, ein Meißner, der in der heroiſchen Schreibart ſo ſtark war, daß ihn auch Morhof zu einer Epopee für geſchickt gehalten. Sein Gedicht auf das Leiden Chriſti, giebt eine von den ſtärkſten Proben davon ab: wiewohl er deren noch mehrere, ſonderlich im II. B. ſeiner poetiſchen Wälder, an Olearien und Grahmannen, und an die fürſtlichen holſteiniſchen Geſandten verfertiget hat. Nun folgte Simon Dach, ein Preuße, der ſowohl auf ſeine Landesherren, Georg Wilhelmen und Friedrich Wilhelmen, als auf andere fürſtliche Perſonen, bey Einzügen und Beylagern; imgleichen auf das hundertjährige Jubelfeſt der Stadt Tilſit, und die Erbauung einer neuen Kirche in Königsberg, ſeine Stärke in der heroiſchen Dichtart gewieſen. Martin Rempe, übte ſeine heroiſche Feder zwar mehrentheils in geiſtlichen Materien; doch ſetzte er auch das Lob der Unſterblichkeit, und wagte dabey eine Neuerung: indem er es in fünffüßigen Jamben aufſetzte, da ſich die erſte und vierte Zeile reimet; die fünfte und ſechſte aber wieder zuſammen gehören. Da er nun dieſes durchgehends beobachtet, ſo wollte ichs lieber für eine Ode halten; die aber dergeſtalt 100 ſechszeilige Strophen lang ſeyn würde. Auch Juſt Sieber, hat ſowohl in ſeiner Margenis, über den weſtphäliſchen Frieden, als in ſeiner Adelinne über das Lob des Adelſtandes, und auf Herrn von Oppeln, der ihn zum Dichter gekrönet hatte, u. ſ. w. ſeine Stärke in dieſer Art gewieſen. Johann Frankens Suſanna gehört auch hieher. Und was ſoll ich von Neumarken ſagen, der in ſeinem poetiſch hiſtoriſchen Luſtgarten, den ſieghaften David, in der langen trochäiſchen Versart, die recht heroiſch klinget; imgleichen die verſtändige Abigail, die erhöhete Fryne Bozene, die Kleoparra und Sophonisbe, mit lauter heroiſchen Gedichten beſungen hat.

7. §.

7. §. Dieß waren nun Dichter des vorigen Jahrhunderts, die das itzige nicht erlebet haben, und alſo zu den alten gehören: die noch nicht die völlige Reinigkeit und Lieblichkeit erreichet hatten, welche ein feinerer Geſchmack dem itzigen Jahrhunderte verliehen. Hier habe ich nun vier große Dichter zu nennen, die alle ihre Vorgänger weit übertroffen haben. Der erſte war **Beſſer**, die Ehre des königl. Preuſſiſchen Hofes, bis er in ſeinem Alter denſelben verließ, und in Dresden ſeine Zuflucht fand. Wie er unter **Friedrich Wilhelmen** dem Großen, und **Friedrichen** dem I. ein Augenzeuge großer Thaten war: alſo konnte es ihm an Gelegenheiten nicht fehlen, ſeine Stärke in heroiſchen Gedichten zu zeigen. Aus ſeinem Lobgedichte auf den erſten, haben wir nur ein Stück, welches die Beſchreibung der Warſchauer Schlacht enthält, durch welche ſich der große Churfürſt den Weg zu der höchſten Oberherrſchaft von Preußen, und ſeinem Nachfolger zur königlichen Krone gebahnet. Dieſes Stück aber zeiget uns eine große Stärke des Dichters in dieſer Schreibart. Es hebt ſo an:

Der flüchtge Caſimir, der erſten Furcht entſtrickt,
War wieder in ſein Reich aus Schleſien gerückt:
Indeß daß groß und klein, bis auf die Tartarhorden,
Für ihn und ſeinen Thron, war aufgebothen worden.
Mit dieſen lag er erſt bey Warſchau an der Stadt;
Doch weil zu große Macht auch große Kühnheit hat:
War er den Weichſelſtrom dieſſeits herüber gangen,
Uns deſto ſchleuniger im Anmarſch zu empfangen.
Faſt hundert tauſend Mann bedeckten das Feld:
Sie hielten gegen uns als eine halbe Welt.
Wie man die Kranche hört bey ihren Zügen girren,
Und in der Sommerszeit die reifen Saaten ſchwirren:
So raſſelte der Klang von Pferden, Schild und Spieß,
Den dieſe große Schaar von weitem hören ließ.
Wie alles ſtäubt und bebt bey Ankunft einer Heerde:
So ſchwärzte ſich die Luft, und zitterte die Erde;
Als dieſer Völker Trifft, und deren Hinterhalt,
Auf unſre Läger drang mit ſtürmiſcher Gewalt.
Sechs gegen einen Arm, ſo ſollten unſre kämpfen;
Ja was man hört und ſah, ſchien uns den Muth zu dämpfen.

Die zwar den Stiftern hat Neronens Luſt gebracht,
Doch ſie mit ihrem Dampf auf ewig ſchwarz gemacht.
Iſts möglich? hat der Neid zu dieſem Brand gerathen?
Erhält man ſo das Lob der alten Heldenthaten?
Kann unbewehrtes Volk, nebſt todtem Kalk und Stein,
Auch wohl der Gegenſtand beherzter Leute ſeyn ꝛc.

10. §. Endlich folgt Pierſch, der ſowohl in ſeinem Siege Karls des VI. über die Türken, in IV. Büchern, als in vielen andern Lobgedichten auf ſeinen König, und andere Großen, zur Gnüge bewieſen, daß er ein Meiſter in dieſer heroiſchen Art, ja faſt allein dazu gebohren geweſen. Z. E. auf Karl den VI. hebt er ſo an:

Wo kämpft, wo ſiegt mein Karl? Ihr Muſen führt mich hin!
Ein kriegriſches Geſchrey bewegt mir Geiſt und Sinn,
Rückt den verwöhnten Fuß von ihrern ſanften Höhen,
Ihr ſollt auf Waffen, Blut und kalten Leichen gehen.
Was feſſelt mich und euch durch heimliche Gewalt?
Wird mein erloſchner Trieb auf blaſſen Körpern kalt?
Will der geweihte Brand nicht meine Bruſt durchdringen;
Und läßt mein Phöbus mir kein feurig Lied gelingen:
So ruf ich dich, o Mars! um deine Flammen an,
Wer weis, ob nicht ein Held mehr als die Muſen kann.

O Karl! ich ſehe dich. Nun bin ich ſchon erhitzet!
Wer glüht, wer brennet nicht, wo deine Rechte blitzet?
O Karl! ich ſehe dich, und deinen Muth zugleich.
Wer nur an dich gedenkt, iſt an Erfindung reich,
Wie du an Thaten biſt. Man darf ſie nicht erſt ſuchen,
Und wenn man ſie nicht findt, auf das Geſtirne fluchen,
Wie ſich ein armer Geiſt mit kleinen Werken quält;
Unſterblich großer Held! wer ſich dein Lob erwählt,
Wird ſtark durch deine Macht. Ein jeder darf ſich wagen,
Karl! Karl! man nennt dich nur, was kann man größers ſagen?

Sind die Triumphe nicht ein Anfang deiner Kriege?
So fährest du auch fort, und endeſt mit dem Siege,
Der Sieg hat nur bey dir die Flügel abgelegt,
Und dein gegründtes Glück die Kugel nicht bewegt.
Weil dieſes aber nicht von ungefehr geſchehen:
So läſſeſt du die Welt ein neues Schauſpiel ſehen,
Greifſt deinen Donner an, und häufeſt Streich auf Streich,
Und häufeſt Sieg auf Sieg. Das ausgeſtreckte Reich,

Das

Das Achmets Zepter drückt, zieht alle Kraft zuſammen;
Doch du zertheileſt ſie mit ſchreckenvollen Flammen,
Und zehreſt alles auf, was dir entgegen zieht,
Bis alles untergeht, bis alles vor dir flieht ꝛc.

Ich ſchweige noch von **Wenzeln**, **Philandern**, und dem **Corvinus**, als die jenen vieren nicht gleichzuſchätzen ſind.

11. §. Sollte ich nun ferner auch auf die itztlebenden Dichter fortſchreiten: ſo würde ich noch viel berühmte Namen zu nennen haben, die ſich in dieſer Schreibart hervorgethan, Herrn Hofr. **Trillers** Prinzenraub, des Herrn von **Scheyb** Thereſiade, Herrn D. **Lindners** tartariſche Schlacht, des Herrn Secret. **Stöckels** Gedichte, auf die neulichen preußiſchen Siege in Schleſien und Böhmen, Herrn M. **Panckens** Lobgedichte auf **Ludewigen** den Weiſen, von Anhalt-Köthen, u. a. m. würden mir ſolche Stücke darbiethen, die ich unmöglich übergehen könnte. Allein die Nachwelt wird ihnen, und allen andern, die ich verſchweige, auch ohne mich, Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Nur ein Paar von den verſtorbenen, muß ich noch nachholen, die ich bald vergeſſen hätte, nämlich **Günthern** und **Königen**. Der erſte hat viel Feuer, und edle Gedanken beſeſſen, ein heroiſches Gedicht recht gut abzufaſſen: wie man aus dem Lobgedichte auf den hochſel. **König Auguſt** ſieht, welches er gleich darauf machte, als König ihn durch allerley Hofſtreiche, um die Stelle eines Hofpoeten gebracht hatte. Dieß einzige Gedicht iſt mehr werth, als alles, was König jemals geſchrieben: allein es war zu ſpät; und wenn es gleich Kenner bey Hofe gegeben hätte, **Günthers** Verdienſte recht zu ſchätzen. Indeſſen iſt es nicht zu leugnen, daß die ſchmutzige Lebensart, darinn Günther ſich, aus Armuth und böſer Gewohnheit herumwälzete, auch in ſeine edelſten Gedichte allemal was niederträchtiges mit eingemenget: welches er vielleicht würde vermieden haben, wenn er bey Hofe hätte leben, und beſſere Sitten lernen können. **Königs** Feder aber war viel zu ſteif und hölzern, und ſein Geiſt viel zu ſchwer und kalt, als daß er ſich zu dem heroiſchen Schwunge dieſer

dieſer Art von Gedichten hätte erheben können. Man darf nur ſein Heldenlob, und hernach den **Auguſt im Lager** leſen: ſo wird man bald ſehen, daß es unmöglich iſt, ein Wohlgefallen an ſeinen Verſen zu haben. Ihre Härte und Rauhigkeit benimmt allen ſeinen, zuweilen noch leidlichen Gedanken, den ganzen Werth: und eben daher iſt es kein Wunder, daß ſein I. Geſang vom **Auguſt im Lager**, zu Maculatur geworden; den Verfaſſer aber von der Fortſetzung abgeſchrecket hat.

12. §. Aus **Homers** Exempel ſehen wir, daß es bey Verfaſſung eines heroiſchen Lobgedichtes fürs erſte rathſam ſey, ſich der langen Versart zu bedienen, die in jeder Sprache am prächtigſten klinget: ohne ſie in gewiſſe Strophen abzutheilen; als welches ſie den Oden ähnlich, und zu Geſängen machen würde. Die **Epopee** ſelbſt hat in dieſem Stücke nichts vor den Lobgedichten der Götter und Helden voraus: denn beyde ſind an Wichtigkeit des Inhaltes einander gleich. Daher ſagt **Horaz**:

Res geſtæ Regumque Ducumque et triſtia bella,
Quo poſſent numero ſcribi, monſtravit Homerus.

Könnten wir nun im Deutſchen die Hexameter ſchon mit derjenigen Anmuth ſetzen, die dem Leſer gefiele: ſo wäre es gar wohl erlaubt, auch Lobgedichte darinn abzufaſſen; wie **Heräus** ſolches auf Kaiſer **Karl den VI.** verſuchet hat. In Ermangelung deſſen aber, haben unſere Vorgänger ſich der ſechsfüßigen Jamben mit ungetrennten Reimen, oder theils auch wohl der achtfüßigen Trochäen bedienet. Außer **Neumarken**, deſſen ich oben erwähnet, hat auch **Zeſen**, und noch in dieſem Jahrhunderte **Wetzel** und Herr D. **Lindner**, ſolches mit gutem Erfolge gethan. Je prächtiger man nun den Wohlklang, und je reiner man das Sylbenmaaß in dieſen Gedichten machen kann, deſto beſſer wird es ſie zieren: da hingegen ein gezwungenes, hartes Weſen dieſelben ſehr verſtellet. Ferner lehrt **Homers** Beyſpiel, daß man in ſolchen wichtigen Gedichten auch den Beyſtand einer Gott-

heit

heit anrufen könne: zumal, wenn ſie lang und weitläuftig gerathen. Dieſes haben auch die meiſten alten und neuern Dichter nachgeahmet; ſonderlich, wenn ſie ihre Arbeiten gar in etliche Bücher abgetheilet haben, ſo daß ſie einigermaßen den Epopeen ähnlich geſehen. Allein auch hier haben die Anmerkungen ſtatt, die im erſten Theile bereits davon gegeben worden. Ein chriſtlicher Dichter thut beſſer, wenn er entweder den wahren Gott, oder den Geiſt Gottes, in geiſtlichen und ſehr ernſthaften Materien; oder in weltlichen, die Wahrheit, die Tugend, die Großmuth, die Dankbarkeit, die Freundſchaft, die Liebe, oder die Ehre anrufet; als wenn er immer bey der Muſe Klio, oder Kalliope bleibt. Unſere Vorfahren haben dieſes zwar gethan; und ich tadle ſie deswegen nicht gänzlich: ob ich gleich ſage, was beſſer iſt.

10. §. Was nun den Inhalt ſolcher Gedichte betrifft; ſo muß zuförderſt der, ſo jemanden loben will, wiſſen, was für Eigenſchaften eigentlich ein wahres Lob verdienen: denn ſonſt läuft er Gefahr, auch ſcheinbare Laſter als große Tugenden heraus zu ſtreichen, und dadurch bey den Verſtändigen zum Gelächter zu werden; bey Unverſtändigen aber viel Schaden zu ſtiften. Zweytens muß man den Character derjenigen Perſon wohl kennen, die man loben will; damit man ihr nicht unrechte Eigenſchaften beylege. Denn aus den allgemeinen Quellen der Lobſprüche ſolche Schmäucheleyen zu ſchöpfen, die ſich auf hundert andere eben ſo wohl ſchicken, als auf den, welchen man nennet; das heißt kein rechtes Lob, ſondern eine niederträchtige Lobeſucht,

Da keiner Weisheit Spur,
Kein Salz noch Witz iſt, als bloß der Fuchsſchwanz nur.

wie Rachel ſie beſchreibt. Eine rechte Lobſchrift muß ſich ganz ſonderbar auf denjenigen Helden ſchicken, den man lobt, und auf keinen andern gebraucht werden können. Es iſt gratulantenmäßig, wenn man auf alle ſeine Gönner gleichſam einerley Verſe macht; und ihre Gottesfurcht, Wohlthätig-

thätigkeit ꝛc. mit großem Geschreye erhebt. Eben so verächtlich ist der Kunstgriff, in dem Lobe eines neuern allemal einen alten Helden herunter zu machen. Venus muß nicht mehr schön, Alexander kein Held, Plato kein Philosoph, und Cicero kein Redner mehr seyn, wenn der Poet es so haben will. Oder man schmelzt gar alle große Leute des Alterthums zusammen, um einen einzigen Neuern daraus zu gießen: der doch gemeiniglich kaum werth ist, dem geringsten von jenen die Schuhe aufzulösen. Ein rechtschaffener Poet schämet sich dieser verächtlichen Schmäucheleyen, und lobet keinen, als von dem man was besonders zu sagen und zu rühmen weis.

14. §. Doch da die Gewohnheit es eingeführet hat, auf viele Leute Verse zu machen, wenn uns gleich keine solche ruhmwürdige Eigenschaften von ihnen bekannt sind: so bediene man sich des Kunstgriffes, den Pindar ersonnen hat; wenn er auf die Ueberwinder in den olympischen Spielen nicht viel zu sagen wußte. Er lobte etwa einen andern griechischen Helden oder Gott, oder handelte eine ganz andere Materie ab, die nützlich und angenehm war: zuletzt aber dachte er nur mit wenigen Worten an denjenigen, dem zu Ehren es verfertiget wurde. Diese Erfindung hilft uns zuweilen ganze Bogen füllen, ehe mans gewahr wird. Man erzählet bey Königen und Fürsten das Alterthum ihres Hauses, die Thaten ihrer Vorfahren, in Kriegs- und Friedenszeiten; oder man schildert überhaupt das Bild guter Regenten, Feldherren, oder anderer großer Männer ab. Man beschreibt Tugenden und entgegengesetzte Laster, so viel sich ohne Beleidigung dessen, den man ehren will, thun läßt. Die Gedichte werden auch eben dadurch für andere Leser erbaulicher, und kommen also eher bis auf die Nachwelt, als wenn sie lauter kalte Lobsprüche in sich halten. Zum wenigsten muß man hier und dar lehrreiche Ausschweifungen zu machen bedacht seyn; um dem Ekel der Leser zuvor zu kommen. Man sehe nur zu, daß man nicht gar zu weit gesuchte Materien ausführe; die sich auf keine andere Weise

auf

auf unſern Helden deuten laſſen, als wenn man ſagt: Doch, wo gerath ich hin?

15. §. Die Schreibart aller dieſer Gedichte muß, nach Beſchaffenheit der Sachen und Perſonen, davon ſie handeln, bald prächtig und erhaben, bald ſinnreich und nachdenklich, bald pathetiſch, bald auch natürlich werden. Hofrath Pietſch hat in ſeinen meiſten Gedichten eine ſo edle Art des Ausdruckes, und ſo erhabene Gedanken gebrauchet, daß er zu ſolchen Lobgedichten faſt allein gebohren zu ſeyn geſchienen: wie man unter andern aus ſeinem Gedichte auf den Grafen zu Waldburg, und dem langen Geſange auf den Prinzen Eugen ſehen kann, der ſich anhebt: O feuriger Eugen! der aber einer Ode ähnlicher ſieht, als einem heroiſchen Gedichte. Opitz giebt in ſeinem Lobgedichte auf den König Vladislas, ein treffliches Muſter einer edlen Einfalt des Ausdruckes. Er geht nicht auf Stelzen, ſondern iſt von Natur durch die Art ſeiner Gedanken erhaben. Er kennet die Pflichten eines Königes, und alles deſſen, was ihn wirklich groß machet. Dieſes ſchildert er nun ſo natürlich, daß er ſeinen Leſer dahin reißt, und ihn in Bewunderung ſeines Helden ſetzet. Sein Herz, und nicht ſein Witz ſcheint die Feder zu führen, wenn er lobet. Nächſt ihm hat Neukirch in ſeinen Lobgedichten auf den König in Preußen die rechte Schreibart in ſeiner Gewalt gehabt. Auch er flößt lauter edle Bilder von ſeinem Helden ein: da hergegen König, wenn er den Auguſtus loben will, nur auf ſeine Stärke, große Naſe, und ſtarke Augenbraunen verfällt: gerade als ob ſolche Kleinigkeiten zu der Würde eines Königes etwas beytrügen. Auch das iſt tadelhaft, wenn Dichter in ihren Lobgedichten auf Fürſten, nur ihre Kronen, Gold, Edelſteine, Purpur, Sammt, Trabanten, Pracht und Gefolge loben. Dieß ſind Dinge, die zwar des Pöbels Augen blenden, aber keine wahre Größe zeigen. Ein Nero kann ſie eben ſowohl, als ein Titus und Trajan haben: aber dieſe wiſſen andere Mittel, ſich anſehnlich und beliebt zu machen. Ein Dichter muß die Gedanken ſeiner Leſer über die Vorurtheile des

gemeinen Wahnes zu erheben, nicht aber darinn zu bestärken suchen. Man hüte sich endlich auch vor allen schwülstigen Ausdrückungen, in welche die lohensteinische Schule eine Zeitlang gerathen war; und wovon auch Neukirch in seiner Jugend angesteckt gewesen. Eben deswegen habe ich aus der Sammlung seiner Gedichte, die ich ans Licht gestellet, alle die Stücke ausgeschlossen, darinn dieser böse Geschmack noch herrschete.

16. §. Doch ehe ich dieses Hauptstück schließe, muß ich noch etwas erinnern, was zu diesem und allen vorhergehenden Hauptstücken dieses andern Theiles gehöret. Es betrifft die Titel, die man zu seinen Gedichten machen soll. Hier fragt sichs nun, wie man dieselben einzurichten habe? Viele Leute lieben die gekünstelten oder hochtrabenden, das ist, die metaphorischen oder allegorischen Titel: und diese pflegen ihre vornehmste Erfindungskraft schon auf der Ueberschrift zu verschwenden. Neidhard hat eine Cantate gemacht, deren Titel dieser war: die mit blauen Adlersflügeln gen Himmel geflogenen güldenen Sonnen. Die Erfindung war aus dem Wappen desjenigen Grafen genommen, bey dessen Leiche dieses Stück zur Trauermusik dienete. Wer sieht aber nicht, wie ungereimt die Phantasie des Poeten gewesen, der das Herz gehabt, die blauen Flügel an die Sonnen zu setzen, um sie damit gen Himmel fliegen zu lassen? In andern Gedichten findet man eben solche Ausschweifungen: ja in ganzen Büchern der Poeten ist es nichts seltsames, daß man poetische Trichter, Helikone, Parnasse, Tempel, Altäre, Rosenblätter, Rosengebüsche, Cedern- Lorbern- Myrten- und Cypressen-Häyne, Posaunen, Harfen, Glocken, Cymbeln, und warum nicht auch Schällen? von ihnen zu sehen bekömmt.

17. §. Allein, wenn ich die Wahrheit davon gestehen soll; so machen alle diese metaphorische Titel einem Buche kein sonderliches Ansehen. Die Alten haben ihren größten und besten Gedichten sehr einfache und schlechte Namen gegeben.

Die

Die Ilias und Aeneis, nebſt allen Trauerſpielen der Griechen, können genugſam davon zeugen. Andere kleine Werke, hießen auch ſchlechtweg, Ode, Idylle, Satire, Elegie, Schreiben, Sinngedichte, u. ſ. w. ohne ein großes Geprale von dem wunderwürdigen Inhalte ſolcher Stücke zu machen. Und in den neuern Zeiten, haben auch die beſten Dichter ſich ſolcher hochtrabenden Titel enthalten. Man ſieht wohl, daß Opitz, Flemming, Kanitz, Beſſer, Philander und Günther ſich aller dieſer weitgeſuchten Ueberſchriften, ſowohl in einzelnen Stücken, als in ganzen Sammlungen enthalten haben. Bey denen aber, die ſich auf eine praleriſche Art mit ſeltſamen Ueberſchriften breit gemachet haben, hat es mehrentheils geheißen:

Quid tanto dignum feret hic promiſſor hiatu?
Parturiunt montes, naſcetur ridiculus mus.

Man bleibe alſo bey einer ungezwungenen natürlichen Kürze in den Titeln ſeiner Gedichte; und halte feſt dafür: daß es weit beſſer ſey, wann hernach im Gedichte oder im Buche mehr enthalten iſt, als man aus dem Titel vermuthet hätte; als wenn auf dem Titel mehr wäre verſprochen worden, als der Poet im Werke ſelbſt leiſten gewollt oder gekonnt:

Non fumum ex fulgore, ſed ex fumo dare lucem
Cogitat, ut ſpecioſa dehinc miracula promat.

Des I. Abſchnitts VII. Hauptſtück.

Von Satiren oder Strafgedichten.

1. §.

Wie die Poeſie überhaupt von der Muſik und den erſten Liedern ihren Urſprung hat, ſo iſt es auch mit der ſatiriſchen beſchaffen. Man hat lange vor dem Homer ſpöttiſche und ſchimpfliche Geſänge gemacht, und abgeſungen; folglich iſt dieſe Art von Gedichten eben ſo neu nicht. Ariſtoteles, der uns dieſes im vierten Kapitel ſeiner Dichtkunſt erzählet, ſetzet hinzu: daß dieſe Lieder ſehr unflätig und garſtig geweſen, und daß Homerus ſie zuerſt von dieſer Unart geſaubert, da er in heroiſchen Verſen auf den Margites eine Satire gemacht. Dieſer Margites, wie ſchon bey anderer Gelegenheit gedacht worden, mochte ein Müßiggänger geweſen ſeyn, der weder einen Schäfer, noch einen Ackermann, noch einen Winzer abgeben wollte; und alſo nach der damaligen Art ein unnützes Glied der menſchlichen Geſellſchaft war. Auf dieſen machte nun Homer ein Strafgedicht, welches er von den oben erwähnten Fehlern der Grobheit und Schandbarkeit befreyete; und gab uns alſo, nach Ariſtotels Urtheile, den erſten Begriff von einer guten Satire, wie er uns vom Heldengedichte das erſte gute Muſter gemacht. Da aber dieſes ſeinen Nachfolgern Gelegenheit gegeben, die Tragödie zu erfinden; ſo hat auch jene, nämlich die Satire, zur Erfindung der Komödie Anlaß gegeben.

2. §. Was nun Homer in heroiſchen Verſen gethan hatte, das verſuchte, um des Gyges, oder Romulus Zeiten, wie Herodotus und Cicero bezeugen, oder im 3250ſten Jahre der Welt, Archilochus in Jamben; die er ſelbſt zu dieſer Abſicht erfand. Horaz ſagt deswegen von ihm:

Archilochum proprio rabies armavit Iambo.

Dieſen Vers zu verſtehen, muß man die Geſchichte wiſſen, die er vorausſetzet. Lykambus hatte dem Archilochus

die

die Neobule, eine von ſeinen drey Töchtern verſprochen. Als dieſer nun Ernſt machen wollte, ſo ſchlug er ſie ihm wieder ab, und gab ſie einem andern. Das verdroß nun den Archilochus dergeſtalt, daß er aus Rachgier, in jambiſchen Verſen, die allerbeißendſte Satire auf ihn machte. Dieſe brachte nun den Lykambus zu ſolcher Verzweifelung, daß er ſich ſelbſt erhieng: ja ſeine drey Töchter, die er vielleicht auch nicht geſchonet hatte, ſollen, nach andern, eben das gethan haben. Von dieſes Archilochus Gedichten ſind nur wenige Verſe übrig, die Heinr. Stephanus, mit den Fragmentis Lyricorum ans Licht geſtellet hat. Archilochus ward darauf ein Soldat, und blieb in einer Schlacht. Außer dem aber, daß ſeine Gedichte ſo beißend geweſen, haben ſie auch viel unzüchtige und den guten Sitten zuwider laufende Dinge in ſich gehalten: weswegen die Lacedämonier ſie in ihrem Staate zu leſen verbothen. Sein Lobgeſang auf den Herkules aber, ward ſo beliebt, daß er bey den olympiſchen Spielen auf die Sieger allezeit dreymal abgeſungen ward. Apollonius, der Rhodier, hat ſein Leben beſchrieben, und Heraklides ein Geſpräch von ihm gemacht. So berühmt er aber dadurch geworden und geblieben, ſo wenig Nachfolger hat er in der jambiſchen Satire gefunden. Man weis keinen einzigen, der ihm darinn nachgeahmet hätte: vieleicht weil ſeine Schreibart zu viel Merkmaale der Rachgier gehabt, und eher einer perſönlichen Läſterſchrift, als einer allgemeinen Beſtrafung der Laſter ähnlich geſehen. Vieleicht hat aber ſonſt die unflätige Art des Ausdruckes einen Abſcheu vor ſeinen Gedichten erwecket. Die jambiſchen Verſe indeſſen, die er erfunden, ſind in vielen Arten der Gedichte gebrauchet, und beybehalten worden.

3. §. In eben dem Hauptſtücke erwähnt Ariſtoteles, daß man noch bis auf ſeine Zeiten, in vielen Städten ſatiriſche Lieder voller Zoten geſungen, ja daß ſie ſogar durch öffentliche Geſetze eingeführet geweſen. Indeſſen fielen doch die beſten Poeten, die zur Satire ein Naturell hatten, auf die Komödien, die anfänglich durch den Pratinas, Eupolis,

polis, Kratinus und Ariſtophanes in den Schwang; durch den Philemon und Menander aber zur Vollkommenheit gebracht wurde. Denn ſo beſchreibt ſie Horaz in ſeiner IV. Satire des I. Buchs:

Eupolis atque Cratinus, Ariſtophanesque Poetæ,
Atque alii, quorum Comœdia priſca virorum eſt,
Si quis erat dignus deſcribi, quod malus, aut fur;
Quod moechus foret, aut ſicarius, aut alioqui
Famoſus; multa cum libertate notabant.

Dieſes zeigt uns nun ſattſam, was das innere Weſen ihrer Satiren geweſen. Sie waren Abſchilderungen laſterhafter oder thörichter Leute, die ſich durch ihre Bosheit und närriſche Lebensart ſchon ſelbſt bekannt gemacht hatten. In freyen Republiken, dergleichen in Griechenland überall waren, ſtund dieſes einem Poeten frey. Und da es zwiſchen den Vornehmen und Geringern allezeit Mishälligkeiten gab: ſo ſah es das Volk gern, wenn auch die obrigkeitlichen Perſonen, ja die Fürſten ganzer Städte wacker herumgenommen wurden. Als aber die Großen das Ruder des gemeinen Weſens in die Hände bekamen: ſo wurde dieſe poetiſche Freyheit ſehr eingeſchränket; wie unten in dem Hauptſtücke von der Komödie mit mehrerm vorkommen ſoll.

4. §. Bey den Lateinern ſind auch ſchon in alten Zeiten die feſcenniniſchen Lieder und Stachelgeſänge Mode geweſen. Das Landvolk beluſtigte ſich an den Feſttagen noch zu Auguſts Zeiten daran; und dieſe mögen wohl dem Lucilius die erſte Veranlaſſung zur Erfindung der lateiniſchen Satire gegeben haben. Dieſe iſt nun von der griechiſchen des Archilochus, in der Art von Verſen, ganz unterſchieden. Denn da jene ſich der jambiſchen bedienet hatten: ſo ſchrieb ſie Lucilius nach Homers Muſter, wieder in alexandriniſchen Verſen; und zwar mit ſolchem Erfolge, daß alle ſeine Nachfolger, Horaz, Juvenal und Perſius, auch dabey geblieben. Dieſe drey haben auch in ſatiriſchen Gedichten die höchſte Vollkommenheit erreichet: und wir müſſen ſie uns zu

Muſtern

Muſtern nehmen, wenn wir darinn was rechtes thun wollen. Denn ob ſich wohl auch nach ihren Zeiten Lucianus auf die ſatiriſche Schreibart mit gutem Erfolge geleget: ſo hat er doch nur in ungebundener Rede geſchrieben. Auch unter den Neuern haben Erasmus, Ulrich von Hutten, Agrippa, Henrich Morus, und viele andere, ſatiriſche Schriften genug verfertiget: allein mehrentheils nicht in Verſen, ſo daß wir ſie hieher nicht rechnen können. Und ungeachtet es auch an poetiſchen Satiren in lateiniſcher Sprache bey Wälſchen, Deutſchen und Franzoſen nicht gefehlet, die man insgemein Menippeas zu nennen pfleget: ſo iſt es doch allemal beſſer, bey den alten Muſtern zu bleiben; dagegen die neuen Lateiner nur allemal Copiſten und Stümper bleiben.

5. §. Unter den heutigen Völkern, hat ſich faſt jede Nation darinn hervorgethan. Regnier und Boileau ſind unter den Franzoſen die größten Satirenſchreiber geweſen, und Rouſſeau iſt ihnen nicht unglücklich gefolget. Unter den Italienern hat ſich Aretin, ſo wie in England der Graf Rocheſter, und in Rußland Prinz Cantemir, durch ſeine Satiren einen Namen gemacht; unzähliger andern, die nicht ſo berühmt ſind, zu geſchweigen. Bey uns Deutſchen, hat zwar Opitz in ſeinen Gedichten hier und da viel ſatiriſche Stellen mit einfließen laſſen: aber ich finde kein einziges Stück von ihm, das er eine Satire geheißen hätte. Hans Wilmſen L. Roſt, d. i. Laurenberg von Roſtock, gab 1655. in 12. ſeine vier Scherzgedichte heraus, die in der That Satiren waren. Sie handeln, von der Menſchen itzigen verborgenen Wandel und Maqueren, von alamodiſcher Kleidertracht, von vermengter Sprache und Titeln, von der Poeſie und Reimgedichten; aber alles in plattdeutſcher meklenburgiſcher Sprache. Sie halten überaus viel Salz und Eſſig in ſich, und wären ſchon werth, einmal hochdeutſch eingekleidet zu werden. Rachel war alſo der erſte, der ſich bald nach ihm, durch zehn hochdeutſche Satiren ans Licht wagte: und ſich gleichſam dadurch, als unſern Lucilius erwies. Er verdient dieſen Namen, nicht nur wegen ſeiner ſehr hef-

eigen und beißenden Schreibart, sondern auch wegen der unreinen und harten Verse, die Horaz jenem römischen vorgerücket. Er verdient indessen noch gelesen zu werden: weil er überall eine gesunde Vernunft, eine gute Moral, und einen ziemlichen Geschmack zeiget; wie aus so vielen Stellen, die ich schon aus ihm angeführet, zur Gnüge erhellen kann. Wie aber Boileau sich keine Schande daraus gemachet, zu gestehen; daß er dem Horaz, Juvenal und Persius fleißig nachgeahmet, ja bisweilen ganze Stücke daraus bloß übersetzet: also können wir dieses auch vom Rachel gestehen. In etlichen scheint er ein bloßer Uebersetzer dieser Lateiner, sonderlich Juvenals zu seyn: und es wäre gut, wenn man einmal in einer neuen Auflage, alle die Stellen anmerkte. Zum Exempel soll uns der Anfang der fünften Satire vom Gebethe dienen, wo man Juvenals und des Persius Geist leicht kennen wird.

Sey fröhlich, o Makrin! Halt diesen Tag in Ehren,
Der deiner Jahre Zahl von neuem wird vermehren.
Gib Dank und Opfer her, bring nur ein Löffel Wein:
Mit unserm Schaden will Gott nicht gedienet seyn.
Ein heiliges Gebeth, das nach dem Geiz nicht schmecket,
Sticht hundert Ochsen aus. Du trägest unverdecket
Den Wunsch des Herzens an, bringst alles deutlich vor,
Und rauneſt insgeheim den Göttern nicht ins Ohr,
Wie sonsten wohl geschieht. Ist jemand da zugegen,
So ruft man laut heraus: „Gib nur in allen Wegen,
„O Jupiter, ein Herz, daß dir zu Dienste sey,
„Mit Schanden unbefleckt, vergnüget, redlich, treu,
„Dem Geiz und Wucher feind!“ Das geht aus vollem Rachen:
Inwendig aber spricht das Herz von andern Sachen,
Und murmelt bey sich selbst: „O! daß das gute Glück
„Mir an Ducaten geb' ein hundert tausend Stück!
„O daß mein alter Freund; daß meine reiche Baase,
„Gar sanft und selig wär bedeckt mit grünem Grase!
„O daß Nikanors Sohn, der näher erbt, als ich,
„Noch heute kriegen möcht den letzten Todesstich:
„Denn wozu dienets ihm, so großes Gut zu erben,
„Deß Leben nichtes ist, als nur ein täglich Sterben;
„Schwarz, mager, häßlich, bleich, vom Fieber ausgezehrt,
„Ein Schatten, sonder Leib, nicht eines Hällers werth.

Ich

„Ach möcht ich nur ein Weib mit großem Gut' erwerben,
„Die heute kämm' ins Haus, und morgen möchte sterben!
„Sieh, wie es Nereus, dem reichen Filze glückt:
„Der schon die dritte Frau bereits zu Grabe schickt.“
Dieß ist des Herzens Wunsch. Und daß nun solch Begehren,
Als heilig und gerecht der Himmel mög' erhören:
So gehst du Morgens hin, thust dreymal einen Guß
Vom Tyber auf das Haupt, entsündigest den Fluß
Der hingelegten Nacht ꝛc.

6. §. Im 1676sten Jahre, gab **Martin Rempe**, seine Siegspracht der Dichtkunst in 12. heraus, darinn drey Strafgedichte, die meistentheils die Poesie betreffen, vorkommen. Es sind viel schöne Gedanken, und lebhafte Stellen darinn: doch ist er bey weitem so scharf nicht, als **Rachel**, und also in keinen Ruff eines Satirenschreibers gekommen. Bald darauf erwachte der **Freyherr von Kanitz**, ein viel feinerer Geist, der sich durch Studien, Reisen, und Umgang mit den artigsten Hofleuten nicht nur eine bessere Lebensart, sondern auch einen bessern Geschmack erworben hatte. Kurz, er ward unser deutscher **Horaz**. Dieser brauchte seinen Trieb zur Poesie nur insgeheim, zu seiner Belustigung, und gab sich bey seinem Leben gar nicht bloß damit. Wir sehen dieses aus seiner Satire von der Poesie, da er sich selbst die Gefahr vorrücket, wider seinen Willen, als ein Poet bekannt zu werden:

Du meynst zwar, was du schreibst, soll nie das Licht erblicken:
Wie bald kann aber dieß auch dir eins misgelücken?
Von deinem schönen Zeug entdeck, ich wie mich deucht,
Schon manch geheimes Blatt, das durch die Zechen feucht.
So wirst du ein Poet, wie sehr du es verneinest;
Wer weis, ob du nicht bald im offnen Druck erscheinest?
Vielleicht wird dein Gedicht, des Müßigganges Frucht,
Noch bey der späten Welt einmal hervor gesucht;
Und mit dem Juvenal in einem Pack gefunden,
Wenn man ihn ungefähr in Löschpapier gewunden.

Indessen ließ er doch zuweilen seine Gedanken über den Lauf der Welt, und sonderlich das Hofleben, auf eine sehr geschickte und sinnreiche Art aus: die noch heute zu Tage den

Eindruck macht, als ob ſie itzo geſchrieben wäre. Seine Verſe ſind rein, und doch nachdrücklich, fließend und doch nicht matt; voller Schärfe, und doch fein, aber allezeit ſchamhaft und der Tugend treu. Er überſetzte ſowohl aus dem Latein, als aus dem Franzöſiſchen ſehr glücklich; wie ein paar Stücke aus dem Horaz und Juvenal, und die Satire vom Adel aus dem Boileau zeigen. Von dieſer inſonderheit hat mich ein gelehrter Franzos, der hier ſoviel Deutſch gelernet hatte, daß er ſie ganz verſtund, verſichert: daß ſie ſtärker ſey, als das Original. Zum Exempel ſeiner Kunſt im Schildern, will ich aus der IV. Sat. vom Hofleben, ſeine Abbildung eines oberſten Staatsdieners herſetzen:

Wo aber iſt der Ort, der einen muntern Geiſt,
Geſchwinder, als der Hof, in ſeinem Vortheil weiſt;
Und täglich Anlaß giebt, bey ſo verſchiednen Fällen,
Was man begriffen hat, ans volle Licht zu ſtellen?
Was fehlet einem wohl, der es ſo weit gebracht,
Daß er in ſeiner Höh der Misgunſt Pfeil verlacht?
Wenn keiner, neben ihm, dem Fürſten geht zur Seiten,
Den er darf wie ein Freund, nicht wie ein Knecht, begleiten.
Er heißt des Fürſten Arm, der unſre Wohlfahrt ſtützt:
Sein Ohr, das uns erhört; ſein Auge, das uns ſchützt;
Die Seele, die ihn regt, auf unſer Heil zu ſinnen;
Sein Werkzeug, das er braucht, was großes zu beginnen.
Man ſchreibts dem Unglück zu, wenns etwan übel ſteht,
Und ihm, daß noch der Staat nicht ganz zu Drümmern geht.
Ihm dankt der Fürſt allein, daß er ſo wohl geſorget,
Wenn der Soldate ficht, und noch der Kauffmann borget,
Iſt das nicht folgens werth, wenns einem ſo gelingt,
Daß aller Ueberfluß durch Thür und Fenſter dringt;
Und daß er, ſein Geſchlecht in hohen Flor zu ſetzen,
Darf eines jeden Haupt, nach eignem Willen, ſchätzen?
Er ſieht ſein prächtig Haus, wie es von Marmel prahlt,
Sein Bild, wie es geprägt, aus hellem Golde ſtralt.
Die Leichenrede ſelbſt ſieht er bey ſeinem Leben,
Im Vorrath ſchon gedruckt, an allen Wänden kleben.
Ein ſolcher, der ſich ſchaut in ſo erwünſchtem Stand,
Hat nicht ſein Vatergut vergeblich angewandt,
Und darf der andern Luſt in Wahrheit nicht beneiden,
Die ihr Geſicht an Korn, an Schaaf und Kälbern weiden.

7. §.

7. §. Wenn wir alſo an dieſem einen deutſchen Horaz aufzuweiſen haben, ſo iſt Benjamin Neukirch unſer Juvenal zu nennen. Seine männlichen und recht feurigen Satiren, erwerben ihm dieſen Namen mit Rechte: zumal, da er nicht mit Scherzen und Lachen, ſondern im Ernſte und mit brennendem Eifer die bitterſten Wahrheiten heraus ſaget. Zuerſt ſtellte uns dieſelben Secr. Hanke unter ſeinen Gedichten, noch bey des Verfaſſers Leben, ans Licht: hernach habe ich ſie in der Sammlung ſeiner Gedichte wieder auflegen laſſen. Er hat gleichfalls eine Weile in Berlin das Hofleben, und alle Lüſte und Beſchwerden deſſelben kennen gelernet. Sein Verdruß brach alſo zuweilen darüber aus; ſonderlich, wenn er erwog, daß er mit ſeiner Muſe, ſo lange Beſſer daſelbſt am Hofe war, nicht empor kommen konnte. Man lobte ſeine Gedichte, und ließ ihn darben, wie er ſelbſt öfters klaget: da er doch ein Geiſt war, der wie ein Virgil in Rom, einem neuen Königreiche zu einer der vornehmſten Zierden gereichen konnte. Allein auch ſonſt hat er ſeine Gedanken über die Kinderzucht, über die drey Hauptlaſter, u. a. m. ſehr bitter, und nachdrücklich ausgelaſſen. Zur Probe will ich ein Stück aus der VII. Satire, auf unverſtändige Poeten herſetzen; darinnen zugleich ein Theil ſeines berliniſchen Schickſals, unter Friedrichen dem Weiſen, und ſeinem Nachfolger zu ſehen iſt.

So hab ich manchen Tag und manche Nacht verreimt,
Und oft ein großes Lied von Zwergen hergeträumt;
Verliebten ihre Luſt in Zucker zugemeſſen;
Betrüger reich gemacht, mich aber gar vergeſſen.
Und ob mich endlich gleich mit der verjährten Zeit,
Ein kurzer Sonnenblick bey Hofe noch erfreut;
Und Preußens Salomo, den ich mit Recht geprieſen,
Mir zu der Ehrenburg den Vorhof angewieſen:
Ward doch durch ſeinen Tod, der alles umgekehrt,
Mein Glück und auch zugleich mein ganzer Ruhm verzehrt.
Nun lacht die Wucherſchaar, bey ihren Judengriffen,
Daß ich der Tugend Lob auf Hoffnung hergepfiffen;

Die

Die Zungendrescherey den Musen nachgesetzt,
Und wahre Weisheit mehr, als Geld und Gut, geschätzt;
Und daß ich, da der Hof zum Laufen mich gezwungen,
Nicht noch zu rechter Zeit in Schulenstaub gesprungen;
Die matte Dürftigkeit im Mantel eingehüllt,
Mit leerer Wissenschaft die Jugend angefüllt;
Die Kinder gegen Lohn den Todten vorgetrieben,
Und wöchentlich ein Lied für Thaler hingeschrieben.
Hiebey verbleibt es nicht. Die schwärmende Vernunft
Der von der Hungersucht bethörten Dichterzunft,
Die sich durch falsche Kunst auf den Parnaß geschlichen,
Von der gesetzten Bahn der Alten abgewichen,
Mit frecher Hurtigkeit gefüllte Bogen schmiert,
Und alle Messen fast ein todtes Werk gebiehrt;
Wird so verwegen schon, daß sie Gesetze stellet,
Der Griechen Zärtlichkeit das Todesurtheil fället,
Des Maro klugen Witz in Kinderclassen weist,
Horazens Dichterkunst verrauchte Grillen heißt,
Und alles, was sich nur nach alter Kraft beweget,
Auf lüsternem Papier mit Dinte niederschläget.
Da nun dieß Wespenheer von Tag zu Tage wächst,
Und jeder Knabe schon nach Narrenwasser lechzt:
Was Wunder ist es denn, wenn Ruhm und Ehre stirbet,
Die Kunst zu Grabe geht, und Tugend gar verdirbet?

8. §. **Philander, Menantes und Corvinus, haben** uns zwar satirische Gedichte geliefert, allein, sie sind mehrentheils zu matt, und zu wässerig gerathen: **Günther** aber ist zu jung in das Strafamt getreten, daher seine Satiren nur Rhapsodien heißen können, die ihm eine ausschweifende Jugendhitze eingegeben. Er denket zwar bisweilen sehr munter, feurig und glücklich; allein mehrentheils ohne Ordnung und Regel: denn er fällt von einem aufs andere, das sich zu keiner Hauptabsicht zusammen reimet. Ja oft scheinen gar die Reime seine Verse gemacht zu haben; weil die Sachen sich nicht besser zusammen schicken, als ob er sie zusammen gewürfelt hätte. Indessen verdient er so gut, als ein **Rousseau** gelesen zu werden, mit dem ihn der Herr von **Bar** verglichen hat. Wie sehr ist es zu bedauren, daß dieser starke Dichter seine Epitres diverses, nicht in deutscher Sprache geschrieben hat: so würden wir ihn mit Recht für

unsern

unſern ſtärkſten Satirenſchreiber ausgeben können, der allen Ausländern Trotz zu biethen im Stande wäre. Die geſunde Vernunft und die Wahrheit ſcheinen ihm ſelbſt die Feder geführet zu haben: ſo richtig ſind alle ſeine Ausſprüche. Die Materien, davon er ſchreibt, ſind viel wichtiger, als des Boileau ſeine; der ſich mehrentheils nur mit den elenden Scribenten herumzanket. Itzo aber, da er franzöſiſch geſchrieben, hat er das Schickſal, daß er den meiſten ſeiner Landsleute unverſtändlich iſt; von den Franzoſen aber dennoch, aus bloßem Neide nicht gelobet, ja wohl gar noch wegen einiger, obwohl ſehr geringen Sprachfehler getadelt wird. Von unſerm dunkeln und gezwungenen Perſius könnte ich auch wohl etwas ſagen, indem es uns an dieſem auch nicht fehlt. Doch weil er noch lebt, ſo läuft es wider die Regel, die ich mir gemacht habe. Ein jeder, der den lateiniſchen Dichter kennt, wird ſchon wiſſen, wen ich im Deutſchen meyne.

9. §. Nach dieſer kurzen Hiſtorie der Satire, wird es leicht ſeyn, eine Beſchreibung derſelben zu geben. Sie iſt nämlich ein moraliſches Strafgedicht über einreißende Laſter, darinn entweder das Lächerliche derſelben entdecket; oder das abſcheuliche Weſen der Bosheit, mit lebhaften Farben abgeſchildert wird. Man ſehe das obenangezogene vierte Hauptſtück der Poetik Ariſtotels nach, ſo wird man eben dergleichen Beſchreibungen davon antreffen. Man kann alſo ſagen, die Satire ſey eine Abſchilderung laſterhafter Handlungen, oder das Gegentheil von den Lobgedichten: welche nur die guten und löblichen Thaten der Menſchen abſchildern und erheben. Beyde ſind alſo zu Ausbreitung und Fortpflanzung der Tugend erfunden, ob ſie wohl verſchiedene Mittel dazu wählen. Lob und Tadel haben bey den Menſchen viel Kraft: wenn ſie nur in den rechten Händen ſind, und zum Behuf des Guten, und zu Unterdrückung des Böſen recht angewendet werden. Dieſe Abſicht ſoll nun ein Satirenſchreiber haben. Indeſſen könnte man die Satire auch den Schäfergedichten entgegen ſetzen, welche den unſchuldigen Zuſtand des güldenen

nen

nen Weltalters abschildern. Man kann sie aber auch in zwo Hauptgattungen eintheilen, nämlich in die lustige oder scherzhafte, und in die ernsthafte oder beißende Satire. In jener ist Horaz, und bey uns Kanitz; in dieser aber sind Juvenal, und bey uns Neukirch Meister gewesen.

10. §. Dacier in seinem Tractate von der Satire, hält dafür, man müsse den Grund der Satiren in der christlichen Lehre von der brüderlichen Bestrafung suchen. Allein vergebens. Diese wird gegen einzelne Personen ausgeübet, mit welchen man noch dazu in besonderer Freundschaft und Vertraulichkeit steht; und hat so vieler Behutsamkeit vonnöthen, daß man erst allerley Stuffen durchgehen müßte, ehe man bis zu einer so öffentlichen Beschreibung des Lasters fortschreiten könnte. Die satirische Poesie aber straft die herrschenden Laster überhaupt, und zwar öffentlich, ohne alle Umschweise, oder besondere Erlaubniß. Einen ordentlichen Beruf, die Sittenlehre zu predigen, und das Böse zu strafen, hat ein Poet auch nicht: und daher glauben viele, es stünde den geistlichen Lehrern allein zu, wider die öffentlichen Laster zu eifern. Allein, auch diese irren, wenn sie meynen, daß man zu Beförderung des Guten, und zu Ausrottung des Bösen im gemeinen Wesen einen besondern Beruf haben müsse. Ist nicht ein jeder rechtschaffener Bürger verbunden, für sich selbst, zur Aufnahme und Wohlfahrt der Republik so viel beyzutragen, als er kann? Und was bedarf er also einer neuen Bestallung, seine Einsicht in moralischen Dingen, zur gemeinen Besserung in Schriften zu zeigen? Hierzu kömmt noch die Liebe zur Tugend, und der heftige Abscheu vor den herrschenden Lastern, der einen ehrlichen Juvenal so lange innerlich quälet, bis er endlich losbricht:

Difficile est, Satyram non scribere. Nam quis iniquæ
Tam patiens urbis, tam ferreus, ut teneat se?

Und bald darauf, in eben der ersten Satire:

Quid referam, quanta siccum jecur ardeat ira,
Cum populum gregibus comitum premat, hic spoliator
Pupilli prostantis?

So

So lange es also recht seyn wird, das Böse zu hassen; so lange werden auch die Satirenschreiber keiner weitern Vertheidigung nöthig haben: wenn sie sich nur nicht an unschuldige Leute machen, und Dinge für Laster ausschreyen, die keine sind. Denn in solchem Falle werden sie Lästerer und Pasquillanten. Man sehe hiervon nach, was in der vernünftigen Tadl. II. Th. XXX. St. von dem Unterschiede der wahren Satire und ehrenrühriger Pasquille ausführlicher gesaget worden.

11. §. Und in der That muß man sich wundern, warum man denen, die in gebundener Schreibart wider die Laster eifern, das Handwerk, so zu reden, legen wollen: da mans doch den Philosophen niemals untersaget hat, solches in ungebundener Rede zu thun. Wer lobt nicht die Schriften eines Theophrasts, des Seneca, des la Bruyere, des Zuschauers, Philanders von Sittewald, und anderer Moralisten von dieser Art? Wer weis aber nicht, daß sie sich sehr oft einer weit schärfern satirischen Schreibart bedienet haben, als die heftigsten Poeten? Soll es nun prosaisch nicht schädlich seyn, die Auslachenswürdigkeit und Abscheulichkeit der Laster und ihrer Sklaven abzuschildern: warum soll dieses nur poetischen Geistern nicht frey stehen? Einmal sind beyde Moralisten; beyde Liebhaber der Tugend, und Feinde der Bosheit; beyde Vertheidiger der Gesetze, und redliche Bürger. Das Sylbenmaaß und die Reime können zum höchsten nichts mehr bey der Sache ändern, als daß die Strafpredigten der Poeten desto lieber gelesen und wohl gar auswendig gelernet werden: welches aber nur ihre Nutzbarkeit vergrößert, und ihnen einen desto größern Vorzug vor allen andern Sittenschriften einräumet.

12. §. Wie man leicht sieht, so setze ich hier zum voraus: daß ein Satirenschreiber ein Weltweiser sey, und die Lehren der Sitten gründlich eingesehen habe. Diese Eigenschaft desselben ist leicht zu erkennen, wenn man nur zehn oder zwanzig Zeilen einer solchen Satire liest. Es gehört aber auch sonst ein reifes Urtheil und eine gute Einsicht in alles, was wohl, oder übel steht, für einen satirischen Dichter.

Denn

Denn nicht nur das moralische Böse; sondern auch alle Ungereimtheiten in den Wissenschaften, freyen Künsten, Schriften, Gewohnheiten und Verrichtungen der Menschen, laufen in die Satire. Horaz und Boileau haben viele Proben davon gegeben, und Pope hat in seinem Essay on Criticism, ob dieß gleich ein dogmatisches Gedicht seyn soll, viel satirisches wider den verderbten Witz mit einfließen lassen. Ein anderer Engländer hat einen Harlequin-Horace, in der Absicht geschrieben, und die horazische Dichtkunst, auf eine ironische Art, ganz umgekehrt vorgetragen. Eine gesunde Vernunft und ein guter Geschmack ist also demjenigen unentbehrlich, der andere strafen will; damit sich nicht ein Blinder zum Führer des andern aufwerfe. Man sieht aber hieraus, auch ohne mein Erinnern schon, daß unschuldige natürliche Fehler nicht unter die Satire fallen. Z. E. ein Höckerichter, Lahmer, Einäugigter, u. d. gl. müssen von keinem rechtschaffenen Poeten, ihrer Gebrechen halber, verspottet werden: es wäre denn, daß sich ein solcher Mensch für einen Adonis hielte, oder an seinem verstümmelten Leibe, durch seine Laster selbst Schuld hätte, und dadurch bestrafenswürdig wäre. Noch thörichter wäre es, jemanden seine lange oder kurze Person vorzurücken: gerade, als ob es in eines Menschen Vermögen stünde, seiner Länge etwas zuzusetzen, oder abzunehmen! Ja, wenn ein kleiner Kerl sich gar zu hohe Absätze machte, oder desto höhere Perrücken trüge, um größer zu scheinen, als er ist; oder wenn ein langer Mensch krumm und gebückt einher gienge, um kleiner auszusehen: so wäre beydes werth, ausgelacht zu werden.

13. §. Es erhellet auch aus dem obigen, daß derjenige nicht den Namen eines satirischen Poeten verdienet; der bloß aus Neid, Rachgier, oder andern Gemüthsbewegungen angetrieben, jemanden in Schriften angreift. Solche Niederträchtigkeit widerspricht dem Begriffe, den wir von einem Weltweisen haben: und wo dieser aufhöret, da höret auch der Satiricus auf; oder da wird er vielmehr zum Lästerer. Es ist also eine thörichte Sache, wenn man fraget: was doch

doch dieſer oder jener dem Poeten gethan haben müſſe, dadurch er bewogen worden, ihn abzuſchildern? Die Antwort iſt leicht. Je weniger er dem Poeten zuwider gethan, deſto mehr iſt derſelbe zu loben: weil er ihn ohne Rachgier, und ohne Parteylichkeit, bloß ſeiner Laſter halber, zum Abſcheu und Gelächter gemacht. Die Satire würde ihren ganzen Werth verlieren, wenn ſie nur eine Vergeltung der ihrem Verfaſſer wiederfahrnen Beleidigungen wäre. Und ich würde den gewiß für einen Pasquillanten halten, der, wie Archilochus gethan, auf ſeinen Feind ein Spottgedicht ſchriebe; geſetzt, daß er das größte Recht dazu hätte. Indeſſen ſcheint Rachel auf die Art verſtoßen zu haben. Seine achte Satire hebt ſo an:

So ſoll ich nicht einmal empfindlich mich erzeigen?
Und wie ein ſtummer Fiſch dem Midas-Bruder ſchweigen?
Wer hat denn eben ihm zum Schmähen nur vergunnt,
Und mir zur Noth und Schutz verſchloſſen meinen Mund?

Auch Günther ſcheint mir in dieſem Stücke tadelhaft zu ſeyn, weil er den Criſpin ſo grauſam geſtriegelt, der ihm vorher ſo manches mochte in den Weg gelegt haben. Eben ſo dünkt mich Neukirchs Aſinius nicht den Namen einer Satire zu verdienen. Auch Pierſchens Abſchilderung eines obwohl häßlichen Vorbildes, ſcheint eher ein Pasquill, als eine Satire zu ſeyn; da ſie nicht herrſchende Laſter, ſondern einen einzigen Menſchen zum Gegenſtande hat. Hingegen Claudians Ruffinus, den jener nachgeahmet hat; dünkt mir eine weit beſſere Satire zu ſeyn: weil ſie nach Ruffins Tode gemachet worden, und ich keine Spur darinn finde, daß der Verfaſſer ſich an demſelben habe rächen wollen.

12. §. Noch eins wird man fragen, ob es nämlich auch erlaubt ſey, die beſtraften Perſonen mit Namen zu nennen? Ich antworte: die Alten haben es ohne Scheu gethan, und Boileau iſt ihnen darinn gefolget, hat ſich auch in ſeiner Abhandlung über die Satiren deswegen verantwortet. In der That zieht ſolches zwar viel Gutes, aber auch viel Böſes nach ſich. 1) Hindert der Poet dadurch, daß man ſeine

Verſe nicht auf die unrechten Perſonen deute; welches ſonſt gemeiniglich geſchieht. Zum 2) fürchten ſich die Laſterhaften deſto mehr: denn

Enſe velut ſtricto, quoties Lucilius ardens
Infremuit, rubet auditor, cui frigida mens eſt
Criminibus; tacita ſudant præcordia culpa.
Inde iræ, et lacrimæ.

Zum 3) aber iſt es für den Poeten mehrentheils gar zu gefährlich, ſonderlich, wenn es vornehme Leute ſind. Nun hat man zwar einen Kunſtgriff erfunden, unter erdichteten Namen, die kein Menſch hat, das Laſter zu beſchreiben. Wiewohl, dieſem gedachten Uebel vorzubeugen, iſt auch dann kein Mittel, wenn man gleich erdichtete Namen braucht. Je größer nämlich die Perſonen ſind, deſto bekannter ſind auch ihre Fehler, und man erkennet alſo die Abbildung derſelben, auch ohne Namen ſchon. Die Engländer bedienen ſich der Art, den erſten und letzten Buchſtaben, ja wohl ganze Sylben davon auszudrucken, und den Zwiſchenraum mit ein paar Strichen auszufüllen. Denn nach ihren Geſetzen ſind ſie nicht eher ſtraffällig, als bis ſie den ganzen Namen deſſen, den ſie durchziehen, hingeſetzet haben. Man mag es aber machen, wie man will; ſo iſt der Unwillen der Getroffenen nicht zu vermeiden: und wer dieſen nicht erdulden kann, der muß ſich entweder mit keiner Satire ans Licht wagen; oder doch nur ſolche Laſter beſchreiben, die kein Menſch begeht, das heißt, eine vergebliche Arbeit thun.

13. §. Die Art von Verſen, die man zu Satiren brauchet, iſt bey uns die lange jambiſche, mit ungetrennten Reimen. Dieſe kömmt den griechiſchen Jamben näher, als die lateiniſchen alexandriniſchen Verſe der Lateiner. Wir haben auch nur den einzigen Harpax von Ranitzen, und irgend ein Paar von Günthers Satiren, die in verſchränkten Reimen, nach Art der Elegien, gemacht ſind. Die ſatiriſche Schreibart aber, welche die natürlichſte und ungezwungenſte von der

Welt

Welt seyn muß, wie Horaz vielmals erinnert hat, erfodert eine gewisse Freyheit, die sich für jene Art am allerbesten, für diese aber gar nicht schicket. Nun haben zwar einige auch satirische Oden gemacht, deren verschiedene in den hofmannswaldauischen Gedichten, und in der Poesie der Niedersachsen stehen. Horaz selbst hat die Muster dazu gegeben, und darinnen der Gewohnheit der ältesten Griechen, sonderlich in den Chören der alten Komödie; imgleichen der fescennini-schen Lieder bey den Lateinern nachgeahmet. Auch vom König Laber, berichtet Aventin, daß er gebothen, des Abends, bey angezündeten Lichtern, satirische Lieder auf die Lasterhaften zu singen. Warum sollte es denn einem heutigen Dichter verbothen seyn? Allein, ein Handwerk daraus zu machen, will ich keinem rathen.

14. §. Ich kann nicht umhin, auch hier, wie schon etlichemal geschehen, des Boileau Gedanken von der Satire anzuführen: dem so wohl der Herr von Valincourt, in einer Rede, so er nach dessen Tode in der französischen Akademie gehalten; als der Herr Des Maizeaup in der Lebensbeschreibung desselben das Zeugniß gegeben, daß ihn sein rechtschaffenes, tugendhaftes und ehrliebendes Gemüth zum Satirenschreiber gemachet habe. Er beschreibt uns auch die Satire nicht anders:

L'Ardeur de se montrer, et non pas de medire,
Arma la Verité du Vers de la Satire.
Lucile le premier osa la faire voir,
Aux Vices des Romains presenta le Miroir,
Vangea l'humble Vertu de la Richesse altiere,
Et l'honnête Homme à pied, du Faquin en Litiere.
Horace à cette Aigreur mêla son Enjoûment,
On ne fut plus ni Fat ni Sot impunement.
Et Malheur à tout Nom, qui propre à la Censure,
Put entrer dans un Vers, sans rompre la Mesure.

Perſe en ſes Vers obſcurs, mais ſerrés et preſſans,
Affecta d'enfermer moins de Mots, que de Sens.

De ces Maitres ſavans Diſciple ingenieux,
Regnier ſeul parmi nous formé ſur leurs Modelles,
Dans ſon vieux Stile encor a des graces nouvelles.
Heureux! ſi ſes Diſcours craints du chaſte Lecteur,
Ne ſe ſentoient des Lieux où frequentoit l' Auteur;
Et ſi du Son hardi de ſes Rimes cyniques
Il n'allarmoit ſouvent les Oreilles pudiques.

Le Latin dans les Mots brave l' Honnetteté,
Mais le Lecteur françois veut étre reſpecté.
Le moindre Sens impur la Liberté l'outrage,
Si la Pudeur des Mots n'en adoucit l' Image.
Je veux dans la Satire un Eſprit de Candeur,
Et fuis un Effronté qui préche la Pudeur.

D. i. Die Begierde, ſich ſehen zu laſſen, und nicht zu läſtern, bewaffnete die Wahrheit mit den ſatiriſchen Verſen. Lucil war der erſte, der ſich erkühnte, ſie zu zeigen. Er hielt den Laſtern der Römer einen Spiegel vor, und rächete die demüthige Tugend an dem ſtolzen Laſter; den ehrlichen Mann zu Fuße, an dem Gecken in der Sänfte. Horaz miſchte in dieſe Bitterkeit ſein luſtiges Weſen. Keiner konnte mehr ungeſtraft ein Thor oder ein Narr ſeyn; und wehe jedem Namen, welcher, da er eines Tadels fähig war, ſich in den Vers ſchickte, ohne das Sylbenmaaß zu ſtören.

Und nachdem er dergeſtalt noch den Perſius, Juvenal und Regnier beſchrieben, bezeigt er ſeinen Ekel und Abſcheu vor den unzüchtigen Ausdrückungen und groben Unflätereyen derſelben:

Wie gut wäre es für ihn (den Regnier) wenn ſeine Reden, die ein keuſcher Leſer ſcheuet, nicht nach den Oertern röchen, die der Urheber beſuchte; und wenn er durch ſeine cyniſchen Reime, ſchamhafte Ohren nicht ſo oft beunruhigen möchte.

Das Latein trotzet, mit ſeinen Redensarten, aller Ehrbarkeit: allein heute zu Tage will ein Leſer damit geſchonet werden. Die allergeringſte Unreinigkeit verletzet ihn mit ihrer Frechheit; wenn nicht die Schamhaftigkeit in Worten, die Vorſtellungen mildert. Ich fodre in der Satire einen aufrichtigen Schriftſteller, und fliehe einen Unverſchämten, der mir die Schamhaftigkeit predigt.

Dieſen Text kann man bey uns auch Rachelin, und ſonderlich Günthern leſen, die ſich ebenfalls beſcheidener hätten verhalten ſollen; und denen man alſo nicht darinn zu folgen, befugt iſt. Wer andern ein Sittenlehrer ſeyn will, der muß ſelbſt nicht durch ſeine Schreibart zu verſtehen geben, daß er laſterhaft iſt: ſonſt wird man von ihm urtheilen, wie Quintilian vom Afranius ſchreibt: Togatis excelluit Afranius; utinamque non inquinaſſet argumenta, puerorum fœdis amoribus, mores ſuos faſſus!

Lib. X. c. 1.

Des I. Abſchnitts VIII. Hauptſtück.

Von dogmatiſchen Gedichten.

1. §.

Wir haben in dem erſten Hauptſtücke des erſten Theils geſehen, daß die Dichter die älteſten Lehrer des menſchlichen Geſchlechtes geweſen; und daß alſo die Dichtkunſt die Weltweisheit der rohen Völker abgegeben. Dieſen Begriff beſtätiget nichts ſo ſehr, als die Betrachtung einer großen Menge von eigentlichen Lehrgedichten, die uns aus dem Alterthume übrig geblieben; und die uns H. Stephanus, unter dem Titel, Poeſis Philoſophica, ans Licht geſtellet. Nun leidet es zwar mein Raum hier nicht, von allen denſelben zu reden: allein von den vornehmſten muß ich doch einige Nachricht geben, um die Regeln der dogmatiſchen Poeſie daraus zu ziehen. Dieſes wird zugleich deutlich zeigen, daß die Poeten nicht nur das Beluſtigen, ſondern auch ganz eigentlich das Unterrichten ihrer Leſer zum Zwecke gehabt:

Aut prodeſſe volunt, aut delectare Poetæ;
Aut ſimul & jucunda, & idonea dicere vitæ.

Aus den fabelhaften Gedichten allein wollen dieſes einige Feinde der Dichtkunſt, z. E. Le Clerc, noch nicht ſattſam einſehen: wie denn dieſer in ſeinen Parrhaſianen die Poeten mit geſchickten Kegelſpielern vergleicht, und nicht begreifen kann, wozu ſie einer Republik nütze wären. Siehe in der kritiſch. Beytr. VI. B. a. d. 572. u. f. S. meine Ueberſetzung, von dieſer Abhandlung, nebſt den Anmerkungen dazu. Allein aus den eigentlichen Lehrgedichten muß die Sache ſo deutlich ins Auge fallen, daß die Abſicht der Dichter auch das eigentliche Lehren geweſen ſey, und ſeyn könne: wie ich in der lateiniſchen Abhandlung, die ich vor der leipziger Aus-

Ausgabe von des Card. Polignac, Antilucrez, deutlich erwieſen habe. Man ſehe auch in der Geſchichte der pariſiſchen Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften VI. B. XII. Art. a. d. 132. u. f. S. was Racine daſelbſt ſehr gelehrt von dieſer Sache geſchrieben hat.

2. §. Die allerälteſten Gedichte dieſer Art würden unſtreitig die ſybilliniſchen Orakel ſeyn: wenn es nur ausgemacht wäre, daß dieſelben nicht in neuern Zeiten untergeſchoben worden. Allein ihr Inhalt zeiget zur Gnüge, daß die noch vorhandenen Bücher derſelben von denen ganz unterſchieden ſind, deren Livius und andere Alten gedenken. Dieſe zielten nämlich zu Beförderung der Abgötterey, und des Heydenthums ab: dahingegen jene allenthalben das klare Chriſtenthum im Munde führen; und auf den Götzendienſt los ziehen. Zudem findet man, daß die wahren ſybilliniſchen Bücher, die zu Rom bis auf des ältern Theodoſius Zeiten, von den Zehnmännern zu Rathe gezogen werden mußten, unter dem Honorius vom Stilicon verbrannt worden: worüber denn die Heyden ſehr bittere Klagen geführet. Rutilius Numatianus ſchreibt davon im XI. Buche:

Nec tantum Geticis graſſatus proditor armis,
Ante Sybillinæ fata cremavit Opis.
Odimus Althæam conſumti fœdere torris;
Niſæum crimen flere putantur aves.
At Stilicho æterni fatalia pignora libri,
Et plenas voluit præcipitare colus.

Und wie ungereimt iſt es nicht, zu glauben, daß die blinden Heyden, ein gröſſeres Licht vom künftigen Meſſias gehabt haben ſollten, als die Juden; denen die Propheten nur räthſelhaft davon geweiſſaget. Die Sybille nennet ausdrücklich den Namen der Mutter Chriſti, Maria, und ihres Sohnes Jeſus; die ein Eſaias nicht wußte. Kein Prophet hatte vorher geſaget, daß Jeſus im Jordan getaufet werden würde: aber die Sybille weis es; ja ſie ſetzet auch hinzu, die ganze Dreyeinigkeit werde ſich dabey offenbaren. Wo bleibt

nun noch die so berufene Dunkelheit der sybillinischen Schreibart; die sich in den vorhandenen Gedichten gar nicht findet? Ja dieser ihr Ausdruck ist nicht einmal recht griechisch, sondern wimmelt von Fehlern. Endlich zeiget der Inhalt, daß die Verfasser derselben allererst um die Zeit der Antoninen gelebet: ob gleich die vermeynte Sybille vorgiebt, sie sey mit ihrem Manne beym Noah im Kasten gewesen. S. den **Vossius** de Poetis græcis Cap. I. a. d. 3. u. f. S.

3. §. Die heilige Schrift liefert uns also an dem Buche Hiobs, an den Sprüchen, und dem Prediger Salomons unstreitig die allerälteſten Lehrgedichte, die nur vorhanden sind. Daß nämlich Hiobs Buch das älteste Stück der Schrift sey, bekennen alle Ausleger; und daß es poetisch geschrieben sey, gestehen sie gleichfalls; wenn man den Eingang davon ausnimmt. Doch so verschieden die Schreibart desselben klingt, so gewiß ist auch dieser poetisch; so gar, daß **Josephus** deswegen dieß Buch für ein episches Gedicht ausgegeben hat. Es würde sich auch so ziemlich zu dieser Classe rechnen lassen: wenn nicht die Zahl der Gespräche und moralischen Unterredungen, die Erzählungen bey weitem überträfe; als die nur im ersten und letzten Kapitel hauptsächlich vorkommen. Der Hauptinhalt ist also unstreitig dogmatisch; indem Hiob mit seinen Freunden von den Wegen der Vorsehung, von der Gerechtigkeit Gottes, von der Tugend und dem Laster, und von beyder Belohnungen und Strafen handelt. Seine Lehrart aber wird dadurch desto lebhafter, daß sie ganz dramatisch, oder gesprächsweise abgefasset ist. Kurz, es ist ein Meisterstück in seiner Art. **Salomons** Vortrag hingegen ist in seinen Schriften ganz davon unterschieden. Er redet lauter Sprüche, und drücket seine Sittenlehren sehr kurz aus: nicht anders, als ob er die Regel **Horazens** vor Augen gehabt hätte:

Quidquid præcipies esto brevis! ut cito dicta,
Percipiant animi dociles, teneantque fideles.

Dieses

Dieſes iſt nun durchgehends im Oriente, bis nach China hin, die älteſte Lehrart geweſen. In ſeinem Prediger ſuchet Salomon zwar hauptſächlich die Wahrheit zu behaupten, daß alles eitel ſey: doch kommen noch viel andere vortreffliche Lehren vor, die er ſehr rührend einzuſchärfen weis. Wenn das Buch der Weisheit, und das Buch Sirachs poetiſch abgefaſſet wären: ſo würde man ſie ebenfalls in dieſe Claſſe rechnen können. Allein ſie würden auch in neuern Zeiten, lange nach dem Heſiodus gehören.

4. §. Der älteſte heydniſche Lehrdichter bleibt alſo wohl Heſiodus, aus Cuma gebürtig, der um Homers und des Eumelus, eines andern Dichters Zeiten gelebet, in Aſcra einem Flecken am Fuße des Berges Helikon erzogen, ja ſelbſt ein Prieſter Apollons geweſen ſeyn ſoll. Ein großer Beweis ſeines Alters iſt es, daß er ſelbſt anmerket, das Geſtirn Arkturus ſey zu ſeiner Zeit in Böotien, den 8 März, ἀκρονυχος aufgegangen: woraus Joſ. Scaliger, in ſeinen Anmerkungen über den Euſebius beobachtet: man könne in Beſtimmung ſeiner Zeit über ſiebenzig Jahre nicht fehlen. Er muß nämlich um die Zeit der erſten Olympiaden, oder um des Romulus Zeiten gelebet haben. Sein vornehmſtes Werk, das hieher gehöret, ſind ſeine Εργα και Ημεραι, wiewohl auch ſeine Theogonie, und ſein Schild des Herkules zu dieſer Claſſe gerechnet werden können. In dem erſten muntert er zuförderſt den Perſes zum fleißigen Ackerbaue auf; nachdem er ihn aus der Fabel vom Prometheus, dem Epimetheus, und der Pandora belehret: woher es komme, daß es dem Menſchen itzo ſo ſauer werde, ſeine Lebensmittel aus der Erde zu ziehen? Ferner lehret er dieſen Freund, alle Tage im Jahre, daran gewiſſe Feldarbeiten, oder andere Beſchäfftigungen eines Landmannes vorgenommen werden müſſen: als welche Kenntniß in den alten Zeiten, ein großes Stück der allernützlichſten Weisheit der Menſchen ausmachete. In der Theogonie lehret er ſeine Leſer gleichſam den Urſprung aller Dinge, d. i. der Götter und der Welt nach ſeinem und anderer Weiſen damaligen Begriffe. Es iſt

wahr, daß hier viel Fabeln mit vorkommen, die ſich ſehr ſchwer erklären laſſen. Allein wer will es von ſeinen Zeiten fodern, daß ſie eine beſſere Einſicht gehabt haben ſollen? Die Welt riß ſich damals erſt aus ihrer Rauhigkeit und Dummheit; darinn ſie ſo viel Jahrhunderte begraben gelegen hatte. Es war alſo ſchon viel, daß es nur einige gab, die an ſolche erhabene Dinge zu denken anfingen, und auch andere auf ſolche Gedanken bringen konnten.

5. §. Ferner finden wir, daß **Xenophanes**, **Parmenides**, und **Empedokles**, der Sicilianer, von der Naturlehre in Verſen geſchrieben. **Theognis** hat ſchöne Sittenlehren in kurze Sprüche poetiſch eingekleidet; **Timon**, der Phliaſier, ein pyrrhoniſcher Weltweiſer, und **Kleanthes**, des zittiſchen Zenons Nachfolger in der Schule, haben gleichfalls philoſophiſche Gedichte geſchrieben; und von dieſem letzten habe ich oben im XII. Hauptſtücke des I. Th. a. d. 404. und 405. S. eine Probe gegeben. **Aratus**, ein Sternkundiger, hat ſeine ganze Wiſſenſchaft des Himmels in einem poetiſchen Werke vorgetragen; welches den ſamiſchen **Ariſtarch**, zweene **Ariſtyllen**, zweene **Krates**, zweene **Eueneren**, den **Numenius**, den magneſiſchen **Pyrrhus**, einen gewiſſen **Thales**, und den **Zeno** zu Auslegern, den **Cicero** aber zum Ueberſetzer bekommen; wie wir noch in ſeinen Schriften finden. Unter dem **Ptolomäus Auletes**, oder dem Flötenſpieler, lebte ein **Alexander**, der eine Kosmographie in Verſen hinterlaſſen: und um **Cicerons** Zeiten lebte **Philodemus**, ein Epikurer und Dichter. Unter dem **Nerva** und **Trajan**, ſchrieb der Epheſer **Rufus** ſechs Bücher in heroiſchen Verſen von Kräutern, wie **Galenus** erwähnet; und unter dem **Antoninus** blühete **Marcellus Sidites**, der die ganze Arzneykunſt in 42. poetiſchen Büchern beſchrieben. **Amphilochius**, Biſchof in Ikonien, ſchrieb ein jambiſches Gedicht, darinn er einem Freunde rieth, was für Bücher der heiligen Schrift er leſen ſollte. Und wird man endlich nicht auch den **Tzetzes** hieher rechnen müſſen, der uns in ſeinen Chiliaden eine Menge alter Begeben-

gebenheiten gelehret hat, die wir ſonſt nicht wiſſen würden? wiewohl er auch viel abgeſchmacktes Zeug mit eingeſtreuet hat.

6. §. Kommen wir auf die Lateiner, ſo ſteht hier **Lucretius** billig oben an, der in Hexametern die ganze epikuriſche Naturlehre beſchrieben, und ſie ſo viel möglich, mit poetiſchen Zierrathen ausgeputzet hat. Allein hin und wieder iſt ſeine Schreibart zu proſaiſch und matt, auch mit vielen unnützen Umſchweifen erfüllet, die ſich für Verſe nicht ſchicken. Ungleich edler hat **Virgil** den Feldbau beſchrieben, darinn er gewiß auch den **Heſiodus** übertrifft, und alle Künſte der edelſten poetiſchen Schreibart bey einer Materie angebracht, die derſelben am wenigſten fähig zu ſeyn ſchien. S. die oben angeführte Abhandlung des **Racine**, von den dogmatiſchen Gedichten, in der Hiſtorie der pariſ. Akad. der ſchön. Wiſſenſ. VI. B. **Ovidius** hat nicht nur von der Kunſt zu lieben, und den Gegenmitteln wider die Liebe, dogmatiſche Gedichte geſchrieben, ſondern ſelbſt ſeine Verwandlungen und Zeitbücher, oder Faſtorum Libri, gehören hieher; darinn er nämlich ſeine Leſer von den älteſten Dingen, dem Urſprunge der Welt, u. d. m. belehren will. **Horaz** ſchrieb ſeine Dichtkunſt, auch als eine dogmatiſcher Poet. Des **Cato** moraliſche Diſticha ſind jedermann bekannt. **Boethius** ſtreuete in ſeine philoſophiſchen Troſtbücher ſehr viel dogmatiſche Gedichte von den wichtigſten Lehren der Weltweisheit in allerley Versarten ein: **Prudentius** aber brauchte gar die Dichtkunſt, die Lehren des Chriſtenthums darinn vorzutragen. Seine **Apotheoſis**, widerlegt die Secte derer, die da lehrten, Gott der Vater hätte im Sohne gelitten. Seine **Hamartigenia** iſt wider die Marcioniten gerichtet, und erkläret den Urſprung des Böſen. Seine **Pſychomachie** lehret den Streit wider die Sünde, in einer beſtändigen allegoriſchen Fabel, die faſt einer epiſchen Erzählung eines Krieges ähnlich ſieht. Endlich auch das Gedicht wider den **Symmachus**, gehört hieher. Was würde ich nicht aus den mittlern Zeiten für eine Menge dogmatiſcher Dichter anführen müſſen, wenn ich mir **Leyſers** Hiſtorie derſelben

zu

zu Nutze machen wollte? Ich will aber nur aus dem XII. Jahrhunderte den **Marbodeum** de Lapidibus pretioſis anführen, den Herr **Brückmann** 1704. wieder in 4. drucken laſſen; davon wir auch alte deutſche Ueberſetzungen haben. Unter neuern Dichtern fallen mir itzo **Daniel Hermanns**, eines Preußen, Werke in die Hände, den ich ſchon, wegen ſeines epiſchen Gedichtes, auf die Stiftung der ſtraßburgiſchen Univerſität 1567. und vieler andern Lobgedichte wegen, unter die heroiſchen Dichter hätte rechnen können. Aber er hat auch auf den Fall Adams und die Erlöſung des menſchlichen Geſchlechtes, imgleichen ein anders von dem Begräbniſſe Chriſti, und noch ein anders de Vita Litterata, ſive Scholaſtica, ein langes Lehrgedicht zu Straßburg öffentlich hergeſaget. Die ganze Sammlung iſt 1604. zu Riga in 4. gedruckt. Des **Palingenius** Zodiacus Vitæ iſt ebenfalls ein philoſophiſch moraliſches Gedicht, das ſehr angenehm zu leſen iſt. Endlich hat **Schoranus** ein metaphyſiſches aus des **Carteſius** Meditationen, unſer Herr D. **Hebenſtreit** eine metriſche Phyſiologie; Milcolumbus Flemyng zu Amſt. 1741. in 8. die Neuropathiam, Poema medicum; und Bened. Stay endlich zu Rom 1747. eine ganze Philoſophie in Verſen in VI. B. ans Licht geſtellet. Des Cardinals **Polignac** Antilucrez, welchen ich ſelbſt vor wenigen Jahren, hier neu wieder herausgegeben habe, iſt eins von den wichtigſten Stücken in dieſer Art.

7. §. Auf die Ausländer zu kommen: ſo ſind unter den Engländern folgende die berühmteſten. **Denham** hat den Cato major unter dem Titel Old Age, in ein ſolch Gedicht gebracht. **Philipps** hat vom Cyder ein ausführliches Lehrgedicht geſchrieben, worinn er lehret, wie man ihn recht machen ſoll. **Cowley** hat lat. vier Bücher von Pflanzen geſchrieben, die man in engliſchen Verſen überſetzet hat. **Pope** hat nicht nur ſein Eſſay on Men, oder die Ethic Epiſtles, ſondern auch das Eſſay on Criticism, und den Temple of Fame geſchrieben; wo man nicht dieß letztere unter die heroiſchen Gedichte rechnen will: alsdann aber werde

ich

ich ſeinen Windſorer-Wald dafür hieher ziehen, der voll lehrreicher Gedanken iſt. Thomſons vier Jahreszeiten, die Brockes ſehr ſchlecht überſetzet hat, gehören auch unter dieſe Claſſe. Ein gewiſſer Ungenannter hat eine umgekehrte Artem Poeticam, unter dem Titel, Harlequin Horace, auf eine ironiſche Art geſchrieben: und Yong hat in ſeinen Night-Thoughts, vom Leben, Tode, und der Unſterblichkeit, auf eine ſehr philoſophiſche Art gehandelt. Unter den Franzoſen hat Bartas in ſeiner Woche, die Schöpfung der Welt, nach der moſaiſchen Geſchichte derſelben, poetiſch abgehandelt. Pibrac hat in vierzeilichten Verſen allerley Sittenlehren abgefaſſet. Boileau, hat die Dichtkunſt, in ein ordentliches Lehrgedicht gebracht; an deſſen Ordnung und Einrichtung gleichwohl ein holländiſches Frauenzimmer, Jungf. Hooghard in ihren Lettres Antipoetiques ſehr viel auszuſetzen gefunden. Der Abt Geneſt hat in ſeinen Principes de Philoſophie, den Beweis vom Daſeyn Gottes und von der Seelen Unſterblichkeit ausführlich beſchrieben; welches wir gleichfalls von Brockſens matter Feder deutſch haben. Der jüngere Racine hat von der Religion ein ſchönes Lehrgedicht verfertiget, welches wir auch ſchon deutſch haben. Der Abt Berni hat ſich in dieß Feld auch glücklich gewaget, als er ein Stück eines Gedichtes wider die Freygeiſter ans Licht geſtellet. Von wälſchen Sachen dieſer Art kommen mir des Dantes Hölle und des Petrarcha Triumphe, imgleichen des Taſſo Mont Oliveto in die Hände; davon ich eine einzelne Ausgabe von 1605. in 4. beſitze: wiewohl man dieſes auch leicht zu der heroiſchen Art zählen könnte. Nach dieſem hat vor etlichen 20. bis 30. Jahren ein Sicilianer die ganze Naturlehre in einem poetiſch abgefaßten Folianten ans Licht geſtellet. Und Riccoboni, der Vater, hat von der guten Ausſprache eines Schauſpielers auf der Bühne, ein ausführliches Gedicht im Wälſchen gemacht: welches bey ſeiner Hiſtorie der wälſchen Schaubühne mit verkaufet wird.

8. §. Es iſt Zeit, auf die Deutſchen zu kommen: und was könnte ich hier nicht für ein Verzeichniß machen, wenn ich aus

allen

allen Zeiten die Lehrgedichte unſerer Poeten erzählen wollte? Ottfrieds Evangelien würden hier oben an ſtehen: ja ich würde ganze überſetzte Bibeln in Menge aus den ältern Zeiten, u. a. ſ. Dinge anführen müſſen. Doch weil dieſe noch nicht gedruckt ſind, ſo verſchiebe ich ſie in meine Hiſtorie der deutſchen Sprache. Der Freydank und Hugens von Trymberg Renner hergegen, ſind gedruckt, obwohl ſelten zu haben, und gehören unſtreitig zu den moraliſchen Lehrgedichten. Das Memorial der Tugend des von Schwarzenberg, der getreue Eckard, Morsheims Hofleben, und das Gedicht von Frau Untreu, das im Reineke Fuchs ſo fleißig angeführet wird; Sebaſtian Brands Narrenſchiff; Burcards Waldis Pabſtthum, Ringwalds lautere Wahrheit, imgleichen ſein Gedicht von Himmel und Hölle, auch Räbmanns Geſpräch von Bergen und Bergleuten; und endlich Jamsthalers ſpagiriſches Buch von der Kunſt Gold zu machen, gehören zu den alten Werken in dieſer Art. Von Ueberſetzungen haben wir nicht nur Dedekinds Grobianus, und Catons Diſticha, nebſt Pibracs vierzeilichten Verſen, und des Bartas Woche; ſondern auch den ganzen Palingenius von Sprengen verdeutſchet. Allein von neuern iſt Opitz an die Spitze aller guten Lehrdichter zu ſetzen. Sein großes Troſtgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges iſt moraliſch; ſein Veſuv phyſikaliſch; ſein Vielgut, und von Ruhe des Gemüthes, imgleichen ſein Zlatna, oder Lob des Feldlebens, gehören völlig hieher. Ein Engländer, mit Namen Teate, hat ein poetiſches Werk unter dem Titel Tertria geſchrieben, welches wir von Wagnern auch deutſch haben. Philander hat aus Sam. Slaters Gedichten, ein Geſpräch des Glaubens und der Seele verdeutſchet. Eckard, Herr M. Lange, und ich ſelbſt, haben Horazens Dichtkunſt überſetzet; und von Brück hat in den Schriften der deutſchen Geſellſchaft allhier eine eigene gemacht. Brockes und Herr Hofr. Triller haben ſehr viel phyſikaliſche Gedichte geſchrieben, und überſetzet; derer zu geſchweigen, die ich ſchon oben genennet habe. Herr D. Lindner und Herr

D. Tral-

D. Tralles endlich haben verſchiedene ſchleſiſche Merkwürdigkeiten von Flüſſen und Bergen überaus glücklich in Verſen beſchrieben, die allerdings zu den Lehrgedichten zu zählen ſind.

9. §. Daß es alſo angehe, dergleichen philoſophiſche, theils natürliche, theils ſittliche Materien in Verſen abzuhandeln, lehret der Augenſchein ſelbſt: und daß es nicht uneben ſey, zeigen die angeführten Exempel der größeſten Männer. Das fraget ſich nur, ob man dieſe und dergleichen Schriften Gedichte nennen könne? Nach der oben feſt geſtellten Beſchreibung der Poeſie überhaupt, kann man ihnen dieſen Namen ſo eigentlich nicht einräumen. Alle dieſe großen und weitläuftigen Werke ſind zwar in Verſen geſchrieben; in der That aber keine Gedichte: weil ſie nichts gedichtetes, das iſt, keine Fabeln ſind. Ariſtoteles hat daher in dem erſten Capitel ſeiner Poetik, dem Empedokles, den Titel eines Poeten abgeſprochen, und ihm nur den Namen eines Naturkündigers zugeſtanden: ob er wohl wußte, daß die Unverſtändigen ihn, ſeiner alexandriniſchen Verſe halber, mit dem Homer in eine Claſſe zu ſetzen pflegten. Was er von dem Empedokles geurtheilet hat, das müſſen wir von allen übrigen oberwähnten Büchern und Schriften ſagen. Es ſind philoſophiſche Abhandlungen gewiſſer Materien, Vernunftſchlüſſe, Unterſuchungen, Muthmaßungen der Weltweiſen, Ermahnungen zur Tugend, Troſtreden im Unglücke; aber keine Gedichte, keine Nachahmungen der Natur. Alſo würden denn wohl alle dieſe Stücke gar nicht in die Poeſie laufen, wenn ſie in ungebundener Schreibart abgefaſſet wären: da hingegen die Heldengedichte, Romane, Trauerſpiele, Komödien, Schäferſpiele, und überhaupt alle Fabeln, dennoch Gedichte bleiben, und in die Poeſie gehören; wenn ſie gleich nur in ungebundener Rede abgefaßt werden. Indeſſen, da wir gleichwohl Oden, Elegien und Briefe, bloß wegen der poetiſchen Schreibart, darinn ſie abgefaßt werden, zur Poeterey rechnen; obgleich ſelten eine Fabel darinn vorkömmt: ſo können wir auch dieſen größern Arten poetiſch abgefaßter Schriften hier die Stelle nicht verſagen. Die Einkleidung, der Auspuß, die

die Zierrathe, der geiſtreiche und angenehme Vortrag der allerernſthafteſten Lehren, machet, daß ſie Poeſien werden: da ſie ſonſt ihn ihrem gehörigen philoſophiſchen Habite ein ſehr mageres und oft verdrüßliches Anſehen haben würden.

10. §. Es fragt ſich ferner hier, ob es rathſam ſey, dergleichen dogmatiſche Sachen, inſonderheit aber Künſte und Wiſſenſchaften, poetiſch abzuhandeln? Vor einigen Jahren kamen in Holland die Lettres Antipoetiques von der Jungfer Hooghard heraus, darinn des Boileau Art Poetique mit großer Heftigkeit, und nicht geringer Gründlichkeit angegriffen wurde. Dieſes gelehrte Frauenzimmer, welches noch wirklich in Amſterdam leben ſoll, will es durchaus nicht zugeben, daß man vollſtändige Künſte, dergleichen die Dichtkunſt iſt, in einer poetiſchen Schreibart vortragen ſolle: weil ſie der Meynung iſt, die Regeln des Sylbenmaaßes und der Reime, inſonderheit aber das Feuer der Poeten, wäre einer ſyſtematiſchen Ordnung und rechten Verbindung der Lehren ſchnurſtracks zuwider. Sie unterſucht auch in der That den guten Boileau nach den Regeln ihrer lieben Logik, wie ſie ſelbſt ſchreibt, mit ſo vieler Einſicht und Scharfſinnigkeit; daß man ihr größtentheils Recht geben muß. Und endlich vergleicht ſie den erſten Geſang ſeiner Dichtkunſt mit einem zerdrümmerten Tempel Apollons, wo hier ein ſchöner Pfeiler, da ein prächtiger Altar, dort ein treffliches Gemälde, hier wieder ein köſtliches Marmorbild u. ſ. f. ohne Ordnung und Verbindung, über und durch einander geworfen, läge. Ja, ſie macht ſelbſt eine ganz neue Einrichtung dieſes zerſchlagenen Gebäudes. Sie ordnet ſeine Materien ganz anders; und zeiget, daß hier und da manche Lücke auszufüllen, anderwärts aber viel Ueberflüßiges wegzuwerfen wäre. Und was dieſelbe, von dieſem Meiſterſtücke des berühmten Deſpreaux mit ſo gutem Grunde behauptet, daß ließe ſich freylich von allen übrigen dogmatiſchen Poeſien ebenfalls darthun, wenn man ſie ſo genau auf die Probe ſtellen wollte.

11. §. Ich gebe es alſo zu, daß man eine Wiſſenſchaft mit völliger Gründlichkeit, weder ſynthetiſch, noch analytiſch in

Poeſien

Poeſien abhandeln könne. Wer ein Freund einer ſo ſtrengen Lehrart iſt, wo man nichts unerklärt und unerwieſen annimmt; der muß ſolche poetiſche Abhandlungen nicht leſen. Die Poeten beſcheiden ſichs auch gar leicht, daß ſie keine geometriſche Methode in Ausführung ihrer Materien beobachten. Das würde ſehr trockne Verſe und einen ſchläfrigen Vortrag geben. Die tiefſinnigſten philoſophiſchen Geiſter mögen ſich alſo nur an ihre ordentliche proſaiſche Schreibart halten. Wenn ſich die Poeten in ihre Wiſſenſchaften mengen, ſo thun ſie es bloß, den mittelmäßigen Köpfen zu gefallen, die nur einiger maßen etwas davon wiſſen wollen; und ſich um den höchſten Grad der Gründlichkeit nicht bekümmern. Dieſe machen allezeit den größten Theil des menſchlichen Geſchlechts aus: und da iſt es genug, wenn man ihnen nur nichts Falſches ſagt; die Wahrheit in ſolcher Ordnung vorträgt, daß man ſie ziemlich verſtehen und ihren Zuſammenhang wenigſtens klar einſehen könne; dabey aber alles mit Zierrathen einer poetiſchen Schreibart ſo lebhaft und ſinnreich ausbildet, daß man es mit Luſt und Vergnügen leſen könne. Da nun auch die bitterſten Wahrheiten, ſonderlich in moraliſchen Sachen, auf ſolche Art gleichſam verzuckert und übergüldet werden: ſo ſieht man wohl, daß es nicht undienlich ſey, dergleichen Schriften zu verfertigen; und alſo Erkenntniß und Tugend der Welt gleichſam ſpielend beyzubringen.

12. §. Es verſteht ſich aber von ſich ſelbſt, daß ein ſolch dogmatiſches Gedicht entweder den ganzen Inbegriff einer Kunſt oder Wiſſenſchaft, oder nur einzelne dahin gehörige Materien abhandeln könne. Jenes haben die meiſten obberührten Alten; dieſes aber hat unſer Opitz gethan. Vida hat die ganze Poeſie in III. Büchern; imgleichen den Seidenwurm und das Schachſpiel; Ulrich von Hutten aber nur die lateiniſche Verskunſt allein beſchrieben. In beyden Fällen ſetzet man zum Grunde, daß der Poet die Sache wohl verſtehe, und ſich nicht unterfange, etwas auszuführen, dem er nicht gewachſen iſt. Denn hier gilt auch inſonderheit, was Horaz von allen Poeten fodert.

Sumite materiam, veſtris qui ſcribitis aequam
Viribus, et verſate diu, quid ferre recuſent,
Quid valeant humeri.

Denn ſich in Dingen, die man nicht verſteht, zum Lehrer aufzuwerfen, das würde in der Poeſie eben ſo ſchädlich ſeyn, als anderwärts. Die Wahrheit und Tugend muß, wie allezeit, alſo auch hier, der einzige Augenmerk eines Poeten ſeyn: und es wäre zu wünſchen, daß Ovidius philoſophiſch genug geſinnet geweſen wäre, ſo würde er ſeine Kunſt zu lieben nicht geſchrieben haben. Dieſe ſeine Schrift gehört ſonſt auch hieher, und er hat ſich darinn bemüht, eine ohnedem gar zu liebliche Sache durch ſeine angenehme Schreibart noch beliebter zu machen; das iſt, ein ſchädliches Gift zu überzuckern. Er ſcheint, ſolches nach der Zeit ſelbſt bereuet zu haben, da er auf eben die Art remedia amoris geſchrieben, die gewiß mit ſo vielem Nutzen, als Vergnügen geleſen werden können.

13. §. Viel vernünftiger hat unſer Opitz in ſeinen dogmatiſchen Poeſien gehandelt. Er zeiget überall eine philoſophiſche Stärke der Vernunft, einen großen Eifer für alles Gute, ein geſetztes männliches Herz, das die Eitelkeit der menſchlichen Dinge verachtet, und den hohen Adel der Weisheit und Tugend allein hochſchätzet. Sonderlich wären ſein Vielgut, Zlatna und die vier Bücher der Troſtgedichte werth, daß ſie der Jugend beyzeiten in die Hände gegeben, erkläret, und von derſelben von Wort zu Wort auswendig gelernet würden. Dieſes würde derſelben mehr edle Grundſätze der Tugend und Sittenlehre geben, als die lateiniſchen Sprüchelchen, die ſie mehrentheils ohne Verſtand herbethen lernt,

Und länger nicht bewahrt,
Als bis der kluge Sohn nach Papageyenart,
Sie zu der Aeltern Troſt, dem Lehrer nachgeſprochen.

Die alten Griechen hielten es mit ihrem Homer ſo; und ich weis nicht, warum wir gegen den Vater unſrer Poeten noch ſo undankbar ſind: da doch ſeine oberwähnten Gedichte

mehr

mehr güldene Lehren in ſich faſſen, als die ganze Ilias und Odyſſee.

14. §. Ob man in dieſer Gattung von Gedichten die Muſen, oder ſonſt eine Gottheit, um ihren Beyſtand anrufen könne, das iſt im V. Capitel des I. Theils bereits gewieſen worden. Vom Lucretius iſt bekannt, daß er die Venus angerufen, weil ſie der Erzeugung der Dinge vorſteht. Virgil, in ſeinen Büchern vom Feldbaue, ruft ein ganzes Dutzend Götter an, die beym Feldbaue was zu thun haben. Opitz ruft in ſeinem Veſuvius die Natur an, weil er von natürlichen Wundern ſchreiben will:

Natur, von deren Kraft Luft, Welt und Himmel ſind,
Des höchſten Meiſterrecht, und erſtgebohrnes Kind,
Du Schweſter aller Zeit, du Mutter aller Dinge,
O Göttinn! gönne mir, daß mein Gemüthe dringe
In deiner Werke Reich, und etwas ſagen mag,
Davon kein deutſcher Mund noch bis auf dieſen Tag
Poetiſch hat geredt.

Hätte er es nun dabey bewenden laſſen, ſo wäre es gut geweſen: aber er fährt fort, und ruft auch den Apollo nebſt allen Muſen herbey, die doch bey dieſer Materie vom Veſuvius nichts zu ſagen haben:

Ich will mit Wahrheit ſchreiben,
Warum Veſuvius kann Steine von ſich treiben,
Woher ſein Brennen rührt, und was es etwa ſey,
Davon die Glut ſich nährt. Apollo, komm herbey!
Mit deiner Muſenſchaar; laß ihre Hand mich leiten
Auf dieſer neuen Bahn: ſo will ich ſicher ſchreiten,
Wohin mein Geiſt mich trägt.

Indeſſen wenn man ihn entſchuldigen will, ſo darf man nur ſagen: daß gleichwohl die Form des ganzen Werkes poetiſch ſey, und alſo des Beyſtandes der Muſen nicht entbehren könne. In ſeinem Vielgut macht er ſeine Anrufung gerade zu Gott ſelbſt:

So komm, o höchſtes Gut! du Urſprung guter Sachen,
Des Böſen ärgſter Feind, erwecke mir Verſtand;

Verleihe kecken Muth, und ſchärfe meine Hand,
Zu dringen durch den Neid des Volkes auf der Erden,
Das ſonſt mit ſeiner Schaar mein Meiſter möchte werden,
Und Wahrheit kaum verträgt.

Eben das hat er in den Büchern der Troſtgedichte gethan, wo er ſich den heiligen Geiſt, als den höchſten Troſt der Welt zum Helfer und Beyſtande erbittet. Wie nun hieran nichts auszuſetzen iſt: alſo iſt es auch nicht allzeit nöthig, dergleichen Anrufung zu machen. Horaz und Boileau haben in ihrer Dichtkunſt keine gemacht. Opitz in ſeinem Buche von der Ruhe des Gemüths, thut es auch nicht; ob es gleich eben ſo groß iſt, als eins von den vorhergehenden.

15. §. Was für Verſe man zu ſolchen dogmatiſchen Gedichten brauchen ſolle, das können die Exempel der Alten und Neuern lehren. Jene haben die Hexameter für geſchickt dazu gehalten, und Opitz hat die langen jambiſchen dazu bequem gefunden. Und in der That ſchicken ſich zu einem langen Lehrbuche keine kurze Verſe. Corneille hat dieſes wohl gewußt, daher hat er den Thomas von Kempis durchgehends in einerley zwölf- und dreyzehnſylbigte Verſe, nicht aber in andere Arten derſelben gebracht. Auch Philander von der Linde hat das lange geiſtliche Gedicht Sam. Slaters, welches ein Geſpräch der Seele mit dem Glauben vorſtellt, in keine andere Art von Verſen überſetzt. Und es wäre zu wünſchen, daß man ſolches in der deutſchen Ueberſetzung des Thomas von Kempis auch gethan hätte: da hingegen die eine, die wir davon haben, bald aus Elegien, bald aus heroiſchen, bald aus trochäiſchen Verſen beſteht; die andere aber, die nicht längſt heraus gekommen, gar wie ein Geſangbuch ausſieht. Wenn jemand Zeit und Luſt hätte, ein ſolches dogmatiſches Werk in unſre Sprache zu überſetzen, der dürfte nur den Palingenius dazu wählen, welcher in dieſer Claſſe gewiß eins von den ſchönſten und erbaulichſten Büchern iſt, die ich je geleſen habe.

Des

Des I. Abſchnitts IX. Hauptſtück.

Von Idyllen oder Schäfergedichten.

1. §.

Man kann gewiſſermaßen ſagen, daß dieſe Gattung von Gedichten die allerälteſte ſey. Denn ob ich wohl in dem Capitel von Oden, im Abſehen auf dieſelben eben das behauptet habe: ſo widerſpreche ich mir doch nicht, wenn ich ſage, daß die allererſten Lieder, Schäferlieder oder Hirtengedichte geweſen. Die erſten Einwohner der Welt nährten ſich bloß von der Viehzucht, Der Ackerbau, die Jagd, der Fiſchfang und das Weinpflanzen ſind viel ſpäter erfunden und in Schwang gebracht worden. Die Kaufmannſchaft und alle andere Künſte ſind noch viel jünger. Da nun die Erfindung der Poeſie mit den erſten Menſchen gleich alt iſt, ſo ſind die erſten Poeten, oder Liederdichter, Schäfer oder Hirten geweſen. Ohne Zweifel haben ſie ihre Geſänge nach ihrem Character, und nach ihrer Lebensart eingerichtet: folglich ſind ihre Gedichte Schäfergedichte geweſen.

2. §. Ich will damit nicht behaupten, daß die älteſten Gedichte, die wir noch übrig haben, Schäfergedichte wären. Nein, was wir vom **Theokritus**, **Bion** und **Moſchus** in dieſer Art haben, das iſt ſehr neu. Die allererſten Poeſien ſind nicht bis auf unſre Zeiten gekommen: ja ſie haben nicht können ſo lange erhalten werden; weil ſie niemals aufgeſchrieben worden. Was nur im Gedächtniſſe behalten und mündlich fortgepflanzet wird, das kann gar zu leicht verloren gehen. Daß aber vor **Theokrits** Zeiten wirklich Schäfergedichte müſſen gemacht worden ſeyn, das kann aus ſeinen eigenen Idyllen er-

wiesen werden. Er beruft sich immer auf die arkadischen Hirten, als auf gute Poeten, die ihre Musik vom Pan gefasset hätten. Es müssen doch also unter den damaligen Schäfern mancherley Lieder im Schwange gegangen seyn, die zum Theile sehr alt gewesen seyn mögen. Haben sie so schön und so zierlich nicht ausgesehen, als Theokrits Gedichte, so ist es kein Wunder. Die Natur allein war ihre Lehrmeisterinn gewesen, und die Kunst mochte noch keinen Theil daran gehabt haben. Theokritus hat beydes zu vereinigen gesucht, und also seine Vorgänger weit übertroffen.

3. §. Will man nun wissen, worinn das rechte Wesen eines guten Schäfergedichtes besteht; so kann ichs kürzlich sagen: in der Nachahmung des unschuldigen, ruhigen und ungekünstelten Schäferlebens, welches vorzeiten in der Welt geführet worden. Poetisch würde ich sagen, es sey eine Abschilderung des güldenen Weltalters; auf christliche Art zu reden aber: eine Vorstellung des Standes der Unschuld, oder doch wenigstens der patriarchalischen Zeit, vor und nach der Sündfluth. Aus dieser Beschreibung kann ein jeder leicht wahrnehmen, was für ein herrliches Feld zu schönen Beschreibungen eines tugendhaften und glücklichen Lebens sich hier einem Poeten zeiget. Denn die Wahrheit zu sagen, der heutige Schäferstand, zumal in unserm Vaterlande, ist derjenige nicht, den man in Schäfergedichten abschildern muß. Er hat viel zu wenig Annehmlichkeiten, als daß er uns recht gefallen könnte. Unsere Landleute sind mehrentheils armselige, gedrückte und geplagte Leute. Sie sind selten die Besitzer ihrer Heerden; und wenn sie es gleich sind: so werden ihnen doch so viel Steuren nnd Abgaben auferlegt, daß sie bey aller ihrer sauren Arbeit kaum ihr Brod haben. Zudem herrschen unter ihnen schon so viel Laster, daß man sie nicht mehr als Muster der Tugend aufführen kann. Es müssen ganz andere Schäfer seyn, die ein Poet abschildern, und deren Lebensart er in seinen Gedichten nachahmen soll. Wir wollen dieselben etwas näher betrachten.

4. §.

4. §. Man ſtelle ſich die Welt in ihrer erſten Unſchuld vor. Ein freyes Volk, welches von keinen Königen und Fürſten weis, wohnet in einem warmen und fetten Lande, welches an allem einen Ueberfluß hat; und nicht nur Gras, Kräuter und Bäume, ſondern auch die ſchönſten Früchte von ſich ſelbſt hervorbringet. Von ſchwerer Arbeit weis man daſelbſt eben ſo wenig, als von Drangſalen und Kriegen. Ein jeder Hausvater iſt ſein eigener König und Herr; ſeine Kinder und Knechte ſind ſeine Unterthanen, ſeine Nachbaren ſind ſeine Bundesgenoſſen und Freunde; ſeine Heerden ſind ſein Reichthum, und zu Feinden hat er ſonſt niemanden, als die wilden Thiere, die ſeinem Viehe zuweilen Schaden thun wollen. Eine hölzerne Hütte, oder wohl gar ein Strohdach, iſt ihm ein Pallaſt, ein grüner Luſtwald ſein Garten, eine kühle Höhle ſein Keller, eine Lauberhütte ſein Sommerhaus: Pelz und Wolle und ein Strohhut ſind ſeine Kleidung; Milch und Käſe ſind ſeine Nahrung; die Feld- und Gartenfrüchte ſeine Leckerbiſſen; ein hölzerner Bächer, ein Korb, eine Flaſche, ein Schäferſtab und ſeine Hirtentaſche ſein ganzer Hausrath. Sein Hund iſt ſein Wächter, eine Blume ſein Schmuck und ſeine Erquickung, die Muſik aber ſein beſter Zeitvertreib.

5. §. Im Abſehen auf den Verſtand, ſind dieſe glückſeligen Schäfer zwar einfältig, aber nicht dumm. Sie können nach ihrer Art mancherley Künſte, ſie flechten ſchöne Körbe und künſtliche Hüte, ſie ſchälen bunte Stäbe, ſie ſchnitzen Figuren und Bilder auf ihre Flaſchen und Bächer, ſie winden Blumenkränze, und pflanzen Bäume. Gelehrt ſind ſie zwar nicht: doch wiſſen ſie aus den Erzählungen ihrer Vorfahren, von einigen alten Geſchichten; und aus dem Unterrichte der klügſten unter ihnen, von einigen Geheimniſſen der Natur, von dem Laufe der Geſtirne u. d. m. doch allezeit mit einer gewiſſen Einfalt, zu reden. Sie haben einen gewiſſen natürlichen Witz, aber keine gekünſtelte Scharfſinnigkeit. Sie machen auch Vernunftſchlüſſe, aber von metaphyſiſchen Abſonderungen wiſſen ſie nichts. Sie halten

sich allezeit an das, was sie empfinden, und ihre Unterredungen handeln von dem, was geschieht, was sie gesehen oder gehöret haben. Daher lieben sie die Erzählungen, und vertiefen sich, nach Art einfältiger Leute, zuweilen in besondern Umständen, und solchen Kleinigkeiten, die nicht eben so nöthig zu wissen wären.

6. §. Ihren Willen anlangend, haben sie zwar, als Menschen, Affecten; aber keine unordentliche und ausschweifende Begierden, dadurch sie einander beleidigen könnten. Der Geiz und Ehrgeiz verleitet sie zu keiner Ungerechtigkeit; und man weis bey ihnen weder von Schimpfworten noch von Schlägereyen zu sagen. Ihre Streitigkeiten bestehen darinn, daß sie im Singen oder Spielen, oder in andern Künsten, einander überlegen seyn wollen: und diese werden allezeit durch einen unparteyischen Schiedsmann, den beyde Partoyen zum Richter erwählen, entschieden. Sie scherzen mit einander, aber ohne Zoten zu reißen: denn die Ehrbarkeit ist bey ihnen zu Hause. Ihr Handel besteht im Tauschen; und ob sie wohl zuweilen durch eine kleine List einander hintergehen, so geschieht es doch nur zur Kurzweil: denn der Betrug ist ihnen so abscheulich, als das Stehlen und Rauben. Ihr Umgang ist von aller Grobheit so weit, als von allen Complimenten und von der Falschheit, entfernet. Sie sind offenherzig, aber bescheiden; freygebig, aber nicht verschwenderisch; sparsam, aber nicht karg; ehrliebend, aber nicht stolz. Endlich sind sie auch mäßig und nüchtern, und mit einem Worte, ganz tugendhaft und vergnügt.

7. §. Ich habe noch nichts von der Liebe gedacht, weil dieses eine besondere Beschreibung verdienet. Diese Leidenschaft herrschet am meisten unter ihnen, aber auf eine unschuldige Weise. Sie ist die einzige Quelle ihres größten Vergnügens, aber auch ihrer größten Unruhe. Ihre Muße auf den Fluren und bey ihren Heerden, läßt ihnen Zeit genug, zu verliebten Gedanken und Unterredungen: aber ihre Einfalt verbeut ihnen alle gar zu künstliche Mittel, zu ihrem Zwecke zu gelangen. Ihre guten Eigenschaften machen

chen ſie liebenswürdig, und ihre Liebeserklärungen geſchehen mehr durch ſchamhafte Blicke, als durch viel zärtliche Worte. Ihre Geſchenke beſtehen aus Blumen und Früchten, jungen Lämmern und ſchönen Hunden, künſtlichen Hüten, Bächern und Stäben. Sie putzen ſich, aber nach ihrer Einfalt, die von Seide, Gold und Silber nichts weis. Sie ſind eiferſüchtig und empfindlich; aber auch leicht zu beſänftigen. Sie beklagen ſich über die Unempfindlichkeit ihrer Schönen; henken ſich aber deswegen nicht auf. Sie ſind ſehr treu in ihrer Liebe, und man weis bey ihnen von keinem größern Laſter, als von der Unbeſtändigkeit. Ihre Nebenbuhler ſuchen ſie durch neue Gefälligkeiten, nicht aber durch Rachgier und Gewalt zu überwinden. Kurz, die unſchuldige Schäferliebe muß von allen Laſtern frey ſeyn, die ſich durch die Bosheit der Menſchen allmählich eingeſchlichen haben.

8. §. Ich zweifle nicht, daß ein jeder, der dieſen Character der Schäfer recht erweget, geſtehen wird: daß Schäfergedichte, die auf dieſen Fuß verfertiget worden, eine beſondere Anmuth haben müſſen. Denn ich habe ihren Abriß mit Bedacht in der größten Vollkommenheit gemacht, ungeachtet noch kein Poet denſelben völlig beobachtet hat. **Theokritus** hat ſeine Schäfer zuweilen ſehr grob und plump abgeſchildert; das iſt, wie ſie etwa zu ſeiner Zeit waren, nicht wie ſie hätten ſeyn ſollen: zuweilen aber machte er ſie gar zu ſinnreich. Sie zanken ſich bisweilen auf eine recht bäuriſche Art, und kriegen einander faſt darüber bey den Köpfen. Sie beſchuldigen einander des Diebſtahls und noch wohl ärgerer Laſter, die unter den Griechen und Römern im Schwange waren; ſich aber für unſere feinern poetiſchen Schäfer nicht ſchicken. Man ſehe des Herrn von **Fontenelle** Diſcurs von Schäfergedichten, der bey meiner Ueberſetzung ſeiner auserleſenen Schriften befindlich iſt: wo man auch vom **Bion** und **Moſchus** eine gründliche Beurtheilung antreffen wird.

9. §. **Virgil**, der ſich den **Theokritus** in ſeinen Idyllen zum Muſter genommen, hat zwar ſeine Hirten viel arti-

ger gemacht, als jener; doch aber nicht allezeit die rechte Art der Schäfer erreichet. Sie sind nicht alle so tugendhaft und unschuldig, als sie seyn sollten; wie davon der Vers

Novimus et qui te, transversa tuentibus hircis, etc.

zeugen kann. Zuweilen giebt sein Haberrohr einen gar zu hohen Ton, wenn er z. E. die sicilianischen Musen des **Theokritus** anrufft, dem Pollio zu Ehren etwas erhabeners anzustimmen. Er foderte, wie schon gedacht worden, etwas Unmögliches von ihnen: denn sie können auf ihrer Flöte keinen Trompetenklang erzwingen. Gleichwohl prophezeiet er nicht anders, als die kumäische Sybille, von künftigen Zeiten. In der sechsten Ekloge läßt ers sich vom **Phöbus** erst sagen: Es schicke sich für Hirten nicht, von Königen und Helden zu singen:

Cum canerem Reges et prœlia, Cynthius aurem
Vellit et admonuit: Pastorem, Tityre, pingues
Pascere oportet oves.

Gleichwohl läßt er seinen **Silenus**, da er ein paar Knaben, nebst der schönen Najade, **Aegle**, vom Schlafe aufgewecket, die ganze epikurische Lehre vom Ursprunge der Welt hersingen: welches ihm so wenig anstund, als von Kriegen und Helden Lieder zu machen. Es herrscht auch in der ganzen Ekloge eine solche Verwirrung der Sachen und Zeiten, daß man nicht weis, wo man ist. Nach den philosophischen Meynungen **Epikurs**, kömmt die Fabel von der **Pasiphae** und den Schwestern **Phaetons**, die gar nicht dahin gehörete. Mitten darunter steht **Cornelius Gallus**, der zu **Virgils** Zeiten lebte; und darauf kömmt wiederum die Fabel von der Scylla und Charybdis, imgleichen von der Philomele. Alles das singt Silenus, von welchem der Poet vorhin erzählte, daß er vorigen Tag einen Rausch gehabt. Es könnte, wie **Fontenelle** scherzet, nach dem itzbeschriebenen Inhalte seines Gesanges, leicht seyn, daß er etwas zu frühe aufgewecket worden. Wir haben eine feine Ueberse-

zung

ßung der virgiliſchen Hirtengedichte von dem Herrn **Overbeck** erhalten: wiewohl es auch an vielen ältern nicht fehlet, die ich in der Vorrede dazu angemerket. Doch iſt mir nachmals noch eine in die Hände gefallen, die folgenden Titel hat: **Zehn Hirtengeſpräche vom Vergilius, erſtlich lateiniſch beſchrieben, itzund in unſere teutſche Sprache übergeſetzet. Gedruckt zu Glückſtadt 1643.** in Quer 8.

10. §. Unter den neuen Poeten, die lateiniſche Schäfergedichte gemacht haben, ſind **Calpurnius, Nemeſianus, Vida** und **Baptiſta Mantuanus** zu merken. Sie ſind eben nicht gänzlich zu verachten; und ungeachtet ſie an Schönheit der Verſe dem **Virgil** weichen müſſen, ſo haben ſie doch zuweilen hübſche Erfindungen. Sie fehlen aber auch zuweilen ſehr grob, wie denn der letztere z. E. ſeine Schäfer einmal, als ein Paar Carmeliter aufführet, deren einer der ſtrengen, der andere der gelindern Ordensregel zugethan iſt. Er läßt ſie ſo heftig mit einander ſtreiten, daß der Richter, dazu er den **Bembus** macht, ihnen die Stäbe wegnimmt. Ob es nun wahrſcheinlich ſey, daß die Schäfer wie Mönche ſprechen? das iſt leicht zu ſehen. Viel ärger aber macht ers in einer andern Stelle, wo der Schäfer gar einen Epikurer vorſtellt, der weder Himmel noch Hölle glaubet. Der Poet will dieſes zwar entſchuldigen, und ſagt: **Amyntas** habe ſich lange in der Stadt aufgehalten. Herr von **Fontenelle** aber will dieſe Entſchuldigung nicht gelten laſſen: und in der That iſt es anſtößig, ſeine Schäfer als gottloſe Leute aufzuführen.

11. §. **Sannazar** hat es verſuchen wollen, ob man nicht Fiſchereklogen machen könne. Er hat den **Theokritus** zum Vorgänger, der auch einmal dergleichen gethan hat. Zween Fiſcher ſchlafen in einer Strohhütte am Ufer beyſammen, und der eine wecket in der Nacht den andern auf, und erzählt ihm ſeinen Traum; darinn es ihm vorgekommen war, als ob er einen goldenen Fiſch gefangen hätte. Allein die Fiſcherarbeit iſt viel zu beſchwerlich, gegen das ru-

hige

hige und glückselige Leben, das wir uns im Schäferstande vorstellen. Die See ist bey weitem so angenehm nicht, als eine schöne Aue: und die Schnecken oder Austern geben solche beliebte Geschenke nicht ab, als Blumen und Früchte. Es würde nicht besser herauskommen, wenn man anstatt der Schäfer, Bergleute, in Gedichten nachahmen wollte, wie einige Poeten bey uns versuchet haben. Diese Lebensart ist gleichfalls viel zu rauh, und die Arbeit zu sauer, als daß man viel Vergnügen dabey haben könnte. Zu dem schicket sich das Gold und Silber zu dem güldenen Weltalter nicht. Noch besser würden sich die Winzer zu solchen Vorstellungen brauchen lassen; als deren Arbeit so beschwerlich nicht ist, und mehr angenehme Gegenstände hat, als die vorige. Es käme auf den Versuch eines guten Dichters an, der diese Lebensart kennete.

12. §. Unter den Italiänern haben **Tasso**, **Guarini**, **Bonarelli** und **Marino**, sich mit Schäfergedichten hervorgethan: aber alle mit einander haben ihre Hirten viel zu scharfsinnig gemacht. **Tasso**, der noch am leidlichsten ist, hat dennoch in seinem **Amyntas**, den wir auch deutsch haben, die Sylvia gar zu künstlich denken lassen. Sie hat sich mit Blumen geschmücket, und da sie sich in einem Brunnen spiegelt, sagt sie zu ihnen: sie trage dieselben, nicht sowohl sich selbst dadurch zu putzen, sondern vielmehr sie, durch ihre eigene Schönheit, zu beschämen. **Bouhours** hat diese Stelle mit gutem Rechte verworfen: aber gegen andere italienische Künsteleyen und Spitzfündigkeiten ihrer Schäfer, ist das noch nichts zu rechnen. **Guarini** läßt z. E. in seinem treuen Schäfer, eine Schäferinn, mitten in der Heftigkeit ihrer Liebe, auf eine sehr philosophische Art, die Götter zur Rede setzen: warum sie uns doch durch so scharfe Gesetze eingeschränket; zu gleicher Zeit aber dem Menschen solche unüberwindliche Begierden gegeben? Wer hätte dergleichen tiefes Nachsinnen bey einer Schäferinn gesuchet? **Hofmannswaldau** und **Abschatz** haben dieses Stück bey uns um die Wette verdeutschet.

13. §.

13. §. Unter den Franzoſen haben **Marot**, **Ronſard**, **Segrais** und **Fontenelle** ſich mit Schäfergedichten bekannt gemacht. Der erſte hat außer einer Ueberſetzung von **Virgils** I. Ekloge nur eine einzige Idylle auf die Geburt des Prinzen vom Dauphin gemacht, darinn er auch **Virgils** Ekloge an den **Pollio** nachahmet. Der andere hat ſechs Eklogen gemacht, wo man den verliebten Cyklopen nicht auch dazu rechnet, und gemeiniglich hohe Materien in ſeine Eklogen gebracht, indem er fürſtlichen Perſonen nur Schäfernamen giebt. Heinrich I. heißt **Henriot**, Carl IX. **Carlin**, und Catharine von Medicis **Catin**. Ja, er läßt einmal die Schäferinn **Margot** das Lob des **Turnebus**, **Budeus** und **Vatablus** anſtimmen, der größten Griechen und Hebräer ihrer Zeiten; von welchen ſeine Schäferinn billig nichts hätte wiſſen ſollen. Das beſte iſt, daß er ſelbſt geſteht, er habe ſeine Eklogen nicht nach Regeln gemacht. **Segrais** hat eben das im Abſehen auf ſeine Schreibart geſtanden, welche er hier und da zu künſtlich und gleißend für Schäfer gemacht; ſonſt aber doch gewieſen hat, daß er auch ihren wahren Character wohl treffen könne. Auch **Desportes** hat unter den alten franzöſiſchen Dichtern ſogenannte Bergeries gemacht, die nichts anders als Schäfergedichte heißen können. Doch ſind ſie bald als Lieder in kurze, bald als Ueberſchriften in allerley Arten von Verſen, bald als Nachahmungen, bald als Klagen abgefaſſet: weswegen man ihn eben ſo leicht übergehen kann.

14. §. Herr **von Fontenelle**, dem ich dieſe Anmerkungen mehrentheils abborge, geſteht auch von ſich ſelbſt, daß er ſeine Schäfergedichte eher gemacht, als er ſich um die Regeln derſelben bekümmert gehabt. Er bekennet aber bey der Unbeſtändigkeit des Geſchmackes ſeiner Zeiten: es ſey beſſer, ſich an die Regeln zu halten, und den wahrhaften Begriffen von einer Sache zu folgen. In der That hat er ſeine Schäfer zu ſcharfſinnigen Pariſern gemacht. Sie ſind oft ſo ſinnreich, als **Fontenelle** ſelbſt, und einige neuere Kunſtrichter haben nicht unrecht, wenn ſie es ihm vorrücken,

cken, daß er seine Hirten eine Metaphysik über Liebessachen gelehret habe. Vielleicht hat er auch, bloß in der Absicht diesen Fehler zu entschuldigen, gesagt: Die Schäfer der Eklogen müßten gleichsam seidene Kleider haben, die nur schäfermäßig geschnitten wären. Sonst sehe ich aus seiner vernünftigen Kritik über andre, daß er in dieser Art von Gedichten unverbesserlich würde geworden seyn; wenn er sich nicht eher an diese Arbeit gemacht hätte, bis er sich die wahre Natur derselben besser bekannt gemacht gehabt. Mir gefällt es nicht, daß er sich darinn der sogenannten Poesie der Faulen, oder der vermischten kurzen und langen Verse bedienet hat. Wir haben einen ausführlichen Tractat davon im Französischen, den der Abt **Genest** geschrieben, und den man bey **Fenelons** Gedanken von der Redekunst und Poesie 1717. zu Amsterdam gedruckt hat; welchen ich hier nachzulesen anrathen will.

15. §. Unter den Engländern haben sich sonderlich **Philips** und **Spenzer** in dieser Art von Gedichten gewiesen. Graf **Rocheſter** hat ein paar Schäfergespräche in kurzen Versen gemacht. **Pope** aber hat sie ohne Zweifel alle übertroffen. Denn außer seiner Abhandlung von den Pastoralgedichten, hat er vier Eklogen auf die vier Jahreszeiten, und sodann noch eine geistliche Ekloge, die er Meßias nennet, gemacht, worinn er **Virgils** Pollio nachgeahmet. Selbst sein Windsor Forest kann gewissermaßen hieher gerechnet werden. Außer ihm, hat man im Englischen auch als eine neue Erfindung, Town-Eclogues, deren ein Frauenzimmer Maria Worthley Mountague, eine gewesene gute Freundinn des **Pope** VI. Stücke, 1747. in 4. herausgegeben. **Richard Steele** macht in seinem Guardian sehr viel von den ersten beyden, und hält sie unter allen Neuern allein für würdig, dem **Theokritus** und **Virgil** an die Seite gesetzt zu werden. Es ist nicht zu leugnen, daß nicht dieser gelehrte Scribent eine gute Einsicht in die Eigenschaften dieser Gedichte erwiesen habe. Sein 28stes, 30stes und 32stes Blatt des I. Theils, handeln ausführlich davon, und sonderlich

derlich ist das letzte merkwürdig, wo er alle seine Gedanken von Schäfergedichten, in einer Fabel von dem Schäfer Damon und seiner Tochter Amaryllis vorgetragen hat. Ich will am Ende dieses Hauptstücks einen Auszug davon hiehersetzen: weil diese allegorische Vorstellung die wahre Natur der Schäfergedichte, und alle Fehler, die man darinn begehen kann, sehr lebhaft vorstellet. Allein, wem die Eigenliebe der englischen Nation gegen sich selbst bekannt ist, der wird leicht schließen können, was davon zu halten sey, daß er nur, seine Landsleute für würdige Nachfolger der Alten ausgiebt.

16. §. Unter uns Deutschen haben sich zuerst einige in lateinischen Eklogen gewiesen. **Georg Sabinus** hat unter andern ein Paar auf des Königs in Frankreich **Franz** des I. Gefangenschaft, und auf Herzog **Albrechts** in Preußen Vermählung gemachet, die recht artig sind. **Opitz** hat unter andern in dem IVten Buche seiner poetischen Wälder seinen Begriff von der Schäferpoesie sehr fein ausgedrücket, wo er beweisen will, daß die Poeterey unsterblich sey. Es heißt:

Cupido führet mich in eine grüne Wüsten,
Da der Poeten Volk, weit von Begier und Lüsten,
Vorzeiten hat gelebt, wie noch die erste Welt
Nichts von den Städten wußt, und wohnte um das Feld.
Die Nymphen werden mir den Lorberkranz aufsetzen,
Mit meinen Versen wird sich Erato ergetzen:
So weit die grüne Luft und hohen Wälder gehn,
So weit wird mein Gedicht an allen Bäumen stehn.
Ihr Oerter voller Freud! du Aufenthalt der Hirten!
Ihr Bäch, ihr Ahornbäum, ihr Quell, ihr zarten Myrten!
Ihr Thäler, ihr Gebirg, ihr Blumen und ihr Stein,
Ihr Wohnhaus voller Ruh, bey euch wünsch ich zu seyn. ꝛc.

Unter seinen Oden ist gleich die erste eine Schäferode auf seine Galathee. Die andre auf die Phyllis, und die dritte auf eben dieselbe sind eben so schön, und man kann sich selbige zu Mustern dienen lassen. Auch in seiner Schäferey von der Nymphe Hercinie, kommen einige feine Stücke von seiner Arbeit

vor,

vor, die hieher gehören. **Simon Dach** hat auch dergleichen mit gutem Fortgange versuchet, wie ich in **Kindermanns** deutschem Poeten etliche Proben von ihm finde. Seiner **Sorbuise**, als eines Schäferspiels itzo nicht zu gedenken.

17. §. **Flemming** hat zwar hin und wieder in seinen Oden gewiesen, daß er die Schönheiten des Landlebens vortrefflich beschreiben könne. Doch hat er kein eigentlich sogenanntes Schäfergedicht gemacht. **Schoch** hergegen hat in seinem Blumengarten durch seine Hirtenlieder viel Ehre eingelegt, obgleich die Verse zuweilen etwas hart sind. Es sind in der That auch nur Lieder, und keine in langen Versen abgefaßte Gedichte, wie **Virgils** seine. Es kommen auch zuweilen Sachen darinn vor, die für Schäfer nicht ehrbar genug klingen. Bisweilen aber geräth es ihm ziemlich gut. Z. E. auf der eilften Seite steht eins: Wie kannst du mich doch, edle Phyllis, lieben? welches ganz ungemein ist. Ein Paar Strophen können zur Probe dienen. Der Schäfer redet seine Geliebte an:

Du aber bist der Ausbund unsrer Matten,
Du, Schöne! bist an allen Schätzen reich:
Der Himmel wünscht mit dir sich zu begatten,
Die Sonne wird vor deinen Augen bleich.
Du nennst dich her vom hohen Schäferstande,
Und hast dazu den besten Sitz im Lande.

Dein Vieh muß dir in vollen Eitern stehen,
Der Heerde Mann, der große Ziegenbock,
Der täglich pflegt der Heerde vorzugehen,
Der schält nach Lust den pappelweiden Stock.
Der Klee, auf dem die müden Lämmer tischen,
Macht, daß voll Milch fast alle Gelten gischen.

Gleichwie der Thau, aus seinen nassen Wolken,
Sich bey der Nacht in unsre Saaten geußt:
So weiß bist du, wenn du das Vieh gemolken,
Wenn du es hast mit Futter abgespeist.
Die Auen die, und alle deine Triften,
Die werden dir ein ewig Wesen stiften.

Such einen dir aus unsern meißner Hirten,
Such einen dir, der nett, polit und reich,
An meiner statt, der dich recht kann bewirthen,
Such einen dir, der dir an Mitteln gleich.
Die braune Faust darf sich ja nicht erkühnen,
Dich, schönes Kind, nach Würden zu bedienen.

Doch sag ich dieß, die Wahrheit nicht zu schonen:
Ich bin zwar nur ein schlechter Schäferknecht,
Doch frömmer noch, als die in Städten wohnen,
Bin ohne falsch, und fein gerecht und schlecht.
Ich kann nicht hoch die hohen Worte treiben,
Doch mag man mir in meiner Einfalt gläuben ꝛc. ꝛc.

18. §. Doch diese alle haben noch keine solche Eklogen verfertiget, als wovon wir bisher gehandelt haben. Hier kann ich also keinen bessern nennen, als **Neukirchen**, der uns etliche schöne Proben davon gegeben hat, und also unser deutscher **Theokrit** zu heißen, verdienet. Sie stehen in der Sammlung seiner Gedichte, die ich herausgegeben, imgleichen in den Hofmannswaldauischen. Die erste heißt **Sylvia**, und ist fast durchgehends schön: nur ein Paar Stellen sind nicht eben zu billigen. Der erste Gedanken ist für einen Schäfer gar zu romanhaftig:

Ja, wenn ich endlich dich
Im Felde nirgends seh, so übereil ich mich,
Und denk: Ist nun ihr Geist gen Himmel gar gestiegen;
Und kann sie denn zugleich bey Sternen und bey Ziegen,
Des Abends Sylvia, und früh Aurora seyn?

Die andere Stelle ist nicht nach den Sitten der Schäfer eingerichtet: denn er will seiner Sylvia einen bürgerlichen Haarputz schenken.

Ach! stolze Sylvia, laß deinen Zorn sich wenden!
Ich will dir, wo du willst, auch wohl Geschenke senden;
Nicht etwa, die der Wald und unser Garten hegt,
Nicht, wie das reife Feld uns in die Scheuren legt:
Nein, sondern einen Putz, mit Puder überschlagen,
Wie in der Stadt itzund die Bürgertöchter tragen.

Was ſollte die Schäferinn mit einem ſolchen Puderputze machen? würde ſie denſelben aufzuſetzen wiſſen? oder würde ſie es für gut finden, ſich auf dem ganzen Dorfe zum Gelächter zu machen? Ein hübſches Lamm, ein ſchönes Körbchen, ein bunter Stab, oder ein künſtlicher Strohhut, wären beſſere Geſchenke für dieſe Schäferinn geweſen. Endlich die dritte iſt wider die Tugend ſelbſt: denn Thyrſis will ſich ſelbſt das Leben nehmen.

Doch, wo du auch hiedurch nicht zu bewegen biſt,
So weis ich Aermſter nicht, was weiter übrig iſt;
Als daß ich meinen Rumpf an einen Eichbaum henke:
Vielleicht liebſt du mich todt, weil ich dich lebend kränke.

Ein ſolch ſtrafbares Verfahren ſteht keinem Schäfer an: und Sylvia würde ihm aus gerechtem Eifer, über ein ſo unvernünftiges Bedrohen, gewiß bloß deswegen, ihre Liebe verſagen müſſen. Weit beſſer iſt ihm das auf den vermeynten Tod dieſer Sylvia gerathen.

19. §. Auf dem 75 Blatte des I. Th. der Hoffmannsw. Gedichte, ſteht eines andern unbekannten Poeten Geſpräch zweyer Verliebten, welches auch, ſeiner Abſicht nach, ein Schäfergedicht bedeuten ſoll. Dieſes iſt aber ſo abgeſchmackt und garſtig, daß es nichts weniger, als dieſen Namen führen kann. Hergegen ſind im VI. Theile dieſer Gedichte, auf der 78 und 85 Seite von C. H. noch ein Paar, die mir ſehr gut gefallen, weil eine gewiſſe Einfalt und Unſchuld darinn herrſchet, die mit keiner Grobheit vermenget iſt. Z. E. auf der 79 S. ſteht ein kleiner Umſtand ſehr natürlich beſchrieben:

Ich glaub, es hatte mirs der Pan ſo eingegeben;
Der Pan, der Hirten Gott, der für der Schäfer Leben,
Als wie für ſeines ſorgt: damit ich, Saladin,
Dir möchte dieſen Dorn aus deinem Fuße ziehn.
Da ſtund ein Eichenbaum mit ſehr gekrümmten Zweigen,
(Ich dächt, ich wollt ihn dir noch dieſe Stunde zeigen;
Es war ein junger Baum, ſonſt gleich und ziemlich breit,
Und auf der Rinde noch mit Mooſe nicht beſtreut.)
Da ſah ich ꝛc.

Im-

Imgleichen kömmt auf der 82 Seite eine sehr artige Stelle, die wohl werth ist, daß ich sie anmerke.

Zudem gefallen mir auch hier die Schäferhütten,
Der Hirten Lebensart, der Schäferinnen Sitten
Fast im geringsten nicht: und wärst du nicht bey mir,
Ich glaub, ich wäre schon vorlängsten nicht mehr hier;
Es giebt gar kahle Trift am Ufer dieser Elbe,
Die Schäferinnen sind auch mehrentheils sehr gelbe,
Und etwas baurenstolz: sie bilden sich was ein,
Und meynen, Wunder! was sie für Gesichter seyn.
Zudem so giebt es hier auch naſenweise Hirten,
Die soll nun unser Eins bey Tag und Nacht bewirthen:
Die tadeln oftermals auch unsrer Flöte Klang,
Doch klinget ihr Geschrey, so wie ein Froschgesang.
Nächst ließ ein solcher Mann ein Lied bey mir bestellen,
Ich macht es; da wollt er ein kluges Urtheil fällen,
Und sprach: Das Lied gefällt mir im geringsten nicht;
Es ist nicht hoch genug, nicht prächtig eingericht.
Darüber mußt ich nun wohl recht von Herzen lachen,
Daß sich der Korydon so mausig wollte machen,
Der doch so viel davon, als jener Bock versteht,
Der forne vor der Heerd aus Stolz und Hoffart geht.
Es ist in dieser Flur nun leider dahin kommen,
Wenn man nicht ihren Sinn in Obacht hat genommen,
Und Marmor, Purpur, Gold und Sonn hinein gebracht,
So wirds aus Unverstand von ihnen ausgelacht.

20. §. Innerlich kann man die Eklogen in epische und dramatische eintheilen. In jenen redet der Poet selbst durchgehends, ob er gleich zuweilen auch andere redend einführen kann. In dramatischen redet der Poet gar nichts, sondern stellet nur das Gespräch und die Handlungen anderer Schäfer und Hirten vor. Beyde Arten können größer und kleiner gemacht werden. Ein großes episches Schäfergedicht ist z. E. des **Longus** Historie von **Daphnis** und **Chloe**, davon ich im ersten Theile des Biedermanns einen kurzen Auszug gegeben habe; imgleichen des Herrn von **Urfe** Astrea, die schöne **Diana**, **Philipps Arkadia**, die schöne Schäferinn **Juliana** ꝛc. wiewohl das letzte nichts taugt. Von großen dramatischen Schäfergedichten, die man auch Pastorale

nennt, sind des Tasso Amyntas, des Guarini treuer Schäfer, des Corneille schwärmender Schäfer, den A. Gryphius deutsch übersetzt hat, und des Herrn von Fontenelle Endimion bekannt, welchen letztern ich bey den auserlesenen Schriften desselben, übersetzt habe. Im Deutschen haben wir Dünnehaupts gedrückten und erquickten Jacob, der in den Beyträgen zur krit. Historie der deutschen Sprache beurtheilet worden. Des A. Gryphius Zwischenspiel, welches er in das verliebte Gespenst eingerücket hat, ist mehr ein Bauerstück, als ein Schäferspiel zu nennen; zumal, da es in der heutigen Bauersprache geschrieben ist, und sehr plump klingt. Seit meiner Atalanta haben wir auch verschiedene neue Schäferspiele in Versen zu lesen bekommen, die weit besser, als jene alten gerathen sind. Die Regeln von beyden Arten kommen in den Hauptstücken von milesischen Fabeln und Schäferspielen vor. Hier aber handeln wir nur von den kleinen Schäfergedichten, die wir Idyllen und Eklogen zu nennen pflegen; und da finden wir im Virgil und unserm Neukirch sowohl epische als dramatische Muster, die wir nachahmen können.

21. §. Wir habens oben gesagt, daß die Schäfer nichts von Königen und Fürsten wissen sollen. Dieses ist aber nur von ihnen selbst zu verstehen, nicht von benachbarten Ländern. Denn man kann sich einbilden, daß noch ein Ueberrest der alten Unschuld, in einer gewissen glückseligen Landschaft, geblieben; nachdem man sonst schon allenthalben Städte gebauet, Obrigkeiten geordnet, Gesetze gegeben, und dadurch der einreißenden Bosheit zu steuren gesucht. Da müssen aber die Schäfer von einem solchen republikanischen, oder monarchischen Zustande eines Landes, allezeit mit einiger Verabscheuung reden, und ihre güldene Freyheit allem Prachte der Städte weit vorziehen. So hat es Neukirch in dem Schäfergedichte auf den Herzog zu Coburg gemacht. Da es aber angeht, auch allegorische Eklogen zu machen: so kann man freylich auch unsere Könige und Fürsten in Schäfergedichte bringen. Virgil hat solches in seiner ersten Ekloge

gethan,

gethan, wo er von Auguſts Freygebigkeit gegen den Schäfer Tityrus handelt. Er redet daſelbſt durchgehends von dem Kaiſer, als von einem Gotte: weil er wohl ſah, daß ſich der Namen eines Fürſten für Schäfer nicht ſchickte. Allein ich wollte lieber, daß er dieſe ſo hochgetriebene Schmäucheley vermieden, und den Kaiſer, als den reichſten, klügſten und anſehnlichſten Schäfer in der ganzen Gegend beſchrieben hätte: wie es gleichfalls **Neukirch**, in einem ſolchen Gedichte auf den König in Preußen, gemacht, das man hiebey nachleſen mag. Dieſes würde eine weit angenehmere Abbildung von demſelben gemacht haben: und wir haben um deſto mehr Urſache, unſere Regenten unter ſolchen Bildern vorzuſtellen, da ſie ſelbſt in der Schrift, und in **Xenophons** Cyropädie, als Hirten ihres Volkes, beſchrieben werden.

22. §. Wegen der Namen in Schäfergedichten fragt ſichs, ob man die alten griechiſchen brauchen; oder ſeinen Hirten heutige Namen, die auf dem Lande gewöhnlich ſind, geben ſolle? **Richard Steele** iſt der letzten Meynung zugethan, und er glaubt gar, man müſſe die Schäfergedichte in einer bäuriſchen Mundart machen: ſo wie **Theokritus** ſich im Griechiſchen des doriſchen Dialektes bedienet hat. Allein ich halte es mit denen, die in den alten Schäfernamen was edlers finden, als in den heutigen. Dieſe würden zu verſtehen geben, daß man von itzigen Bauren, wie wir ſie auf unſern Dörfern haben, reden wolle; welche gewiß zu poetiſchen Eklogen zu grob ſind. Jene hergegen zeigen ſogleich an, daß man von ganz andern Schäfern, als die heutigen ſind, reden wolle. Mit der doriſchen Mundart war es auch ein ganz anders, als mit unſerer heutigen Bauerſprache. Jene hatte ihre gewiſſe Regeln, und herrſchete in einem großen Theile von Griechenland, ſowohl in Städten als auf dem Lande. Unſre Bauerſprache aber iſt auf allen Dörfern anders. Selbſt die Niederſächſiſche ſchicket ſich nicht dazu, da ſie ſelbſt in allen Städten ſich alle zwey oder drey Meilen ändert, und alſo zu keiner Gewißheit zu bringen iſt. Man leſe nur in der Poeſie der Niederſachſen, die plattdeutſchen

Gedichte, die bald holsteinisch, bald braunschweigisch, bald hannöverisch reden; dagegen **Laurenberg** mekkenburgisch schreibt, und **Caspar Abel** wieder anders dichtet. Wer indessen nur seines Ortes Beyfall erwerben wollte, der könnte es auch in seiner besondern Mundart versuchen. Wer ganz Deutschland gefallen will, der muß bey der hochdeutschen Sprache bleiben; doch so, daß allezeit etwas dorfähnliches und einfältiges mit unterlaufe.

23. §. Die Schreibart der Eklogen muß niedrig und zärtlich seyn. Ihre Zierrathe müssen nicht weit gesucht seyn, sondern sehr natürlich herauskommen. Die Gleichnisse müssen nicht gar zu oft vorkommen: obwohl **Virgil** sie sehr zu häufen pflegt. Sprüchwörter stehen den Schäfern viel besser an. Aber den schmutzigen, oder zotenhaften Ausdruck gewisser Erzählungen muß man fliehen, die dem unschuldigen Weltalter gar nicht ähnlich klingen; und also mit Unrecht den Namen von Schäfern führen. Und lacht gleich die Unvernunft,

„Wenn er sich lustig macht mit solchen Babenposſen,
Die auch kein Hurenwirth möcht hören unverdrossen.“

Rachel.

So haben doch wohlgesittete Gemüther einen Abscheu davor. Man bedienet sich darinn am liebsten der sechsfüßigen jambischen Verse mit ungetrennten Reimen, wie **Neukirch** gethan: wiewohl ich mich durch das Exempel einiger Neuern auch einmal verleiten lassen, ein Paar in der Poesie der Faulen zu verfertigen, ich meyne in madrigalischen oder recitativischen Versen. Das erste ist allezeit besser: doch wollte ich eben nicht wehren, daß nicht ein Schäfer zuweilen eine kleine Arie oder Öde von etlichen Strophen darzwischen singen: oder wohl gar eine Elegie anstimmen könnte, um sein Betrübniß worüber auszudrücken. Ein Exempel von einem schönen Schäferliede giebt **Bessers, Eleonora die Betrübte** ꝛc. ab; ja ich habe auch dergleichen eins singen hören: **Ob ich gleich ein Schäfer bin** ꝛc. welches mir

sehr

ſehr wohl gefallen hat. Nun will ich die obige Fabel des Gardians herſetzen, zuvor aber des Boileau Regeln davon, wiewohl überſetzt mittheilen.

Wie eine Schäferinn am ſchönſten Feſttage, ihr Haupt nicht mit ſtolzen Rubinen putzet, und ohne den Glanz der Diamanten mit dem Golde zu vermiſchen, ihre beſten Zierrathe auf dem nächſten Felde pflücket: ſo muß auch eine ſchöne Idylle von lieblichem Anſehen, von niedriger Schreibart, und ohne alle Pracht glänzend ſeyn. Ihr natürlich einfältiger Ausdruck, hat nichts pralendes an ſich, und liebet den Stolz kühner Verſe nicht. Ihre Gelindigkeit muß nur ſchmäucheln, kützeln und erwecken; aber niemals mit neugemachten Wörtern das Ohr erſchrecken.

Allein ſehr oft pflegt ein Reimenſchmidt, der in dieſer Schreibart nicht fortkann, Flöte und Schalmey aus Verdruß wegzuwerfen, und in ſeiner unbeſonnenen Hitze, auf eine thörichte Pracht zu gerathen. Mitten in der Ekloge ſtößt er in die Trompete: Pan erſchrickt vor dieſem Tone, und flieht in ſein Schilf; und die ſcheugewordenen Nymphen, verſtecken ſich unterm Waſſer.

Jener andere hingegen, deſſen Sprache niederträchtig iſt, läßt ſeine Schäfer ſprechen, wie man auf dem Dorfe ſpricht. Seine groben und pöbelhaften Verſe, die nichts von Anmuth wiſſen, küſſen immer die Erde, und kriechen jämmerlich einher. Man ſollte denken, daß Ronſard ſelber noch auf ſeinen bäuriſchen Pfeifen, ſeine gothiſchen Lieder hertrillerte, und ohne Klang und Ohr zu fragen, den Lycidas in Peter, und die Phyllis in Greten verwandelte. Zwiſchen dieſen beyden Abwegen, iſt die Mittelſtraße ſchwer. Folge, wenn du ſie finden willſt, dem Theokrit und Virgil!

R. Steels Schäfergedicht, über die Natur der Schäfergedichte.

Vorzeiten lebte in einem angenehmen Thale Arkadiens, ein reicher Mann, mit Namen Menalkas, der vom Gotte Pan herſtammen wollte, und daher ſehr ſtrenge auf die Regeln des Schäferlebens hielt, ſo, wie es im güldenen Weltalter geweſen war. Er hatte eine einzige Tochter, die Amaryllis hieß. Sie war ein Mägdchen von bezaubernder Schönheit, und ungezwungener Stellung; nur, da ſie auf dem Lande erzogen war, ſo war ſie überaus ſchamhaft. Ihre Stimme war überaus ſanft, hatte aber auch etwas dorfmäßiges in ihrem Tone; welches gleichwohl allen, die ſie hörten, eine neue Anmuth zu ſeyn ſchien. War ſie gleich in ihrem Umgange

überhaupt sehr gesellig, so bezeigte sie sich doch gegen ihre häufigen Liebhaber so schüchtern: daß viele, aus Verdruß über ihre vergebliche Mühe, sie verließen, und ihre Liebe andern zuwandten, wo sie besser aufgenommen wurden. Menalkas war indessen nicht nur entschlossen, einen Eidam zu wählen, der die Gewohnheiten des Hauses unverletzlich beybehalten sollte; sondern hatte auch einen Abend, als er im Felde gewesen, eine Pfeife von alter Art, von einem Waldgotte bekommen: mit dem ausdrücklichen Befehle, seine Tochter niemanden zu geben, der nicht eben so drauf spielen könnte, als er ihn darauf spielen gehöret.

Als die Zeit der Verheirathung herbeygekommen war, machte er seinen Entschluß bekannt, dadurch er die benachbarte Jugend einlud, einen Versuch auf diesem Instrumente zu thun; mit dem Versprechen: daß der Ueberwinder seine Tochter bekommen sollte, und unter der Bedingung; daß die Ueberwundenen sich einer willkührlichen Strafe unterwerfen sollten. Wer sich nun dadurch nicht abschrecken ließ, sondern eine hohe Meynung von seinen Vorzügen hatte, der erschien an dem bestimmten Tage, in einem Aufzuge und Putze, der seinem Sinne gemäß war.

Der Kampfplatz war eine beblümte Wiese, durch welche ein heller Bach mit krummen Wendungen hin und her murmelte. Die Schäfer machten einen großen Kreis, um die kämpfenden Liebhaber: und auf einer Stelle darinn, saß auf einer kleinen Rasenbank, unter einem Schwiebogen von blühendem Rosendorn, und Königskerzen, der Vater des Mägdchens, und zu seiner Rechten die Schöne selbst, mit Rosen und Liljen gekränzet. Sie hatte einen weiten Rock von schlechtem grünem Zeuge an, und hielt den Schäferstab in einer, die wunderliche Pfeife aber in der andern Hand.

Der erste, der sich ihr näherte, war ein angenehmer und artig erzogener Jüngling, der sich aber reicher gekleidet hatte, als es in Arkadien jemals erhöret worden. Er hatte einen Cramosinfarbnen Rock an, der zwar nach Schäferart gemacht, aber so sehr gestickt, und mit Edelgesteinen besetzt war, daß die Zuschauer, von dem Glanze geblendet, vor allen Zierrathen, den Schnitt des Kleides nicht gewahr wurden. Sein Haupt war mit einem Federhute bedecket, und sein Schäferstab glänzte von Golde und Silber. Er trat auf eine sehr höfliche Art zu der Schönen, und sprach: Madame, sie brauchen keinen Spiegel, sich auf heute zu putzen: sie können ihre Schönheit schon aus der Menge ihrer Eroberungen sehen. * Amaryllis hatte eine so artige Schmäucheley noch niemals gehöret; daher wußte sie ihm nichts zu antworten; sondern gab

* Fontenelle.

gab ihm die Pfeife hin. Er ſetzte dieſelbe an den Mund, und hub an, mit ſo vielen Bebungen, Läufern und Trillern zu ſpielen, daß die Schäfer und Schäferinnen, die ſich paarweiſe zum Tanze geſtellet hatten, ſeinem Liede nicht folgen konnten; weil ſie zu ſolchen ordentlichen und abgemeſſenen Schritten, als er erforderte, niemals angeführet waren. Menalkas befahl, ihm ſeine köſtlichen Kleider auszuziehen, ihn in ein dunkelbraun Gewand zu kleiden, und ihn auf Jahr und Tag ins Thal zu den Schafen zu ſchicken.

Der andere, der da erſchien, ſah ganz anders aus. Er hatte einen Rock von rauchen Ziegenfellen an. Sein Haar war verwirrt, ſein Bart ungeputzt; von Perſon war er grob, von Sitten tölpiſch. Er trat ganz frech zu der Nymphe, und ſagte: Er hätte ſeine Lämmer geherzet, und ſeine jungen Böckchen geküſſet; er hoffete aber eine zu küſſen, die viel ſanfter wäre.* Die Schöne erröthete vor Schamhaftigkeit und Verdruß, und that einen Seufzer wider ihn, als ſie ihm die Pfeife hingab. Er riß ſie ihr aus der Hand, konnte aber ſchwerlich einen Ton zuwege bringen; ſein Klang war ſo rauh und kreiſchend, daß alle Schäfer riefen: Er verſtünde keine Muſik. So fort ward ihm befohlen, in die felſichten Theile Arkadiens zu gehen, und die Ziegen zu hüten, auch Lebenslang keine Pfeife mehr anzurühren.

Der dritte, der ſich näherte, kam in ſehr engen und unbequemen Kleidern, ſo, daß er nicht ohne Mühe einherzutreten ſchien. Er trat zu der Schäferinn mit tiefſinnigen Blicken, und ſprach nach einem kurzen Stillſchweigen: Göttliche Amaryllis! ihr tragt eure Roſen, nicht eure Schönheit zu vermehren, ſondern dieſelben zu beſchämen.** Da ſie nun nicht verſtund, was er damit haben wollte, ſo überreichte ſie ihm ſtillſchweigend das Inſtrument. Sein Spielen war ſo verworren, und ſo gekünſtelt, daß die Schäfer ſtockſtill ſtunden, und ganz erſtarret und erſtaunet waren. Er entſchuldigte ſich damit, daß dieß die vollkommenſte Muſik von dem größten Tonkünſtler aus Heſperien wäre. Menalkas trug mit ihm, als einem Fremden, ein Mitleiden, und übergab ihn einem alten Schäfer, dem er befahl, ihm bequemere Kleider zu ſchaffen, und ihn deutlich reden zu lehren.

Der vierte, der hinzu trat, war der junge Amyntas, der ſchönſte von allen arkadiſchen Schäfern, den auch Amaryllis ſchon heimlich liebte. Er trug dieſen Tag dieſelbe Farbe, als die Schäferinn, nach der er ſeufzete. Er trat zwar mit ungezwungenen, doch blöden Schritten zu ihr: Als er ihr näher kam, erröthete ſie, und als ſie ihm die gefährliche Pfeife gab, ſo zitterten ſie beyde: aber keiner

* Theokritus. ** Taſſo.

konnte ein Wort ſprechen. Nachdem er endlich zu den Göttern geſeufzet, ſo blies er in ſolchen wohlklingenden Tönen; daß, ob ſie gleich etwas wild und unregelmäßig waren, ſie dennoch alle Herzen mit Vergnügen erfüllten. Die Schäfer fingen ſogleich an zu tanzen, und die Alten bezeugten, daß ſie oftmals bey Nacht dergleichen Muſik gehöret hätten, die, wie ſie glaubten, von irgend einem Feldgotte gemacht worden. Der ehrliche alte Mann ſprang von ſeinem Sitze auf, und übergab ihm, nachdem er ihn umarmet, ſeine Tochter, bey allgemeinem Freudengeſchreye.

Mitten in dieſer Freude, wurden ſie durch eine wunderbare Erſcheinung erſchrecket. Ein Mann, in einem blauen Mantel, deſſen Haupt mit Binſen und Riedgras gekrönet war, ſprang mitten in den Kreis. Er hatte eine Angelruthe in der Hand, und einen Korb auf dem Rücken. Ein magerer armſeliger Kerl, in naſſen Kleidern, trug einige Auſtern vor ihm her. Auf die Frage, von wannen er käme, und wer er wäre? ſprach er: er käme, die Amaryllis, von den Gefilden an das Seeufer einzuladen. Sein Vermögen beſtünde in Meerkälbern, und er wäre mit den Nereiden und Najaden bekannt. Biſt du mit den Najaden bekannt: ſo gehe auch wieder hin zu ihnen! ſprach Menalkas zu ihm. Die Schäfer rafften ihn ſogleich, als einen Feind Arkadiens auf, und ſchmiſſen ihn in den Fluß, wo er untergieng, und niemals wieder zum Vorſcheine kam.

Amyntas und Amaryllis führten ein langes und glückſeliges Leben, und beherrſchten die arkadiſchen Thäler. Ihre Nachkommen ſind ſehr alt geworden; und haben in 2000 Jahren nur viere derſelben gehabt. Ihr erſter Erbe hieß Theokritus; der ſeine Herrſchaft dem Virgil überließ. Dieſem folgte ſein Sohn Spencer; und Spencern folgte ſein älteſter Sohn Philipps.

Ich habe oben im 16 §. vergeſſen, unter den Verfaſſern lateiniſcher Eklogen den Pet. Lorichius, und den Joh. Stigelius zu nennen: die doch gewiß geleſen zu werden verdienen; ob ſie gleich in Elegien noch ſtärker geweſen ſind.

Des I. Abschnitts X. Hauptstück.

Von Tragödien, oder Trauerspielen.

1. §.

Wie vorzeiten die ganze Poesie mit der Musik vereinbaret gewesen: also hat auch die Tragödie ihren Ursprung aus gewissen Liedern, die dem Bacchus zu Ehren gesungen worden. Es traten an Festtagen etliche Sänger zusammen, die ein ganzes Chor ausmachten, diese spielten, tanzten und sungen nach Art der heidnischen Religion, dem Weingotte dadurch seinen Gottesdienst zu leisten. Wie sie aber gemeiniglich, sowohl als die Zuhörer, ein Räuschchen hatten: also waren auch ihre Lieder so ernsthaft nicht; sondern es liefen allerley Possen mit unter. Jemehr man sich in solchen Gesängen übte, und je weiter mans darinn brachte: desto lieber hörte man auch solchen Sängern zu. Daher kam es nun, daß sich ihre Zahl vermehrte; und daß es eine Rotte der andern zuvor zu thun suchte. Sie giengen wohl gar einen Wettstreit darüber ein, und der Preis war nach der alten Art schon groß genug, wenn man dem besten Sänger einen Bock zum Gewinnste zuerkannte. Ein Bock heißt auf griechisch Τραγος, und ein Lied ωδη; daher kömmt das Wort Tragödie, ein Bocklied: wie solches theils Aristoteles in seiner Poetik, theils Horaz in seiner Dichtkunst bezeuget, wenn er den Thespis so beschreibt:

Carmine qui tragico vilem certavit ob Hircum.

2. §. Man ward aber des beständigen Singens mit der Zeit überdrüßig, und sehnte sich nach einer Veränderung. Thespis, der mit seinen Sängern in Griechenland von einem Orte zum andern herumzog, erdachte etwas neues; als er die Lieder in Theile absonderte, und zwischen zweyen und zweyen allemal eine Person auftreten ließ, die etwas ungesungen erzäh-

erzählen mußte. Mehrerer Bequemlichkeit halber machte er ſeinen Wagen zur Schaubühne; indem er Breter darüber legte, und ſeine Leute droben ſingen und ſpielen ließ: damit ſie deſto beſſer zu ſehen und zu hören ſeyn möchten. Damit man aber dieſelben nicht erkennen könnte: ſo ſalbte er ihnen die Geſichter mit Hefen, welche ihnen anſtatt der Larven dienen mußten. Um dieſer Veränderung halber wird Theſpis für den Erfinder der Tragödie gehalten.

Ignotum tragicæ genus inveniſſe Camœnæ
Dicitur, & plauſtris vexiſſe Poemata Theſpis:
Quæ canerent agerentque peruncti fæcibus ora.

Allein das war in der That noch ein ſchlechter Anfang dazu. Aeſchylus, ein neuerer Poet, ſah wohl, daß auch die Erzählungen einzelner Perſonen, die man zwiſchen die Lieder einſchaltete, noch nicht ſo angenehm wären; als wenn ein paar Perſonen mit einander ſprächen: darinn ſich mehr Mannigfaltigkeit und Veränderung würde anbringen laſſen. Und da ihm ſolches nach Wunſche ausſchlug; ſo dachte er auch auf mehrere Zierrathe ſeiner Tragödien. Er erfand die Larven, gab ſeinen Leuten ehrbare Kleidungen, und bauete ſich eine beſſere Schaubühne: ja, welches das merkwürdigſte war, ſo machte Aeſchylus, daß die Geſpräche ſeiner auftretenden Perſonen mit einander zuſammen hingen. Kurz, er erfand zuerſt die Idee der Hauptperſon in einem ſolchen Spiele: welches vorher nur ein verwirrtes Weſen, ohne Verknüpfung und Ordnung, geweſen war. Das bezeuget abermal Ariſtoteles im IV. Capitel ſeiner Poetik, und Horaz in folgenden Worten:

Poſt hunc perſonæ & pallæ repertor honeſtæ
Aeſchylus, & modicis inſtravit pulpita tignis,
Et docuit magnumque loqui, nitique cothurno.

3. §. Dieſer letzte Vers zeigt noch an, daß man auch um dieſe Zeit die erhabene Schreibart in die Tragödie eingeführet habe: denn vorher war ihr Vortrag voller Zoten und gemeinen Poſſen geweſen; ſo, wie auch ihr Inhalt ganz

ſatiriſch

ſatiriſch war. Die Poeten hatten ſich hierinn nach den Zuſchauern gerichtet, die in ihrer erſten Grobheit an etwas ernſthaftem noch keinen Geſchmack finden konnten; ſondern nur allezeit lachen wollten. Allmählich aber fanden ſich auch verſtändigere Zuſchauer, die an den gewöhnlichen Fratzen ein Misfallen hatten, und lieber etwas kluges ſehen wollten. **Sophokles** brachte die Schaubühne noch zu größerer Vollkommenheit. Er ſtellte anſtatt der vorigen zwo Perſonen; nach Gelegenheit, auch wohl drey zugleich auf, die mit einander ſprechen mußten, und erfand noch beſſere Verzierungen für die Bühne; dadurch die Augen der Leute mehr gefüllet wurden. Ja, er richtete auch die Lieder des Chores, die allezeit zwiſchen jeder Handlung geſungen wurden, ſo ein, daß ſie ſich mit zur Tragödie ſchicken mußten: da ſie vorher von ganz andern, mehrentheils luſtigen Materien zu handeln pflegten. **Euripides** erhielt dieſes alles in ſeiner Vollkommenheit, und ſuchte nur den Inhalt ſeiner Stücke rührender und philoſophiſcher zu machen; weswegen auch Sokrates ſie gern ſehen mochte. Vor Alters hatte man die vierfüßigen jambiſchen Verſe, die ſehr bequem zum Singen waren, und, ſo zu reden, recht zum Sprunge giengen, gebraucht; nachmals aber wurden die ſechsfüßigen jambiſchen eingeführt: eben ſo, wie es bey uns Deutſchen gegangen, wo man vor **Opitzen** lauter vierfüßige Verſe zu Schauſpielen gebraucht hat, wie aus **Hans Sachſen** und andern zu erſehen iſt.

4. §. Aus dem allen erhellet nun wohl zur Gnüge: daß die Tragödie in ihrem Urſprunge ganz was anders geweſen iſt, als was ſie hernach geworden. Aus den abgeſchmackteſten Liedern beſoffener Bauern, iſt das ernſthafteſte und beweglichſte Stück entſtanden, welches die ganze Poeſie aufzuweiſen hat. Was vorhin ein Nebenwerk war, und von den Griechen **Epiſodium** genennet wurde, nämlich die eingeſchalteten Erzählungen und Geſpräche, zwiſchen den Liedern; das iſt hernach das Hauptwerk geworden. Kurz, das vorige ſatiriſche Scherzen hat ſich in ein recht prächtiges und lehrreiches Weſen verwandelt. Da ſich nun die anſehnlichſten

Leute

Leute nicht mehr schämen dorften, Zuschauer solcher Schauspiele abzugeben: so wurden die Athenienser dergestalt darauf erpicht, daß sie sich fast eine Schuldigkeit daraus machten, die Tragödien zu besuchen. Ja, weil sich die Poeten in allen Stücken der Religion bequemeten, und die vortrefflichsten Sittenlehren und Tugendsprüche darinn häufig einstreueten: so ward diese Art von Schauspielen eine Art des Gottesdienstes; die auch in der That für das Volk viel erbaulicher war, als alle Opfer und übrigen Ceremonien des Heidenthumes. Dazu trug nun hauptsächlich der Chor viel bey, der allezeit in seinen Liedern solche moralische Betrachtungen, Gebethe und Lobgesänge anstimmete, die sich zu der unmittelbar vorhergehenden Handlung schicketen. Diese lernte man damals gar auswendig, und pflegte sie im gemeinen Leben bey Gelegenheit, als Lehrsätze und Denksprüche anzubringen; so, wie wir itzo die Schrift, und unsere geistliche Lieder anzuziehen pflegen.

5. §. Bey den Griechen war also, selbst nach Aristoteles Urtheile, die Tragödie zu ihrer Vollkommenheit gebracht. Sie konnte in diesem ihrem Zustande gar wohl ein Trauerspiel heißen: weil sie zu ihrer Absicht hatte, durch die Unglücksfälle der Großen, Traurigkeit, Schrecken, Mitleiden und Bewunderung bey den Zuschauern zu erwecken. Aristoteles beschreibt sie derowegen, als eine Nachahmung einer Handlung, dadurch sich eine vornehme Person harte und unvermuthete Unglücksfälle zuzieht. Der Poet will also durch die Fabeln Wahrheiten lehren, und die Zuschauer, durch den Anblick solcher schweren Fälle der Großen dieser Welt, zu ihren eigenen Trübsalen vorbereiten. Z. E. Oedipus, eins der berühmtesten Trauerspiele des Sophokles, stellt das klägliche Ende vor, welches dieser thebanische König um seiner abscheulichen Thaten halber, genommen; wiewohl er fast ohne seine Schuld darein gefallen war. Und das will eben Aristoteles haben, wenn er saget: die Helden einer Tragödie müßten weder recht schlimm, noch recht gut seyn: nicht recht schlimm, weil man sonst mit ihrem Unglücke kein Mitleiden haben, sondern

sich

sich darüber freuen würde; aber auch nicht recht gut, weil man sonst die Vorsehung leicht einer Ungerechtigkeit beschuldigen könnte, wenn sie unschuldige Leute so hart gestrafet hätte. So war nun Oedipus beschaffen. Als ihm das Orakel in seiner Jugend antwortete: Er würde seinen Vater erschlagen, und mit seiner Mutter Blutschande treiben: so hatte er einen solchen Abscheu vor diesen Lastern, daß er Korinth verließ, wo er als königlicher Prinz erzogen war, und sich also der Krone begab, die er zu hoffen hatte; bloß weil er den Mord an seinem Vater, und die Unzucht mit seiner Mutter zu begehen, fürchtete. Da er aber in Griechenland, als ein Flüchtiger, herum schweifete, und ihm in einem schmalen Wege sein rechter Vater, Lajus, begegnete, der ihn in seiner Kindheit zu tödten, befohlen hatte, und nicht wußte, daß es sein Sohn wäre; gleichwie dieser nicht wissen konnte, daß Lajus sein Vater wäre: so griff er allein, den König nebst seinen Leuten an, und ermordete dieselben, bis auf einen, der ihm entlief.

6. §. Hier ist nun Oedipus zwar strafbar, daß er so hitzig, gewaltsam und eigensinnig gewesen: gleichwohl ist es seine Meynung nicht, einen Vatermord zu begehen; als welchen zu vermeiden, er seine vermeynte Vaterstadt verlassen hatte. Als er nachmals die Jokasta heirathet, ja etliche Kinder mit ihr zeuget; ist er abermals mehr unglücklich als lasterhaft: weil er es nicht weis, daß es seine Mutter ist, auch nach seinen Umständen es nicht wissen kann; bis es nach etlichen Jahren, und zwar in eben dieser Tragödie, wunderlich ans Licht kömmt. Wer hier sagen wollte, daß Oedipus ganz unschuldig, oder ganz schuldig wäre, der würde in beydem irren. Er ist so, wie die Menschen insgemein zu seyn pflegen, das ist, von mittlerer Gattung; er hat gewisse Tugenden, aber auch gewisse Laster an sich: und doch stürzen ihn bloß die letzten ins Unglück. Denn hätte er nur niemanden erschlagen, so wäre alles übrige nicht erfolget. Er hätte sich aber billig vor allen Todtschlägen hüten sollen: nachdem ihm das Orakel eine so deutliche Weissagung gegeben hatte. Denn er sollte billig allezeit gedacht haben: Wie? wenn dieß etwa mein Vater

wäre!

wäre! Da er nun also beschaffen ist; so wird dadurch die Tragödie den allermeisten Zuschauern erbaulich: weil nämlich die meisten Menschen von eben der Art sind, als er; das ist, weder recht gut, noch recht böse. Man hat einestheils Mitleiden mit ihm; anderntheils aber bewundert man die göttliche Rache, die gar kein Laster ungestraft läßt.

7. §. Nach diesem allgemeinen Vorschmacke von der Tragödie wollen wir sie noch etwas genauer betrachten. Aeußerlichem Ansehen nach, konnte sie bey den Alten in zweyerley Stücke eingetheilet werden; nämlich in das, was von dem Chore gesungen, und in das, was nur schlechtweg gesprochen wurde. Der musikalische Theil bestund aus Oden, und die Sänger derselben hießen alle zusammen der Chor. Dieser bestund, nach Beschaffenheit der Umstände, bald aus einer guten Anzahl von Weibern oder Männern, welche die Bürger einer Stadt vorstelleten; bald aus einer Schaar von Priestern und Aeltesten des Volkes; bald aus einer Menge von Jungfrauen; bald aus einem Schwarme höllischer Furien, u. s. w. Dieser Chor nun fand sich gleich in der ersten Handlung auf der Schaubühne ein, und behielt seinen Platz bis ans Ende des ganzen Spieles. Er vertrat daselbst die Stelle der Zuschauer, die bey der Handlung, welche man spielete, zugegen gewesen seyn konnte, als sie wirklich geschehen war. Denn das muß man wissen, daß die wichtigsten Handlungen der alten griechischen und morgenländischen Fürsten nicht zwischen vier Wänden, sondern öffentlich, vor ihren Pallästen, oder auf den Märkten ihrer Städte vorgiengen. Da war nun allezeit eine Menge von Zuschauern zugegen, die an dem Thun und Lassen ihrer Könige Theil nahmen; auch wohl nach Gelegenheit ihre Meynung davon sagten, gute Anschläge gaben, oder sonst ihre Betrachtungen darüber anstelleten. Da nun die Poeten die ganze Natur solcher öffentlichen Handlungen vorstellen wollten und sollten; so mußten sie auch Zuschauer derselben auf die Bühne bringen: und das war dann der Chor.

8. §.

8. §. Man muß aber wiſſen, daß dieſer Chor nicht nur zum Singen, ſondern auch ſonſt, als eine ſpielende Perſon, mit gebraucht worden. Denn der Koryphäus oder Führer deſſelben, redete im Namen aller übrigen, ſo gut als eine andere Perſon, darzwiſchen. Das heißt beym Horaz:

Actoris partes Chorus, officiumque virile
Defendat; neu quid medios intercinat actus,
Quod non propoſito conducat, & hæreat apte &c.

Doch war freylich wohl das Singen die vornehmſte Pflicht des Chores, welches zu vier verſchiedenen malen, nämlich zwiſchen allen fünf Aufzügen geſchah. Denn im Anfange und am Ende der Tragödie ſang er nicht; ſondern es traten ſogleich die ſpielenden Perſonen hervor, machten auch mit ihrer Handlung den Beſchluß: wo nicht irgend der Chor, doch ohne Geſang, das letzte Wort behielt; indem er eine erbauliche Betrachtung, oder Nutzanwendung über das ganze Schauſpiel, in wenigen Worten beyfügte. Alles nun, was zwiſchen dem erſten und letzten Liede geſpielt und geſungen wurde, das nennte man das Epiſodium; was vor dem Singen vorhergieng, den Eingang oder die Vorrede; und was darauf zuletzt folgte, den Ausgang oder Beſchluß: ſo daß auf dieſe Art eine Tragödie in drey ſehr ungleiche Theile unterſchieden wurde. (Siehe Ariſt. Poet. im 12. Cap.)

9. §. Was den andern Theil der Tragödie, der nicht geſungen ward, anlanget: ſo beſtund derſelbe aus den Unterredungen der auftretenden Perſonen, die eine gewiſſe Fabel vorſtelleten. Ungeachtet nun dieſe Fabel nur eine einzige Haupthandlung haben muß, wenn ſie gut ſeyn ſoll: ſo theilte man doch der Abwechſelung halber, dieſelbe in fünf Theile ein, die man Actus, Thaten, oder noch beſſer, Aufzüge nennte:

Neve minor quinto, neu ſit productior actu
Fabula, quæ vult ſpectari & ſpectata reponi;

ſaget Horatius. Die Urſache dieſer fünffachen Eintheilung iſt wohl freylich willkührlich geweſen: indeſſen iſt dieſe Zahl

sehr bequem, damit dem Zuschauer nicht die Zeit gar zu lang werde. Denn wenn jeder Aufzug ohngefähr eine Viertelstunde daurete, so dann aber der Chor seln Lied darzwischen sang: so konnte das Spiel nicht viel länger als zwo bis drittehalb Stunden dauren; welches eben die rechte Zeit ist, die sich ohne Ueberdruß einem Schauspiele widmen läßt. Es waren aber diese fünf Aufzüge untereinander eben durch den Chor der Sänger verbunden: und also wurde die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf die gespielte Fabel, nie ganz unterbrochen: welches bey uns durch die Musikanten geschieht, die allerley lustige Stücke darzwischen spielen; oder auch wohl gar durch Tänzer, die sich zwischen den Aufzügen sehen lassen. Dieser Zusammenhang des ganzen Stückes that sehr viel dazu, daß die ganze Tragödie einen starken Eindruck in die Gemüther machte: und Racine hat auch in neuern Zeiten etliche Stücke von der Art, nämlich die Athalia und Esther, auf die Bühne gebracht, die nicht wenig Beyfall deswegen erhalten haben. Ich wundere mich nur, daß man dieses nicht durchgehends wieder aufgebracht hat.

10. §. Von diesen äußerlichen Stücken einer Tragödie, die auch einem Ungelehrten in die Augen fallen, komme ich auf die innere Einrichtung derselben, die nur ein Kunstverständiger wahrnimmt. Hier bemerket man nun, daß das Trauerspiel einige Stücke mit dem Heldengedichte gemein hat; in andern aber von ihm unterschieden ist. Es hat mit ihm gemein die Fabel, die Handlung, die Charactere, die Gedanken und die Schreibart, oder den Ausdruck. Es ist aber von demselben unterschieden in der Größe der Fabel, oder in ihrer Dauer; in der Beschaffenheit des Ortes, wo sie vorgehen muß; und in der Art des Vortrages, welche hier ganz dramatisch ist, da dort die Erzählung herrschet. Hierzu kömmt noch, daß in der Tragödie, durch die lebendige Vorstellung, die Gemüthsbewegungen weit lebhafter und stärker gerühret werden; daß man die Musik dabey brauchet, und daß man einer Schaubühne nöthig hat, die auf verschiedene

Art

Art verzieret werden muß. Von allen diesen Stücken ins besondere muß kürzlich gehandelt werden.

11. §. Wie eine gute tragische Fabel gemacht werden müsse, das ist schon im vierten Hauptstücke des ersten Theils einigermaßen gewiesen worden. Der Poet wählet sich einen moralischen Lehrsatz, den er seinen Zuschauern auf eine sinnliche Art einprägen will. Dazu ersinnt er sich eine allgemeine Fabel, daraus die Wahrheit eines Satzes erhellet. Hiernächst suchet er in der Historie solche berühmte Leute, denen etwas ähnliches begegnet ist: und von diesen entlehnet er die Namen, für die Personen seiner Fabel; um derselben also ein Ansehen zu geben. Er erdenket sodann alle Umstände dazu, um die Hauptfabel recht wahrscheinlich zu machen: und das werden die Zwischenfabeln, oder Episodia nach neuer Art, genannt. Dieses theilt er dann in fünf Stücke ein, die ohngefähr gleich groß sind, und ordnet sie so, daß natürlicher Weise das letztere aus dem vorhergehenden fließt; bekümmert sich aber weiter nicht, ob alles in der Historie wirklich so vorgegangen, oder ob alle Nebenpersonen wirklich so, und nicht anders geheißen haben. Zum Exempel kann die oberwähnte Tragödie des Sophokles, oder auch mein Cato dienen. Der Poet wollte dort zeigen, daß Gott auch die Laster, die unwissend begangen werden, nicht ungestraft lasse. Hierzu ersinnt er nun eine allgemeine Fabel, die etwa so lautet:

12. §. Es war einmal ein Prinz, wird es heißen, der sehr viel gute Eigenschaften an sich hatte, aber dabey verwegen, argwöhnisch und neugierig war. Dieser hatte einmal, vor dem Antritte seiner Regierung, auf freyem Felde einen Mord begangen; ohne zu wissen, daß er seinen eigenen Vater erschlagen hätte. Durch seinen Verstand bringt er sich in einem fremden Lande in solches Ansehen, daß er zum Könige gemacht wird, und die verwittibte Königinn heirathet; ohne zu wissen, daß selbige seine eigene Mutter ist. Aber dieses alles geht ihm nicht für genossen aus. Seine Laster kommen ans Licht, und es treffen ihn alle die Flüche, die er

selbst auf den Mörder seines Vorfahren im Regimente, ausgestoßen hatte. Er beraubet sich selbst des Reiches, und geht ins Elend; nachdem er sich selbst aus Verzweifelung der Augen beraubet hatte. Zu dieser allgemeinen Fabel nun findet Sophokles in den alten thebanischen Geschichten, den Oedipus geschickt. Er ist ein solcher Prinz, als die Fabel erfodert: er hat unwissend einen Vatermord und eine Blutschande begangen; er ist dadurch auf eine Zeitlang glücklich geworden: allein, die Strafe bleibt nicht aus; sondern er muß endlich alle Wirkungen seiner unerhörten Laster empfinden.

13. §. Diese Fabel ist nun geschickt, Schrecken und Mitleiden zu erwecken, und also die Gemüthsbewegungen der Zuschauer, auf eine der Tugend gemäße Weise, zu erregen. Das erstere erregen seine Schandthaten, und die unverhoffte Entdeckung derselben: dieses aber, die Betrachtung, daß er sie unwissend begangen hat. Durch seine guten Eigenschaften erwirbt sich Oedipus die Liebe der Zuschauer; und da er seine Laster wider Willen ausgeübet hat, so beklaget man ihn deswegen. Da er aber gleichwohl sehr unglücklich wird, so bedauret man ihn um destomehr; ja man erstaunet über die strenge Gerechtigkeit der Götter, die nichts ungestraft lassen. Man sieht auch, daß der Chor in dieser Tragödie dadurch bewogen wird, recht erbauliche Betrachtungen, über die Unbeständigkeit des Glückes der Großen dieser Welt, und über die Schandbarkeit der Laster des Oedipus anzustellen, auch zuletzt in dem Beschlusse die Thebaner so anzureden: „Ihr Einwohner von Theben, seht hier den Oedi„pus, der durch seine Weisheit Räthsel erklären konnte, „und an Tapferkeit alles übertraf; ja der seine Hoheit sonst „keinem, als seinem Verstande und Heldenmuthe, zu dan„ken hatte: seht hier, in was für schreckliche Trübsalen er „gerathen ist! und wenn ihr dieses unselige Ende desselben „erweget: so lernt doch, niemanden für glücklich zu halten, bis „ihr ihn seine letzte Stunde glücklich habt erreichen gesehen. Wer auf gleiche Art die Trauerspiele aus unsrer deutschen

Schau-

Schaubühne mit Bedacht durchgehen will, der wird überall eine solche Hauptlehre antreffen, ob sie gleich nicht immer so deutlich im Schlusse steht.

14. §. Eine solche Fabel nun zu erdichten, sie recht wahrscheinlich einzurichten, und wohl auszuführen, das ist das allerschwerste in einer Tragödie. Es hat viele Poeten gegeben, die in allem andern Zubehöre des Trauerspiels, in den Charactern, in dem Ausdrucke, in den Affecten ꝛc. glücklich gewesen: aber in der Fabel ist es sehr wenigen gelungen. Wer Exempel davon sehen will, der sehe, was von **Schakespears** Cäsar im VII. B. und vom **Telemach** im VI. B. der kritischen Beyträge steht. Sonderlich ist das engländische Theater insgemein in der Einrichtung der Fabel fehlerhaft, als welche gröstentheils nichts besser sind, als die altfränkischen Haupt- und Staatsactionen der gemeinen Komödianten unter uns. Das kömmt aber daher, daß ein Trauerspiel eine dreyfache Einheit haben muß, wenn ich so reden darf: Die Einheit der Handlung, der Zeit, und des Ortes. Von allen dreyen müssen wir insonderheit handeln.

15. §. Die ganze Fabel hat nur eine Hauptabsicht; nämlich einen moralischen Satz: also muß sie auch nur eine Haupthandlung haben, um derentwegen alles übrige vorgeht. Die Nebenhandlungen aber, die zur Ausführung der Haupthandlung gehören, können gar wohl andere moralische Wahrheiten in sich schließen: wie zum Exempel im **Oedipus** die Erfüllung der Orakel, darüber **Jokasta** vorher gespottet hatte, die Lehre giebt: Daß die göttliche Allwissenheit nicht fehlen könne. Alle Stücke sind also tadelhaft und verwerflich, die aus zwoen Handlungen bestehen, davon keine die vornehmste ist. Ich habe dergleichen im 1717. Jahre am Reformationsfeste in einer Schulkomödie vorstellen gesehen, wo der ganze Inhalt der **Aeneis Virgils**, und **Luthers** Reformation zugleich vorgestellet wurde. In einem Auftritte war ein Trojaner; in der andern der Ablaßkrämer **Tetzel** zu sehen. Bald handelte **Aeneas** von der Stiftung des römischen Reichs: bald kam **Lutherus** und reinigte die

Kirche. Bald war Dido, bald die babylonische Hure zu sehen u. s. w. Und diese beyden so verschiedenen Handlungen hiengen nicht anders zusammen, als durch eine lustige Person, Momus genannt, die zwischen solchen Vorstellungen auftrat, und z. E. den auf der See bestürmten Aeneas, mit dem in Gefahr schwebenden Kirchenschifflein verglich. Das ist nun ein sehr handgreiflicher Fehler, wann zwey so verschiedene Dinge zugleich gespielet werden. Allein die andern, die etwas unmerklicher sind, verdienen deswegen keine Entschuldigung. Insgemein sündigen die englischen Stücke wider diese Regel: wann sie zwey ganz verschiedene Fabeln in einander wirren.

16. §. Die Einheit der Zeit ist das andere, das in der Tragödie unentbehrlich ist. Die Fabel eines Heldengedichtes kann viele Monate dauren, wie oben gewiesen worden; das macht, sie wird nur gelesen: aber die Fabel eines Schauspieles, das mit lebendigen Personen in etlichen Stunden wirklich vorgestellet wird, kann nur einen Umlauf der Sonne, wie Aristoteles spricht; das ist einen Tag, dauren. Denn was hätte es für eine Wahrscheinlichkeit, wenn man in dem ersten Auftritte den Helden in der Wiege, etwas weiter hin als einen Knaben, hernach als einen Jüngling, Mann, Greis, und zuletzt gar im Sarge vorstellen wollte: wie Cervantes solche thörichte Schauspiele, an seinen spanischen Poeten, im Don Quixote ausgelachet hat. Haben es die Engländer nicht völlig so schlimm gemacht; so ist es doch nicht viel besser. Schakespears Cäsar hebt vor der Ermordung Cäsars an, und dauret bis nach der phlippischen Schlacht, wo Brutus und Cassius geblieben. Oder wie ist es wahrscheinlich, daß man es auf der Schaubühne etlichemal Abend werden sieht; und doch selbst, ohne zu essen, oder zu trinken, oder zu schlafen, immer auf einer Stelle sitzen bleibt? Die besten Fabeln würden also eigentlich diejenigen seyn, die nicht mehr Zeit nöthig gehabt hätten, wirklich zu geschehen, als sie zur Vorstellung brauchen; das ist etwa zwey oder drey Stunden: und so sind die Fabeln der

meisten

meisten griechischen Tragödien beschaffen. Kömmt es hoch, so bedörfen sie sechs, acht, oder zum höchsten zwölf Stunden zu ihrem ganzen Verlaufe: und höher muß es ein Poet nicht treiben; wenn er nicht wider die Wahrscheinlichkeit handeln will.

17. §. Es müssen aber diese Stunden bey Tage, und nicht bey Nachte seyn, weil diese zum Schlafen bestimmet ist: es wäre denn, daß die Handlung entweder in der Nacht vorgegangen wäre; oder erst nach Mittage anfienge, und sich bis in die spate Nacht verzöge; oder umgekehrt, frühemorgens angienge, und bis zu Mittage daurete. Der berühmte Cid des Corneille läuft in diesem Stücke wider die Regeln: denn er dauret eine ganze Nacht durch, nebst dem vorigen und folgenden Tage, und braucht wenigstens volle vier und zwanzig Stunden: welches schon viel zu viel ist, und unerträglich seyn würde, wenn das Stück nicht sonst viel andere Schönheiten in sich hätte; die den Zuschauern fast nicht Zeit lassen, daran zu gedenken. S. den ersten B. meiner Schaubühne. Das ist nun eben die Kunst, die Fabel so ins kurze zu bringen, daß keine lange Zeit dazu gehöret; und eben deswegen sind auch bey uns Deutschen die Tragödien von Wallenstein, imgleichen die alten Stücke von der Baniſe, von der böhmischen Libussa ganz falsch und unrichtig: weil sie zum Theil etliche Monate, zum Theil aber viele Jahre zu ihrer Dauer erfordern. Meine obige Schultragödie hub sich von dem Urtheile des Paris über die drey Göttinnen an, und dautete bis auf die Glaubensverbesserung durch Luthern. Das war nun eine Zeit, etwa von zwey bis drittehalb tausend Jahren: davon die zwey Heldengedichte, Ilias und Aeneis, nicht den tausendsten Theil einnehmen: und ich zweifle, ob man die Ungereimtheit höher hätte treiben können.

18. §. Zum dritten gehöret zur Tragödie die Einigkeit des Ortes. Die Zuschauer bleiben auf einer Stelle sitzen: folglich müssen auch die spielenden Personen alle auf einem Platze bleiben, den jene übersehen können, ohne ihren Ort zu ändern. So ist z. E. im Oedipus der Schauplatz auf

dem Vorhofe des königlichen thebanischen Schlosses, darinn Oedipus wohnet. Alles, was in der ganzen Tragödie vorgeht, das geschieht vor diesem Pallaste: nichts, was man wirklich sieht, trägt sich in den Zimmern zu; sondern draußen auf dem Schloßplatze, vor den Augen alles Volks. Heute zu Tage, da unsre Fürsten alles in ihren Zimmern verrichten, fällt es also schwerer, solche Fabeln wahrscheinlich zu machen. Daher nehmen denn die Poeten gemeiniglich alte Historien dazu; oder sie stellen uns auch einen großen Audienzsaal vor, darinn vielerley Personen auftreten können. Ja sie helfen sich auch zuweilen mit dem Vorhange, den sie fallen lassen und aufziehen; wenn sie zwey Zimmer zu der Fabel nöthig haben. Man kann also leicht denken, wie ungereimt es ist, wenn, nach des Cervantes Berichte, die spanischen Trauerspiele den Helden in dem ersten Aufzuge in Europa, in dem andern in Africa, in dem dritten in Asien, und endlich gar in America vorstellen: oder, wenn meine obgedachte Schulkomödie uns bald in Asien die Stadt Troja, bald die ungestüme See, darauf Aeneas schiffet, bald Karthago, bald Italien vorstellete, und uns also durch alle drey Theile der damals bekannten Welt, führte; ohne daß wir uns von der Stelle rühren dorften. Noch was lächerlichers fällt mir von einem italiänischen Dichter ein, der in einem Schauspiele, den Himmel, die Erde, und die Hölle brauchete; und die Einheit des Ortes mit einer bleyrechten Linie behaupten wollte, die vom Himmel durch die Erde, bis in die Hölle gienge. Es ist also in einer regelmäßigen Tragödie nicht erlaubt, den Schauplatz zu ändern. Wo man ist, da muß man bleiben; und daher auch nicht in dem ersten Aufzuge im Walde, in dem andern in der Stadt, in dem dritten im Kriege, und in dem vierten in einem Garten, oder auf der See seyn. Das sind lauter Fehler wider die Wahrscheinlichkeit: eine Fabel aber, die nicht wahrscheinlich ist, taugt nichts, weil dieses ihre vornehmste Eigenschaft ist.

19. §. Es sind aber die Fabeln der Trauerspiele ebenfalls entweder einfache und schlechte; oder verworrene, die

einen

einen Glückswechsel und eine Entdeckung unbekannter Personen haben. In beyden nun hat ein Knoten, oder die sogenannte Verwirrung statt, die sich im Anfange des Schauspieles in einander zu schlingen anfängt, und allmählich immer mehr und mehr verwickelt; bis der letzte Aufzug, oder wo möglich, der letzte Auftritt, alles auf einmal auflöset. Dieser Knoten ist in der Fabel nöthig, die Aufmerksamkeit der Zuschauer zu erwecken, und sie auf den Ausgang solcher verwirrten Händel begierig zu machen. Im Titus des Racine ist ein Exempel von der ersten Classe zu sehen; wo alles ohne eine andere Verwirrung der Umstände, bloß deswegen einen Knoten schürzet: weil die Königinn Berenice nicht weis, was sie hoffen oder fürchten soll; der Kaiser selbst aber bey sich ansteht, ob er seiner Liebe, oder dem Willen des römischen Volkes gehorchen solle? Dieses ist also eine einfache oder schlechte Fabel, worinn kein Glückswechsel, keine Entdeckung verborgener Personen vorgeht. Denn beyde bleiben, was sie sind; jene Königinn von Palästina, dieser römischer Kaiser. Eben so sind Cinna und Porus beschaffen. Ganz anders aber ist es in der Elektra des Sophokles. Hier kömmt der junge Prinz Orestes in verstellter Kleidung nach Mycene; läßt sich für todt ausgeben, und bringt selbst den Aschentopf getragen, in welchem, seinem Vorgeben nach, sein eigener Ueberrest ist. Seine Mutter, Klytemnestra, die sich darüber freuet; weil sie nur von ihrem Sohne die Rache, wegen seines, von ihr und ihrem neuen Gemahle Aegisthus ermordeten Vaters, Agamemnons, zu befürchten hatte, wird dergestalt hintergangen; und nachdem sich Orestes ihr entdecket hatte, ums Leben gebracht. Ihrem Aegisthus gehts nicht besser: und da also die glückseligen Personen des Trauerspiels unglücklich werden: so wird der vorhin flüchtige Orestes, nebst seiner geplagten Schwester Elektra, auf einmal glücklich. Eben so ist die Tragödie Iphigenia beschaffen: Eriphile stirbt, so bald es entdecket wird, daß sie der Helena Tochter ist; Achilles aber mit seiner geliebten Prinzeßinn wird auf einmal glück-

lich. Im Cato ist es nichts anders: indem Arsene, da sie erfährt, daß sie Catons Tochter ist, weder eine Königinn seyn, noch Cäsarn heirathen kann. Die Schönheit in dergleichen Fabeln besteht darinn, daß dieser Glückswechsel ganz zuletzt, und zwar unvermuthet geschieht: indem die Entdeckung der verkleideten oder unbekannten Personen, wenn dergleichen vorhanden sind, unmittelbar vorhergeht.

20. §. Ich komme nunmehr auf die Charactere der Tragödie, dadurch die ganze Fabel ihr rechtes Leben bekömmt. Man darf hier nur wiederholen, was im Hauptstücke vom Heldengedichte davon gesaget worden: denn alles das muß hier auch gelten. Es muß also der Poet seinen Hauptpersonen eine solche Gemüthsbeschaffenheit geben, daraus man ihre künftigen Handlungen wahrscheinlich vermuthen, und wenn sie geschehen, leicht begreifen kann. Sogleich in dem ersten Auftritte, den sie hat, muß sie ihr Naturell, ihre Neigungen, ihre Tugenden und Laster verrathen; dadurch sie sich von andern Menschen unterscheidet. So zeiget, zum Exempel, Racine den Porus, gleich im Anfange, als einen großmüthigen Helden, der allein das Herz hat, dem Alexander die Spitze zu biethen: worüber ihn zwar St. Evremont getadelt hat, aber ohne Grund; weil selbst Currius demselben diesen Character beygeleget hat. So hat auch Cinna gleich im ersten Auftritte den Character eines verwegenen Rebellen, und freyheitliebenden Römers; sowohl als Aemilia die Gemüthsart eines rachgierigen und unversöhnlichen Frauenzimmers hat. Roderich stellet durchgehends einen ehrliebenden und unverzagten Helden vor; und Chimene eine rechtschaffene Tochter ihres Vaters, zugleich aber eine treue Liebhaberinn ihres Roderichs. Nicht minder zeigt Cato gleich bey seinem ersten Auftritte, wie er gesonnen ist: nämlich Freyheit und Tugend auch mit seinem Blute zu versiegeln. Siehe der deutschen Schaubühne I. Theil. Und in der Iphigenia, im II. Theile, ist Achilles so abgeschildert, wie Horaz es haben will, wenn er schreibt:

Honora-

Honoratum ſi forte reponis Achillem,
Impiger, iracundus, inexorabilis, acer,
Jura neget ſibi nata: nihil non arroget armis.
Sit Medea ferox invictaque, flebilis Ino,
Perfidus Ixion, Io vaga, triſtis Oreſtes.

21. §. Dieſe letzten Zeilen wollen ſo viel ſagen, daß ein Poet die Perſonen, die aus der Hiſtorie ſchon bekannt ſind, genau bey dem Charactere laſſen müſſe, den man von ihnen längſt gewohnt iſt. Das hat **Corneille** in ſeiner **Sophonisbe** gethan. Er beobachtet genau, was **Livius** von ihrer Gemüthsbeſchaffenheit erzählet; den **Maſiniſſa** und den **Syphax** läßt er auch ſo, wie er ſie fand. Unſer **Lohenſtein** aber hat alles verkehret. Ein anders iſt es, wenn man ganz neue Perſonen dichtet. Dieſe kann man zwar machen, wie man ſelber will, und wie die Fabel es erfodert. Nur folgende Regel des **Horaz** iſt zu beobachten:

Si quid inexpertum ſcenæ committis, et audes
Perſonam formare novam; ſervetur ad imum,
Qualis ab incepto/proceſſerit, et ſibi conſtet.

Ein widerſprechender Character iſt ein Ungeheuer, das in der Natur nicht vorkömmt: daher muß ein Geiziger geizig, ein Stolzer ſtolz, ein Hitziger hitzig, ein Verzagter verzagt ſeyn und bleiben; es würde denn in der Fabel durch beſondere Umſtände wahrſcheinlich gemacht, daß er ſich ein wenig geändert hätte. Denn eine gänzliche Aenderung des Naturells oder Characters iſt ohnedieß in ſo kurzer Zeit unmöglich.

22. §. Nichts iſt von den Characteren mehr übrig zu ſagen, als daß nur die Hauptperſonen dergleichen haben müſſen. Dieſer giebt es in einem Stücke ſelten mehr, als drey, oder vier: alle andere ſind Nebenperſonen. Dieſe und die Bedienten der erſtern, die faſt allezeit in fremdem Namen handeln oder thun, dörfen keine beſondere Gemüthsart haben: zum wenigſten haben ſie ſelten Gelegenheit, dieſelbe blicken zu laſſen. Sie thun nur, was ihnen befohlen wird, oder rich-

ten

ten ſich doch von ſich ſelbſt, nach den andern. Doch iſt es in ſolchen Fällen, wo ſie Gelegenheit dazu hätten, auch unverbothen. Die Exempel zu dieſer Regel wird man in allen Trauerſpielen antreffen, die in meiner Schaubühne ſtehen. Z. E. Artaban und Phocas, Phönize und Domitius im ſterbenden Cato ſind in Anſehung des Cato, Cäſars, der Arſene, und des Pharnaz, nur Nebenperſonen. Arkas und Doris aber in der Iphigenia, ſind es in Anſehung Agamemnons, und Achills, der Klytemneſtra und Iphigenia, u. d. g.

23. §. Ich komme auf die Gedanken und den Ausdruck, oder auf die Schreibart der Tragödien. Dieſe muß eben ſo beſchaffen ſeyn, als die Gedanken und Schreibart in Heldengedichten, wenn der Poet daſelbſt andere redend einführet. Die Alten nannten dieſe Art des Ausdruckes Kothurnus; von den hohen Schuhen, die vormals von vornehmen Standesperſonen getragen wurden. Weil nun dergleichen vornehme Leute in der Tragödie vorgeſtellet wurden, und es ſich für ſie nicht anders ſchickte, als daß ſie ſich auf eine edlere Art, als der gemeine Pöbel ausdrücken mußten; zumal, wenn die gewaltigſten Affecten ſie beſtürmeten: ſo bekam ihre Sprache eben dieſen Namen. Die guten Poeten nun, die ihre Einbildungskraft durch die Vernunft in den Schranken zu halten, und die hohe Schreibart durch die Regeln der Wahrſcheinlichkeit zu mäßigen gewußt haben, ſind auch bey einer vernünftigen hohen Art des Ausdruckes geblieben. Die ſchwachen Geiſter aber, die ihrer Phantaſie folgen mußten, wohin ſie wollte, verſtiegen ſich oftmals gar zu hoch: ſo daß Horaz ſie beſchuldiget, ſie hätten bisweilen ſolche Räthſel, als die delphiſche Prieſterinn, gemacht:

Et tulit eloquium inſolitum facundia præceps,
- - - - et divina futuri
Sortilegis non diſcrepuit ſententia Delphis.

Ja er verbeut gleich darauf ausdrücklich, daß man die tragiſchen Perſonen weder zu niedrig, noch zu hochtrabend ſolle reden laſſen:

Ne,

Ne, quicunque Deus, quicunque adhibebitur heros,
Migret in obſcuras humili ſermone tabernas:
Aut dum vitat humum, nubes et inania captet.

24. §. In dieſer falſchen Hoheit ſind nun, bey den Lateinern, **Seneca** in ſeinen Tragödien; und bey uns, **Lohenſtein** ganz unerträglich. Faſt alle ihre Perſonen, die ſie aufführen, reden lauter Phöbus: wie bereits in dem allgemeinen Theile im Capitel von der poetiſchen Schreibart angemerket worden. Unſer **Andreas Gryphius** iſt doch weit vernünftiger in dieſem Stücke. Ich mag, die Weitläuftigkeit zu meiden, keine Exempel von beyden anführen: man darf aber nur gleich des erſten **Agrippina**, mit **Carl Stuarten** von dieſem; oder auch **Sophonisbe** mit dem **Leo Arminius** zuſammen halten, ſo wird man den Unterſcheid gleich merken. Man ſehe auch, was bey Gelegenheit des aus dem **Schakeſpear** verdeutſchten **Cäſars**, in dem VII. B. der kritiſchen Beyträge von ihm geſaget worden. Sonderlich drucken die lohenſteiniſchen Perſonen niemals den Affect recht natürlich aus: ſondern, da ſie im Schmerze aufhören ſollten, auf Stelzen zu gehen, ſo bleiben ſie unverändert bey ihren ſcharfſinnigen Sprüchen und künſtlichen Spitzfündigkeiten. Ja ſelbſt **Corneille** und **Racine**, haben ſich in dieſem Stücke oft genug verſehen: wie **Fenelon** in ſeinen Gedanken von der Tragödie beobachtet hat: welcher auch anmerket, daß **Sophokles** ſeinen **Oedipus** nichts ſchwülſtiges ſagen laſſen. Siehe den I. Th. meiner Schaubühne, gleich nach der Vorrede. Dieſes hat uns **Horaz** ausdrücklich gelehret:

Et tragicus plerumque dolet ſermone pedeſtri
Telephus et Peleus: cum pauper et exſul uterque
Projicit ampullas et ſesquipedalia verba.
Si curat cor ſpectantis tetigiſſe querela.

Die beſte allgemeine Regel, die man hier geben kann, iſt: die Natur eines jeden Affects im gemeinen Leben zu beobachten, und dieſelbe aufs genaueſte nachzuahmen. Nun findet man

man aber, daß auch die vornehmſten Standesperſonen, zwar ihrer Würde gemäß denken und ſprechen, ſo lange ſie ruhiges Gemüthes ſind: ſo bald ſie aber der Affect übermeiſtert, vergeſſen ſie ihres hohen Standes faſt, und werden wie andere Menſchen. Wenn wir nun einen wahrhaftigen Traurigen ſehen, dem vergeht die Luſt wohl, ſcharfſinnige Klagen auszuſtudiren. Er wird ſo kläglich und beweglich ſprechen, als es ihm möglich iſt: denn wo er ſelbſt nicht weinet, ſo wird gewiß niemand zum Mitleiden bewogen werden:

Ut ridentibus arrident, ita flentibus adſunt
Humani vultus. Si vis me flere, dolendum eſt
Primum ipſe tibi: tunc tua me infortunia lædent,
Telephe vel Peleu! Male ſi mandata loqueris,
Aut dormitabo, aut ridebo.

25. §. Hier fraget ſichs unter andern, ob ſich in die Schreibart der Tragödien auch viele Gleichniſſe ſchicken? Ich antworte, man darf nur auf die Natur ſehen. Nun finde ich nicht, daß man im gemeinen Leben, wenn wir von ernſtlichen und wichtigen Dingen reden, lange Vergleichungen zu machen pfleget. Wem das, wovon er zu reden hat, zu Herzen geht; der hält ſich mit ſolchen Spielen des Witzes nicht auf; ſondern er dringt gerade auf die Sache ſelbſt. So unzulänglich einem unſrer Kunſtrichter dieſe Regel geſchienen, wenn er dieſelbe umzuſtoßen geſucht; ſo gegründet iſt ſie doch. Könige, Fürſten und Helden pflegen in ernſthaften Geſchäfften nicht lange mit künſtlichen Vergleichungen zu ſpielen, ſondern reden mit Ernſte und Nachdrucke. Auf dieſe Natur nun muß man ſehen. Ein anders iſt es, mit einem Poeten, in einem Heldengedichte. Dieſer iſt ſelbſt in der Fabel nicht mit verwickelt, die er erzählt; ſondern gleichſam nur ein Zuſchauer oder Herold derſelben. Der kann ſich alſo wohl bey kaltem Blute die Zeit nehmen, Gleichniſſe zu machen, und ſo weitläuftig auszuführen, als er will. Allein in der Tragödie kömmt der Poet gar nicht zum Vorſcheine: ſondern es reden lauter andere Leute, die mit an den Begebenhei-

benheiten Theil haben, und als ordentliche Menschen eingeführet werden müssen. Die Exempel der Alten sind mir auch nicht zuwider. Ich finde, daß **Sophokles** nicht über zwey oder drey Gleichnisse in seinem **Oedipus** angebracht hat; und zwar nur ganz kurz, und gleichsam im Vorbeygehen. Diesen meinen Zusatz hat obgedachter Kunstrichter muthwillig ausgelassen, um meine Meynung desto leichter zu verdrehen. Hergegen **Lohenstein** und **Seneca** sind fast überall voll davon: wodurch denn abermal ihre Schreibart die unnatürlichste von der Welt wird. Eben das ist von der Gelehrsamkeit und Belesenheit zu merken, welche diese beyden Tragödienschreiber ihren Personen zu leihen pflegen. Sie schicket sich für dieselben durchaus nicht, zumal wenn sie im Affecte reden; und könnte an bequemere Oerter versparet werden.

26. §. Wir kommen auf die Musik, die bey den Alten in der Tragödie einer von den besten Zierrathen war. Woher das gekommen, das ist aus dem obigen leicht abzunehmen. Die Lieder, die der Chor sang, wurden mit Instrumenten begleitet: und weil diese einen wesentlichen Theil ihrer Schauspiele ausmachten; so rechneten sie die Musik mit zur Tragödie. Daß diese Musik aber sehr stark gewesen seyn müsse, erhellet aus der Zahl der Personen im Chore, die zuweilen bis funfzig hinan lief. Und diese starken Chöre daureten so lange, bis **Euripides** in dem Trauerspiele, **Eumenides**, einen sehr zahlreichen Chor rasender Furien mit schwarzen Pechfakeln aufführete: denn dadurch entstund ein solches Entsetzen in dem Schauplatze, daß die Kinder vor Schrecken todt blieben, die schwangern Weiber aber auf der Stelle niederkamen. Darauf wurde von der Obrigkeit befohlen, daß der Chor künftig nur aus 15. Personen bestehen sollte. Bey uns sind die Chöre nicht mehr gewöhnlich, obgleich unsere ersten Tragödienschreiber sie, nach der alten Art, bey jedem Aufzuge angehänget haben. Die Musik der Stimmen fällt also gänzlich weg; nur die Instrumente lassen sich zwischen jedem Aufzuge mit allerhand lustigen Stücken hören. Weil

sie

sie aber die Zuschauer ganz aus der Aufmerksamkeit auf die vorigen Vorstellungen bringen: so fraget sichs, ob es nicht möglich wäre, anstatt der alten Oden des Chores, eine nach unserer Art eingerichtete Arie, oder Cantate, von etlichen Sängern absingen zu lassen; aber eine solche, die sich allezeit zu den kurz zuvor gespielten Begebenheiten schickte, und folglich moralische Betrachtungen darüber anstellete? Ich meinestheils wäre sehr dafür. Dieses würde ohne Zweifel die Zuhörer in dem Affecte, darinn sie schon stünden, erhalten, und zum bevorstehenden desto besser zubereiten. Und eine solche Tragödie würde zehnmal schöner seyn, als eine Opera, die den Liebhabern der Musik zu gefallen alles durchgehends musikalisch vorstellen läßt; aber dabey ganz und gar von der Natur abgeht, und die ganze Wahrscheinlichkeit aufhebt.

27. §. Endlich und zuletzt müssen wir noch von den Maschinen und andern Zierrathen der Schaubühne handeln. Durch Maschinen versteht man die Erscheinungen der Götter, die vom Himmel herunter kommen. Weil die Tragödie menschliche, nicht aber göttliche Handlungen nachahmet: so kann auch ihre Hauptperson niemals eine Gottheit seyn. Weil aber der Held zuweilen in solche Umstände gerathen kann; daß er eines sichtbaren göttlichen Beystandes benöthiget ist: so kann freylich wohl der Poet sich der Maschinen zuweilen bedienen, seiner Fabel dadurch auszuhelfen. Allein er muß auch wohl zusehen, daß dieses wahrscheinlich heraus komme. Die Erscheinungen der Götter in neuern Zeiten kommen uns sehr unglaublich vor. Wir haben selbst dergleichen nie gesehen; und können uns nicht einbilden, daß es vor hundert oder zweyhundert Jahren anders gewesen seyn sollte. Aber aus der alten fabelhaften Zeit, sind wir es längst gewohnt, von Erscheinungen zu hören: und also nimmt es uns nicht Wunder, wenn wir davon lesen. Wenn also Perseus etwa die Andromeda erlösen; oder Diana zum Endymion in die Höle des Berges Latmos kommen; oder die drey Göttinnen dem Paris erscheinen sollten, u. d. gl. so

müßten

müßten wir schon die Götter auf der Schaubühne für nöthig ansehen, und sie nach ihrer Art kleiden und characterisiren. Aber wer solches allezeit und ohne die gröste Nothwendigkeit thun wollte; der würde wider die Regel des Horaz handeln:

Nec Deus interſit, niſi dignus vindice nodus
Inciderit.

Es ist nämlich keine Kunst, durch einen unmittelbaren Beystand des Himmels, und durch Wunderwerke, eine Fabel glücklich auszuführen; daher sich auch die berühmtesten Tragödienschreiber unter den Alten, dieses Kunststückes selten bedienet haben.

28. §. Eben dahin gehören auch die Zaubereyen, welche man die Maschinen der neuern Zeiten nennen könnte. Sie schicken sich für unsre aufgeklärte Zeiten nicht mehr, weil sie fast niemand mehr glaubt: also enthält sich ein Poet mit gutem Grunde solcher Vorstellungen, die nicht mehr wahrscheinlich sind, und nur in der ernsthaftesten Sache ein Gelächter erwecken würden. Wenn also **Gryphius** in seinem **Leo Armenius** den Geist des Patriarchen von Constantinopel, und den höllischen Geist selbst, ja ein Gespenst in Gestalt **Michaels**; in der Katharina von Georgien die Ewigkeit, etliche Geister der Verstorbenen, die Tugenden, den Tod und die Liebe als Personen aufführet: im **Cardenio** gleichfalls ein Paar Geister; im **Carl Stuart** abermal drey Geister, und sodann noch Krieg, Ketzerey, Pest, Tod, Hunger, Zwietracht, Furcht, Eigenmord, die Geister der ermordeten Könige in England u. a. m. vorbringt: so sind gewiß der Erscheinungen zuviel eingemengt. Unter Ausländern hat von neuern Poeten der Cardinal **Giovanni Delfino** gleichfalls in seiner **Cleopatra** den Geist des **Antonius** und die **Megära** bald in dem I. Auftritte erscheinen lassen. Es sind die Tragödien dieses wälschen Dichters 1733, zu Padua herausgekommen. Der ganze Titel heißt: Le Tragedie di Giovanni Delfino Senatore Venetiano, poi Patriarca

d' Aquileja e Cardinale di S. Chieſa, cioé la Cleopatra, la Lucrezia, il Creſo, il Medoro. Wie luſtig Schakeſpear den Geiſt Cäſars in ſeinem Trauerſpiele aufgeführet, das ſehe man in der deutſchen Ueberſetzung deſſelben nach. Wer aber etwas recht luſtiges von dieſer Art ſehen will, der leſe den deutſchen Polyeuktes von Kormarten, oder den Auszug davon in den Crit. Beyträgen, imgleichen das Trauerſpiel Telemach eben daſelbſt. Die Engländer halten ſehr viel auf die Erſcheinungen.

29. §. Einen beſſern Zierrath geben die Veränderungen der Schaubühne ab, dadurch dieſelbe allemal denjenigen Ort vorſtellig macht, wo das ganze Stück vorgegangen ſeyn ſoll. Dieſer muß nun zwar die ganze Tragödie hindurch einerley bleiben: allein in verſchiedenen Trauerſpielen muß ſich bald eine Straße der Stadt, bald ein königlich Zimmer, ein Feldlager, ein Wald, ein Dorf, ein Garten, u. ſ. w. vorſtellen. Die Griechen und Römer haben auf dergleichen Einrichtungen der Bühne erſtaunliche Summen verwandt; und wie hoch man heute zu Tage auf den Opernbühnen die Sache treibe, liegt, zumal in Deutſchland, am Tage. Doch dieſes geht den Poeten nicht weiter an, als in ſo weit er ſagt, wo der Schauplaß des Stückes geweſen, worauf ſich denn der Inhalt allemal beziehet; und darnach ſich der Theatermeiſter nachmals richten muß. Nun weis ich zwar, daß dieſe Regel vielen zu hart ſcheint, und daß andere durch die Veränderungen des Schauplaßes der Schwäche ihrer Stücke aushelfen wollen. Allein die Nachahmung der Natur läßt gleichwohl nichts anders zu. Siehe des Abts Hedelin von Aubignac Ausübung der theatraliſchen Schaubühne. Hierwider hat Corneille in ſeinem Cid ſehr verſtoßen, welches uns deſto behutſamer machen muß.

30. §. Eben das iſt von den Kleidungen zu ſagen. Hier ſollen von Rechtswegen die Perſonen nach Beſchaffenheit der Stücke, bald in römiſcher, bald in griechiſcher, bald in perſianiſcher, bald in ſpaniſcher, bald in altdeutſcher Tracht auf der Schaubühne erſcheinen; und dieſelbe ſo natürlich

nach-

nachahmen, als es möglich ist. Je näher man es darinn der Vollkommenheit bringet, desto gröſser wird die Wahrscheinlichkeit, und destomehr wird das Auge der Zuschauer vergnüget. Daher ist es lächerlich, wenn einfältige Komödianten die alten römischen Bürger in Soldatenkleidern mit Degen an der Seite vorstellen: da sie doch lange weite Kleider von weiſser Farbe trugen. Noch seltsamer aber ist es, wenn man z. E. alten griechischen oder römischen Helden im Lager, gar Staatsperrücken und dreyeckigte Hüte mit Federn aufsetzet, und weiſse Handschuh anzieht; eine amerikanische Prinzeſsinn mit einem Fischbeinrocke, und eine flüchtende Zaire im Orienté, mit einer drey Ellen langen Schleppe; ja endlich einen alten deutschen Hermann, Siegmar, u. a. m. wie ihre Todtfeinde, die Römer; aber doch mit Perücken, weiſsen Handschuhen und kleinen Galanteriedegen aufführet, u. d. gl. Die Franzosen machen es hierinn nicht gescheider, als die Deutschen; ob sie gleich auf ihren Kupferstichen mehrentheils Zeichnungen nach der Natur liefern. Nur des Hrn. Voltaire Brutus ist mit alten römischen Kleidungen aufgeführet worden, und wo mir recht ist, auch Crebillons Catilina 1750. Hier muſs ein verständiger Aufseher der Schaubühne sich in den Alterthümern umgesehen haben: und die Trachten aller Nationen, die er aufzuführen willens ist, in Bildern ausstudiren.

31. §. Endlich kömmt der Vortrag selbst, das ist die Aussprache und die Gebärden der spielenden Personen. Hierauf kömmt in der Vorstellung eines Trauerspieles fast alles an. Das beste Stück wird lächerlich, wenn es schlecht und kaltsinnig hergesagt wird: hergegen das elendeste Zeug klingt zuweilen erträglich, wenn eine gute Aussprache ihm zu statten kömmt. Bey den Alten hat es eigene Lehrmeister gegeben, die den jungen Komödianten Anleitung dazu gaben, wie sie eine Rolle gut spielen sollten. In Rom haben Roscius und Aesopus sich zu Ciceros Zeiten eine allgemeine Bewunderung erworben: denn diese hatten es in ihrer Kunst so weit gebracht, daſs Cicero selbst in ihren Schau-

platz gieng, um ihnen im guten Vortrage was abzulernen: hingegen kamen diese wiederum in Ciceros öffentliche Reden, in gleicher Absicht. Weil auch in der That ein Redner und Komödiant in diesem Stücke einerley Pflicht haben: so können sich diese auch aus dem Tractate des le Faucher, de l'action de l'Orateur, der unter Conrarts Namen heraus gekommen ist, auch ins Deutsche übersetzt worden, manche gute Regel nehmen. Riccoboni hat in italienischer Sprache ein langes Lehrgedicht für Komödianten geschrieben, darinn er ihnen Regeln von der guten Aussprache giebt; welches bey seiner Historie des italienischen Theaters befindlich ist. Noch neulich hat er auch im Französischen eine neue Anleitung dazu gegeben, die als ein Anhang bey seinen Reflex. Histor. et Critiques sur tous les Theatres de l'Europe befindlich ist: und sein Sohn hat nach der Zeit ein kleines Werck l'Art du Theatre, ans Licht gestellet, das wir in der Stutgardischen Monatschrift auch deutsch haben. Auch der Abt von Aubignac hat es in seiner Pratique du Theatre, wie in andern Stücken, also auch hierinnen nicht an einer guten Vorschrift fehlen lassen: und unsre Deutschen sind dem Herrn Hofrath von Steinwehr vielen Dank schuldig, daß er ihnen dieses höchstnützliche Buch in unsere Mutterspracbe übersetzet, und es also dadurch gemeiner und brauchbarer gemachet hat. Endlich hat Horaz dieses Stück für so wichtig gehalten, daß er in seiner Dichtkunst eine besondere Regel davon gemacht hat:

Male si mandata loqueris,
Aut dormitabo, aut ridebo. Tristia moestum
Vultum verba decent; iratum plena minarum,
Ludentem lasciva, severum seria dictu.
Format enim natura prius nos intus ad omnem
Fortunarum habitum: juvat & impellit ad iram,
Aut ad humum mœrore gravi deducit et angit.
Post effert animi motus interprete lingua.

32. §.

32. §. Hierinn ſteckt nun hauptſächlich die Regel: ein guter Komödiant müſſe dasjenige erſt bey ſich zu empfinden bemüht ſeyn, was er vorzutragen willens iſt; welches in der That das beſte Mittel iſt, eine lebhafte Ausſprache und Stellung zu erlangen. Schlüßlich muß ich erinnern, daß die Auftritte der Scenen in einer Handlung allezeit mit einander verbunden ſeyn müſſen: damit die Bühne nicht eher ganz ledig werde, bis ein ganzer Aufzug aus iſt. Es muß alſo aus der vorigen Scene immer eine Perſon da bleiben, wenn eine neue kömmt, oder eine abgeht: damit der ganze Aufzug einen Zuſammenhang habe: Die Alten ſowohl, als Corneille und Racine, haben dieſes fleißig beobachtet: wenn man nur des erſtern erſte Stücke ausnimmt. Zum Exempel, ſein Cid iſt in dieſem Stücke ſehr fehlerhaft, weil faſt immer Perſonen auftreten und abgehen, ohne zu wiſſen, warum? Daher kömmt es auch, daß die Einheit des Ortes nicht recht beobachtet wird; und darum hat ſchon Boileau geſagt:

Que l'action marchant où la Raiſon la guide,
Ne ſe perde jamais, dans une Scene vuide.

Der einzige Fall iſt nur auszunehmen, wenn die Perſonen, die auf der Bühne ſtehen, denen, die ſie ankommen ſehen, ausweichen wollen. Hier hängen nämlich die Auftritte, auch durch eben dieſe Flucht der erſten, ſattſam zuſammen. Und ſo viel mag auch von der Tragödie genug ſeyn. Wer mehr wiſſen will, der muß die hin und her angeführten Scribenten, ſonderlich den obgedachten Hedelin, von Ausübung der theatraliſchen Dichtkunſt, und des P. Brumois Theatre des Grecs, nebſt des Riccoboni ſämtlichen Schriften von der Schaubühne, endlich auch die Vorreden leſen, die Corneille und Racine vor ihre Stücke geſetzt haben.

33. §. Die Geſchichte der Trauerſpiele, in benachbarten und unſern Landen, habe ich in dieſem Hauptſtücke mit Fleiß nicht mitnehmen wollen. Denn erſtlich iſt dieſelbe

viel zu weitläuftig, als daß ſie ſich ſo ins Kurze bringen ließe. Wer den **Voſſius** de Poetis græcis und latinis lieſt, wird finden, daß es vormals etliche hundert tragiſche Dichter gegeben. Eben das kann man von Engländern im **Winſtanley**, von Wälſchen im **Riccoboni** und von Franzoſen in der Bibliotheque des Theatres erſehen. Von der Deutſchen theatraliſchen Poeſie, oder der tragiſchen inſonderheit war ich willens, eine ausführliche Geſchichte zu ſchreiben; zu welchem Ende ich denn eine Sammlung von mehr als 1600 gedruckten Schauſpielen zuſammen gebracht. Ich habe aber aus bewegenden Urſachen, dieſes Vorhaben, einem gelehrten und überaus geſchickten Manne in Wien, Hrn. **Weißkern** abgetreten, und ihm alles, was ich dahin gehöriges zuſammen gebracht, überlaſſen. Dieſer wird uns, als ein deutſcher **Riccoboni**, in kurzem dieſes Verlangen erfüllen. Indeſſen kann man theils die Verzeichniſſe alter deutſcher Schauſpiele, die ich bey der erſten Ausgabe meiner deutſchen Schaubühne vorgeſetzet; theils von neuen Stücken, die ſeit zwanzig Jahren, ſeit dem mein Cato dieſe Art von Dichtkunſt rege gemachet, das Regiſter nachleſen, das ich davon in dem Maymonate des Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit, dieſes 1751. Jahres, bekannt gemachet habe.

Des I. Abſchnitts XI. Hauptſtück.

Von Komödien oder Luſtſpielen.

1. §.

Die Komödie iſt, wenigſtens dem Namen nach, jünger, als das Trauerſpiel: denn in der That waren ſie vor Alters einerley; da man noch, dem Bacchus zu Ehren, die ſchimpflichſten Lieder an Feſttagen zu ſingen pflegte, und ſelbige Tragödien nannte. Als aber die geſcheidesten Köpfe ſich allmählich von dem niederträchtigen und unflätigen Zeuge entfernten, und ernſthaftere Sachen in ihren Schauſpielen aufführeten: ſo wurden ſie auch in Städten beliebt, ja die Obrigkeit ſelbſt nahm die Komödianten in ihren Sold, und ließ auf öffentliche Koſten Schauplätze bauen, die nöthigen Sänger zum Chore unterhalten, und alles nöthige Zubehör der Schaubühne anſchaffen. Wenn nun ein Poet ein neues Stück fertig hatte: ſo gab man ihm den Chor; wie ſie redeten: das iſt, man kaufte es ihm ab, und ließ es von den Komödianten aufführen. Indeſſen waren die Ueberbleibſel der alten unflätigen Tragödien noch auf den Dörfern und Flecken im Schwange geblieben. Das gemeine Volk findet allezeit mehr Geſchmack an Narrenpoſſen und garſtigen Schimpfreden; als an ernſthaften Dingen. Den witzigen Stadtleuten in Athen ſchien dieſe Art der Beluſtigungen zu abgeſchmackt; weil ſie ſchon etwas Edleres in der Tragödie gefunden hatten. Sie mögen alſo wohl dieſen bäuriſchen Luſtbarkeiten, zum Schimpfe, den Namen der Komödien gegeben haben, als welcher von κωμη und ωδη herkömmt, und alſo ein Dorflied bedeutet. Allmählich wurden doch auch die Verfertiger dieſer Stücke gewahr, daß die Tragödienſchreiber ihre Spiele beſſer einrichteten. Sie ahmeten denenſelben alſo mehr und mehr nach, bis ihre

Schaubühnen endlich ein besser Geschick bekamen. Doch weis man insbesondere denjenigen, oder diejenigen nicht zu nennen, die am ersten Hand ans Werk geleget haben.

2. §. Aristoteles berichtet bloß, daß Epicharmus, ein Sicilianer, der neuer als Thespis, aber älter als Aeschylus gewesen, zuerst angefangen, ordentlichere Stücke zu spielen, und eine gewisse Hauptabsicht in seine komische Vorstellungen zu bringen. Ihm folgte bald ein Athenienser, Krates nach. Dieser befreyete die angefangene Komödie von der alten Grobheit der Bauren, und sauberte sie von ihren vorigen Unflätereyen: und darauf fand sie denn auch in der Stadt Beyfall. Dahin gehören die Verse des Horaz, die von dem Pratinas handeln:

Carmine qui tragico vilem certavit ob hircum,
Mox etiam agrestes Satyros nudavit; et asper
Incolumi gravitate jocum tentavit: eo quod
Illecebris erat, et grata novitate morandus
Spectator, functusque sacris, et potus, et exlex.

Hier finden wir alles beysammen, den Ursprung, den Inhalt, auch die Absicht der ältesten Komödien. Aus den tragischen Liedern sind sie entstanden, und zwar bey Gelegenheit der Festtage. Ihr Inhalt ist ein scharfer oder beißender Scherz gewesen, den sie von lauter bäurischen Satiren, das ist, halbnacketen Bauren, haben absingen oder spielen lassen. Und die Absicht war, dem Volke, nach vollbrachtem Gottesdienste und vollendetem Schmause, durch eine neue Lustbarkeit die Zeit zu vertreiben. Dieses war nun die alte Komödie. Man lese davon nach Nicolai Calliachii Tractat de ludis scenicis mimorum et pantomimorum, welchen Marc. Anton. Madero 1730. aus einer Handschrift zuerst zu Padua ans Licht gestellet; und wo im IV. und V. Cap. der Ursprung der ältesten Lustspiele überhaupt sehr gelehrt erkläret ist.

3. §. So bald sie nun von dem alten Krates etwas ins Geschick gebracht worden, fanden sich bald Eupolis,

Krati-

Kratinus und Ariſtophanes, die ihr ein ganz anderes Anſehen gaben. Die vorige Heftigkeit nackter Satiren, wurde in eine lächerliche Vorſtellung gewiſſer Perſonen verwandelt, die man ſich nicht ſcheuete, mit Namen zu nennen. So finden wir, daß die vornehmſten Leute in Athen vor den Poeten nicht ſicher geweſen. Selbſt Sokrates iſt von ihnen öffentlich verſpottet worden; da ihn Ariſtophanes in dem Stücke, das er die Wolken nennet, als einen wunderlichen Naturforſcher und gottloſen Atheiſten vorſtellet. Sonderlich ſungen die Chöre dieſer Komödien nichts als ehrenrührige Schmählieder, dadurch die Unſchuldigſten angegriffen wurden. Daher kam es auch, daß die Obrigkeit dieſer Frechheit Einhalt that, und die Chöre abzuſchaffen, auch keine Perſon mehr mit Namen zu nennen geboth. Horaz ſchreibt:

Succeſſit vetus his comœdia, non ſine multa
Laude: ſed in vitium libertas excidit, et vim
Dignam lege regi. Lex eſt accepta, chorusque
Turpiter obticuit, ſublato jure nocendi.

4. §. Da nun dergeſtalt die mittlere Komödie der Griechen aufhörete: ſo gieng die neue an, darinn ſich Philemon und Menander vor andern hervorgethan. Dieſer fing nunmehr an, rechte Fabeln zu erdenken, die ſich auf die komiſche Schaubühne ſchickten. Er gab denenſelben weder von lebendigen Leuten, noch von den Helden in Geſchichten, die Namen; ſondern er nannte ſie ſelbſt, wie es ihm gut dünkte. Seine Spiele aber blieben deswegen doch eben ſo angenehm und erbaulich, als ſie vorher geweſen waren. Dieſe Veränderung oder Verbeſſerung der Komödie, hat Ariſtoteles nicht erlebet; weil die mittlere bis nach Alexanders Zeiten gewähret. Daher hat auch dieſer große Kunſtrichter wohl geſehen: daß zwar die Tragödie zu ſeiner Zeit, zur Vollkommenheit gebracht worden; aber nicht die Komödie: deren Wachsthum er alſo vorher ſagen konnte; wie es auch in der That erfolget iſt. Man ſehe hier

des Abts Brümois Abhandlungen, von der griechiſchen Schaubühne nach, die vor ſeinem Theatre des Grecs ſtehen; imgleichen die ſchönen Unterſuchungen hieher gehöriger Dinge, die in den Memoires de l' Academie des belles Lettres hin und wieder vorkommen. Indeſſen hat es eine ungeheure Menge komiſcher Dichter in Griechenland gegeben, von denen alles verlohren gegangen. Man kann ihre Namen theils beym Ariſtoteles, in der Dichtkunſt; theils beym le Fevre, des Poetes grecs, theils im Voſſius de Poetis Græcis nachſehen.

5. §. Die Römer müſſen Leute von ganz anderm Naturelle geweſen ſeyn, als die Griechen: denn bey ihnen hat die Komödie ein ganz widerwärtiges Glück gehabt. Dort war ſie zuletzt in Aufnehmen gekommen; hier aber, ward ſie zuerſt beliebt. Man kann ſie hier ebenfalls in die alte, mittlere und neue eintheilen; und jene zu des Livius Andronicus, die andere zu des Plautus, die dritte zu des Terenz Zeiten antreffen. Die erſte war noch ziemlich ungeſtalt und grob; wie aus des Horazens Zeugniſſe von des Ennius Verſen erhellet. Plautus trieb die Kunſt in ſeinen Komödien etwas höher; aber er bequemte ſich zu ſehr nach dem Geſchmacke des Pöbel, und mengte viel garſtige Zoten- und niederträchtige Fratzen hinein. Dieſe mochten auch noch zu Horazens Zeiten vielen gefallen: weil ſie gemeiniglich die alten Poeten lobten, die neuen aber verachteten; wie er darüber in ſeinem langen Schreiben an den Auguſt klaget. Auch in der Arte poetica ſagt er davon:

Non quivis videt immodulata poemata judex,
Et data Romanis venia eſt indigna Poetis.
- - - - - -
At noſtri Proavi Plautinos et numeros et
Laudavere ſales, nimium patienter utrumque,
Ne dicam, ſtulte mirati: ſi modo ego et vos
Scimus inurbano lepidum ſeponere dicto.

Plau-

Plautus muß alſo ſehr viel Selbſtliebe beſeſſen haben, wann er ſich ſelbſt eine ſo praleriſche Grabſchrift gemacht hat: Daß die Muſen über ſeinen Tod weinen und klagen ſollten; weil alle Scherzreden und hübſche Einfälle mit ihm verlohren gegangen. In der That iſt Terenz ſchon von den alten Kunſtrichtern dem Plautus weit vorgezogen worden. Ob er gleich ein Afrikaner war: ſo beſaß er doch die Zierlichkeit der lateiniſchen Sprache im höchſten Grade; welches er ſonder Zweifel dem Umgange mit den vornehmſten Römern zu danken hatte. Scipio und Lälius haben ihn ihrer Freundſchaft gewürdiget, ja wohl ſelbſt bey ſeinen Komödien Hand angeleget. Dieſes ward ihm ſchon damals von ſeinen Feinden vorgerückt, wie er den Vorredner zu der Komödie von den zweenen Brüdern, ſagen läßt.

Nam quod iſti dicunt malevoli, homines nobiles
Eum adjutare, aſſidueque una ſcribere;
Quod illi maledictum vehemens eſſe exiſtumant,
Eam laudem hic ducit maximam: cum illis placet,
Qui vobis univerſis et populo placent,
Quorum opera in bello, in otio, in negotio
Suo quisque tempore uſus eſt ſine ſuperbia.

6. §. Indeſſen iſt es wahr, daß Terenz ſowohl, als ſeine Vorgänger nicht viel neue Fabeln gemacht; ſondern die meiſten aus Menanders, des Diphilus u. a. griechiſchen Komödien entlehnet hat. Er geſteht ſolches ſelbſt in den Vorreden, und alſo kann es ihm zu keinem Vorwurfe eines Diebſtahls gereichen. Soviel iſt gewiß, daß ſeine Sachen regelmäßig ſind, und die artigſten Scherzreden voller Salz und Schärfe in ſich faſſen. Haben ihn gleich viele Kunſtrichter wegen des Selbſtpeinigers beſchuldigen wollen, daß er mehr als 24. Stunden, ja zween Tage zu dieſem Stücke genommen, und alſo wider Ariſtotels Vorſchrift gehandelt habe: ſo hat ihn doch der Abt von Aubignac und ſelbſt Menage ſehr gelehrt vertheidiget, indem dieſer gewieſen, daß nicht mehr als 15. volle Stunden, nämlich von einem

Abende

Abende bis zum folgenden Morgen dazu gehören. Man sehe die gelehrten Streitschriften davon, und von andern Stücken der schönen Wissenschaften, die bey der Pratique du Theatre im Französischen den II. Theil ausmachen. Die Charactere sind darinn unvergleichlich beobachtet; und die Natur ist überall so vollkommen nachgeahmet, daß man kein Bild davon, sondern sie selbst zu sehen glaubet, wenn man seine Person reden höret. Es ist nichts unflätiges oder zweydeutiges darinnen; sondern ein ganz ehrbarer Ausdruck herrschet auch in dem Munde der Buhldirnen, ja der geringsten Knechte und Mägde.

7. §. In neuern Zeiten haben sich die Deutschen, Italiäner, Franzosen und Engländer, so zu reden, um die Wette in Komödien hervor gethan. Eine jede Nation ist ihrem Geschmacke gefolget, und also sind auch verschiedene Arten dadurch zum Vorscheine gekommen; die entweder besser oder schlechter gerathen, nachdem sie den alten Griechen oder Römern mehr oder weniger gefolget sind. Unsere Deutschen sind in ganz Europa die ersten gewesen, die auch mitten in dem Verfalle der schönen Wissenschaften die Schauspiele geliebet. Kaiser Karln den Großen ist schon in friesischer Sprache ein Schauspiel aufgeführet worden: welches eine plattdeutsche Mundart war, wie wir aus den Rechten dieses Volkes sehen, die uns Hr. Reichshofr. von Gärtner ans Licht gestellet hat. Im X. Jahrhunderte schrieb Rhosvita, eine adeliche Klosterjungfrau in Gandersheim, nach dem Muster des Terenz, wie sie ausdrücklich saget, sechs Komödien. Taubmann gedachte dieser Stücke in seiner Vorrede zum Culice Virgilii, daß er sie in seiner Bibliothek gehabt; vermuthlich wie Conrad Celtes sie zuerst aus der Bibliothek des Emeramerstifts zu Regensburg ans Licht gestellet. Henr. Leonh. Schurzfleisch aber hat sie 1707. zu Wittenberg wieder auflegen lassen. Im 1450sten Jahre lebte zu Nürnberg Hans Rosenblüt, der unter andern Gedichten auch sechs Fastnachtsspiele, von 5. 6. 7. und mehr Personen in Versen hinterlassen, davon ich eine Abschrift besitze. Im 1486. Jahre gab Hans Nythard zu Ulm

den

den Eunuchus allein, 1499. aber den ganzen Terenz verdeutſcht ans Licht, den ich ſelbſt beſitze. So hatten nun die deutſchen Dichter das beſte Muſter vor Augen, dem ſie folgen konnten. Das that nun 1517. bis etliche 60. zuerſt Hans Sachs, der gewiß etliche hundert Schauſpiele von allerley Art, und alſo auch Komödien genug gemachet hat. Um gleiche Zeit haben mit ihm Sigism. Grym in Augſpurg, Thom. Murner, Rinckart, Heinr. Ham, Joach. Graff, und Joh. Rebhuhn zu Zwickau, Val. Bolz, der abermal den Terenz überſetzte, Greg. Wagner, Matth. Forchheim, Laurent. Rappolt, Wolfg. Künzel, Georg Böhmichen, Franz Omich, Joh. Epiſcopius, der uns abermal den Terenz überſetzt, Thomas Brunner, Mich. Druide, Chriſtian Zug, Georg Roll, Conrad Porta, Barth. Leſchke, Chriſtian Berthold, Henr. Rätel, Phil. Agricola, Nic. Friſchlin, Mart. Hoyneck, der des Plautus Captivos verdeutſchet, Joh. Bitter, Ambr. Lobwaſſer, Mich. Pabſt, der die Iphigenia in Aulis, und den ganzen Terenz überſetzet, Chriſtoph Laſius Ayrer, der allein über hundert Stücke gemacht, davon kaum die Hälfte gedruckt ſind, Joh. Strizer, Joh. Sanders, Jac. Friſchlin, Joh. Wilh. Roſenbach, Cyr. Spangenberg, Matth. Scharſchmidt, Fridr. Dedekind, Joh. Schreckenberger, Thomas Bircke, Hans Rud. Klauber, Barth. Ringwald, u. a. m. und zwar alle dieſe vor 1590, ſich durch deutſche Komödien gewieſen, die ich mehrentheils alle beſitze. Es würde zuviel werden, wenn ich hier alle aus den folgenden Zeiten nennen wollte. Ich habe hier nur zeigen wollen, daß die Ausländer nicht eben Urſache haben, mit dem Alterthume ihrer Schaubühne gegen uns zu pralen; indem wir ihnen gewiß in dieſem Stücke der ſchönen Wiſſenſchaften nicht gefolget, ſondern mit gutem Exempel vorgegangen ſind. Aus der am Ende des vorigen Hauptſtückes erwähnten Geſchichte der deutſchen Schaubühne, wird dieſes mit mehrem erhellen.

8. §. Die erſten Italiäner, die uns die freyen Künſte im Occidente zuerſt wieder hergeſtellet, haben ſich freylich auch angelegen

Abende bis zum folgenden Mo[illegible]alten Griechen und Rö-
ſehe die gelehrten Streitſchri[illegible]uns in ſeiner Hiſtorie der
Stücken der ſchönen W[illegible]ße Menge guter Komödien,
du Theatre im Franz[illegible]s 15ten Jahrhunderts gemacht
Characteve ſind darin[illegible]aß man ſie dazumal alle in Verſen
Natur iſt überall ſo [illegible]ödianten alſo genöthiget geweſen, ſie
Bild davon, ſond[illegible]wendig zu lernen. So lange dieſe Ge-
ſeine Perſon rede[illegible]ire auch der gute Geſchmack noch erhalten
deutiges darin[illegible]o bald die Komödianten aus Faulheit und
ſchet auch in[illegible]auswendiglernen unterlaſſen hätten: ſo wä-
Knechte u[illegible]der vorigen guten Stücke, die abgeſchmackte-

7. §[illegible]auf der Schaubühne eingeriſſen. Denn es hätten
liäner,[illegible]einige mit proſaiſchen Stücken verſuchet; die aber
in K[illegible]ſchlüßigen Komödianten ſehr wären verſtümmelt wor-
G[illegible]Hernach aber hätte man gar nur den Inhalt aller Sce-
d[illegible]mit wenigen Worten entworfen, und es den ſpielenden Per-
ſonen und ihrer natürlichen Fähigkeit überlaſſen, was ſie dabey
für Einfälle haben würden. Daraus wären nun die allerab-
geſchmackteſten Dinge entſtanden, die nur zur Beluſtigung des
unterſten Pöbels hätten dienen können: und dieſes wäre der
Urſprung von dem Verfalle der wälſchen Schaubühne gewe-
ſen. Eben dieſes beſtätiget er noch ausführlicher in ſ. Remar-
ques Hiſtor. & Critiq. ſur tous les Theatres de l'Europe.
Siehe auch des Herrn **Muratori** Vorrede zu den zwölf italie-
niſchen Trauerſpielen, die er unter dem Titel Theatro italiano,
im Jahr 1728. zu Verona in drey Octavbänden herausgegeben
hat. Man ſehe auch des **Creſcimbeni** Hiſtor. della volgar
Poeſia Vol. I. L. IV. cap. 6. wo er doch kein älteres Stück,
als die **Calandra** des Lud. Arioſt von 1524. anführen kann.

9. §. Und in der That hat man aus der Erfahrung ge-
ſehen, daß das italieniſche Theater ſeit etlichen Jahrhunderten
nicht viel kluges hervorgebracht hat. Ihre beſten Komödien
enthalten nichts, als Romanſtreiche, Betrügereyen der Die-
ner, und unendlich viel abgeſchmackte Narrenpoſſen. **Har-
lekin** und **Scaramuz** ſind die ewigen Hauptperſonen ihrer
Schaubühne; und dieſe ahmen nicht die Handlungen des ge-

mei-

…bens nach; ſondern machen lauter ungereimte Strei… …em nicht ſo arg träumen könnten. Ein Monden… …irito Foletto, ein Lederhändler von Pergamo, und …dere, davon das Theatre Italien voll iſt, können …Geſchmack ſattſam bekannt machen. Sie binden …eine Einheit der Zeit und des Orts, ja oft iſt nicht ein… …eine rechte Haupthandlung in ihren Fabeln. Sie ma…en in Paris Parodien auf die ernſthafteſten Stücke, mitten zwiſchen ihren andern Scenen: und erfüllen alles mit Geiſtern, Zaubereyen und Geſpenſtern. Kurz, man kann von den unſinnigen Phantaſien und Schwärmereyen ihrer Komödianten ſagen:

Velut ægri ſomnia, vanæ
Finguntur ſpecies, vt nec pes, nec caput uni
Reddatur formæ.

Man iſt auch dieſer italieniſchen Art ſchon ſo gewohnt, daß man von dergleichen Burlesken nichts kluges mehr vermuthet: und wenn man in dergleichen Komödien lachet; ſo geſchieht es nicht ſowohl über die Thorheiten der darinn aufgeführten Perſonen, als über die närriſchen Einfälle des Verfaſſers ſolcher Spiele. Man leſe nur, was St. **Evremont** von der Komödie der Wälſchen, in einer beſondern Abhandlung für ein Urtheil gefället hat; welche in den eigenen Schriften der deutſchen Geſellſchaft zu finden iſt. Indeſſen haben ſich Herr **Muratori** in ſeiner Poeſia perfetta italiana, und der Marcheſe **Maffei** zu unſern Zeiten bemühet, auch die komiſche Bühne ihrer Nation wieder von dem Unweſen zu ſaubern, darein ſie gerathen war: wiewohl es noch ſchlecht damit von ſtatten gehen will.

10. §. Die Engländer haben zwar auch kein regelmäßiges Theater, indeſſen ſind ſie doch den Italiänern weit überlegen. Sie rühmen vor andern ihren Etherege, Wicherley und **Congreve**, in dieſem Stücke; und **Dryden** ſelbſt hat ſich in Komödien verſuchet. Sonderlich pralen ſie mit ihrem Humour, darinn ſie alte und neue Nationen übertroffen zu

haben

gelegen ſeyn laſſen, der guten Spur der alten Griechen und Römer zu folgen. Riccoboni erzählt uns in ſeiner Hiſtorie der italieniſchen Schaubühne, eine große Menge guter Komödien, die von verſchiedenen Poeten des 15ten Jahrhunderts gemacht worden. Er ſetzt hinzu, daß man ſie dazumal alle in Verſen gemacht, und daß die Komödianten alſo genöthiget geweſen, ſie von Wort zu Wort auswendig zu lernen. So lange dieſe Gewohnheit gedauret, wäre auch der gute Geſchmack noch erhalten worden. Allein, ſo bald die Komödianten aus Faulheit und Unwiſſenheit, das Auswendiglernen unterlaſſen hätten: ſo wären auch, anſtatt der vorigen guten Stücke, die abgeſchmackteſten Poſſen auf der Schaubühne eingeriſſen. Denn es hätten ſich erſtlich einige mit proſaiſchen Stücken verſuchet; die aber von nachläßigen Komödianten ſehr wären verſtümmelt worden. Hernach aber hätte man gar nur den Inhalt aller Scenen mit wenigen Worten entworfen, und es den ſpielenden Perſonen und ihrer natürlichen Fähigkeit überlaſſen, was ſie dabey für Einfälle haben würden. Daraus wären nun die allerabgeſchmackteſten Dinge entſtanden, die nur zur Beluſtigung des unterſten Pöbels hätten dienen können: und dieſes wäre der Urſprung von dem Verfalle der wälſchen Schaubühne geweſen. Eben dieſes beſtätiget er noch ausführlicher in ſ. Remarques Hiſtor. & Critiq. ſur tous les Theatres de l'Europe. Siehe auch des Herrn Muratori Vorrede zu den zwölf italieniſchen Trauerſpielen, die er unter dem Titel Theatro italiano, im Jahr 1728. zu Verona in drey Octavbänden herausgegeben hat. Man ſehe auch des Creſcimbeni Hiſtor. della volgar Poeſia Vol. I. L. IV. cap. 6. wo er doch kein älteres Stück, als die Calandra des Lud. Arioſt von 1524. anführen kann.

9. §. Und in der That hat man aus der Erfahrung geſehen, daß das italieniſche Theater ſeit etlichen Jahrhunderten nicht viel kluges hervorgebracht hat. Ihre beſten Komödien enthalten nichts, als Romanſtreiche, Betrügereyen der Diener, und unendlich viel abgeſchmackte Narrenpoſſen. Harlekin und Scaramuz ſind die ewigen Hauptperſonen ihrer Schaubühne; und dieſe ahmen nicht die Handlungen des gemei-

meinen Lebens nach; ſondern machen lauter ungereimte Streiche, die einem nicht ſo arg träumen könnten. Ein Mondenkaiſer, ein Spirito Foletto, ein Lederhändler von Pergamo, und unzählige andere, davon das Theatre Italien voll iſt, können uns dieſen Geſchmack ſattſam bekannt machen. Sie binden ſich an keine Einheit der Zeit und des Orts, ja oft iſt nicht einmal eine rechte Haupthandlung in ihren Fabeln. Sie machen in Paris Parodien auf die ernſthafteſten Stücke, mitten zwiſchen ihren andern Scenen: und erfüllen alles mit Geiſtern, Zaubereyen und Geſpenſtern. Kurz, man kann von den unſinnigen Phantaſien und Schwärmereyen ihrer Komödianten ſagen:

Velut ægri ſomnia, vanæ
Finguntur ſpecies, vt nec pes, nec caput uni
Reddatur formæ.

Man iſt auch dieſer italieniſchen Art ſchon ſo gewohnt, daß man von dergleichen Burlesken nichts kluges mehr vermuthet: und wenn man in dergleichen Komödien lachet; ſo geſchieht es nicht ſowohl über die Thorheiten der darinn aufgeführten Perſonen, als über die närriſchen Einfälle des Verfaſſers ſolcher Spiele. Man leſe nur, was St. **Evremont** von der Komödie der Wälſchen, in einer beſondern Abhandlung für ein Urtheil gefället hat; welche in den eigenen Schriften der deutſchen Geſellſchaft zu finden iſt. Indeſſen haben ſich Herr **Muratori** in ſeiner Poeſia perfetta italiana, und der Marcheſe **Maffei** zu unſern Zeiten bemühet, auch die komiſche Bühne ihrer Nation wieder von dem Unweſen zu ſaubern, darein ſie gerathen war: wiewohl es noch ſchlecht damit von ſtatten gehen will.

10. §. Die Engländer haben zwar auch kein regelmäßiges Theater, indeſſen ſind ſie doch den Italiänern weit überlegen. Sie rühmen vor andern ihren Etherege, Wicherley und **Congreve**, in dieſem Stücke; und **Dryden** ſelbſt hat ſich in Komödien verſuchet. Sonderlich pralen ſie mit ihrem Humour, darinn ſie alte und neue Nationen übertroffen zu haben

gelegen ſeyn laſſen, der guten Spur der alten Griechen und Römer zu folgen. Riccoboni erzählt uns in ſeiner Hiſtorie der italieniſchen Schaubühne, eine große Menge guter Komödien, die von verſchiedenen Poeten des 15ten Jahrhunderts gemacht worden. Er ſetzt hinzu, daß man ſie dazumal alle in Verſen gemacht, und daß die Komödianten alſo genöthiget geweſen, ſie von Wort zu Wort auswendig zu lernen. So lange dieſe Gewohnheit gedauret, wäre auch der gute Geſchmack noch erhalten worden. Allein, ſo bald die Komödianten aus Faulheit und Unwiſſenheit, das Auswendiglernen unterlaſſen hätten: ſo wären auch, anſtatt der vorigen guten Stücke, die abgeſchmackteſten Poſſen auf der Schaubühne eingeriſſen. Denn es hätten ſich erſtlich einige mit proſaiſchen Stücken verſuchet; die aber von nachläßigen Komödianten ſehr wären verſtümmelt worden. Hernach aber hätte man gar nur den Inhalt aller Scenen mit wenigen Worten entworfen, und es den ſpielenden Perſonen und ihrer natürlichen Fähigkeit überlaſſen, was ſie dabey für Einfälle haben würden. Daraus wären nun die allerabgeſchmackteſten Dinge entſtanden, die nur zur Beluſtigung des unterſten Pöbels hätten dienen können: und dieſes wäre der Urſprung von dem Verfalle der wälſchen Schaubühne geweſen. Eben dieſes beſtätiget er noch ausführlicher in ſ. Remarques Hiſtor. & Critiq. ſur tous les Theatres de l'Europe. Siehe auch des Herrn Muratori Vorrede zu den zwölf italieniſchen Trauerſpielen, die er unter dem Titel Theatro italiano, im Jahr 1728. zu Verona in drey Octavbänden herausgegeben hat. Man ſehe auch des Creſcimbeni Hiſtor. della volgar Poeſia Vol. I. L. IV. cap. 6. wo er doch kein älteres Stück, als die Calandra des Lud. Arioſt von 1524. anführen kann.

9. §. Und in der That hat man aus der Erfahrung geſehen, daß das italieniſche Theater ſeit etlichen Jahrhunderten nicht viel kluges hervorgebracht hat. Ihre beſten Komödien enthalten nichts, als Romanſtreiche, Betrügereyen der Diener, und unendlich viel abgeſchmackte Narrenpoſſen. Harlekin und Scaramuz ſind die ewigen Hauptperſonen ihrer Schaubühne; und dieſe ahmen nicht die Handlungen des gemei-

meinen Lebens nach; ſondern machen lauter ungereimte Streiche, die einem nicht ſo arg träumen könnten. Ein Mondenkaiſer, ein Spirito Foletto, ein Lederhändler von Pergamo, und unzählige andere, davon das Theatre Italien voll iſt, können uns dieſen Geſchmack ſattſam bekannt machen. Sie binden ſich an keine Einheit der Zeit und des Orts, ja oft iſt nicht einmal eine rechte Haupthandlung in ihren Fabeln. Sie machen in Paris Parodien auf die ernſthafteſten Stücke, mitten zwiſchen ihren andern Scenen: und erfüllen alles mit Geiſtern, Zaubereyen und Geſpenſtern. Kurz, man kann von den unſinnigen Phantaſien und Schwärmereyen ihrer Komödianten ſagen:

Velut ægri ſomnia, vanæ
Finguntur ſpecies, vt nec pes, nec caput uni
Reddatur formæ.

Man iſt auch dieſer italieniſchen Art ſchon ſo gewohnt, daß man von dergleichen Burlesken nichts kluges mehr vermuthet: und wenn man in dergleichen Komödien lachet; ſo geſchieht es nicht ſowohl über die Thorheiten der darinn aufgeführten Perſonen, als über die närriſchen Einfälle des Verfaſſers ſolcher Spiele. Man leſe nur, was St. **Evremont** von der Komödie der Wälſchen, in einer beſondern Abhandlung für ein Urtheil gefället hat; welche in den eigenen Schriften der deutſchen Geſellſchaft zu finden iſt. Indeſſen haben ſich Herr **Muratori** in ſeiner Poeſia perfetta italiana, und der Marcheſe **Maffei** zu unſern Zeiten bemühet, auch die komiſche Bühne ihrer Nation wieder von dem Unweſen zu ſaubern, darein ſie gerathen war: wiewohl es noch ſchlecht damit von ſtatten gehen will.

10. §. Die Engländer haben zwar auch kein regelmäßiges Theater, indeſſen ſind ſie doch den Italiänern weit überlegen. Sie rühmen vor andern ihren Etherege, Wicherley und **Congreve**, in dieſem Stücke; und **Dryden** ſelbſt hat ſich in Komödien verſuchet. Sonderlich pralen ſie mit ihrem Humour, darinn ſie alte und neue Nationen übertroffen zu

haben

gelegen seyn lassen, der guten Spur der alten Griechen und Römer zu folgen. Riccoboni erzählt uns in seiner Historie der italienischen Schaubühne, eine große Menge guter Komödien, die von verschiedenen Poeten des 15ten Jahrhunderts gemacht worden. Er setzt hinzu, daß man sie dazumal alle in Versen gemacht, und daß die Komödianten also genöthiget gewesen, sie von Wort zu Wort auswendig zu lernen. So lange diese Gewohnheit gedauret, wäre auch der gute Geschmack noch erhalten worden. Allein, so bald die Komödianten aus Faulheit und Unwissenheit, das Auswendiglernen unterlassen hätten: so wären auch, anstatt der vorigen guten Stücke, die abgeschmacktesten Possen auf der Schaubühne eingerissen. Denn es hätten sich erstlich einige mit prosaischen Stücken versuchet; die aber von nachläßigen Komödianten sehr wären verstümmelt worden. Hernach aber hätte man gar nur den Inhalt aller Scenen mit wenigen Worten entworfen, und es den spielenden Personen und ihrer natürlichen Fähigkeit überlassen, was sie dabey für Einfälle haben würden. Daraus wären nun die allerabgeschmacktesten Dinge entstanden, die nur zur Belustigung des untersten Pöbels hätten dienen können: und dieses wäre der Ursprung von dem Verfalle der wälschen Schaubühne gewesen. Eben dieses bestätiget er noch ausführlicher in s. Remarques Histor. & Critiq. sur tous les Theatres de l'Europe. Siehe auch des Herrn **Muratori** Vorrede zu den zwölf italienischen Trauerspielen, die er unter dem Titel Theatro italiano, im Jahr 1728. zu Verona in drey Octavbänden herausgegeben hat. Man sehe auch des **Crescimbeni** Histor. della volgar Poesia Vol. I. L. IV. cap. 6. wo er doch kein älteres Stück, als die **Calandra** des Lud. Ariost von 1524. anführen kann.

9. §. Und in der That hat man aus der Erfahrung gesehen, daß das italienische Theater seit etlichen Jahrhunderten nicht viel kluges hervorgebracht hat. Ihre besten Komödien enthalten nichts, als Romanstreiche, Betrügereyen der Diener, und unendlich viel abgeschmackte Narrenpossen. **Harlekin** und **Scaramuz** sind die ewigen Hauptpersonen ihrer Schaubühne; und diese ahmen nicht die Handlungen des gemei-

meinen Lebens nach; ſondern machen lauter ungereimte Streiche, die einem nicht ſo arg träumen könnten. Ein Mondenkaiſer, ein Spirito Foletto, ein Lederhändler von Pergamo, und unzählige andere, davon das Theatre Italien voll iſt, können uns dieſen Geſchmack ſattſam bekannt machen. Sie binden ſich an keine Einheit der Zeit und des Orts, ja oft iſt nicht einmal eine rechte Haupthandlung in ihren Fabeln. Sie machen in Paris Parodien auf die ernſthafteſten Stücke, mitten zwiſchen ihren andern Scenen: und erfüllen alles mit Geiſtern, Zaubereyen und Geſpenſtern. Kurz, man kann von den unſinnigen Phantaſien und Schwärmereyen ihrer Komödianten ſagen:

Velut ægri ſomnia, vanæ
Finguntur ſpecies, vt nec pes, nec caput uni
Reddatur formæ.

Man iſt auch dieſer italieniſchen Art ſchon ſo gewohnt, daß man von dergleichen Burlesken nichts kluges mehr vermuthet: und wenn man in dergleichen Komödien lachet; ſo geſchieht es nicht ſowohl über die Thorheiten der darinn aufgeführten Perſonen, als über die närriſchen Einfälle des Verfaſſers ſolcher Spiele. Man leſe nur, was St. **Evremont** von der Komödie der Wälſchen, in einer beſondern Abhandlung für ein Urtheil gefället hat; welche in den eigenen Schriften der deutſchen Geſellſchaft zu finden iſt. Indeſſen haben ſich Herr **Muratori** in ſeiner Poeſia perfetta italiana, und der Marcheſe **Maffei** zu unſern Zeiten bemühet, auch die komiſche Bühne ihrer Nation wieder von dem Unweſen zu ſaubern, darein ſie gerathen war: wiewohl es noch ſchlecht damit von ſtatten gehen will.

10. §. Die Engländer haben zwar auch kein regelmäßiges Theater, indeſſen ſind ſie doch den Italiänern weit überlegen. Sie rühmen vor andern ihren Etherege, Wicherley und **Congreve**, in dieſem Stücke; und **Dryden** ſelbſt hat ſich in Komödien verſuchet. Sonderlich pralen ſie mit ihrem Humour, darinn ſie alte und neue Nationen übertroffen zu haben

viel zu weitläuftig, als daß ſie ſich ſo ins Kurze bringen ließe. Wer den Voſſius de Poetis græcis und latinis lieſt, wird finden, daß es vormals etliche hundert tragiſche Dichter gegeben. Eben das kann man von Engländern im Winſtanley, von Wälſchen im Riccoboni und von Franzoſen in der Bibliotheque des Theatres erſehen. Von der Deutſchen theatraliſchen Poeſie, oder der tragiſchen inſonderheit war ich willens, eine ausführliche Geſchichte zu ſchreiben; zu welchem Ende ich denn eine Sammlung von mehr als 1600 gedruckten Schauſpielen zuſammen gebracht. Ich habe aber aus bewegenden Urſachen, dieſes Vorhaben, einem gelehrten und überaus geſchickten Manne in Wien, Hrn. Weißkern abgetreten, und ihm alles, was ich dahin gehöriges zuſammen gebracht, überlaſſen. Dieſer wird uns, als ein deutſcher Riccoboni, in kurzem dieſes Verlangen erfüllen. Indeſſen kann man theils die Verzeichniſſe alter deutſcher Schauſpiele, die ich bey der erſten Ausgabe meiner deutſchen Schaubühne vorgeſetzet; theils von neuen Stücken, die ſeit zwanzig Jahren, ſeit dem mein Cato dieſe Art von Dichtkunſt rege gemachet, das Regiſter nachleſen, das ich davon in dem Maymonate des Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit, dieſes 1751. Jahres, bekannt gemachet habe.

Des I. Abſchnitts XI. Hauptſtück.

Von Komödien oder Luſtſpielen.

1. §.

Die Komödie iſt, wenigſtens dem Namen nach, jünger, als das Trauerſpiel: denn in der That waren ſie vor Alters einerley; da man noch, dem Bacchus zu Ehren, die ſchimpflichſten Lieder an Feſttagen zu ſingen pflegte, und ſelbige Tragödien nannte. Als aber die geſcheideſten Köpfe ſich allmählich von dem niederträchtigen und unflätigen Zeuge entfernten, und ernſthaftere Sachen in ihren Schauſpielen aufführeten: ſo wurden ſie auch in Städten beliebt, ja die Obrigkeit ſelbſt nahm die Komödianten in ihren Sold, und ließ auf öffentliche Koſten Schauplätze bauen, die nöthigen Sänger zum Chore unterhalten, und alles nöthige Zubehör der Schaubühne anſchaffen. Wenn nun ein Poet ein neues Stück fertig hatte: ſo gab man ihm den Chor; wie ſie redeten: das iſt, man kaufte es ihm ab, und ließ es von den Komödianten aufführen. Indeſſen waren die Ueberbleibſel der alten unflätigen Tragödien noch auf den Dörfern und Flecken im Schwange geblieben. Das gemeine Volk findet allezeit mehr Geſchmack an Narrenpoſſen und garſtigen Schimpfreden; als an ernſthaften Dingen. Den witzigen Stadtleuten in Athen ſchien dieſe Art der Beluſtigungen zu abgeſchmackt; weil ſie ſchon etwas Edleres in der Tragödie gefunden hatten. Sie mögen alſo wohl dieſen bäuriſchen Luſtbarkeiten, zum Schimpfe, den Namen der Komödien gegeben haben, als welcher von κωμη und ωδη herkömmt, und alſo ein Dorflied bedeutet. Allmählich wurden doch auch die Verfertiger dieſer Stücke gewahr, daß die Tragödienſchreiber ihre Spiele beſſer einrichteten. Sie ahmeten denenſelben alſo mehr und mehr nach, bis ihre

auch nicht länger, als etliche Stunden, nicht aber ganze Tage und Nächte dauren. Die Eintheilung derselben muß eben sowohl, wie oben in Trauerspielen, in fünf Aufzüge geschehen; ungeachtet die Italiener nur dreye zu machen pflegen. Denn auf diese Art werden sie gemeiniglich gar zu lang, und bekommen so viel Auftritte hinter einander, daß man sich verwirret. Man zählt aber die Scenen nach dem Auf- und Abtritte einer Person. So bald eine kömmt, oder eine weggeht, so rechnet man einen neuen Auftritt: und nachdem sie kurz oder lang gerathen, nachdem müssen ihrer auch viele, oder wenige zu einem Aufzuge seyn. Das merke ich hier abermal an, daß die Schaubühne niemals ganz leer werden muß, als bis der Aufzug aus ist. Es läßt häßlich, wenn hier ein Paar Personen davon laufen, und dort ein Paar frische hervor treten, die mit einander kein Wort zu wechseln haben: und da kann es leichtlich kommen, daß die Zwischenfabeln nicht recht mit der Hauptfabel zusammen hängen. Wenn also jemand auftritt, so muß er allezeit jemanden finden, mit dem er redet: und wenn jemand weggeht, so muß er einen da lassen, der die Bühne füllet, es wäre denn, daß er mit Fleiß dem Neuankommenden ausweichen wollte. Das heißt beym Boileau:

Et les Scenes toujours l'une à l'autre liées.

19. §. Da ich von Auftritten handele, so muß ich auch der einzelnen gedenken, wo nur eine Person auftritt. Bey den Alten zwar hatten diese mehr Wahrscheinlichkeit, als bey uns; weil nämlich damals der Chor allezeit auf der Bühne stund, und mit für eine Person anzusehen war: folglich redete da die einzelne Person nicht mit sich selbst. Bey uns aber ist die Bühne leer; und die Zuschauer gehören nicht mit in die Komödie: folglich hat die Person niemanden, den sie anreden könnte. Kluge Leute aber pflegen nicht laut zu reden, wenn sie allein sind; es wäre denn in besondern Affecten, und das zwar mit wenig Worten. Daher kommen mir die meisten einzelnen Scenen sehr unnatürlich vor; und außer

der

der erſten im eingebildeten Kranken, wüßte ich faſt keine zu nennen, die mir gefallen hätte. Eben darum habe ich auch aus des Herrn von Hollbergs Bramarbas den erſten Auftritt, den Schlaukopf allein hatte, und der ziemlich lang war, ganz weggelaſſen; auch in dem Kannengießer an einigen Stellen ſolche kleine Fehler zu vermeiden geſucht. Man hüte ſich alſo davor, ſo viel man kann; welches auch mehrentheils angeht: wenn man dem Redenden nur ſonſt jemand zugiebt, der als ein Vertrauter, oder Bedienter, das, was er ſagt, ohne Gefahr wiſſen und hören darf. Eben ſo übel ſteht es, wenn jemand für ſich auf der Schaubühne redet, doch ſo, daß der andere, der dabey ſteht, es nicht hören ſoll; gleichwohl aber ſo laut ſpricht, daß der ganze Schauplatz es verſtehen kann. Was hierinn für eine Wahrſcheinlichkeit ſtecke; das habe ich niemals ergründen können: es wäre denn, daß die anweſenden Perſonen auf eine ſo kurze Zeit ihr Gehör verlohren hätten. Siehe von beyden Stücken des Abts Hedelin von Aubignac Buch, von Ausübung der theatraliſchen Dichtkunſt, nach des Herrn von Steinwehr Ueberſetzung.

18. §. Von den Characteren in der Komödie iſt weiter nichts beſonders zu erinnern; als was bey der Tragödie ſchon vorgekommen iſt. Man muß nämlich die Natur und Art der Menſchen zu beobachten wiſſen, jedem Alter, jedem Stande, jedem Geſchlechte, und jedem Volke ſolche Neigungen und Gemüthsarten geben, als wir von ihnen gewohnt ſind. Kömmt ja einmal was außerordentliches vor; z. E. daß etwa ein Alter nicht geizig, ein Junger nicht verſchwenderiſch, ein Weib nicht weichherzig, ein Mann nicht beherzt iſt: ſo muß der Zuſchauer vorbereitet werden, ſolche ungewöhnliche Charactere für wahrſcheinlich zu halten; welches durch Erzählung der Umſtände geſchieht, die dazu etwas beygetragen haben. Man muß aber auch die lächerlichen Charactere nicht zu hoch treiben. So bald der Zuſchauer glauben kann, ſo gar thöricht würde wohl kein Menſch in der Welt ſeyn: ſo bald verliert der Character ſeinen Werth. Darinn verſtoßen

es zuweilen auch die beſten Poeten; wie oben von Molierens Geizhalſe bemerket worden. Terenz iſt hierinn überaus geſchickt geweſen: denn alle ſeine Bilder leben. Boileau ſchreibt davon:

Contemplez, de quel air un Pere dans Terence,
Vient d'un Fils amoureux gourmander l'Imprudence.
De quel air cet amant écoute ſes Leçons,
Et court chez ſa Maitreſſe oublier ces Chanſons.
Ce n'eſt pas un Portrait, une Image ſemblable,
C'eſt un Amant, un Fils, un Pere veritable.

Eben das Zeugniß hat ihm Fenelon in ſeinen Gedanken über die Komödie, vor dem I. B. meiner Schaubühne gegeben. Siehe auch in dem erſten Theile der eigenen Schriften der deutſchen Geſellſchaft, des Herrn von Brück Gedicht von der Dichtkunſt, an verſchiedenen Orten, ſonderlich auf der 20. und folgenden Seite, wo von der Komödie gehandelt wird.

21. §. Von den Affecten iſt hier ebenfalls nichts neues zu ſagen; als daß man die tragiſchen, nämlich die Furcht, das Schrecken und Mitleiden zu vermeiden habe. Daher hat Destouches viel gewaget, da er in ſeinem Verſchwender dieſen Affect zu erregen geſucht; doch ſo, daß er ſich endlich wieder in Freude verwandelt. Indeſſen haben Stücke dieſer Art in Paris ziemlichen Beyfall gefunden; und faſt eine neue Art von Komödien zu machen angefangen, die man die heulende, (larmoyante) nennet. So hat man denn des Boileau Regel ganz vergeſſen, wenn er in ſeiner Dichtkunſt ſchreibt:

Le Comique, ennemi des Soupirs & des Pleurs,
N'admet point, dans ſes Vers de tragiques Douleurs.

Allein, wenn man dergleichen Stücke, wie ich oben gedacht, bürgerliche Trauerſpiele nennet; oder Tragikomödien taufet: ſo könnten ſie ſchon bisweilen ſtatt finden. Siehe der deutſchen Schaubühne III. Theil. Alle übrige Leidenſchaften

finden

finden in der Komödie auch ſtatt. Ein zorniger Chremes, ein verliebter Pamphilus, ein ſtolzer Thraſo, ein luſtiger Davus, u. d. m. das ſind ſolche Gemüthsbewegungen, die eben kein Schrecken, auch keine Verwunderung erwecken. Menedemus im Terenz iſt zwar ſo beſchaffen, daß er gleich ein Mitleiden bey uns erwecket: doch da ſolcher Affect nur gelinde bleibt; ſo iſt es eben kein Fehler. Von der Liebe und Luſtigkeit darf man wohl keine Regeln geben: denn darauf verfallen die gemeinſten Komödienmacher von ſich ſelbſt. Sie mögen ſich nur in acht nehmen, daß ſie in der erſten, nicht die Geſetze der Schamhaftigkeit und Zucht; in der andern den Wohlſtand nicht aus den Augen ſetzen. Das will Boileau:

Mais ſon emploi n'eſt pas d'aller dans une place,
De mots ſales & bas charmer la populace.
Il faut que ſes Acteurs badinent noblement.

Dieſe Regel iſt um deſto nöthiger zu wiederholen, und einzuſchärfen; da auch Leute, die ſich einer verbeſſerten Schaubühne rühmen, ja ſich ſelbſt für die Verbeſſerer derſelben ausgeben, mit ſolchen Fratzen aufgezogen kommen; und durch das niedrigſte Zeug ihre Zuhörer zu beluſtigen ſuchen. Ja ſie mengen wohl in ſolche Stücke Zoten ein, die von ihren Verfaſſern aufs ehrbarſte abgefaſſet worden: wie es in dem Geſpenſte mit der Trummel gegangen, welches im II. Theile der deutſchen Schaubühne ſteht.

22. §. Und dieſes führet mich endlich auf die Schreibart der Komödien. Sie beſteht aus den Gedanken und Ausdrückungen derſelben: und hierinn iſt die Komödie von der Tragödie ſehr unterſchieden. Das macht, daß dort faſt lauter vornehme Leute; hier aber Edelleute, Bürger und geringe Perſonen, Knechte und Mägde vorkommen: dort die heftigſten Gemüthsbewegungen herrſchen, die ſich durch einen pathetiſchen Ausdruck zu verſtehen geben; hier aber nur lauter lächerliche und luſtige Sachen vorkommen, wovon man in der gemeinen Sprache zu reden gewohnt iſt.

Es

Es muß alſo eine Komödie eine ganz natürliche Schreibart haben, und wenn ſie gleich in Verſen geſetzt wird, doch die gemeinſten Redensarten beybehalten. Hierinn iſt Terenz abermal unvergleichlich. Molieren hat Fenelon in ſeinen Reflex. ſur la Rhetorique & la Poetique deswegen getadelt; wie ich oben aus ihm bereits angeführet habe. Siehe die deutſche Ueberſetzung davon vor dem erſten Theile der deutſchen Schaubühne. Diejenigen machen es alſo nicht gut, die ſich in ihren Komödien, nach dem böſen Muſter der heutigen Franzoſen, einer gekünſtelten, und durchgehends ſinnreichen Schreibart bedienen. Ein ſo gedrechſelter Ausdruck iſt der täglichen Sprache des Umganges gar nicht ähnlich, und ſtellet alſo ein Stück aus einer andern Welt vor. Dabey entſteht nun die Frage: Ob man auch in Verſen Komödien ſchreiben könne? Menander, Terenz und Moliere habens gethan; warum ſollte es denn bey uns nicht angehen? Wir haben auch im Deutſchen ſchon etliche Exempel davon erlebet, die nicht übel gerathen ſind. Nur muß keine poetiſche Schreibart darinnen herrſchen, und außer dem Sylbenmaaße ſonſt nichts gleißendes, oder gekünſteltes dabey vorkommen. Es ſchicken ſich aber nach dem Muſter der Alten, keine andere, als jambiſche Verſe dazu, und zwar lange ſechsfüßige, oder gar achtfüßige, mit ungetrennten Reimen; oder welches noch beſſer wäre, ohne alle Reime, wie auch die Italiener des XV. Jahrhunderts ſie gemacht haben, und die Engländer ſie noch dieſe Stunde machen. Man ſehe, was davon im VI. und VII. Bande der kritiſchen Beyträge für Streitſchriften gewechſelt worden.

23. §. Von der Luſtigkeit im Ausdrucke möchte mancher fragen, wie man dazu gelangen könne? Ich antworte, das Lächerliche in den Komödien muß mehr aus den Sachen, als Worten beſtehen. Die ſeltſame Aufführung närriſcher Leute, macht ſie auslachenswürdig. Man ſehe einen Bramarbas und Stiefelius, einen deutſchen Franzoſen und politiſchen Kannengießer in unſerer Schaubühne an: ſo wird man ſich des Lachens nicht enthalten können; obgleich kein

Wort

Wort an ſich lächerlich iſt. So macht auch der Bock im Proceſſe und der Hypochondriſt gewiſſe Fehler der Juriſten und Aerzte höchſtlächerlich: der ungleichen Heirath zu geſchweigen, die den Stolz auf die Wapen und den alten Adel, imgleichen die ausſchweifende Luſt zum Jagen, auch ohne poſſirliche Worte, durch ſich ſelbſt, zum Gelächter macht. Dieſes iſt nun das wahre Beluſtigende in der Komödie. Allein kleine Geiſter, die keine Einſicht in die Morale beſitzen, und das ungereimte Weſen in den menſchlichen Handlungen weder wahrnehmen, noch ſatiriſch vorſtellen können, haben ſich auf eine andere Art zu helfen geſucht. Sie haben das Lächerliche nicht in den Sachen, ſondern in närriſchen Kleidungen, Worten und Gebärden zu finden gemeynet. Daher haben Harlekin und Scaramuz die Hauptperſonen ihrer Luſtſpiele werden müſſen. Dieſe müſſen durch bunte Wämſer, wunderliche Poſituren und garſtige Fratzen, den Pöbel zum Gelächter reizen. Von dieſen allen haben die Alten nichts gewußt: und es gehört mit unter die phantaſtiſchen Erfindungen der Italiener, die jemand in der Vorrede zu einer franzöſiſchen Komödie, Harlequin aux Champs Eliſées, verſpottet hat. Siehe des Pater **Poree** Rede: ob die Schaubühne eine Schule guter Sitten ſeyn kann? ſo, wie der Herr Profeſſor **May** dieſelbe überſetzet, und mit einer feinen Abhandlung vermehret hat.

24. §. **Terenz** hat ſeine Komödie, ohne eine luſtige Perſon, lächerlich genug zu machen gewußt: das neue franzöſiſche Theater hat gleichfalls bisher keinen Harlekin nöthig gehabt, die Zuſchauer zu beluſtigen; obgleich **Moliere** darinn ein böſes Exempel gegeben hatte. **Destouſches**, und einige andere nämlich, haben ſich gar wohl ohne dieſe phantaſtiſche Perſon behelfen können: und ein Poet ſetzet ſich wirklich in Verdacht, als verſtünde er ſein Handwerk, das iſt, die Satire nicht; wenn er ohne die Beyhülfe eines unflätigen Poßenreißers, nichts luſtiges auf die Schaubühne bringen kann. **Boileau** hat dieſe ſchmutzigen Zoten ſeinen Schülern ernſtlich unterſagt; und den **Moliere** ſelbſt nicht geſchont,

der ſich auch oft dem Pöbel in dieſem Stücke bequemet hatte. Er ſchreibt:

Etudiez la Cour, & connoiſſez la Ville:
L'une & l'autre eſt toujours en Modéles fertile.
C'eſt par là, que Moliere, illuſtrant ſes ecrits,
Peut-être de ſont Art eût remporté le prix;
Si moins Ami du Peuple, en ſes doctes Peintures,
Il n'eut point fait ſouvent grimacer les Figures;
Quitté pour le bouffon, l'agreable & le fin,
Et ſans Honte à Terence allié Tabarin.

Hieraus iſt nun leicht zu ſchließen, was von dem Theatre Italien und Theatre de la Foire, wo lauter abgeſchmacktes Zeug vorkömmt, für ein Werks zu machen ſey: darüber ein Kluger entweder gar nicht lacht, oder ſich doch ſchämt, gelachet zu haben; imgleichen was von allen deutſchen Narren zu halten ſey, ſie mögen nun von alter Erfindung ſeyn, wie Hans Wurſt oder Pickelhering, deſſen ſich Weiſe noch immer bedienet hat; oder auch von neuer Art, wie der ſogenannte Peter, oder Criſpin, oder wie ſie ſonſt heißen mögen. Eben die Gründe, die wider jene ſtreiten, ſind auch allen dieſen Geſchöpfen einer unordentlichen Einbildungskraft zuwider, die kein Muſter in der Natur haben.

25. §. Maſchinen müſſen in Komödien nicht vorkommen: weil die Götter ſich in die thörichten Handlungen ſchlechter Leute nicht miſchen. Eben darum iſt Timon der Miſanthrop nicht zu billigen, der in dem dritten B. der eigen. Schr. der deutſchen Geſellſchaft überſetzt iſt; weil hier der Gott Merkur mit auftritt. Die Zaubereyen oft anzubringen, das iſt auch nichts ſchönes; weil es nicht mehr wahrſcheinlich iſt: es wäre denn auf dieſe Art, wie es in dem Geſpenſte mit der Trummel geſchehen iſt. Gleichwohl haben die neuern Franzoſen auch die Hexenmährchen auf die Bühne zu bringen angefangen: und es wäre gut, wenn unſere Leute

ſie nur nicht gleich nachgeäffet hätten. Die Kleidungen der Perſonen müſſen nach ihrem Character und Stande eingerichtet ſeyn: nur Harlekin hat hier, ich weis nicht warum, eine Ausnahme. Er ſoll zuweilen einen Herrendiener bedeuten: allein, welcher Herr würde ſich nicht ſchämen, ſeinem Kerle eine ſo buntſcheckigte Liberey zu geben? Scapin hat eine ſpaniſche Tracht; und das kann man in einem ſpaniſchen Stücke ſchon gelten laſſen: allein bey uns ſchickt ſichs nicht. Den Scaramuz, Pantalon, Anſelmo, Doctor und Capitain, Pierrot und Mezetin, und wie die närriſchen Perſonen der italieniſchen Komödien alle heißen, können wir auch entbehren. Denn warum ſoll man immer bey einerley Perſonen bleiben?

26. §. Die Namen dörfen auch in einer Komödie nicht aus der Hiſtorie genommen werden. So bald die Perſonen neue Characteré haben, müſſen ſie auch neue Namen bekommen: um die Verwirrung zu vermeiden, die ſonſt bey dem Zuſchauer vieler Luſtſpiele entſtehen könnte. Die Verzierungen der Schaubühne ſtellen den Ort vor, wo die ganze Fabel geſpielet wird. Gemeiniglich iſt es ein Bürgerhaus, oder eine Gaſſe der Stadt, da man an beyden Seiten verſchiedene Häuſer ſieht. Nur muß man keine Beſuche auf der Gaſſe abſtatten laſſen, wie Bramarbas thut: es wäre denn, daß er ſich mit der Sänfte bis in das Zimmer hätte tragen laſſen. Die Muſik anlangend, ſo wiſſen wir, daß in der neuen Komödie, und bey den Römern keine Chöre gebraucht worden. Indeſſen ſteht auch auf den terenziſchen Komödien: Modos fecit Flaccus Claudii F. Tibiis paribus dextris & ſiniſtris. Was das zu bedeuten habe, das mögen die Liebhaber der Alterthümer unterſuchen. Vermuthlich hat man zwiſchen den Handlungen, an ſtatt der vormaligen Oden, eine kleine Muſik damit gemacht: denn daß die ganze Komödie abgeſungen, und mit einer Inſtrumentalmuſik wäre begleitet worden; davon findet man nicht die geringſten Spuren.

27. §. Wir Deutschen haben uns so lange mit Uebersetzungen aus dem Französischen beholfen, bis wir allmählich Poeten bekommen haben, die selbst was regelmäßiges machen können. In meiner Schaubühne habe ich ihnen nunmehr auf die zwanzig und mehr Muster von der guten Art vorgeleget; wenn sie sich den Geschmack nach diesen bilden, so werden sie auf keinen unrechten Weg gerathen. Es sind auch bereits mancherley Proben von guten Köpfen gemacht worden, die man an verschiedenen Orten mit Beyfall aufgeführet hat. Es kömmt nur darauf an, daß unsere großen Herren sich endlich einen Begriff von deutschen Schauspielen beybringen lassen: denn so lange sie nur in ausländische Sachen verliebt sind, so lange ist nicht viel zu hoffen. Etliche von unsern Komödianten haben ihre Schaubühne allbereit bey vielen Kennern, durch die ordentlichsten und auserlesensten Stücke, beliebt gemacht. Selbst in Wien hat man schon angefangen, einen Geschmack an regelmäßigen Stücken zu bekommen: und unsers Durchl. Kön. Churprinzen, und der Kön. Churprinzessinn Hoheiten, haben sie verschiedene mal ihrer Gegenwart gewürdiget. Ich schweige, was in andern großen Städten, auf verschiedenen Gymnasien und Schulen in ganz Deutschland geschehen ist: und wenn sie fortfahren, so wird mit der Zeit auch in diesen Stücke Deutschland den Ausländern nichts nachgeben dörfen.

Des I. Abſchnitts XII. Hauptſtück.

Von Elegien, das iſt, Klagliedern und verliebten Gedichten.

1. §.

Die Elegie iſt eins von den vornehmſten Gedichten der alten Griechen und Römer geweſen, und verdient alſo wohl eine beſondere Betrachtung. Sie kömmt dem Horaz ſo merkwürdig vor, daß er ſich in ſeiner Dichtkunſt gar ſorgfältig um ihren Erfinder bemüht:

Quis tamen exiguos elegos emiſerit auctor,
Grammatici certant, et adhuc ſub judice lis eſt.

Er nennt ſie in dieſer Stelle exiguos, das iſt ſo viel, als eine niedrige Art von Gedichten. Sonſt wird ſie auch humilis, triſtis, querula u. ſ. w. genennet, welches alles uns den innern Character derſelben, ſattſam zu verſtehen giebt. Sie ſoll nämlich in einer natürlichen und fließenden Schreibart abgefaſſet werden, einen traurigen Inhalt haben, und faſt aus lauter Klagen beſtehen. Die Exempel der Alten bekräftigen dieſen Begriff: und wir mögen entweder den **Kallimachus**, den **Ovid**, **Tibull** und **Properz**, oder ſonſt jemanden vornehmen; ſo werden ihre Elegien allezeit etwas Trauriges oder Verliebtes in ſich faſſen. Des andern Libri Triſtium z. E. beſtehen aus lauter Elegien, die er aus Scythien nach Rom, als Klageſchreiben abgelaſſen: und der beyden letztern Gedichte, ſind faſt allezeit in einem traurigen oder verliebten Affecte abgefaſſet.

2. §. Doch hat Horaz angemerket, daß man allmählich von dieſer alten Regel der Elegien in etwas abgewichen ſey, und auch wohl vergnügende Sachen darinn abgefaſſet habe.

Verſibus impariter junctis querimonia primum,
Poſt etiam incluſa eſt voti ſententia compos.

Wir können dahin die ſcherzhaften und verliebten Gedichte rechnen, die vielmals von luſtigem Inhalte ſind, und doch gar geſchicklich in dieſer Art von Verſen abgefaſſet worden. Die Urſache davon iſt wohl dieſe: weil eben die niedrige und natürliche poetiſche Schreibart, die ſich zu jenen ſchicket, auch hier von rechtswegen ſtatt findet. Denn bey der Luſt und im Lachen ſchickt es ſich eben ſo wenig, mit hochtrabenden Worten gleichſam auf Stelzen zu gehen, als in der Betrübniß. Eine geſchminkte Schreibart würde hier, durch ihr künſtliches Weſen nur anzeigen, daß der Witz mehr Theil an der Schrift habe, als das Herz. Wo aber das iſt, da macht kein Affect einen guten Eindruck bey dem Leſer. Das macht, die Natur wird dadurch nicht nachgeahmet, ſondern verlaſſen: und ein ſolcher Poet erregt zuweilen gar ganz widrige Leidenſchaften.

3. §. Aus der letzt angeführten horaziſchen Stelle ſehen wir aber auch, was für Verſe zu einer Elegie gehören. Der Poet nennet ſie impariter junctos, ungleich zuſammengeſetzte, oder abwechſelnde Verſe von zweyerley Gattung. Dieſes ſind nun theils die langen heroiſchen, theils die kürzern fünffüßigen Verſe der Griechen und Lateiner, davon wir oben ſchon im XII. Capitel des I. Theils, etliche Exempel in deutſcher Sprache gegeben haben. Z. E. Tibull ſchreibt an den Meſſalla, im I. Buche, in der I. Elegie:

Te bellare decet terra, Meſſalla, mariqus,
Vt domum hoſtiles perferas exuvias:
Me retinent vinctum formoſæ vincla puellæ,
Et ſedeo duras janitor ante fores.
Non ego laudari cupio, mea Delia! tecum,
Dum modo ſim, quæſo, ſegnis inersque vocer.

So ſehen nun alle lateiniſche Elegien aus, und ich wundere mich daher, warum Franzoſen und Engelländer ſich nicht bemühet haben, dieſem Muſter zu folgen. Dieſe machen auch zwar Elegien, dem Namen und Inhalte, aber nicht

der

der äußerlichen Geſtalt nach. Auch Marot z. E. hat XXVII. Elegien gemacht, aber alle in ungetrennten Reimen:

ELEGIE PREMIERE.

Quand j'entreprins t'ecrire ceſte lettre,
Avant qu'un mot a mon gré ſçeuſſe mettre;
En cent façons elle fut commencée,
Plutoſt eſcrite, & plustoſt effacée &c.

Nicht beſſer macht es Ronſard, von dem wir XXIX. haben. In der I. an den König Heinrich den III. hebt er ſo an:

Je reſſemble, mon Prince, au preſtre d'Apollon,
Qui n'eſt jamais attaint du poignant aiguillon,
Ou ſoit de Prophetie, ou ſoit de Poeſie,
S'il ne ſent de ſon Dieu ſon ame eſtre ſaiſie.

Desportes, der um eben die Zeiten für einen Meiſter in Elegien gehalten worden, macht es nicht anders. z. E.

Apres avoir paſſé tant d'étranges traverſes,
Apres avoir ſervis tant de beautez diverſes,
Avoir tant combatu, travaillé, ſupporté,
Sous la charge d'amour le guerrier indomté &c.

Wollen wir uns bey den Engländern umſehen, ſo werden wir auch nichts beſſers finden. Z. E. Graf Rocheſter überſetzet Ovids IX. Elegie des II. B. folgender Geſtalt:

O Love! how cold and ſlow to take my part?
Thou idle Wanderer about my Heart:
Why, thy old faithful Souldier, wilt thou ſee,
Oppreſt in thy own Tents? They murther me.

Am allerbeſten machen es alſo noch die Wälſchen, wenn ſie ihre Reime wenigſtens miſchen, obgleich die Zahl der Sylben in allen Verſen gleich bleibt. Z. E. Arioſts I. Elegie hebt ſo an:

ELEGIA I.

Oh ne miei danni più che'l giorno chiara,
Crudel maligna e ſcelerata notte,
Chio ſperai dolce & or trovo ſi amara:
Sperai ch'uſcir delle Cimmerie grotte,
Tenebroſa doveſſi, & veggio ch'ai,
Quante lampade à il Ciel teco condotte &c.

4. §. Weit beſſer hat **Opitz** bey uns gethan, da er uns in ſeinen poetiſchen Wäldern Muſter gewieſen, in was für Verſen wir Deutſchen Elegien machen könnten, die den lateiniſchen, wo nicht ganz gleich, doch einigermaßen ähnlich wären. Z. E.

Elegie.

Indem die Sonne ſich hat in das Meer begeben,
Und das geſtirnte Haupt der Nacht herauſſer bricht
Sind Menſchen, Vieh und Wild, wie gleichſam ohne Leben,
Der Mond beſcheinet uns auch kaum mit halbem Licht.
Ich, ob ſchon alles ſchläft, muß unaufhörlich wachen,
Von vielen Tagen her, und wallen ohne Ruh.
Iſt ſchon die ganze Welt befreyt von ihren Sachen,
So thu ich doch vor Lieb und Angſt kein Auge zu.
Auch dich, Aſterie, hat ganz der Schlaf erfüllet ꝛc.

Eben dergleichen verliebte Gedichte mehr, ſtehen in dieſem IV. B. ſ. poet. Wälder, kurz vor dem angeführten: da er zwar den Namen der Elegie nicht ausdrücklich darüber geſchrieben, aber doch alles, was dazu gehöret, beobachtet hat. Sie fangen an: **Die Sonn hat ihre Reiſ' ꝛc. Die Pein, mit der ich mich ꝛc. Werd ich die Zeit wohl ſehn ꝛc.** Und damit uns gar kein Zweifel übrig bleiben möchte: ſo hat er uns auch zeigen wollen, daß man die lateiniſchen Elegien in dieſer Art von Verſen deutſch überſetzen müſſe, wenn er uns die XVII. aus dem erſten Buche des **Properz**, an Cynthien, zur Probe gegeben hat. Sie hebt lateiniſch ſo an:

Hæc certe deſerta loca, & taciturna querenti,
Et vacuum Zephyri poſſidet aura nemus.

Hic

Hic licet occultos proferre impune dolores,
Si modo ſola queant ſaxa tenere fidem. &c.

Und er hat ſie ſo deutſch gegeben.

Auf dieſer wüſten Stätt', in dieſer ſtillen Heide,
Da niemand innen wohnt, als nur der Weſtenwind;
Da kann ich ungeſcheut genug thun meinem Leide,
Wo auch die Steine nur ſtill und verſchwiegen ſind.

Daß nun dieſer Vater unſerer Poeſie, in Ermangelung des rechten Sylbenmaßes der lateiniſchen Elegien, hierinn wohl gewählet habe, iſt leicht zu erachten. Die abwechſelnde Ungleichheit der Zeilen macht hauptſächlich, daß die Elegie ſo traurig und beweglich klingt. Hergegen wann zween Verſe von gleicher Länge auf einander folgen, da klingt es zu geſetzt und herzhaft: der Inhalt ſey ſo zärtlich als er wolle. Und dieß iſt der Fehler franzöſiſcher Elegien. Indeſſen wollte ich nicht zuwider ſeyn, wenn jemand auch fünffüßige Jamben auf eben die Art abwechſeln wollte, wie ich im II. Bande meiner Gedichte ein paar male verſuchet habe.

5. §. Dieſem Vorgänger ſind ſeine erſten und beſten Schüler getreulich gefolget. So hat z. E. **Flemming** auf der 99. S. des II. B. ſeiner poet. Wälder, eine Elegie an ſein Vaterland geſchrieben; und theils den innern Character, theils die äußere Geſtalt derſelben ſehr wohl beobachtet. Ich will nur etwas aus dem Schluſſe zur Probe anführen, daraus man ſich ein Muſter ſeines zärtlichen, aber ſchamhaften Ausdruckes in Liebesſachen, nehmen kann:

Zwar es geſtattet mir das kaſpiſche Geſtade,
Daß ich um ſeinen Strand mag ungehindert gehn:
Auch bittet mich zur Zeit, zu ihrem ſchönen Bade,
Auf Urlaub des Hyrkans, manch Aſiſche Siren.
Ich bin den Nymphen lieb, den weichen Zirkaßinnen,
Dieweil ich ihnen fremd und nicht ſo häßlich bin:
Und ob einander wir ſchon nicht verſtehen können;
So kann ihr Auge doch mich günſtig nach ſich ziehn.
Was aber ſoll ich ſo und auf der Flucht nur lieben?
Cupido wird durch nichts als Stetigkeit vergnügt:

haftigkeit, so verliebt gegen ihren Buhler erkläret, als man nimmermehr gedacht haben sollte. Im Schlusse wünscht sie noch, der Himmel solle in ihre Flammen blasen, und dessen Gunst solle ihnen Zibeth und Bisam zuwehen. Zuletzt aber, will sie ihm gleichfalls zeigen, daß sie auch mit einer spitzfündigen Antithesis ihr Schreiben endigen könne, indem sie setzt:

Mein Brieflein schließ ich zu, und meine Kammer auf.

8. §. Ich überlasse es einem jeden, die übrigen Heldenbriefe nach dieser Art auch durchzugehen; als die noch weit mehr solche verschwendete Scharfsinnigkeiten, an unrechten Stellen angebracht, zeigen werden. Sonderlich lese man die Schreiben Abälards und Heloisen, und erwäge, was selbige für unzüchtige Wortspiele und Zweydeutigkeiten in sich enthalten, die sich ein ehrbares Gemüth zu lesen schämet: so wird man gestehen: es schicke sich auf Hofmannswaldaus Elegien nichts besser, als was Kaniz von den verliebten Poeten überhaupt schreibt.

Ein andrer, von dem Pfeil des Liebens angeschossen,
Eröffnet seinen Schmerz mit hundert Gaukelpossen,
Daß man gesundern Witz bey jenem Tänzer spürt,
Den die Tarantula mit ihrem Stich berührt.
Was er von Jugend auf aus Büchern abgeschrieben,
Das wird mit Müh und Angst in einen Vers getrieben;
Die Seufzer, wie er meynt, erweichen Kieselstein,
Die voll Gelehrsamkeit und wohlbelesen seyn.
Des Aetna Feuerkluft muß seiner Liebe gleichen.
Und aller Alpen Eis der Liebsten Kälte weichen.
Indessen aber wird das arme Kind bethört,
Und weis nicht, was sie fühlt, wenn sie dergleichen hört.
Ja, wenn ihr Korydon gebückt zu ihren Füssen,
Der Klagen Bitterkeit ein wenig zu versüssen,
Nichts anders, als Zibeth und Ambra von sich haucht.
Und sie kein Bibergeil zum Gegenmittel braucht:
So mag des Mörders Hand, was ihm von seinem Dichten
Noch etwan übrig bleibt, auf ihre Grabschrift richten.

Daß sich indessen durch Hofmannswaldaus Exempel viele andere Poeten haben verblenden lassen, das braucht keines

keines Beweiſes. Man darf nur Zieglers und Lehms bibliſche Heldenliebe nachſchlagen, ſo wird man ſehen, daß ſie ihren Meiſter nicht nur erreichet, ſondern oft übertroffen haben. Z. E. Wenn Adam an die Eva ſchreibt, ſo redet er von Mordtrompeten, von der Tugend Lorberreis; von der Sichel ſcharfer Sorgen; ja von Gift, Gicht, Peſt, Fieber, Leichen, Tod und Hölle: die er gewiß im Stande der Unſchuld nicht kannte. Und wie klingt folgendes?

Es darf kein harter Stahl viel tiefe Furchen ziehen,
Das ſegenreiche Feld trägt ungedüngte Frucht.
Es darf ſich keine Hand bis auf den Schweiß bemühen,
So Feld als Baum und Thier ſteht in beſtallter Zucht.
Das holde Paradies ſchafft tauſend Lieblichkeiten,
Der Blumen Ambra ſchenkt den lieblichſten Geruch.
Der Tuberroſen Kraft will Tulp und Klee beſtreiten,
Der Wieſen bunte Pracht, iſt ein geſticktes Tuch.
Wo Roſ und Lilien und Hiacynthen ſpielen,
Wo Nelken und Jasmin, Narziſſen, Majoran,
Durch das beperlte Gras nach Aug und Sinnen zielen,
Da man den ſtolzen Fuß auf Roſen ſetzen kann.

Wo hat doch Adam alle ſolche neue Begriffe herbekommen? Wenn ja Fräulein Eva den ſtolzen Fuß bis auf die Höhe eines Roſenſtockes hätte heben wollen; ſo würde es ſich doch mit ihren zarten und bloßen Füßen, ſehr unſanft auf die Dornen deſſelben getreten haben. Noch viel ärger aber hat es ſein Fortſetzer Lehms gemacht, ſo daß ich nicht einmal etwas zur Probe anführen mag.

9. §. Amthor iſt auch in dieſer Art ſo glücklich nicht, als in andern Gedichten. Die prächtige Schreibart klebte ihm gar zu ſehr an, ſo, daß er ſich nicht herunter laſſen, und einen zärtlichen Affect in einem niedrigen Ausdrucke vorſtellen konnte. Wir dörfen nur die Elegie anſehen, die er auf den Tod ſeiner erſten Ehegattinn geſchrieben, die gewiß das unnatürlichſte Klagegedicht iſt, ſo ich geleſen habe:

Ich Spiel! ich Ball des Glücks! was muß ich nicht erfahren?
Was giebt der Himmel nicht zu meinem Unglück an?
Ich lerne ſchon ſo viel bey vier und zwanzig Jahren,
Als ein Unglücklicher bey funfzig wiſſen kann.

Die Tugend heißt mich noch auf friſchen Roſen gehen,
Da mir der Himmel ſchon Cypreſſenblätter ſtreut:
Und mein verſcheuchter Geiſt darf kaum gen Himmel ſehen;
Weil jede Wolke mir mit neuem Wetter dreut.
Doch, tobt nur immerhin! Schlagt los, ihr Donnerkeile!
Brecht! brechet! ſpritzet Glut und Schwefelflammen aus!
Verdoppelt Bitz mit Blitz, und ſchießet Pfeil auf Pfeile,
Ja leget, ſoll es ſeyn, mich ſelbſt in Staub und Graus.
Mein Scheitel bebt nicht mehr bey Stürmen und Gewittern,
Man kennet keine Noth, der ich nicht ſchon gewohnt;
Was dem geſetzten Muth noch etwa kann erſchüttern,
Iſt, daß der letzte Stoß noch meines Herzens ſchont.
Ach! war es nicht genug, erboßte Sternenblicke!
Daß meiner Jugend Kraft ſchon an zu ſterben fieng?
Daß meine Lebensuhr, getrieben vom Geſchicke,
Schon bey der Morgenzeit zum Abend abwärts gieng?
Reißt eure Tyranney mir auch den Baum von hinnen,
Der meinem ſiechen Leib noch etwas Schatten gab?
Sag an, getheiltes Herz, was wirſt du nun beginnen?
Befeucht dein halber Theil doch ſchon das finſtre Grab. ꝛc.

Sind das nicht ampullæ und ſesquipedalia verba, ſo weis ich in der That keine zu finden. Der Poet hat ſein Gedicht **Liebesthränen** genennet; aber mich dünkt, es ſind ſolche, davon Kanitz geſchrieben:

Geußt ſolche Thränen aus, die lachenswürdig ſcheinen,
Und wenn er lachen will, ſo möchten andre weinen.

Und aus dieſen Exempeln der Schreibart, die ſich für die Elegie nicht ſchicken, wird man leicht urtheilen, was man für eine Behutſamkeit dabey zu gebrauchen habe.

10. §. Wegen des äußern habe ich nur noch zu erinnern, daß man ſich bemühen müſſe, ſo viel möglich, einer jeden Zeile einen vollkommenen Verſtand zu geben; oder doch wenigſtens in zwoen, denſelben völlig vorzutragen. Sollte aber auch dieſes zuweilen nicht angehen: ſo muß doch an der vierten Zeile ein Schlußpunct kommen, der dem ganzen Satze ein Ende macht. Denn es klingt überaus widrig, wenn ſich die Rede erſt in der fünften Zeile endiget: wie

man

man aus folgendem Exempel Johann Frankens, wird abnehmen können. Es steht auf der 41. S. seiner Trauergedichte.

So hast du auch nunmehr, du Wonn und Zier der Deinen,
Du edle Jahninn, du, du Rahel unsrer Zeit,
Du, als um deren Tod viel fromme Herzen weinen,
So hast du auch nunmehr itzt dieser Eitelkeit
Jüngst gute Nacht gesagt.

Wie leicht hätte der Poet diesen Uebelstand vermeiden können, wenn er anstatt der vierten Zeile, diese

So eilst du auch nunmehr aus dieser Eitelkeit!

hätte setzen, und die fünfte Zeile mit einem neuen Satze anfangen wollen? Jedoch nein, auch damit wäre es noch nicht ausgerichtet gewesen. Es hätte sich auch der Verstand in der andern Zeile bereits einigermaßen schließen müssen. Die langweiligen Sätze schicken sich hier gar nicht her; und wenn es möglich wäre, jeder Zeile einen vollen Sinn zu geben, so wäre es in Elegien am besten.

11. §. Zum Beschlusse merke ich noch an, daß man die Elegien im Deutschen nicht nur mit weiblichen, sondern auch mit männlichen Zeilen anfangen könne. Man kann sie bey uns hauptsächlich zu Trauergedichten und zu verliebten Sachen; sodann aber bey Hochzeiten, wo gemeiniglich was verliebtes und zärtliches mit unterläuft, brauchen. Lobgedichte aber und Satiren, oder andere ernsthafte Briefe darinn zu schreiben, das ist ungereimt: obgleich zuweilen große Leute solches gethan haben. Kanitzens Harpar zum Exempel, würde noch einmal so schön klingen, wenn er in ungetrennten Reimen beschrieben wäre. Hergegen hat er ein Schreiben an einen guten Freund als eine Elegie gemacht, welches zum Muster einer schönen Elegie dienen kann:

Vergönne mir mein Freund, daß ich dir etwas stifte,
Das länger dauren soll, als Erzt und Marmelstein;
Mich freut dein Wohlergehn, drum fahr ich durch die Klüfte,
Die zwischen mir und dir nunmehr befestigt seyn.

Du

Du wirst des Fürsten Rath im allerhöchsten Orden,
Da dieser Namen sich bey mir im Schatten weist,
Und bist im rechten Ernst, zur Excellenz geworden,
Da mich mein Bauer kaum; gestrenger Junker! heißt.
Getrost! ein gleicher Blick wird auch auf diese Zeilen,
Und meine Niedrigkeit von deinem Gipfel gehn;
Als du dich nicht geschämt, den Briefen zu ertheilen,
Die dir, von Wort zu Wort, noch im Gedächtniß stehn.
Du hast dich nimmer nicht, noch andre, so vergessen,
Daß man Veränderung an dir befürchten kann;
Noch, nach der Aemter Maaß, die Freundschaft abgemessen
Du sahst die Redlichkeit, und nicht den Purpur, an.
So ist ein jeder froh, daß Friedrich dich erhoben,
Daß endlich dich das Glück erwischet bey der Hand,
Und, gleichsam mit Gewalt, auf einen Ort geschoben,
Den dir Verdienst und Wunsch schon lange zuerkannt. ꝛc.

Ich setze wiederum zum Beschlusse des **Boileau** Regeln von dieser Materie hieher:

Mit einer etwas höhern Sprache, (schreibt er in seiner Dichtkunst,) die doch aber nicht verwegen ist, weis die klagende Elegie, in langen Trauerkleidern, mit zerstreueten Haaren, unter einem Sarge zu seufzen. Sie malet die Freude und Betrübniß der Liebenden; sie schmäuchelt, drohet, reizet und besänftiget eine Geliebte. Allein, um diesen glücklichen Eigensinn recht wohl auszudrücken, ist es nicht genug, daß man ein Dichter sey, man muß auch verliebt seyn.

Ich hasse die eiteln Dichter, deren gezwungene Muse mich mit einem allezeit kalten und erstorbenen Feuer ergetzen will; die sich aus Kunst betrüben, und sich mit gesättigten Sinnen, nur des Reimens wegen, zu erhitzten Liebhabern aufwerfen. Ihre schönsten Entzückungen sind nichts als leere Wortfügungen. Sie können gar nichts, als sich beständig mit Ketten schleppen, ihre Marter verehren, ihre Gefangenschaft segnen, und die Leidenschaften wider die Vernunft zu Felde liegen lassen. Es war ja vorzeiten ein solcher lächerlicher Ton nicht, in welchem die Liebe einem Tibullus die Verse vorsagte; oder mit welchem Ovidius die süßen Töne stimmte, und die reizenden Lehren seiner Kunst aufschrieb. Das Herz allein muß in der Elegie reden.

Des I. Abſchnitts XIII. Hauptſtück.

Von poetiſchen Sendſchreiben oder Briefen.

1. §.

So gut andere Leute in ungebundener Rede an einander ſchreiben können; ſo leicht kann ein Poet ſolches in gebundener Schreibart thun. Wie es aber dort eine beſondere Kunſt iſt, ein ſchönes Schreiben abzufaſſen: ſo iſt es auch nicht eines jeden Werk, einen guten poetiſchen Brief zu machen. Ja in gewiſſer Abſicht iſt dieſes noch ſchwerer. In proſaiſchen Briefen macht man zuweilen lauter Complimenten und unnütze Umſchweife in Worten, die durch die Höflichkeit eingeführet worden. Man ſchreibt auch oft von nöthigen Angelegenheiten und Hausgeſchäfften, die ſonſt niemand wiſſen mag oder ſoll, als den ſie angehen. In der Poeſie aber würde es lächerlich ſeyn, ſolche Briefe zu ſchreiben. Sie müſſen allezeit gewiſſe Materien betreffen, die allerley Leſern nützlich und angenehm ſeyn können. Sie complimentiren daher nicht viel; ſondern gehen gerade zu: daher es denn auch kömmt, daß man in Verſen alle Titel und Ehrenworte der vornehmſten Perſonen zu vermeiden pflegt. Die deutſchen Poeten haben auch überaus wohlgethan, daß ſie, in den Anreden an die vornehmſten Leute, ſich, nach alter Art, das edle **Du** vorbehalten haben, welches die proſaiſchen Scribenten gar nicht mehr brauchen dörfen.

2. §. Die alten Römer und Griechen haben uns ſehr ſchöne Muſter ſolcher Briefe hinterlaſſen. Einen guten Theil davon haben wir ſchon im vorigen Hauptſtücke, unter den Elegien betrachtet: es iſt aber noch eine andere Art übrig, die eine beſondere Abhandlung verdient. Dort herrſchte, nach dem Character der Elegie, ein zärtliches und trauriges

Weſen:

Wesen: hier ist der Inhalt geruhig und ernsthaft, zuweilen scherzhaft, auch wohl moralisch und satirisch. Wie nun in jener Art **Ovidius** sonderlich ein Meister gewesen, so haben wir in dieser Gattung den **Horaz** zum Muster. Dieser schrieb nun nicht nur an den Kaiser August, sondern auch an den Mäcenas, Claudius Nero, und Julius Florus; ja an den Poeten Albius Tibullus, an seinen Pachter, und endlich an sein eigen Buch. Hätte **Ovidius** nicht alle seine Briefe als Elegien abgefasset: so würde man eine Menge davon anzuführen haben. Denn nicht nur seine Heroides Epistolæ, oder Briefe der Heldinnen, sondern auch seine eigenen Ex Ponto, und die in den Libris Tristium stehen, würden hieher gehören. Eben so haben **Tibullus** und **Propertius** alle ihre Briefe in Gestalt der Elegien abgefasset: weil sie mehrentheils verliebtes und zärtliches Inhalts waren. **Juvenal** und **Persius**, machten, nach ihrer Neigung zur Satire, alle ihre Schreiben so stachlicht, und gesalzen, daß man sie für nichts anders, als für Satiren, oder Strafgedichte ansieht. **Statius** hat in seinen Silvis doch einige von anderer Art mit unterlaufen lassen: z. E. das im II. Buche, worinn er den Melior über den Tod seiner Glaucia tröstet, ferner das, welches er im III. B. an seine Gattinn Claudia abläßt; das an den Marcellus, im IV. B. imgleichen an den Jul. **Menekrates**, bey der Geburt seines dritten Sohnes ꝛc. Von neuern hat **Vida** auch ein paar von der Art, an **Giberten**, und den **Vegius** abgelassen. **Ulrich von Hutten** hat nur eins von der Art an Pabst Leo X. geschrieben; seine übrigen sind als Elegien abgefasset. Auch Joh. **Secundus** ist hier nicht zu vergessen, indem er uns ein halb Dutzend sehr nette poetische Schreiben hinterlassen, da er sonst in Elegien am stärksten ist. Vieler andern neuern vor itzo zu geschweigen.

3. §. Unter den Franzosen hat uns **Marot** ein ganzes Schock poetische Episteln hinterlassen, wie aus der neuesten Ausgabe seiner Werke erhellet. **Ronsard** hat eben sowohl an König Karl den IX. und viele andere Große und geringere

gere ſeiner Zeit Sendſchreiben abgelaſſen; ja gar von erwähntem Könige poetiſche Antworten bekommen. Selbſt unter ſeinen ſo genannten Elegien ſind eine Menge, die beſſer hieher gehören; weil die ungetrennten Reime derſelben gar nicht elegienmäßig klingen. Eben das iſt von des **Desportes** Elegien zu ſagen: doch findet man auch einige andere, die hieher zu ziehen wären, z. E. die er Complaintes nennet, imgleichen die Diſcours, an ſeine Freunde. Unter den neuern iſt **Boileau** durch verſchiedene Epitres bekannt geworden, und ſo wohl **Neukirch**, als ich ſelbſt, haben die Epitre au Roy, ins Deutſche gebracht. **Rouſſeau** hat auch viele Stücke dieſer Art geſchrieben; ob er gleich die eilfſylbigten Verſe dazu gebrauchet. Was Herr von **Voltaire** u. a. m. in dieſem Stücke geleiſtet, iſt in aller Händen. Von Engländern hat **Otway** es unter andern auch daran nicht fehlen laſſen. **Dryden** und **Congreve** haben auch dergleichen gemacht: vor allen aber hat ſich **Pope** dadurch gewieſen. Denn außer daß er den Abälard an die Heloiſe ſchreiben laſſen, und Ovids Brief der Sapho an den Phaon überſetzet, hat er uns drey Bücher ſogenannte Ethic Epiſtles hinterlaſſen, die voll der trefflichſten Gedanken ſind; und davon das erſte Buch das ſo genannte Eſſay on Men, als ein größeres Lehrgedicht, enthält.

4. §. Von unſern Deutſchen hat gleich **Opitz** einen treuen Nachfolger der Alten, ſonderlich des **Horaz**, abgegeben. Seine Schreiben an Nüßlern, Zinkgräfen, Seußiuſſen, und viele andere mehr, ſind in dem beſten Geſchmacke abgefaſſet. Viele führen zwar andere Ueberſchriften z. E. als Hochzeit oder Leichengedichte: ſie ſind aber doch im Grunde nichts anders, als ſolche Schreiben, darinn man entweder Glück wünſchet, oder ſein Beyleid bezeiget. Eben dergleichen findet man in Flemmingen, Tſcherningen, Riſten, Siebern, Franken u. a. m. in großer Zahl. Doch **Kanitz** iſt vor andern in dergleichen Art nachzuahmen. Es herrſcht eine ſo edle Art der Gedanken, und eine ungekünſtelte vertrauliche Art des Ausdruckes bey ihm, daß er faſt unnachahmlich

ahmlich ist. Sein Einladungsschreiben vom Landleben, ist ein Meisterstück, und es wäre zu wünschen, daß wir mehrere von dieser Art von ihm hätten. Es ist auch Schade, daß er das eine, in der ungleich langen Art von Versen geschrieben; wiewohl es sonst gleichfalls sehr artig ist. Neukirch ist ihm ziemlich nahe gekommen, seit dem er in Berlin den vorigen schwülstigen Geist hatte fahren lassen. Sein Schreiben nach Breslau von 1700. ist schon schön: aber noch weit schöner das, in der Aurora Namen, an den König in Preußen, und andere mehr; die man in meiner Ausgabe seiner Gedichte beysammen finden wird, da sie sonst in den Hofmannswaldauischen Gedichten zerstreuet stehen. Günther ist in diese Fußtapfen öfters nicht unglücklich getreten; wiewohl es ihm an den artigen Sitten, und ihrem edlen Ausdrucke hin und wieder fehlt. Der lüderliche Student guckt an vielen Orten aus seinen Briefen hervor, und schildert seine Lebensart, auch wenn er nicht daran denket. Pietsch hat auch einige Stücke von dieser Art geschrieben; doch seine erhabene Art zu denken, gab ihm insgemein die epische Trompete in die Hand, so daß er unversehens in die heroische Schreibart verfiel.

5. §. Horaz hat in seinen Briefen durchgehends, die hexameder oder heroischen Verse gebraucht; niemals aber fünffüßige darunter gemischet. Die Ursache mag wohl diese gewesen seyn, weil man sich in Elegien gar zu sehr binden muß. Der Verstand muß sich daselbst allezeit bey der andern Zeile schließen, damit der Wohlklang nicht gehindert werde: Horaz aber liebte die Freyheit in seinen Briefen, wie auch ihr Character solches erforderte. Er nahm daher lieber die heroischen Verse dazu, wo man die Erlaubniß hat, den Verstand zuweilen in die dritte, vierte, ja fünfte Zeile hinauszuziehen. Wäre in den heutigen Sprachen dieses Sylbenmaaß auch eingeführet; so dörften wir dem Römer nur hierin nachfolgen: nun aber müssen wir uns nach unserer Art eine Gattung von Versen nehmen, da uns eben der Vortheil zu statten kömmt. Das sind nun die sogenannten alexandrinischen

briniſchen Verſe, nämlich die ſechsfüßigen jambiſchen, mit ungetrennten Reimen. Ronſard, Desportes und Boileau haben ſich derſelben auch bedient, und unſere Poeten haben ſie einhällig dazu angewandt. Z. E. Opitz ſchreibt an den Kaiſer Ferdinand:

Du Zier und Troſt der Zeit, du edles Haupt der Erden,
Dem Himmel, Luft und See und Land zu Dienſte werden,
O großer Ferdinand, nächſt allem, was dich ehrt,
Und deiner Macht Geboth mit treuem Herzen hört,
Kömmt auch der Muſen Schaar, die deutſchen Pierinnen,
Kniet fröhlich vor dir hin, und ſagt mit freyen Sinnen:
Daß ſie, o Luſt der Welt, hinfort beſtehen kann,
Der fremden Sprachen Trutz, das haſt du auch gethan. ꝛc.

4. §. Nach ihrem Inhalte kann man dieſe Briefe in ernſthafte, luſtige und ſatiriſche abtheilen. Die erſtern finden ſtatt, wenn man an höhere, oder doch an ſolche Perſonen ſchreibt, denen man einige Ehrerbiethung ſchuldig iſt. Imgleichen laſſen ſie ſich bey Trauerfällen, als Leichengedichte, an die Leidtragenden richten; denen man gewiß in ſolchem Falle nichts Scherzhaftes ſagen würde, wenn ſie gleich unſere vertrauteſten Freunde wären. Sie ſind alſo hauptſächlich entweder Lob- oder Trauerſchreiben; es wäre denn, daß ſie ganz moraliſch abgefaßt wären: da ſie aber mehrentheils auf die Satire zu verfallen pflegen. Ein ſolcher lobender Brief iſt der obige von Opitzen, nebſt vielen andern von dieſem Poeten. Einen traurigen will ich aus Flemmings IIItem Buche der poetiſchen Wälder anführen, der an einen Witwer, nach dem Ableben ſeiner Ehegattinn abgelaſſen iſt, und ſich ſo anhebt:

Wenn, Edler, unſer Geiſt auch mit dem Leibe ſtürbe,
Und wenn er ſich verſchleußt, die Seele mit verdürbe,
So wär es zweymal recht, daß ihr, und wer euch ehrt,
Als den es billig kränkt, was Leid euch widerfährt,
Bey dieſer böſen Poſt euch zweymal mehr betrübtet.
Sie, ach! ſie iſt dahin, die ihr ſo innig liebtet,
Das treue fromme Weib! Sie, ach! ſie iſt vorbey,
Was iſt es, das man hat, das mehr zu klagen ſey?

Eben dergleichen wird man in Tſchernings Frühlings auf der 85. S. antreffen. Ich will aber aus dieſem Poeten eins von der dritten, moraliſchen Gattung, zur Probe geben: wiewohl dasjenige, was Flemming an den Olearius geſchrieben, und auf der 93. Seite ſeines II. B. ſteht, ganz vortrefflich iſt. Es ſteht auf der 345. S. und iſt an Rötteln, ein Breßlauiſches Rathsglied, abgelaſſen:

Ich habe niemals recht des Phöbus Brunn gerühret,
Noch einen Traum dabey, dem Wunſche nach, geſpühret;
Wie oft ich bis anher den Helikon bemüht,
Der Muſen Vaterland, aus Eifer auf ein Lied,
Das leſenswürdig ſey. Mein Sinn war, nach der Reihen,
Die Gaben, die ihr führt, Herr Rötel, auszuſchreyen,
Als Herold mit der Fauſt. ꝛc.

Wenn ich aber dieſe Exempel anführe: ſo thue ichs nicht deswegen, als ob ſie ſo rar wären: ſondern bloß zu zeigen, daß unſere erſten Poeten ſchon eben dieſe Begriffe davon gehabt haben. In Kanitzen und Günthern ſtehen ſehr viele von eben der Gattung, die auch ohne dieß in jedermanns Händen ſind.

5. §. Die andere Art ſolcher Briefe, das waren die luſtigen oder ſcherzhaften, und davon giebt es eben ſo viel Exempel in unſern Poeten, als von den obigen. Sie werden ſonderlich unter vertrauten Freunden, bey Hochzeiten, auch in andern Glückwünſchen bey fröhlichen Zufällen, gar häufig gebraucht. Exempel mag ich nicht anführen, theils, weil ſie überall vorkommen, theils weil dem einen oft etwas ſcherzhaft oder luſtig zu ſeyn bedünket, welches dem andern ganz gleichgültig vorkömmt. Wie ſich aber das Scherzen nur unter ſeines gleichen ſchicket; ſo ſieht man wohl, daß dieſe Art von Briefen ſich an Standesperſonen und Leute, die uns an Jahren weit übertreffen, nicht wird brauchen laſſen. Ja, weil auch Scherz und Scherz ſehr unterſchieden iſt: ſo muß man ſich auf lauter ehrbare und erlaubte Scherzreden befleißen. Alle Grobheit, alle Zoten, alles Niederträchtige muß hier verbannet werden. Gute Einfälle dörfen deswegen

gen keine Unflätereyen ſeyn, die zwar dem Pöbel gemeiniglich ein Gelächter erwecken, bey Klugen aber Abſcheu und Ekel verurſachen. Wie man nun dergleichen Einfälle bekomme, das können, meines Erachtens, keine Regeln lehren. Das Naturell, der eigene Witz und Geiſt des Poeten bringen ſie von ſich ſelbſt hervor, nachdem die Materien und Umſtände es veranlaſſen. Wer luſtige Bücher lieſt, und aufgeweckter Leute Geſellſchaften beſucht, der wird auch bey einer mäßigen natürlichen Fähigkeit, bald geſchickt werden, bey gegebener Gelegenheit, einen luſtigen Einfall nach dem andern anzubringen. Davon ſchreibt **Rachel** in ſeiner oft angezogenen Satire, der Poet genannt:

Wahr iſts, daß Phöbus Volk faſt luſtig iſt von Herzen,
Und meiſtentheils geſcheid, doch höflich auch im Scherzen:
Bevorab, wo ſie nur in etwas ſind getränkt,
Mit dem berühmten Saft, den uns Lyäus ſchenkt.
Da wiſſen ſie bald eins und andres vorzubringen,
Zur angenehmen Luſt, jedoch von ſolchen Dingen,
Die nicht verdrüßlich ſind. Iſt da der rechte Mann,
Sie hängen ihm wohl eins, jedoch nur höflich an.
Ihr Stich, der blutet nicht. So hab ich wohl geleſen,
Soll aller Franken Ruhm, der Taubmann ſeyn geweſen:
So war auch Buchanan, Minervens liebſtes Kind,
Dem weder Römer, Griech noch Deutſcher abgewinnt;
So war der Venuſin, den ſelbſt Auguſtus ehrte,
Der nach des Pindars Kunſt, die Römer ſpielen lehrte,
Zum Lachen, wie gebohrn, im Scherzen ausgeübt,
Wie ſein berühmtes Buch noch heute Zeugniß giebt. ꝛc.

6. §. Die dritte Gattung der Briefe war endlich die ſatiriſche. Dieſe recht abzuhandeln und zu erklären, das gehört in das eigentliche Hauptſtück, das wir oben abgehandelt haben. In der That ſind viele Satiren der alten und neuern Poeten nichts, als Briefe; und viele Briefe derſelben nichts als Satiren. So ſind einige Satiren im **Juvenal** und **Perſius**, als Briefe an gute Freunde abgefaſſet: wir können hier zum voraus ſetzen, daß man ſchon von der ſatiriſchen Schreibart einen guten Begriff habe; wie ſie denn leicht von den andern Gattungen zu unter-

terſcheiden iſt. Sie ſpotten entweder über die Thorheiten der Welt; und alsdann kömmt ſie der luſtigen Schreibart nahe: oder ſie eifert und zürnet auf die einreißenden Laſter; und alsdann wird ſie der ernſthaften und moraliſchen ähnlich, nur daß ſie mehr Galle und Lebhaftigkeit bey ſich führet. Des Horaz Briefe ſind faſt alle von der Art, und Boileau iſt ihm, wie allenthalben, alſo auch darinn gefolget. Opitz, Kanitz und Günther ſind ebenfalls in ihren Briefen ſehr beißend und ſcharf; wie ein jeder ſelbſt leicht wird wahrnehmen können. Ich bemerke nur, daß dieſe ſatiriſche Schreibart ſich ſo gar an die Großen der Welt brauchen läßt. Horaz hat an den Kaiſer Auguſt, Boileau und Ludewig den Großen, Neukirch an Friedrich den Weiſen, und Günther an den König Auguſt die ſchärfſten Stellen mit einfließen laſſen. Dieſer letztere bedient ſich einmal der Worte:

Sieh, Herr! wie wenig ich der Thoren ſchonen kann,
Ich greife ſie ſo gar vor deinen Augen an ꝛc.

Und in des Boileau Briefe an den franzöſiſchen König, ſteht unter andern folgende Stelle:

Grand Roi, c'eſt mon defaut, je ne ſaurois flatter,
Je ne ſai point au Ciel placer un ridicule;
D'un Nain faire un Atlas, ou d'un Lache un Hercule.

7. §. Dieſe Art von Briefen läßt ſich bey allerley Gelegenheit brauchen: denn wo findet man nicht Anlaß, über die Sitten der Menſchen ſeine Gedanken auszuſchütten? Bey Hochzeiten, Geburts- und Namenstagen; ja ſo gar bey Leichengedichten, laſſen ſich oft ſatiriſche Briefe ſchreiben, oder doch dergleichen Stellen einmiſchen. Wenn auch ſolches nur mit der gehörigen Behutſamkeit und Beſcheidenheit gegen den, an welchen man ſchreibt, geſchieht: ſo hat ein jeder ſolche Briefe lieber, als leere Umſchweife von unendlichen Wünſchen oder Wortgepränge, die in der That nichts heißen. Einen ſchönen Brief von der Art hat Günther an den Herrn von Nickiſch geſchrieben; und von Neukirchen

fällt

fällt mir das Schreiben, an einen Herrn von Stoſch, bey Gelegenheit eines neuerbauten Pallaſtes, ein:

Wo jemals Phöbus mir die Feder hat geführt,
Wo jemals meinen Sinn ein rechter Trieb regiert,
So iſt es dieſer Tag, da du bey deinem Bauen,
Uns endlich, großer Stoſch! läßt Maaß und Ende ſchauen.
Die Eitelkeit der Welt iſt ja genug bekannt:
Man baut oft in ein Schloß mehr als ein halbes Land.
So oft ein Ziegel ſteigt, ſo ſteigen auch die Sorgen,
Mit denen wir das Geld zu unſrer Wolluſt borgen.
Doch, wenn man ausgebaut, ſo ſchreyen Kalk und Stein,
Daß ſie der Bürger Blut, der Wittwen Thränen, ſeyn.

Wie glücklich iſt ein Herr, der auch in ſolchen Dingen,
Wie du, o Tugendfreund! kann ſeine Neigung zwingen!
Der alles, was er thut, mit guter Art beginnt,
Mehr auf der Bürger Heil, als auf Pallaſte, ſinnt,
Und ſeinen hohen Geiſt, wenn ihn das Glücke kirret,
In enge Schranken ſetzt. So oft ein Armer irret,
So irrt er nur für ſich: allein, ein großer Mann
Iſt wie ein ſchneller Strom, der vielen ſchaden kann;
Und der, wofern ſein Lauf, ſich einmal nur verrücket,
Stadt, Dörfer, Volk und Land in das Verderben ſchicket.

Beyde können Anfängern zu Muſtern dienen, wiewohl beyde noch mehrere von der Art verfertiget haben.

8. §. Fraget man überhaupt nach den äußerlichen Eigenſchaften eines ſolchen Briefes: ſo iſt erſtlich dieſes zu merken, daß er im Anfange denjenigen anreden muß, an den er gerichtet iſt: es ſey nun, daß es gleich in der erſten Zeile geſchieht, oder doch bald hernach kömmt. So fängt Neukirch z. E. einmal an:

Mein König, zürne nicht, daß mich dein Glanz bewegt, ꝛc.

Dieſes iſt, ſo zu reden, das eigentliche Merkmaal eines Briefes von dieſer Art: denn was iſt ein Brief überhaupt anders, als eine geſchriebene Anrede an einen Abweſenden? In der Mitte kann dieſelbe zuweilen wiederholt werden; doch allemal ohne große Titel, als die nur die Zeilen füllen und nichts ſagen. Großmächtigſter Monarch, heißt nichts

mehr, als König: und durchlauchter Fürst und Herr, bedeutet nur eben so viel, als: mein Prinz, mein Herzog, oder schlecht weg. Herr. Doch wollte ich bey diesem letztern Worte wohl rathen, es nicht auf einen jeden Dorfedelmann zu verschwenden; geschweige denn, bey bürgerlichen Personen zu gebrauchen. Es steckt so was großes darinn, daß es billig nur regierenden Häuptern zukommen kann, die viel zu befehlen haben. Diese Anmerkung ist nöthig, da es allmählig einreißen will, einem jeden halbigten Patron, der oft keinen Diener zu beherrschen hat, ein so prächtiges Herr zuzuruffen. Am Schlusse der Briefe muß man gleichfalls nicht viel complimentiren, sondern nach Art der Alten lieber kurz abbrechen. Aber das Jahr und den Tag mit in die Verse hineinzukünsteln, das ist was kindisches, ohngeachtet es einige neuere haben aufbringen wollen. Seinen Namen in den Reim zu zwingen, ist noch abgeschmackter; es wäre denn, daß man scherzen wollte: denn das Muster dazu hat Hans Sachs gegeben, der kein Gedicht anders, als damit zu beschließen pflegt.

9. §. An eine besondere künstliche Disposition bindet sich ein Poet in seinen Briefen nicht; vielweniger wird er die weisischen Handgriffe per Antecedens und Consequens nöthig haben. Die Vernunft weis ihm schon, ohne solche Gängelwägen, eine natürliche Ordnung der Gedanken an die Hand zu geben. Es muß ohnedem in Briefen was freyes und ungezwungenes seyn: und die Einfälle hängen gemeiniglich so am besten zusammen, wie sie hinter einander entstanden sind. Meynt man aber Schülern, durch Regeln, die Verfertigung solcher Briefe zu erleichtern, so kann man es zwar geschehen lassen: nur glaube man nicht, daß solche schwache Geister, die noch gegängelt werden müssen, etwas besonders hervorbringen werden. Wer noch nicht einen Vorrath von Gedanken und Einfällen hat, der muß sich lieber mit prosaischen Briefen behelfen. Verse, die nach einer künstlichen und gezwungenen Ordnung gemachet

chet werden, haben insgemein weder Art noch Geſchick. Die altväteriſchen Regeln davon haben uns wohl magere Reimſchmiede, aber keinen einzigen muntern Dichter gezogen; es wäre denn, daß dieſer ſolches Joch bald wieder abgeſchüttelt hätte. Was haben aber alsdann die Regeln dabey gethan?

10. §. Die Schreibart der Briefe iſt nicht allemal gleich. In lobenden kann ſie prächtig, ſcharfſinnig und pathetiſch, aber doch nicht ſchwülſtig ſeyn. Hierinn pflegt es **Amthor** leicht zu verſehen; wie dieſes ſein Gedicht an Friedrich den III, König in Dänemark zeigen kann. Aber ein Muſter von einer vernünftigen Hoheit der Schreibart giebt hier **Neukirch** in ſeinem Schreiben an den König, Friedrich den I. Hier herrſchen lauter geſunde Gedanken, die durch keine Schminke des Ausdrucks überfirnißt worden. Auch **Heräus** hat dieſe Schreibart wohl erreicht: ob er ſie gleich mehrentheils in andern Arten der Gedichte angebracht hat. Doch kann ich nicht umhin, bey dieſer Gelegenheit dieſes großen Mannes eigene Worte, von der erhabenen Schreibart hier anzupreiſen, die ich lieber ſchon im I. Theile, wo ausdrücklich davon die Rede war, angebracht hätte. Sie ſtehen in der Vorrede zu ſeinen Werken, auf der 27. Seite, und können dienen, die neuen Kunſtrichter, die uns die Hoheit in Worten lehren wollen, vollends zu beſchämen. Auch **Pietſch** iſt in dieſer Schreibart vortrefflich geweſen. In luſtigen Briefen iſt ſie natürlich und gemein, doch nicht niederträchtig. Hierinn habens viel neuere Poeten verſehen, die aus Begierde, natürlich zu ſchreiben, gar die Sprache des Pöbels in ihren Briefen gebraucht haben: und ſelbſt **Günther** iſt hier oftmals zu tadeln, daß er ſich bis in die tiefſte Niedrigkeit herab gelaſſen hat. In ſatiriſchen Briefen muß ſie feurig und ſcharfſinnig, größtentheils aber natürlich ſeyn. Denn das iſt zu merken, daß ſelten nur einerley Schreibart in einem Gedichte allein herrſchet. Die Veränderung der

Sachen und Gedanken fodert allezeit einen andern Ausdruck, wie man in den Exempeln der besten Poeten überall finden wird.

11. §. Schlüßlich erinnere ich noch, daß man nicht nur in eigenem, oder anderer lebendiger Leute Namen; sondern auch im Namen gewisser eingebildeter oder fabelhafter Personen, Briefe an jemanden schreiben könne. Dieses giebt nun einem Poeten viel schöne Erfindungen an die Hand, und ist eine Quelle vortrefflicher Gedanken. So hat z. E. **Ulrich von Hutten** im Namen Italiens an den Kaiser **Maximilian**, **Eobanus Hessus** aber im Namen des Kaisers die Antwort an Italien; imgleichen hat **Flemming** im Namen Deutschlandes an die Churfürsten und Stände geschrieben. Man lasse z. E. die Wahrheit an jemanden ein Schreiben abfassen, dergleichen im I. Stücke der Belustigungen des Verstandes und Witzes eins vorkömmt; oder man schreibe im Namen der Vernunft, der Weltweisheit, der Tugend, der Freyheit, oder anderer solcher allegorischen Personen: so wird man sehen, zu was für schönen Einfällen dieses Anleitung geben wird. Nur muß man freylich allemal die Wahrscheinlichkeit beobachten, und seine Personen nichts sagen lassen, als was sich für ihren Character schicket. So hat **Neukirch** die Aurora an den König in Preußen schreiben lassen, und ein rechtes Meisterstück daran gemacht, und Herr M. **Schwabe** einmal im Namen der Trägheit, an des Churprinzen **Friedrichs** Königl. Hoheit eins drucken lassen. Ja, man kann durch die Prosopopöie auch leblosen Dingen Briefe andichten, wenn es zu gewissen Absichten dienlich seyn könnte.

****

Des I. Abſchnitts XIV. Hauptſtück.

Von Sinngedichten, Grab- und Ueberſchriften.

1. §.

Ich bin mit allen größern Arten der alten Gedichte fertig, inſoweit dieſelben durch ihren innern Inhalt unterſchieden ſind. Nur fehlen mir noch die kleinern Arten, die unter verſchiedenen Namen vorkommen, doch unter die allgemeine Benennung der Sinngedichte gezogen werden können. Wir geben ihnen im Deutſchen dieſen Namen, weil ſie gemeiniglich etwas ſcharfſinniges, oder beſſer, etwas Sinnreiches in ſich haben, das dem Leſer ein angenehmes Nachſinnen erwecket. Im Griechiſchen, ja auch im Latein nennet man ſie ſchlechtweg Epigrammata, d. i. Ueberſchriften; darunter man denn auch Unterſchriften, unter Bilder, Bildſäulen, und andere Gemälde, oder Sinnbilder zu rechnen pflegt. Imgleichen gehören Epitaphia, oder Grabſchriften, und allerley kurze zufällige Gedanken der Dichter, über vorkommende merkwürdige Gegenſtände hieher, die eben nirgends drüber oder drunter geſchrieben werden ſollen. Da nun ſo leicht kein großer oder kleiner Dichter in der Welt geweſen ſeyn wird, der nicht dergleichen Einfälls bisweilen gehabt, und in etliche Verſe gekleidet haben ſollte: ſo iſt auch die Anzahl der epigrammatiſchen Dichter und Poeſien ungleich größer, als aller obigen Arten geworden.

2. §. Was die griechiſchen Dichter anbetrifft: ſo haben wir theils vom Homer etliche, theils vom Kallimachus über ein Schock. Außer denen aber findet man in der großen Sammlung derſelben eine unglaubliche Menge ſolcher Sinngedichte geſammlet, und in VII. Bücher abgetheilet. Nur die Namen der Verfaſſer herauszuziehen,

würde beynahe einen Bogen füllen; und wie groß ist nicht die Menge derer Stücke, deren Verfasser man nicht weis? Dabey ist es aber nicht geblieben. Es giebt noch neuere Sammlungen griechischer Ueberschriften, oder sogenannte **Anthologien**, d. i. Blumenlesen, die den Liebhabern des Alterthums bekannt sind, andern aber nichts nützen. Es ist wahr, daß verschiedene Stücke darunter sind, die uns auch itzo noch vergnügen können; weil sie wirklich sinnreich sind. Allein es giebt auch eine Menge, die man verachten würde, wenn sie deutsch wären; und die weiter nicht schätzbar sind, als weil sie alt, und zwar griechisch sind: welches bey gewissen Gelehrten schon genug ist, um sie zu bewundern: vielleicht, weil sie nicht ein jeder versteht, und man sich also sehr breit damit machen kann, daß man sie versteht; oder doch errathen kann, was sie sagen wollen, ungeachtet man unzählige male fehlschießt. Manches darunter ist auch wohl schmutzig, und manches giebt den Auslegern nur schöne Gelegenheit, ihre antiquarische Gelehrsamkeit auszukramen. Doch es ist noch eine Classe, die ich nicht vergessen muß. Die Griechen haben auch die Kunst erfunden, malerische Sinngedichte zu machen; ich meyne aus Versen Bilder zusammen zu setzen, **Theokritus** hat uns einen Altar, und ein paar Flügel; wie **Simmias** eine Art, ein Ey, eine Hirtenpfeife mit sechs ungleichlangen Röhren, Syrinx genannt, hinterlassen: vermuthlich weil es Ueberschriften auf dergleichen Dinge haben seyn sollen. Allein das ist nun eben nicht das schätzbarste daran; und es hat Deutsche genug gegeben, die sie in solchen Tändeleyen nachgeahmet, ja übertroffen haben. S. Schottels deutsche Prosodie a. d. 215. u. f. S.

3. §. Was die lateinischen Dichter betrifft, so haben wir von denenselben lange nicht so viel poetische Aufschriften oder Sinngedichte zu lesen bekommen. **Catullus** scheint der erste zu seyn, der sich damit hervorgethan, obwohl sich schon **Plautus** eine poetische Grabschrift gemachet hatte, u. d. m. **Virgil** machte sich durch eins zuerst bekannt, welches er an

den

den kaiſerlichen Pallaſt anſchlug, als auf eine ſtürmiſche Nacht ein ſehr ſchöner Tag folgte, welchen **Auguſtus** gewiſſen öffentlichen Schauſpielen gewidmet hatte. Es hieß:

Nocte pluit tota, redeunt Spectacula mane,
Diviſum imperium cum Jove Cæſar habet.

Ovid und **Horaz** haben nichts von dieſer Art hinterlaſſen. Der jüngere **Plinius** iſt ein Liebhaber davon geweſen; aber es ſind uns kaum ein Paar davon in ſeinen Briefen übrig geblieben. **Martial** hergegen hat es ſo weit gebracht, daß er faſt allein in dieſer Art für einen Meiſter bekannt geworden: und man kann ihm in der That einen feinen Witz nicht abſprechen. Wir haben XIV. Bücher Sinngedichte von ihm, deren Mannigfaltigkeit wundernswürdig iſt. Sie ſind nicht alle gleich kurz, und einige füllen ganze Seiten. Ein artiges zur Probe zu geben, mag das 69ſte aus dem VIII. Buche dienen; das er an den Vacerra, einen großen Bewunderer der Alten, gerichtet:

Miraris Veteres, Vacerra, ſolos,
Nec laudas, niſi mortuos Poetas:
Ignoſcas petimus, Vacerra; tanti
Non eſt, ut placeam Tibi, perire.

Du lobſt, Vacerra, nur die Alten;
Die todten Dichter bloß ſind würdig zu behalten.
Wohlan! verwirf nur mein Gedicht;
Dir zu gefallen, ſterb ich nicht!

Imgleichen das 9te aus dem III. B.

Verſiculos in me narratur ſcribere Cinna:
Non ſcribit, cujus carmina nemo legit.

Man ſpricht, daß wider mich Miſander Verſe ſchreibt:
Doch ſagt mir: ſchreibt wohl der, der ungeleſen bleibt?

Auch **Auſonius** und **Prudentius** haben ſich endlich in dieſer Art gewieſen: wiewohl des Letztern ſeine mehrentheils von geiſtlichem Inhalte ſind.

4. §.

4. §. Unter den neuern Dichtern haben Ulrich von Hutten, Strozza, Johannes Secundus, Sabinus, Taubmann, Elias Corvinus, ja auch Stigelius, ſich mit allerley Sinngedichten, oder doch kurzen Grabſchriften hervorgethan. Selbſt in Auguſt Buchnern wird man kurze Gedichte genug finden, die hieher gehören. Doch niemand hat ſich mehr mit dergleichen hervor gethan, als Owenus, der ſo zu reden für den neuern Martial gehalten wird. Er kann dieſen Namen, theils im Guten, theils im Böſen führen: denn er iſt bisweilen eben ſo witzig und ſcharf, aber auch vielmals eben ſo ſchmutzig als jener. Ein Paar Exempel von der guten Art können nicht ſchaden. Im 1 B. beſchreibt er Saturns drey Söhne:

Theologi ambigui; Juriſtæ lenti & iniqui,
Immundi Medici: Mundus ab his regitur.

Doch iſt er auch zuweilen ein Liebhaber von Wortſpielen. Z. E.

Cuncta trahunt ad ſe magnates aurea: ſicut
Ad ſe magnetes ferrea cuncta trahunt.

Und folgendes:

Dicta fuit mulier, quaſi mollior: eſt tamen Eva,
Non de carne ſui, ſumta ſed oſſe viri.

Imgleichen hat Andrenus ſein Landsmann, eben dergleichen gemachet; aber auch eben ſo theils geſpielet, theils Zoten geriſſen. Unter den Franzoſen hat Ronſard ſchon unter ſeinen ſogenannten Maſcaraden, Desportes aber theils unter den verliebten Gedichten, theils unter den Epitaphes, oder Grabſchriften, viele gemachet. Theophile hat an Schmutzigkeit, Benſerade an Artigkeit, und Boileau an Scharfſinnigkeit den Alten auch nichts nachgegeben. Rouſſeau endlich iſt in allen dreyen ein ziemlicher Martial zu nennen. Unter den Holländern, ſind Heinſius und Cats in dieſem Stücke reich geweſen. In des erſten Gedichten, die 1618. zu Amſt. in 4. ans Licht getreten, findet man nicht nur viel verliebte, ſondern

auch

auch viel moraliſche Sinnbilder mit poetiſchen Ueberſchriften; und in des letztern Spiegel der alten und neuern Zeit, imgleichen in ſeinen Sinnſprüchen und Beyſprüchen kommen gleichfalls unzählige vor; der Todtenkiſte für die Lebendigen voritzo zu geſchweigen.

5. §. Was die Deutſchen anlanget: ſo könnte ich erſtlich aus alten Handſchriften eine Menge ſolcher Sinngedichte bekannt machen, wenn dieſes hier der Zweck wäre. Allein von gedruckten haben wir von **Opitzen** eine Menge, die er nicht allein aus dem Cato und Pibrac, und noch einem Franzoſen von der Welt Eitelkeit überſetzet; ſondern auch noch ein Florilegium verſchiedener Sinngedichte. **Tſcherning** hat eines perſiſchen Weiſen Sittenſprüche in kurze Verſe geſetzt: **Sieber** und **Riſt** habens daran auch nicht fehlen laſſen. **Hoffmannswaldau** aber, ſo wohl als **Lohenſtein**, ſehr viel eigene gemachet. In den ſogenannten hofmannswaldauiſchen Gedichten, die **Neukirch** theils geſammlet, theils ſelbſt gemachet, ſteht auch eine Menge ſolcher Stücke. Wir haben auch den ganzen **Owenus** 1661. von **Val. Löbern** zu Jena in 12. deutſch bekommen: und **Sal. von Golau**, oder vielmehr von **Logau**, hat uns eine ſtarke Sammlung von ſolchen kleinen Dichterblumen ans Licht geſtellet. Und wer kann ſie alle namhaft machen, zumal, wenn man auch **Beſſers** und **Kanitzens** Gedichte bey Wirthſchaften und Verkleidungen; oder des letzten Gedanken auf die Kaiſer hieher rechnen will? Noch in dieſem Jahre iſt ein Schubſack voll bäyeriſcher Sinngedichte in 4. ans Licht getreten, die gewiß für einen bäyeriſchen Dichter nicht zu verachten ſind.

6. §. Soll ich nun kürzlich auch die Natur und das Weſen dieſer Sinngedichte erklären, ſo ſieht man wohl, daß ſie mit Lobgedichten und Satiren ganz nahe verwandt ſind. Kurz zu ſagen, eine Ueberſchrift, iſt der poetiſche kurzgefaßte Ausdruck eines guten ſcharfſinnigen Einfalles, der entweder jemanden zum Lobe, oder zum Tadel gereichet. So beſchreibt ſie **Boileau** im II. Geſange ſeiner Art. Poet.

L'Epi-

L'Epigramme plus libre, en ſon tour plus borné,
N'eſt ſouvent qu'un bon mot de deux rimes orné.

Ich nehme das Wort ſcharfſinnig im ordentlichen Verſtande, für die Wahrnehmung eines Umſtandes an einer Sache, den nicht ein jeder würde geſehen haben. Zu dieſer Scharfſinnigkeit kömmt vielmals auch der Witz, der zwiſchen einem ſolchen Umſtande und etwas anderm, eine Aehnlichkeit findet, ſelbiges entweder zu erheben, oder zu verkleinern. Dieſer Gedanken aber muß kurz gefaſſet werden, damit er in dem Verſtande des Leſers eine plötzliche und unvermuthete Wirkung thue. Die Weitläuftigkeit des Ausdruckes würde nur machen, daß man durch die Umſchweife ſchon von weitem zu rathen anfinge, was nachkommen würde: wodurch aber das Vergnügen über denſelben um ein vieles gemindert werden, ja gar verſchwinden würde. Indeſſen iſt es gewiß, daß nicht alle Ueberſchriften, oder Sinngedichte der Alten ſogar kurz und ſcharfſinnig ſind. Manche beſtehen wohl aus zehn, zwölf, funfzehn, ja zwanzig Zeilen. Man nennt ſie aber Epigrammata, weil man ihnen keinen andern Namen geben kann.

7. §. Die beſten Exempel ſcharfſinniger Sinngedichte, werden beſtätigen, was ich davon geſagt habe. Virgil hat an den Pallaſt des Kaiſers Auguſts, obige Zeilen angeſchrieben, wodurch er zuerſt bekannt geworden; die man deutſch ſo geben kann:

Es ſtürmt die ganze Nacht; der Morgen bringt uns Luſt:
So herrſcht zwar Jupiter, doch neben ihm Auguſt.

Woher entſteht hier das Sinnreiche? Erſtlich daher, daß Virgil an einem Tage etwas wahrgenommen, darauf andere nicht Acht gegeben: daß nämlich auf eine regnichte Nacht, mancherley Luſtbarkeiten in Rom angeſtellet worden. Zweytens darinn, daß er den Auguſt mit dem Jupiter vergleicht, und das Regiment der Welt unter ſie eintheilet. Dieſes war nun für den Kaiſer ſehr ſchmäuchelhaft, und folglich

folglich angenehm. Die berühmte Grabschrift des Ausonius, auf die Dido, wird ebem das zeigen:

Infelix Dido nulli bene nupta marito:
Hoc pereunte fugis, hoc fugiente peris.

Die Männer wirken dir, o Dido, lauter Noth;
Des einen Tod die Flucht; des andern Flucht den Tod.

Hier bemerkt der Poet abermal, daß Dido ohne ihre Ehemänner würde glücklich gewesen seyn, woran nicht gleich ein jeder denkt. Hernach vergleicht er die beyden Trübsalen mit einander, und findet selbst in dem Gegensatze der Flucht und des Todes, eine gewisse Aehnlichkeit, die noch keinem eingekommen war.

8. §. Außer diesen wahren Scharfsinnigkeiten, da der Witz mit den Sachen beschäfftiget ist, giebt es noch viel andere, die in bloßen Wortspielen bestehen. Z. E. Ein Schüler der Jesuiten in Frankreich, hat seinen Lehrern zu Ehren folgendes gemacht. Man muß aber wissen, daß ihre beyde berühmteste Schulen zu Dole und la Fleche sind, davon jene einen Bogen, und diese einen Pfeil im Wapen führt.

Arcum Dola dedit Patribus: dedit alma sagittam
Flexia. Quis funem, quem meruere, dabit?

Hier will man, dem Scheine nach, sagen: Bogen und Pfeile hätten die Jesuiten schon, an ihren zwo berühmten Schulen; nun fehle ihnen nichts mehr, als die Sehne zum Bogen, das ist die dritte Schule. Weil aber das Wort Funis zweydeutig ist: so kann es auch heißen, wer wird ihnen zu dem längstverdienten Stricke, das ist, an den Galgen verhelfen? Hier ist die Absicht boshaft genug, aber der ganze Witz kömmt nur auf die Worte, und nicht auf die Sache an. Dergleichen Wortspiele nun, wird man im Martial und Owenus unzählige antreffen, ja auch die Wälschen

und

und Franzosen haben sich mehr darauf zu gute gethan, als die Vernunft, und ein feiner Geschmack von rechtswegen erlauben sollten.

9. §. Ob nun wohl der gute Geschmack den Spitzfindigkeiten überhaupt zuwider ist: so hat mans doch in solchen Sinngedichten nicht eben so genau nehmen wollen. Sogar **Boileau** hat dieses verstattet, wenn er schreibt:

La Raison outragée enfin ouvrit les yeux,
La (*Pointe*) chassa pour jamais des discours serieux;
Et dans tous les ecrits la declarant infame,
Par grace lui laissa l' entrée en l' Epigramme:
Pourvû que sa finesse éclatant à propos,
Roula sur la pensée, & non pas sur les mots.

Man sieht aber wohl, daß er auch die Spitzfindigkeiten in den Gedanken, nicht aber in den Worten allein gesucht haben will. Denn gleich darauf schimpft er auf die Pritschmeister, die noch bey Hofe geblieben, und nennt sie abgeschmackte Lustigmacher, unglückliche Stocknarren, verjährte Verfechter grober Wortspiele.

Insipides Plaisans, Bouffons infortunez,
D'un jeu de mot grossier partisans surannez.

Will man Exempel von solchem elenden Zeuge haben, so lese man das XL. Stück im II. Theile der vern. **Tadlerinnen**, wo etliche von dieser Gattung beurtheilet worden, die gewiß recht kindisch und lächerlich sind. Von solchen aber, die erträglich sind, fallen mir ein Paar ein, davon eins auf den Nostradamus, das andere auf den **Erasmus** gemacht war. Jenes hub an: Nostra damus, dum falla damus &c. Das andre sagte: den **Erasmus** hätte der Tod uns zwar rauben können, und schloß: Sed Desiderium tollere non potuit. Doch wenn die ganze Welt nach meinem Sinne urtheilete, so würde man auch diese Art für thöricht erklären.

10. §.

10. §. Man braucht dieſe Sinngedichte zu Unter- oder Ueberſchriften bey Gemählden und Sinnbildern, zu Grabſchriften, zu Erleuchtungen, Ehrenpforten, oder wo man ſonſt will. Gemeiniglich loben oder tadeln ſie etwas, wie ſchon oben erinnert worden: zuweilen aber iſt der Gedanken auch nur wegen ſeines Nachdruckes, oder der Neuigkeit halber angenehm. Ein lobendes, war jenes auf des Königs in Frankreich Reſidenzſchloß:

Par urbi domus eſt, urbs orbi, neutra triumphis,
Et belli & pacis, par, Ludovice, tuis.

Dein Haus kann man der Stadt, die Stadt der Welt vergleichen,
Doch beydes, Ludewig, muß deinen Siegen weichen.

Ein anderes auf Ludewigs Bildſäule in dem botaniſchen Garten, zu Paris, lautete ſo:

Vitales inter ſuccos plantasque ſalubres,
Quam bene ſtat populi vita ſalusque ſui!

Bey Säften voller Kraft, bey den geſunden Pflanzen,
Wie ſchön ſteht da das Heil und Leben ſeiner Franzen!

Beſiehe davon der Beluſt. des V. und W. 1742. im Herbmonate a. d. 245. S. woſelbſt eine gelehrte Streitigkeit darüber vorkömmt.

Ein tadelndes mag folgendes abgeben:

In mare cornutos jaciendos, Pontius inquit.
Pontia reſpondet: diſce natare prius.

Erſäuft, was Hörner trägt! ſchreyt Mops mit lauter Stimmen:
Ach Schatz! verſetzt ſein Weib; ſo lern bey Zeiten ſchwimmen.

Von der dritten Art darf man die Exempel nur in Catons moraliſchen Lehrverſen ſuchen; davon Opitz viele ſehr rein und glücklich ins Deutſche überſetzt hat. Ueberhaupt kann man auch Tſchernings Frühling, Flemmings und Morhofs Gedichte, und inſonderheit des von Golau geſammlete Sinngedichte nachſehen; wo viel artiges, theils neues, theils überſetztes vorkömmt.

11. §. Aus dieſen wenigen angeführten Exempeln, da ich von lateiniſchen Sinngedichten lauter zweyzeilige Ueberſetzungen gegeben habe, wird man leicht ſehen, daß unſere Sprache nicht eben ſo ungeſchickt zu einem kurzgefaßten und ſcharfſinnigen Ausdrucke ſey, als wohl einige denken. Ja man könnte vielmehr einem Lateiner zu thun machen, eine jede urſprünglich deutſch abgefaßte Ueberſchrift, in eben ſo vielen und gleichlangen Zeilen zu geben. Man hat aber in dieſer Art hauptſächlich auf die Kürze zu ſehen, in ſoweit dieſelbe mit der Verſtändlichkeit und Richtigkeit des Ausdruckes beſtehen kann. Denn die Weitläuftigkeit verderbet alles: es wäre denn, daß die letzte Zeile einen ganz unvermutheten Gedanken in ſich hielte, den man gar nicht vorher ſehen, oder nur errathen können. Ich ſchließe indeſſen dieſe Abhandlung der Sinngedichte durch ein Exempel, welches die Natur derſelben kurz in ſich ſchließt; wie ich dieſelbe ſchon von andern, wiewohl nur proſaiſch beſchrieben gefunden:

Machſt du ein Sinngedicht: ſo laß es neu und klein,
Fein ſtachlicht, honigſüß; kurz, Bienen ähnlich ſeyn.

Ende des erſten Abſchnitts.

Des II Theiles
II. Abschnitt.
Von Gedichten, die in neuern Zeiten erfunden worden.

Das I. Hauptstück.
Von allerley kleinen Liedern,
als Madrigalen, Sonnetten und Rondeaux, oder Kling- und Ringelgedichten

1. §.

Wenn ich hier von den neuerfundenen Liedern und Gesängen der europäischen Völker handeln will: so ist es meine Meynung nicht, von allen Arten derselben zu reden, die entweder von den Provenzaldichtern, oder wälschen Poeten, in unsäglicher Menge ausgehecket worden, und die man im **Crescimbeni** und dem **Muratori** della perfetta Poesia, imgleichen in des **Anton Minturni** Arte Poetica, die 1725. zu Neapel in 4. herausgekommen ist, beschrieben lesen kann. Meine Absicht ist nur von denen wenigen Arten zu handeln, die auch bis nach Deutschland gekommen sind, und einigen Beyfall gefunden haben. Auch ist es meine Meynung nicht, alle Erfindungen unserer Meistersänger in ihren verschiedenen ja unzähligen Weisen, oder Tonen zu erzählen; wovon **Wagenseil** einen ziemlichen Theil, in seinem Buche von ihrer Kunst, namhaft gemachet und beschrieben hat. Ich könnte diese seine Nachrichten freylich um ein großes vermehren, wenn ich aus den 25. bis 30. Bänden alter geschriebener Meistersänger Lieder, die ich

aus des sel. Gottfried Thomasius zu Nürnberg, Verlassenschaft, käuflich an mich gebracht, Auszüge machen wollte. Allein da diese Arbeit für Anfänger keinen Nutzen haben würde: so verspare ich sie in mein größeres Werk von der Geschichte der deutschen Sprache und Poesie; dahin solche historische Nachrichten mit besserm Rechte gehören.

2. §. Das kürzeste und kleinste Stück, der neuern lyrischen Poesie ist sonder Zweifel das Madrigal; dessen Namen und Art wir Deutschen von den Wälschen, diese aber, ihrem eigenen Geständnisse nach, von den Provenzalpoeten bekommen haben. Die erste Frage ist, was das Wort Madrigal eigentlich bedeute? Und davon sind verschiedene Meynungen. Bembus (Prof. L. 2.) führet zwo an, deren er keine der andern vorzieht. Die erste ist, Madrigal hieße gleichsam Material; weil nämlich die ersten Lieder dieser Art, von groben, schlechten, niedrigen und verächtlichen Sachen verfertiget worden: und dieser Meynung giebt Joh. Bapt. Doni, (Comp. del Tratt. de Modi della Muſ. p. 113.) Beyfall. Die zweyte ist, daß Madrigal von Mandre, d. i. einen Schäfer in der Provenzalsprache herkomme: weil es anfänglich lauter Schäfer- oder Hirtenlieder, von Wäldern und Heerden, und andern verliebten Schäferbegebenheiten gewesen. Und da bemerket Joh. Bapt. Strozzi, in seinen Lectionen über das Madrigal, p. 195. daß Petrarcha, Boccaccio, u. a. m. in ihren Madrigalen, von nichts, als Flüssen, Thälern, Pflanzen, und andern bäurischen Sachen geredet haben: ja selbst Trissino, Dolce, Minturno und Menage, sind dieser Meynung. Crescimbeni pflichtet ihr gleichfalls bey: aber alle diese Herren sagen uns nicht, wo sie die Sylbe gal herbekommen? Sie können es auch, ohne die Kenntniß des Deutschen, nicht thun. Ich habe oben schon erinnert, daß der erste Provenzaldichter, Gottfried Rudel, ein Deutscher gewesen seyn muß, von dem die übrigen die Kunst zu reimen gelernet. Dieser Deutsche hat nun sonderzweifel auch das Wort Gall, oder Hall, Schall aus seiner Muttersprache gewußt, welches

wir

wir noch in Nachtigall, in gällen u. d. gl. haben. Dieſes hat er nun mit dem Worte Mandre, ein Schäfer, welches wohl gar aus dem Deutſchen, Mann, ſeinen Urſprung haben mag, zuſammengeſetzet, ſo daß es ein Männergall, oder Schäferlied hat heißen ſollen. Denn daß andre es von Madre della gala, Madre galante, oder della gaya, oder, wie Ferrarius (in Orig. Lingu. Ital.) von dem Spaniſchen Madrugar, früh aufſtehen, herleiten wollen; das ſind bloße Anſpielungen, die keine Aufmerkſamkeit verdienen.

3. §. Die erſten Madrigale ſind nicht unter ſechs, und niemals über eilf Verſe lang gemachet worden; und alſo die kleinſte Art von Liedern geweſen. Doch hat man ſie damals aus lauter gleich langen eilfſylbigten Verſen gemacht: wie Creſcimbeni bezeuget. Allmählich aber iſt man ſo wohl von der Zahl der Zeilen, als von ihrer gleichen Länge abgewichen, und dieſen Exempeln der Neuern ſind auch unſere Deutſchen gefolget. Nur dieſe Unbequemlichkeit entſtund daraus, daß bey der unendlichen Abwechſelung, die ſich nunmehr in den Madrigalen fand, die alten Melodien ſich nicht mehr darauf ſchickten: daher denn ſo zu reden jedes neue Madrigal, eine eigene Singweiſe foderte. Weil nun nicht alle Dichter Tonkünſtler waren, ſich ſelbſt neue Melodien zu machen: ſo wurden eine Menge ihrer Madrigale gar nicht in Noten geſetzet, und folglich auch nichts geſungen. Und ſo iſt es ſonderlich in Deutſchland gegangen. Italieniſche Madrigale in Noten geſetzt, habe ich ſelber im Drucke.* Allein in einer großen Menge deutſcher in Noten geſetzter und gedruckter Lieder, die ich beſitze, finde ich kein einziges Madrigal. Ja in allen unſern Anweiſungen zur Dichtkunſt, habe ich es noch nirgends erwähnet gefunden, daß Madrigale eigentlich zum Singen erfunden worden. Indeſſen iſt es nicht anders: und ich glaube gar,

* Z. E. Eins führt den Titel: Libro I. de Madrigali, a cinque voci, col baſſo continuo, & ſuoi numeri, del Signor Gio. Girolamo Kapſperger, nobile Allemanno. Raccolti dal Sign. Cavallier Marcantonio Stradella. In Roma, 1608 in kl. fol.

daß die kleinen Chanſons der Franzoſen, die nur Lieder von einer Strophe ſind, und aus ungleich langen Zeilen beſtehen, nichts anders als Madrigale ſind, und billig ſo heißen ſollten. Caſpar Ziegler hat bey uns ein ganzes Büchlein von Madrigalen 1653 herausgegeben, welches auch 1685 wieder gedrucket worden. **Martin Rempe** und **Ernſt Stockmann** haben auch gute Madrigale geſchrieben: und auch bey andern unſerer Dichter kommen derer eine Menge vor.

4. §. Will man die Natur und Regeln der Madrigale wiſſen: ſo merke man kürzlich folgendes. 1) Soll ein Madrigal, nach der erſten Erfindung, mehrentheils von ſchäfermäßigem, oder doch verliebtem Inhalte ſeyn. Käme es hoch, ſo könnte ſonſt ein galanter, oder doch luſtiger und ſcharfſinniger Einfall darinn ausgedrücket werden. Denn mir kömmt es vor, ein Madrigal ſey bey den Neuern das, was die anakreontiſchen Oden bey den Alten geweſen. 2) Mache man das Madrigal mehrentheils in jambiſchen Verſen; wie alle unſere deutſche Vorgänger gethan haben. 3) Laſſe man es nicht unter ſechs, und nicht leicht, auch nicht viel über eilf Zeilen lang ſeyn; höchſtens zu 13 bis 15 Zeilen hinauf ſteigen. Denn da es nur eine Singſtrophe vorſtellen ſoll: ſo möchte ſonſt die Weiſe zu lang und beſchwerlich fürs Gedächtniß werden. 4) Mache man die Zeilen in der Länge nicht gar zu ungleich; das iſt, keine unter ſechs, und keine über eilf Sylben. Einige unſerer Poeten haben dawider verſtoßen, und bald vierſylbige, bald wieder zwölf und dreyzehnſylbige Verſe unter einander laufen laſſen. Allein welch ein Uebelſtand iſt das nicht? 5) Laſſe man die Reime zwar mit einander wechſeln, aber auch nicht zu weit von einander ausſchweifen: denn wenn drey, vier, oder mehr andere Zeilen darzwiſchen kommen, ſo hat man ſie vergeſſen; und merket es nicht mehr, ob ſie ſich reimen, oder nicht. 6) Iſt es erlaubt, zuweilen, eine, oder zwo Zeilen ungereimt mit unterlaufen zu laſſen; als ob es aus Verſehen geſchehen wäre. Und 7) muß man den zehn und eilfſylbigten

ten Verſen nach der vierten Sylbe einen Abſchnitt machen. Ein Exempel aus Zieglern mag die Sache klar machen:

Ich frage nichts, nach allen Läſterkatzen,
Sie ſpeyen auf mich los,
Und dichten was ſie wollen:
Ich werde dennoch groß.
Ihr Geifer kann nicht haften,
Die Unſchuld bleibt in ihren Eigenſchaften,
Sie ſollen mich in ſolcher Blüthe ſehn,
Daß ihnen noch die Augen wäſſern ſollen:
Und das ſoll bald geſchehn!
Denn wenn mich erſt die Läſterzungen ſtechen,
Fang ich erſt an, mich recht hervorzubrechen.

5. §. Man wird wohl ohne mein Erinnern wahrnehmen, daß dergeſtalt in dieſer Art von Liedern eine große Freyheit herrſchet: und eben dieſe Freyheit iſt einigen Dichtern ſo reizend vorgekommen, daß ſie ſich der madrigaliſchen Verſe auch in viel längern Gedichten, und die gar nicht zum Singen beſtimmet waren, bedienet haben. So hat im Franzöſiſchen Herr von Fontenelle ſeine Schäfergedichte, und der Abt **Geneſt** ſeine Philoſophie in dieſer ungebundenen Art geſchrieben. Die Engländer haben ſich darein gleichfalls verliebet, und theils große Oden oder Singgedichte in ungleichen madrigaliſchen Strophen, theils andere kleinere Stücke, in dieſer wilden Versart abgefaſſet. Bey uns hat ſich ſchon im vorigen Jahrhunderte **Wagner** die Freyheit genommen, ſein Ter Tria, aus dem Engliſchen des **Teate** ſo regellos zu verdeutſchen; und endlich hat ſich auch der ſel. **Brockes** in dieſelbe ſo ſehr verliebet, daß er ganze Bände voll ſolcher Gedichte drucken laſſen; ja wohl gar Werke der Ausländer, die in richtigen gleichlangen Verſen waren, als **Thomſons** vier Jahreszeiten, und **Popens** Verſuch vom Menſchen, in dieſe Poeſie der Faulen, die lang und kurz durch einander laufen läßt, überſetzet hat. Wie indeſſen nicht leicht eine Neuerung ohne Nachfolger bleibt, ſie ſey ſo ſchlecht, als ſie wolle: ſo hat es auch Brockſen nicht daran gefehlet. Ich kann es aber nicht leugnen, daß

mir eine ſo libertiniſche Dichtungsart im geringſten nicht gefällt; weil ſie weder dem Ohre noch dem Gemüthe dasjenige Vergnügen bringt, das ein wohlabgemeſſener ordentlicher Vers ihm bringt. Und was iſt es wohl für eine Kunſt, dergleichen Gemenge ungleicher Zeilen durch einander laufen zu laſſen, wie ein Hirt großes und kleines Vieh zum Thore hinaus treibt?

6. §. Ich ſchreite zu den Sonnetten. Auch dieſe ſind eine Erfindung der Provinzialdichter, und von dieſen nach Wälſchland, von da aber zu uns, und nach Frankreich gekommen. Auch dieſes zähle ich zu den Singgedichten, wozu es eigentlich erfunden worden, ungeachtet unſere poetiſchen Anweiſungen bisher kein Wort davon gewußt. Ich habe aber die Italiener auf meiner Seite; die es einhällig geſtehen: und ſelbſt der deutſche Namen eines Klinggedichtes, wie es die Unſrigen zu geben pflegen, hätte ſie darauf bringen können; daß es zum Klingen und Singen gemachet worden. Aus dieſem Begriffe folgen nun auch die Regeln, des Sonnets, welche ſonſt ſo willkührlich ausſehen, und ſo ſchwer zu beobachten ſind, daß Boileau, nicht ohne Wahrſcheinlichkeit dichtet: Apollo habe daſſelbe bloß den Poeten zur Plage ausgedacht:

On dit à ce propos, qu'un Jour ce Dieu bizarre,
Voulant pouſſer à bout tous les Rimeurs françois,
Inventa du Sonnet les rigoureuſes Loix:
Voulut, qu'en deux Quatrains, de Meſure pareille,
La Rime avec deux ſons frappat huitfois l'oreille;
Et qu'enſuite ſix vers artiſtement rangez,
Fuſſent en deux Tercets par le Sens partagez.
Sur tout de ce Poeme il bannit la Licence,
Lui même en meſura le Nombre & la Cadence;
Defendit, qu'un Vers foible y put jamais entrer,
Ni qu'un Mot deja mis, oſoit s'y remontrer.
Du reſte il l'enrichit d'une beauté ſupreme.

So

So wenig Licht nun dieſe Beſchreibung einem, der es noch nicht kennet, vom Sonnette geben wird: ſo wenig iſt es auch gegründet, wenn er hinzuſetzet:

Un Sonnet ſans defaut, vaut ſeul un long Poeme.

7. §. **Creſcimbeni** hat in ſeiner Iſtoria, in ganzen ſechs Capitein bloß vom Sonnette gehandelt, und alle Kleinigkeiten und Veränderungen, die daſſelbe betroffen haben, mit Sorgfalt angeführet. Es erhellet aber kürzlich ſo viel daraus, daß weder die Erfinder deſſelben in der Provence, noch die älteſten Italiener, als **Dantes**, anfänglich dieſe Art Lieder ſo gar genau in gewiſſe Regeln eingeſchränket. Weder die Zahl noch Länge der Zeilen, noch die Abwechſelung der Reime war dazumal recht beſtimmet, bis **Petrarch** durch ſeine verliebten Lieder auf die Laura, die faſt lauter Sonnette waren, dem Dinge ſeine rechte Ordnung gab. Vermuthlich hat er ein paar beliebte Melodien auf die erſten ſeiner Sonnette gehabt; denen zu Gefallen er hernach alle übrige gemachet. Ihm aber ſind hernach alle übrige Dichter mehrentheils gefolget. Es iſt alſo ſchon der Mühe werth, ein Muſter von ſeiner Arbeit anzuführen; wozu ich gleich das erſte nehmen will, das gleichſam eine Vorrede zu allen übrigen iſt:

Voi, ch'aſcoltate in Rime ſparſa il Suono,
Di quei Soſpiri, onde io nudriva il Cuore,
In ſul mio primo giovenil Errore,
Quando era in parte altre'huom, da qual ch'io ſono.
Del vario Stile in ch'io plango, & ragiono,
Fra le vane ſperanze, e'l van dolore,
Ove ſia, chi per prova intenda Amore,
Spero trovar Pietà, non che Perdono.
Ma ben veggi'hor, ſi come al popol tutto,
Favola fui gran tempo; onde ſovente,
Di me medeſmo meco mi vergogno:

Et del mio vaneggiar vergogna e'l frutto,
E'l pentirsi, e'l conoscer chiaramente,
Che quanto piace al Mondo è breve sogno.

8. §. Aus diesem Exempel nun können wir die Regeln eines rechten Sonnettes abnehmen. Es besteht 1) aus vierzehn Zeilen, und darf weder mehr, noch weniger haben. 2) Diese Zeilen müssen alle gleich lang seyn; zumal im Wälschen, wo man lauter weibliche Reime machet. Im Deutschen hergegen, kann es seyn, daß die, mit männlichen Reimen, eine Sylbe weniger bekommen. 3) Müssen sonderlich die langen Verse dazu genommen werden: welches bey den Wälschen die eilfsylbigten, bey uns und den Franzosen aber die alexandrinischen sind. 4) Müssen dieselben vierzehn Zeilen, richtig in vier Abschnitte eingetheilet werden; davon die ersten beyden, jeder vier, die beyden letzten aber, jeder drey Zeilen bekommen. 5) Müssen die zwo ersten Abschnitte einander in den Reimen vollkommen ähnlich seyn, ja in acht Zeilen nicht mehr als zwey Reime haben: so daß sich einmal der erste, vierte, fünfte und achte, sodann aber der zweyte, dritte, sechste und siebente mit einander reimen. Endlich 6) müssen die drey und drey im Schlusse sich wieder zusammen reimen; doch so, daß man einige mehrere Freyheit dabey hat. Indessen lehret mich auch hier das Beyspiel des Petrarcha, daß auch diese beyden Dreylinge auf einerley Art ausfallen müssen, damit man sie auf einerley Melodie singen könne. Denn kurz und gut: die zwey ersten Vierlinge müssen nach der ersten Hälfte der Singweise, die, wie gewöhnlich, wiederholet wird; die zwey letzten Dreylinge aber nach der andern Hälfte der Melodie, die gleichfalls wiederholt wird, gesungen werden können. Dieß ist der Schlüssel, zu allen obigen Regeln.

9. §. Nach diesen Regeln nun haben sich unsere deutschen Dichter auch gerichtet; sonderlich die Alten, die eine große Menge von Sonnetten gemachet haben, ohne daß vielleicht ein einziges jemals gesungen worden. Opitz, Flem-

Flemming, Mühlpfort, Sieber, Gryph, Kiene, u. a. m. haben ganze Bücher voll geſchrieben; davon ich ein paar zu Muſtern herſetzen muß. Denn da wir im Deutſchen männliche und weibliche Reime zu vermiſchen pflegen; ſo entſtehen auch zweyerley Arten bey uns, die ſich bald mit einem weiblichen, bald mit einem männlichen Reime anfangen. Sie brauchen auch alle die ſechsfüßigen Jamben, anſtatt der eilfſylbigten der Italiener. Ich bleibe bey Flemmingen, und dieß erſte iſt dem petrarchiſchen vollkommen ähnlich:

Sonnet, an ſich ſelbſt:

Sey dennoch unverzagt! gib dennoch nicht verlohren!
Weich keinem Glücke nicht! ſteh höher als der Neid!
Vergnüge dich an dir, und acht es für kein Leid,
Hat ſich gleich wider dich, Glück, Zeit und Ort verſchworen.

Was dich betrübt und labt, halt alles für erkohren;
Nimm dein Verhängniß an, laß alles unbereut,
Thu, was gethan muß ſeyn, und eh mans dir gebeut,
Was du noch beſſern kannſt, das wird noch ſtets gebohren.

Was klagt, was lobt man dich? Sein Unglück und ſein Glücke,
Iſt ihm ein jeder ſelbſt. Schau alle Sachen an,
Dieß alles iſt in dir: laß deinen eiteln Wahn,
Und eh du förder gehſt, ſo geh in dich zurücke.
Wer ſein ſelbſt Meiſter iſt, und ſich beherrſchen kann,
Dem iſt die weite Welt, und alles unterthan.

Dieſes Sonnet hat nur einen Fehler: daß nämlich, bey der dritten Zeile der zweyten Hälfte, der völlige Sinn nicht aus iſt, ſondern ſich erſt mit der folgenden endet. Dieſes würde im Singen einen großen Uebelſtand machen; weil beym Schluſſe der Melodie, der Verſtand noch nicht befriediget wäre; welches doch von rechtswegen ſeyn ſoll, wie Petrarcha es auch ſehr wohl beobachtet hat.

10. §. So gern ich noch eins, das ohne Fehler iſt, finden will, ſo ſchwer iſt mirs. Denn bald ſchließt der Verſtand nicht mit der vierten, bald nicht mit der achten, bald nicht mit der eilften Zeile. Bald ſind die letzten zwey

Drey-

Dreylinge, an Ordnung der Reime einander nicht gleich, u. ſ. w. Ich will alſo noch eins von eilfſylbigten Verſen aus **Flemmingen** nehmen, ob es gleich auch von einer weiblichen Zeile anfängt. Es iſt das XX. des andern Buches.

Auf eine Hochzeit.

Was thun wir denn, daß wir die ſüßen Jahre,
Der Jugend Lenz, ſo laſſen Fuß für Fuß
Vorüber gehn? Soll uns denn der Verdruß
Der Einſamkeit noch bringen auf die Baare?

Sie kehrt nicht um, die Zeit, die theure Waare!
Bewegt uns nicht, das was man lieben muß,
Die Höflichkeit, der Muth, die Gunſt, der Kuß?
Die Bruſt, der Hals, die goldgeſchmiedten Haare?

Nein, wir ſind Fels, und ſtählern noch als Stahl,
Beſtürzt, verwirrt; wir lieben unſre Quaal,
Sind lebend todt, und wiſſen nicht was frommet.

Dieß einige ſteht uns noch gänzlich frey,
Daß wir verſtehn, was für ein gut Ding ſey,
Das uns ſtets fleucht, und das ihr ſtets bekommet.

Dieſes wäre nun wohl ſo ziemlich zur Muſik bequem: außer, daß der Sinn aus der zweyten Zeile, bis in die dritte geſchleppet wird; welches im Singen übel klappen würde. Ueberhaupt kömmt es bloß daher, daß unter vielen hundert Sonnetten, kaum ein vollkommenes anzutreffen iſt, daß die Poeten es nicht gewußt, daß ein Sonnett zum Singen gemachet werden müſſe. Da wir ſie aber bey uns niemals ſingen: ſo ſehe ich gar nicht ab, warum ein Poet ſich quälen ſoll, einem ſolchen Zwange ein Gnügen zu thun, da man viel leichtere Versarten hat, die eben ſo angenehm ſind.

11. §. Ehe ich aufs **Rondeau**, oder das Ringelgedicht komme, muß ich noch anmerken, daß **Mühlpfort** auch in vierfüßigen Verſen ein Sonnet gemachet. Es iſt gleich das zweyte unter ſeinen Sonnetten; und würde ſelbſt durch die Beyſpiele der Wälſchen, zu rechtfertigen ſeyn: wenn es nur durchgehends ſich ähnlich, und in den letzten ſechs Zeilen nicht fehlerhaft wäre. Die erſten acht Zeilen ſind nämlich allen Regeln gemäß und lauten alſo:

Abend-

Abendgebeth.

Das Licht vergeht, die Nacht bricht an,
Verzeihe Gott! die schweren Sünden;
Die mich, als wie mit Stricken binden,
Daß ich nicht vor dich treten kann.

Ich habe leider deine Bahn
Der Heiligkeit nicht können finden:
Weil ich stets auf den Wollustsgründen,
Bin hangen blieben mit dem Kahn.

Allein nun kömmt das falsche:

Ein Irrlicht hat mich so verführt,
Das mir die Welt hat aufgesteckt,
Ich habe nie die Lust gespürt,
Bis daß ich mich mit Koth besteckt.
Gedenke nicht, o Herr! der Sünden meiner Jugend,
Ich wende mich hinfort zur Frömmigkeit und Tugend.

Hier sieht ein jeder, daß sich drey und drey Zeilen unmöglich nach derselben zweyten Hälfte einer Melodie würden singen lassen. Noch viel fehlerhafter sind die sogenannten Sonnette, die König bey seiner Ausgabe von Kanitzens Gedichten hin und wieder eingeflicket: denn er hat weder alle diese Regeln, noch die allergemeinste und leichteste, daß ein Sonnet 14 Zeilen haben muß, beobachtet. Andere wunderliche Veränderungen der Sonnette, entweder durchgehends mit einerley, oder ohne alle Reime, deren Omeis in seiner Dichtkunst gedenket, übergehe ich mit Fleiß; weil sie billig in keine Betrachtung kommen.

12. §. Das Rondeau selbst anlangend, so ist dasselbe nicht von wälscher oder alter provenzalischer, sondern von französischer neuerer Erfindung. Außer dem, daß Voiture dergleichen eine gute Anzahl gemachet hat, wie man bey seinen Briefen angehenket finden wird: so hat man auch die Verwandlungen Ovids, in französischen und deutschen Rondeaux, oder Ringelgedichten erkläret, die zu Nürnberg 1698. in 8. mit Figuren herausgekommen sind. Auch diese sind eigentlich im Anfange zum Singen bestimmt gewe-

geweſen. Wir wollen zum Muſter eins aus der alten Welt vom Marot nehmen, und zwar dasjenige, ſo er an Kaiſer Karl den V, auf ſeinen Abſchied aus Paris gemachet, wo er König Franz den I, nach ſeiner Erledigung aus der Gefangenſchaft beſuchet.

L'Adieu de France à l'Empereur.

Adieu Ceſar! Prince bien fortuné,
De vrai honneur par Vertu couronné.
Adieu le Chef de la noble Toiſon,
Au departir de la propre Maiſon,
Dont le bon Duc, ton grand Ayeul, fut né.
Quand je t'aurai cent fois à Dieu donné,
Et à grand Dueil des Yeux abandonné,
Le Coeur fera, pour Toi ſon oraiſon.
Adieu Ceſar!
Le ſuppliant, qu'un jour ja ordonné,
Te voye ici des Tiens environné:
J'entend des Tiens, qui ſont Miens par Raiſon,
Or j'attendrai cette heureuſe ſaiſon,
En grand deſir, que Tu ſois retourné.
Adieu Ceſar!

13. §. Aus dieſem Exempel wollen wir nun die Regel des rechten Ringelgedichtes herleiten. Man ſieht zuförderſt, daß ſelbiges nicht mehr, als dreyzehn einſylbigte Zeilen hat, deren fünf im Anfange, und fünf am Ende, einen beſondern Verſtand ausmachen; drey aber in der Mitte abgeſetzet werden, und wieder ihren eigenen Sinn haben. 2) bemerket man, daß in dem ganzen Gedichte nicht mehr, als zweyerley Reime ſind; die aber in dem erſten und letzten fünfzeiligten Stücke auf einerley Art abwechſeln; ſo daß dieſelben nach einer Melodie geſungen werden können: das Mittelſtück aber für ſich den erſten Reim zweymal, und den andern, einmal haben muß. 3) Endlich ſieht man, daß der Anfang, von vier Sylben, oder zwey Jamben, nach deutſcher

ſcher Art zu reden; für ſich einen Verſtand haben, und ſo wohl nach dem dreyzeiligten Mittelſtücke, als ganz am Ende wiederholet werden muß. Wer ſieht nun nicht, daß auch dieſes Gedicht der Muſik zu gut erfunden worden? Die erſte Hälfte der Melodie muß auf fünf Zeilen zulangen; und dabey muß ſich der Verſtand ſchließen. Die andere Hälfte langet auf drey Zeilen; und um anzuzeigen, daß man nun die erſte Hälfte noch einmal wird ſingen müſſen: ſo werden auch die Anfangsworte wiederholet. Sodann folget der Beſchluß nach der Melodie der erſten Hälfte; und ſodann wiederholet man die Anfangsworte noch einmal, dadurch es denn zu einem völligen Ringelgedichte wird. Nichts iſt nunmehr begreiflicher, als alle dieſe Regeln, die bisher noch von keinem unſerer Dichter gehörig eingeſehen worden; und alſo ganz willkührlich und abgeſchmackt ausgeſehen haben. **Rothe**, **Omeis**, und **Menantes**, wiſſen nichts davon zu ſagen, als daß ein Rondeau aus dreyzehn Zeilen beſtehen, und ſowohl nach der achten, als letzten Zeile den Anfang wiederholen müſſe: dadurch man auf den Wahn verfällt, daß es nur aus zwey Theilen, einem achtzeiligen Rumpfe und fünfzeiligen Schwanze beſtehe; davon man aber wieder keinen Grund einſieht. Vielweniger kann man daraus die Ordnung der Reime begreifen, die ſie einem vorſchreiben, wenn es heißt, daß ſich die 1. 2. 5. 6. 7. 9. 10 und 13 Zeile; und hernach wieder die 3. 4. 8. 11. und 12 Zeile reimen müſſe.

14. §. Da ich nun den Grund der Erfindung, aus der Beobachtung der älteſten Muſter, glücklich entdecket: ſo wird man daraus leicht ſehen, daß viele Rondeaux, die man in unſern Dichtern antrifft, eben ſo fehlerhaft ſind, als die Sonnette oben befunden wurden. Doch iſt dasjenige, was **Omeis** anführet, wenn ich es nach der rechten Art ſchreibe, ganz richtig gerathen.

Es iſt vollbracht! der Schatten iſt vergangen,
Es liegt zerknirſcht, das Haupt der alten Schlangen,
Der Höllen Thor hat Simſon umgekehrt,
Und Michael das feſte Schloß zerſtört,
Darinn der Menſch lag auf den Tod gefangen.

Es ſchäumt der Drach in Ketten und in Zangen,
O Siegeswort! davon wir Troſt erlangen,
Das man am Kreuz von Chriſto hat gehört:
Es iſt vollbracht!

Herr! ſteh mir bey, wenn endlich meine Wangen,
Vom Todtenhauch erblaſſet ſollen hangen:
Wann meine Seel nun aus dem Kerker fährt;
So laß auch mich, im Glauben unverſehrt,
Und freudenvoll, mit deinem Letzwort prangen:
Es iſt vollbracht!

Eins iſt hier nur zu bemerken, darinn dieß Ringelgedicht von dem franzöſiſchen abgeht: nämlich daß dieſes lauter männliche Reime hatte, das deutſche aber dieſelben mit weiblichen abwechſelt. Allein daß jenes im Franzöſiſchen keine Regel ſey, zeigen viele andere in eben dem **Marot**, und in andern Dichtern, die gleichfalls gewechſelt haben. Und eben daraus erhellet auch, daß man eben ſowohl mit einem männlichen Reime anfangen könne, wann nur das übrige hernach in eben der Ordnung beybehalten wird.

Des II. Abſchnitts II. Hauptſtück.

Von allerley neuen Arten größerer Lieder, als Ringeloden, Sechſtinnen und Geſängen.

1. §.

Nach dieſer letzten Art hat man auch andere Ringeloden im Deutſchen zu machen verſuchet, und verſchiedene Arten derſelben auf die Bahn gebracht. Denn theils hat man am Ende jeder Strophe die erſte Zeile derſelben wiederholet. Ein Exempel mag mir Philander von der Linde geben. Es ſteht in ſeiner Unterredung von der Poeſie a. d. 227. S.

1.

Lieben hab ich zwar verredt,
Aber nicht verſchworen.
Weil die Liebe Schmerzen bringet
Und nach Wunſche nicht gelinget,
Mag ich nicht: jedoch ich muß
Wenn zuletzt des Himels Schluß
Mir was auserkohren.
Lieben hab ich zwar verredt,
Aber nicht verſchworen.

2.

Meine Freyheit ſteht mir an,
Doch nur eine Weile:
Denn es komen doch die Stunden,
Da die Seele wird gebunden.
Und voll ſüßer Feſſel iſt.
Daß mit dieſem was mich küßt,
Ich mein Herze theile.
Meine Freyheit ſteht mir an,
Doch nur eine Weile.

3.

Lieben hab ich zwar verredt,
Aber nicht verſchworen.
Soll mich endlich was vergnügen,
Mags der Himmel glücklich fügen.
Spielt die Hoffnung wunderlich
Ey! ſo iſt ſie doch für mich
Auch nicht ganz verlohren.
Lieben hab ich zwar verredt,
Aber nicht verſchworen.

Die andere Art, wiederholt im Anfange jeder Strophe den Schluß der vorhergehenden; und dergeſtalt hängen die Stro-

phen gleichsam wie die Glieder einer Kette an einander; der Schluß der letzten Strophe aber schließt auf den Anfangsworten des ganzen Liedes. Ein Exempel giebt Menantes in seiner gal. Poesie a. d. 119. S.

Erbarme dich, du Schönheit dieser Welt,
Und nimm von mir die Fessel meiner Seelen!
Wenn Stahl und Eis dein Herz umschlossen hält,
Durch Sclaverey mich auf den Tod zu quälen,
So denke nur, die Größe meiner Noth
Ist schon der Tod!
Ist schon der Tod ein Opfer deiner Lust, ꝛc.

Und die letzte Strophe schließt so:

Mein Herz giebt nur den Seufzer noch von sich,
Erbarme dich!

Eben dergleichen kömmt auch auf der 175. u. f. S. vor, und hebt an:

Ergötze dich, befriedigtes Gemüthe,
An allem was der Himmel fügt. ꝛc.

2. §. Fast zu eben dieser musikalischen Art gehören die Wiederhallslieder. Man versteht durch dieselben solche Lieder, die an Oertern gesungen werden können, wo das Echo die letzten Sylben jeder Strophe wiederholet; dieses aber dem Dichter Gelegenheit zu einem neuen Gedanken giebt, dem er in der folgenden Strophe weiter nachdenket. Denn ob wohl einige auch andere Arten von wiederhallenden Versen zu machen gelehret, die nicht gesungen werden können, und wo das Echo an keinen gewissen Stellen etwas wiederholet: so kommen mir doch dieselben viel unnatürlicher und abgeschmackter vor. Denn wer wird in einen Wald hintreten, um einen fertigen Vers so laut abzulesen, daß ihm das Echo antworten könne. Hergegen ein Lied, kann man schon so laut singen, daß der Wiederhall ertönen kann: und da Verliebte die Einsamkeit in Wäldern suchen; so ist es so ungereimt nicht, daß man ihnen auch solche Lieder mache, die zu guten Gedanken Anlaß geben. Das Muster will ich wieder

aus

aus dem Menantes, oder vielmehr Hrn. Neumeiſter nehmen. Es ſteht a. d. 253. S.

Wozu entſchließt ſich mein Gemüthe?
Wo findt mein Herz die beſte Ruh?
Welch Glücke zeigt mir ſeine Güte?
Und welch Vergnügen deckt mich zu?
Doch was mir längſt iſt vorgeſchrieben,
Das iſt der freye Weg im Lieben.
Echo. Im Lieben!
Wie? artge Nymphe, willſt du ſcherzen?
Und ſtimmeſt dem Enſchluſſe bey:
Daß Lieben für galante Herzen
Das allerbeſte Labſal ſey?
So laß ſich alles glücklich fügen,
Mich durch die Liebe zu vergnügen.
Echo. Vergnügen.
Vergnügen! doch nicht bloß durch Worte,
Die That muß ſelber Zeuge ſeyn ꝛc.

Obwohl ich nun dieſe Erfindung an ſich nicht verwerfe: ſo kömmt mir doch dieſes etwas zu gezwungen vor, wenn der Verfaſſer, alle dieſe Schlußwörter ſeiner Strophen, zuſammen genommen, einen beſondern Sinn ausmachen läßt; als ob ihm nämlich die Waldnymphe die Sittenlehre, hätte zuruffen wollen: Im Lieben Vergnügen ſuchen, betrüget Thoren; ich (ſcil. hab es) erfahren: als nämlich Echo in den Wiederhall verwandlet worden. Denn dieſes erhellet, aus der gewaltſamen und unerlaubten Auslaſſung, in dem letzten Nachklange: zugeſchweigen, daß ein Echo, das zwo Sylben nachruffet, allemal dabey bleibet, und ſchwerlich drey, aber gewiß nicht vier nachruffen kann.

3. §. Noch eine weit gezwungenere Art von Liedern, haben die Provenzalpoeten, und Wälſchen an ihren Sechſtinnen eingeführet: wobey es aber auf nichts anders, als aufs Reimen, und die Wiederholung und Verwechſelung der Reime ankömmt. Das Muſter, das uns Creſcimbeni davon giebt (L. I. p. 25.) iſt vom 1560ſten Jahre, von dem friauliſchen Dichter Amalteo, und die erſte Strophe lautet ſo:

L'aura, che gia di queſto fragil legno,
Hebbe 'l governo, et la guarda da ſcogli,
Or me conteſa da rabbioſi venti,
E ver me ſento congiurate l'onde
Ne fra tante procelle ſcorgo il porto,
And'io pavento a coſi lungo corſo.

Hier ſieht man nun eine ſechszeiligte Strophe, deren Verſe ſich gar nicht reimen: deren Schlußwörter aber in den folgenden fünf Strophen, denn ſoviele müſſen noch dazu gemacht werden, wieder vorkommen; ſo daß das letzte davon, Corſo, gleich in die erſte Zeile der folgenden Strophe kömmt; die andern aber wechſelsweiſe, von oben und von unten folgen. In dieſem Falle nämlich kommen die Reime der folgenden Strophen ſo.

Corſo	Venti	Porto	Onde	Scogli
1). legno	corſo	venti	porto	onde
porto 2).	l'onde 3).	ſcogli 4).	legno 5).	corſo
ſcogli	legno	corſo	venti	porto
l'onde	ſcogli	legno	corſo	venti
venti.	porto.	l'onde.	ſcogli.	legno.

Hier ſieht man wohl, was einem Dichter von dieſer tyranniſchen Art der Ordnung der Reime, für ein hartes Joch auferleget wird: indem es nicht anders iſt, als ob er lauter Bouts-rimez, zu machen hätte, wie er denn wirklich nicht Reime zu den Verſen und Gedanken; ſondern Gedanken und Verſe zu den Reimen zu ſuchen hat. Ob ſich nun dabey die Mühe verlohne, die man bey Anſtrengung ſeines Witzes und der Erfindungskraft anwenden muß, das iſt eine andere Frage. Der Wohlklang der Reime verliert ſich ja durch ihre Entfernung und Vermiſchung ganz und gar: und in der That ſind es nicht einmal Reime zu nennen, da nur jedes Wort in ſechs Strophen ſechsmal wiederholet wird, ohne daß ſich ein anderes darauf reimet.

4. §. Vielleicht iſt das die Urſache geweſen, warum andere, noch einen größern Zwang geſuchet, und in öfterer

Wieder

Wiederholung derſelben Schlußwörter ihre Kunſt bewieſen haben. Einige machten zwölfzeilige Sechſtinnen, worinn ein Schlußwort z. E. Donna, ſechsmal mit andern Wörtern, als tempo, luce, freddo, pietra, vermiſchet ward, welche bey den leztern auch zweymal wiederholet wurden. Andere blieben zwar bey ſechszeiligten Strophen, brauchten aber jedes Schlußwort, z. E. donna und pietra, wechſelsweiſe dreymal: ſo daß in der ganzen Sechſtinne jedes Schlußwort achtzehnmal am Ende zu ſtehen kam. Ja weil ſie noch die Zahl der Strophen zu verdoppeln für gut befanden: ſo kam ſowohl donna als pietra jedes ſechs und dreyßigmal darinnen vor. Was für ein Geklingel derſelben Wörter, und was für ein Ekel der Ohren daraus entſtanden, das kann ſich ein jeder aus dieſer Strophe vorſtellen:

Chi non sa ben, com'una fiera donna,
L'altrui miſere membra volga in pietra:
Miri il guardo crudel de la mia donna,
Ch'a forza di cangiar ciaſcuno in pietra.
Alma non è ſi di ſteſſa donna
Ch'ella con gli occhi ſuoi non faccia pietra.

Eben ſo ſehen alle eilf folgenden aus: und es ſcheint ſowohl aus dieſem, als aus vielen andern wälſchen Erfindungen, die bloß aufs Reimen, und auf vieles und ſchweres, ja recht wunderliches und ekelhaftes Reimen hinauslaufen; daß die Köpfe der wälſchen Dichter ſich etliche Jahrhunderte hindurch, in lauter Reimregiſter verwandelt gehabt: ja daß keine Verſe in der Welt, den Namen Rime, mit beſſerm Rechte verdienet haben, als die italiäniſchen; weil der bloße elende Reim eine geraume Zeit das Hauptwerk derſelben geworden war.

5. §. Doch was ſoll ich von unſern deutſchen Sechſtinnen ſagen? Dieſe ſind gewiß noch künſtlicher geworden, als die bisherigen wälſchen: wie mich die Beyſpiele in unſern Dichtern davon belehren. Im Chriſtian Gryphius, der ſonſt noch einen ziemlich geſunden Geſchmack hatte, finde ich

auf der 900sten u. f. S. eins, darinn er das Haar, die Augen, die Wangen, die Lippen, den Hals und die Brust des Frauenzimmers, um die Ehre des Vorzuges streiten läßt. Jedes von diesen Mitwerbern redet in sechs Zeilen, die sich alle reimen: und das folgende behält eben dieselben Reimwörter, so daß es von dem letzten der vorigen Strophe den Anfang machet; die übrigen aber in derselben Ordnung von oben herunter wiederholet. Ein paar Strophen machen die Sache klar: denn ganz mag ich das Papier damit nicht verderben:

Das Haar.

Wir fangen Geist und Seel und Leben, doch verschränket
Zu steter Dienstbarkeit; der Schmuck, so an uns henket,
Ist vieler Buhler Netz, wenn itzt die Locke tränket
Ein süßer Himmelsthau, und uns die Freyheit schenket,
Daß man sich Kerkerlos um beyde Brüste schwenket,
Und das erstarrend' Aug als wie ins Grab versenket.

Die Augen.

Hat jemals unsre Glut ein schwarzes Haar versenket,
Hat unsre Sonnen je der Locken Nacht verschränket,
Nein, wo der helle Stral von Diamanten henket,
Da quillt der Liebe Brunn, der tausend Herzen tränket,
Wir haben Sterbenden das Leben oft geschenket,
Wenn unser reizend Blitz die Siegesfahn geschwenket.

Die Wangen.

Hier ist der Rosen Feld, wo sich Cupido schwenket. ꝛc.

Doch ein jeder kann sichs nun schon selbst vorstellen, was das für eine ekelhafte Monotonie, und für ein kindisches Geklapper, einerley, zumal lauter weiblicher Reime giebt; die der majestätischen Art unsrer Sprache nicht im geringsten gemäß sind. Gleichwohl sind alle die Exempel und Regeln, in unsern vollständigsten Anweisungen der Dichtkunst, auf eben den Schlag eingerichtet. Man sehe des Menantes gal. Poes. a. d. 262. u. f. S.

6. §. Anstatt der großen Lobgesänge auf die Götter und Helden bey den Alten, die in heroischen Versen gemachet waren, und in einem fortgiengen; haben die neuern die

langen

langen Geſänge in eilfſylbigten, oder alexandriniſchen Verſen, von acht bis zehnzeiligten Strophen eingeführet. Die eilfſylbigten und achtzeiligten, mit wechſelnden Reimen ſind wohl zuerſt von den Wälſchen eingeführet, und werden Ottava Rima genennet. Sowohl Arioſt hat ſeinen raſenden Roland, als Taſſo ſeinen Gottfried, in ſolchen Strophen beſungen; und beyde nannten daher, eine größere Abtheilung des ganzen Gedichtes, die bey den Alten ein Buch geheißen haben würde, nur einen Geſang: weil in der That, ein Gedicht von lauter gleichen Strophen, nach einer und derſelben Melodie geſungen werden könnte. Aus dem Taſſo habe ich ſchon im erſten Theile einige Strophen angeführet: itzo will ich aus dem Arioſt eine Probe geben. In der venetianiſchen Ausgabe von 1577. in 4. der ich mich bediene, lautet die erſte Strophe ſo:

Le donne, i Cavalier, l'arme gli amori,
Le Corteſie, l'audaci impreſe io canto;
Che furo al tempo, che paſſaro i Mori
D'Africa il mare e in Francia nocquer tanto,
Sequendo l'ire, e i giovenil furori
D'Agramanto lor Re; che ſi die vante,
Di vendicar la morte di Trojano,
Sopra Re Carlo Imperator Romano.

Hier ſieht man nun, daß dieſe Ottava rima, im Anfange der Strophe jeden Reim dreymal wiederholet, und alſo mit zween abwechſelnden Tönen ſechs Zeilen ſchließt; hernach aber mit einem Dritten, die beyden letzten paaret. Und eben ſo iſt auch der ganze Taſſo, nicht nur in gewöhnlichen Ausgaben, ſondern auch in der neapolitaniſchen Mundart, in welche man ihn 1689. überſetzet, nebſt dem Grundtexte in fol. zu Napoli herausgegeben. Weil dieß Stück ſeltſam iſt, will ich auch die erſte Strophe mittheilen:

Canto la Santa Mpreſa e la piatate
C'happe chillo gran Hommo de valore
Che tanto fece ne la libbertate

De lo Sebburco de noſtro Segnore.
Nò nce potte lo Nfierno, e tant armate
Canaglie nò le dettero terrore
Ca l'ajotaie, lo Cielo, e de carrera
L'Ammice (e) ſpierte accouze a la bannera.

7. §. Wie nun unſere Deutſchen zur Nachahmung gemacht und gebohren ſind: alſo haben auch die Ueberſetzer dieſer zwey Heldengedichte es für ihre Pflicht gehalten, dieſelbe Versart der Wälſchen von achtzeiligten Strophen, beyzubehalten: nur ſo, daß ſie die eilfſylbigten Verſe der Wälſchen in ſechsfüßige Jamben verwandelten. Von dieſem letzten will ich hier aus der 1651. herausgekommenen verbeſſerten Auflage **Diederichs** von dem **Werder**, die Ueberſetzung beyfügen; da ich aus der erſten Ausgabe ſchon bey anderer Gelegenheit ein Muſter gegeben.

Von Waffen ſing ich hier, ich ſinge von dem Held,
Dem Held, der Chriſti Grab das werthe Grab erſtritten,
Der mit Verſtand und Hand, viel Sachen fortgeſtellt,
Der in dem großen Sieg auch trefflich viel erlitten;
Dem ſich die Höll umſonſt zuwider aufgeſchwellt,
Auf den viel Heiden auch umſonſt zuſammen ritten;
Als er die Fürſten hat, aus GOttes Huld und Macht,
Bey ihr groß Kreuzpanier vereinigt erſt gebracht.

Da nun dieſer Zwang durch das ganze Gedicht hinaus, ohne Zweifel dem Ueberſetzer viel Mühe gemacht; ſo ließ ſich durch ſein Exempel, das 1626. zuerſt im Druck erſchien, der Dollmetſcher des raſenden Rolandes nicht verführen. Er behielt zwar die achtzeiligten Strophen bey, wie er ſie im Arioſt fand; allein die dreyfachen Reime und die Abwechſelung derſelben ſtund ihm nicht an: vielmehr wählte er die heroiſchen mit abgewechſelten männlichen und weiblichen, aber ungetrennten Reimen. Eine Strophe wird zeigen wie ſie geklungen, als ſie 1632. allhier in Leipzig zuerſt ans Licht traten:

Von Frauen, Rittern, Lieb und Waffen will ich ſingen,
Wie auch von Höflichkeit und vielen tapfern Dingen,
Geſchehen zu der Zeit, als mit gar großem Heer,
Die Moren ſchifften ran, durchs Africaner Meer;

Und

Und thaten überall in Frankreich ſolchen Schaden.
Sie folgten Agramant dem König, der beladen
Von Zorn, noch rächen wollt, aus jungem ſtolzen Muth.
An Kaiſer Karlen jetzt Trojani Tod und Blut.

8. §. Doch ſo geſchickt und bequem dieſe Art von heroiſchen Geſängen war, ſo finde ich doch nicht, daß ihm ein einziger von unſern Dichtern des vorigen Jahrhunderts darinn gefolget wäre. Zwar Geſänge von ſechszeiligten Strophen findet man hin und wieder: ſonderlich in Beſſern. Sein brandenburgiſcher Glückslöwe, den er 1684. auf Friedrich Wilhelms des Großen Geburtsfeſt gemachet, war von der Art: ich will aber lieber aus dem Gedichte auf die Krönung Friedrichs des Weiſen, und erſten Königes, die Probe nehmen, wiewohl ihre Reime nicht in eben der Ordnung, als in der itzgedachten, folgen:

Nun, großes Königberg! nun wird an dir erfüllt,
Was du vor langer Zeit im Namen haſt geführet,
Nun, Preußen! wird dir kund, was dieſe Krone gilt,
Mit welcher um den Hals dein Adler iſt gezieret,
Da Friederich, dein Fürſt, den Königsthron beſteiget,
Und ſein geſalbtes Haupt ſich in der Krone zeiget.

Ein jeder ſieht wohl, daß man auf eben den Schlag auch mit weiblichem Reime hätte anfangen, und mit männlichen ſchließen können, wie ſelbſt Beſſer bey andern Gelegenheiten gethan. Allein dieſer hatte es auch vorher ſchon mit achtzeiligten Strophen verſuchet; als er am Tage der brandenburgiſchen Erbhuldigung dieſes III. Friedrichs 1688. ſeinen Geſang ſo anſtimmete:

Will denn nun Brandenburg ſich gar zu tode grämen?
Iſt mit dem großen Pan, denn alle Hoffnung todt?
Nein! ſelbſt der Himmel zeigt den Hafen unſrer Noth:
Der uns die Zuflucht heißt in Friedrichs Arme nehmen.
Iſt Friedrich Wilhelm todt; lebt Friederich ſein Sohn!
Das Bild von ſeinem Geiſt und ſeinem großen Herzen:
Und da er heut beſteigt den väterlichen Thron;
Wie tröſten wir uns nicht bey unſern langen Schmerzen!

Siehe auch das auf den Tod von Friedrichs erster Gemahlinn aus dem Hause Cassel: welches auch eine kleine Aenderung in den Reimen versuchet hat.

9. §. Nun folgte der Freyherr von Kanitz, der zwar in seinem Kampfe wider die Sünde hierinn Bessern folgete, aber auch selbst einen Gesang von zehnzeiligten Strophen, auf den Tod des Grafen von Dohna 1686. versuchete. Der Anfang lautet so:

Laß, mein beklemmtes Herz der Regung nur den Zügel,
Begeuß mit einer Fluth von Thränen diesen Hügel,
Weil ihn mein treuster Freund mit seinem Blut benetzt.
Auf dieser Stelle sank mein tapfrer Dohna nieder,
Hier war sein Kampf und Fall, hier starrten seine Glieder,
Als ein verfluchtes Bley die theure Stirn verletzt:
Das, eh der Sonnen Rad den andern Morgen brachte,
Ihn, leider! gar zu bald zu einer Leiche machte.

Dieses vortreffliche und bewegliche Stück nun, hat sonder Zweifel Neukirchen, der bald darauf nach Berlin gekommen, und einigen andern Dichtern zum Muster gedienet, daß sie verschiedene Gesänge von der Art verfertiget, die man in den Hofmannswaldauischen Gedichten antrifft. Weil aber Neukirch damals noch den Lohensteiniſchen Geschmack liebte, als er sie verfertigte: so habe ich sie in die Sammlung seiner Gedichte nicht mit gesetzet. Sie heben an: Der Geist der Poesie ꝛc. Wir armen Sterblichen ꝛc. Geiz, und Verschwendung hat ꝛc. Der Affe der Natur ꝛc. Der Zunder der Natur ꝛc. Daß Himmel und Gestirn ꝛc. und stehen alle im I. Theile der Hofmannsw. Ged. Auch vor dem II. Theile des Arminius wird man noch ein Beyspiel dieser Art finden. Doch hat er auch achtzeiligte Strophen versuchet, z. E. auf den Geheimen Rath von Fuchs, u. a. m. die aber auch noch von dem wilden Witze strotzen. Andere sind noch weiter gegangen, und haben auch zwölfzeiligte Strophen in solchen Gesängen versuchet, wie man im III. Th. der Hof. W. Ged. sehen wird; aber wenig Beyfall und keine Nachfolger gefunden. Pietsch aber hat die achtzeiligten

Stro-

Strophen mit ungetrennten Reimen in ſeinen ſchönſten Geſängen mit dem beſten Erfolge von der Welt gebrauchet; worinn ihm denn viele neuere nachgefolget ſind. Z. E. ſein heroiſcher Geſang an den Prinzen Eugen von 1716. hebt ſo an:

O feuriger Eugen! wirkt dein entbrannter Muth,
Auch in dieß kalte Land? Ja, ja, die hohe Glut
Die deinen Geiſt bewegt, hat mich auch überwunden.
Mein Geiſt wird bandenlos, da du den Feind gebunden;
Der mich, wie ſchwach er ſonſt die matten Flügel regt,
Doch itzt vom Helikon auf Wall und Schanzen trägt,
Durch Dampf und Leichen führt, und mich dahin geriſſen,
Wo unter Türkenblut mir meine Reime fließen.

10. §. In eben dieſer Versart, hat Hr. Secr. **Kopp**, die neue Ueberſetzung des **Taſſo**, mit ſehr gutem Erfolge verfaſſet. Es wäre zu wünſchen, daß auch **Brokes** ſeinen mariniſchen Kindermord auf eben dieſe ordentliche Art überſetzet hätte. Allein er hat ſichs für erlaubt gehalten, die richtigen Strophen des Wälſchen in unrichtige deutſche zu bringen, die bald ſechs, bald acht, bald zehn Zeilen haben, und ihre Reime bald ſo, bald anders abwechſeln: bloß, damit er in ſeiner Dollmetſchung keine Zeile mehr, oder weniger bekommen möchte, als das Original hat. Hat aber Hr. **Kopp** dieſes gleichwohl beobachtet; ſo müßte es auch im **Marino** angegangen ſeyn; wenn ja ein ſo ſchwülſtiger Dichter überſetzet werden müſſen. Allein **Brokes** war zu allen Licenzen ſehr geneigt, und man könnte ihn den **dithyrambiſchen Dichter** unter uns nennen; weil wirklich ſolche ungebundene Versarten, bald von langen, bald von kurzen Strophen, und allerley Verſen, ohne Regel und Ordnung dieſen Namen verdienen. Ich ſage dieſes nicht, als ob er keine Exempel bey den Ausländiſchen, auch wohl gar bey den Griechen, vor ſich gehabt hätte. Nein, dieſe haben auch Dithyramben, das iſt, wilde Verſe gemacht; ja Wälſche, Franzoſen und Engländer haben Stances irregulieres, u. d. gl. gemachet. Allein, wir finden auch Bil-

derreime

verreime bey den Alten; und was für ſchlechtes Zeug iſt nicht bey den Wälſchen zu finden, wie man ſelbſt im Muratori und Creſcimbeni finden kann. Wer alſo Geſänge machen will, der muß die Strophen ſo gleich machen, daß ſie nach einer Singweiſe geſungen werden können. Nicht aber wie das Stück auf der 284ſten S. des III. Th. der Hof. W. Ged. Und geſetzt, daß manche gar nicht geſungen werden ſollen: ſo iſt doch ein harmoniſches Leſen eines guten Gedichtes auch ſchon eine Art von Muſik, und Geſange: und auch da ergetzet es das Ohr eines Zuhörers, wenn allemal dieſelbe Zahl, und einerley Abwechſelung der Reime, in allen Strophen beobachtet wird. Von jenen wunderlichen Misgeburten aber heißt es, aus dem Horaz:

Ut gratas inter menſas ſymphonia diſcors,
Et craſſum unguentum, et ſardo cum Melle papaver
Offendunt; poterat duci quia cœna ſine iſtis:
Sic animis natum inventumque poema juvandis
Si paullum a ſummo diſceſſit, vergit ad imum.

11. §. Wenn ich hier von allen denen Geſängen hätte handeln wollen, welche die Italiener Canzoni nennen, deren Strophen bald aus langen, bald aus kurzen Zeilen beſtehen: ſo hätte ich auch von den mannigfaltigen Liedern unſerer alten Meiſterſänger handeln müſſen, die ſie Bar nennen, und deren jede Art der Strophe ihren beſondern Ton hat. Allein dieſe beyden Arten gehören nicht in dieſe Claſſe: und theils hat Wagenſeil ſchon von ihnen gehandelt, theils werde ich ſelbſt an ſeinem Orte noch weit ausführlichere Nachricht davon geben. Von der obigen Art wird man ganze Abtheilungen ſolcher Geſänge in meinen Gedichten antreffen.

Des II. Abſchnitts III. Hauptſtück.

Von Cantaten, Serenaten, und Kirchenſtücken, oder Oratorien.

1. §.

Die Cantaten ſind eine neue Erfindung der Italiener, davon die Alten nichts gewußt haben: es hat aber allem Anſehen nach die Muſik Gelegenheit dazu gegeben, und ſie ſind an ſtatt der Oden eingeführet worden. Creſcimbeni ſagt, ſie wären erſt im XVII. Jahrhunderte erfunden: er weis aber den erſten Erfinder nicht zu nennen. Doch meynt er Chiabrera, und Tronſarella wären mit unter den erſten geweſen, die ſie gemachet; und er rühmet den Stradella, für einen der beſten Tonkünſtler im Setzen derſelben. Ich ſtelle mir die Sache folgendergeſtalt vor. Weil in Liedern von einerley Strophen auch dieſelbe Melodie beybehalten werden mußte: ſo ward man gewahr, daß ſich dieſelbe nicht zu allen Verſen gleich gut ſchickte. Der erſte Vers einer Ode war z. E. traurig, und gegen das Ende legte ſich dieſer Affect, ja veränderte ſich wohl gar in eine Freude. Hatte ſich nun die Geſangweiſe zum Anfange gut geſchickt: ſo ſchickte ſie ſich zum Ausgange deſto ſchlechter. Denn wie klingt es, wenn ein luſtiger Text nach einer traurigen Melodie geſungen wird? War aber die Muſik weder traurig noch luſtig; ſo ſchickte ſie ſich weder zum Anfange noch zum Ende recht: weil ſie keins von beyden in der gehörigen Schönheit vorſtellete, und keine Gemüthsbewegung recht lebhaft ausdrückete. Nun hätten die Poeten dieſem Fehler zwar abhelfen können, wenn ſie in einem Liede nur einen Affect vom Anfange bis zum Ende hätten herrſchen laſſen, wie es auch billig ſeyn ſollte. Allein, da ſie es nicht thaten; ſo gerieth man auf die Gedanken, die Lieder nicht mehr ſo gar

ein-

einträchtig zu machen, keine solche ähnliche Strophen mehr zu beobachten; sondern Zeilen von ungleicher Länge, auf eine ungebundene Art durch einander laufen zu lassen; und alsdann die Musik durchgehends, nach dem Inhalte des Gedichtes, zu bequemen. Dadurch hoffte man jenen Uebelstand der Oden gewiß zu vermeiden, und jede Zeile eines solchen Gesanges, dem darinn herrschenden Affecte gemäß, auszudrücken; jedem Worte nach seinem rechten Sinne den gehörigen Ton und Nachdruck geben zu können.

2. §. Die Sache war nicht schwer ins Werk zu richten: denn die Poeten bekamen mehr Freyheit, und die Componisten fanden tausendfache Gelegenheit, ihre Künste und musikalische Einfälle recht hören zu lassen. Sie bemüheten sich auch nunmehr, fast alle Sylben eines solchen Liedes, durch die Verschiedenheit des Klanges, auszudrücken, und alle mögliche Abwechselungen dabey zu versuchen. Sie giengen aber allmählich gar zu weit darinnen. Es war ihnen nicht mehr genug, daß sie eine Redensart auf einerley Art in die Musik setzten. Sie trauten sich selber so viel nicht zu, daß sie gleich die beste Art der Töne gefunden hätten: darum wiederholten sie manches Wort zwey, fünf, zehn, ja wohl zwanzig male, und zwar immer mit neuen Veränderungen. Sonderlich hielten sie sich bey gewissen Stellen verbunden, solches zu thun, wo sich ihre Kunstgriffe recht anbringen ließen. Wo nur die geringste Spur eines Affectes, oder sonst eine Stelle vorkam, die sich einigermaßen durch das Singen und Spielen nachahmen ließ; da machten sie sich rechtschaffen lustig, und hielten sich oft bey einer Zeile länger auf, als man vorhin bey ganzen Oden gethan hatte. Es ist aber leicht zu sehen, was solches nach sich gezogen. Jemehr die Musik dabey gewann, desto mehr verlohr die Poesie dabey. Bekam das Ohr dabey viel zu hören, so hatte der Verstand desto weniger dabey zu gedenken. Doch, da nicht alle Zeilen in einem solchen Gedichte bequem fielen, ihre Schnörkel anzubringen: so ließen sie dieselben nur so obenhin wegsingen, ja fast ohn alle Begleitung der Instrumente gleichsam herbethen; damit sich also

Sänger

Sänger und Spielleute indeſſen, zu der nächſtfolgenden künſtlichern Stelle deſto beſſer vorbereiten könnten. Dieſen leztern gab man den Namen der **Arien**, oder Melodien; jene aber, die mehr geredet, als geſungen wurden, nannte man **Recitative**. Wenn aber eine mittlere Art vorfiel, die man weder ſo bunt und zierlich, als die Arien ſingen; noch ſo kaltſinnig, als die Recitative wollte herleſen laſſen, ſo ward dieſelbe ein **Arioſo** genennet.

3. §. Wie die gemeinſten Arten der Lieder durchgehends von einem und demſelben Sänger abgeſungen werden, wenn nämlich nur eine Perſon darinn redet: ſo müſſen auch billig Cantaten, darinn kein Geſpräch vieler Perſonen vorkömmt, nur von einer Stimme geſungen werden; es wäre denn, daß ein Baß, oder alle übrige Stimmen, den Diſcant deſto angenehmer zu machen, ſich durch und durch zugleich hören ließen: wie in Liedern, die man choraliſch ſingt, zu geſchehen pflegt. Allein hier müßte es auch dem Inhalte nach wahrſcheinlich ſeyn, daß der Text als ein **Tutti**, wie es die Wälſchen nennen; von vielen zugleich geſungen werden könnte: widrigenfalls wäre es ungereimt. Wie nun dieſe Regel von guten Componiſten allemal beobachtet worden: alſo hat man ſie auch vielmals aus den Augen geſetzt. Um die Mannigfaltigkeit vieler Stimmen in einer Cantate hören zu laſſen, läßt man einen Vers, ein einzig Lied, das eigentlich nur eine Perſon ſingen ſollte, von drey, vier, fünf Sängern, die einander ablöſen, abſingen: gerade, als wenn aus einem Halſe alle die verſchiedenen Stimmen kommen könnten. Ich tadle hiermit die Componiſten nicht, die uns gern durch vielerley Annehmlichkeiten, zugleich beluſtigen wollen. Sie ſollten aber nur zu **Duetten**, das iſt, zu Cantaten, von zwoen Perſonen, die ſich mit einander beſprechen, zwo Stimmen; zu dreyen, welches denn ein Trio heißt, drey Sänger u. ſ. w. nehmen, und alſo die Wahrſcheinlichkeit beobachten. Sie ſollten auch einer Mannsperſon, die ſingend aufgeführet wird, eine männliche Baß- und Tenorſtimme geben, z. E. dem Neide, dem Zorne, dem Stolze, den vier Jahrszeiten

zeiten u. d. gl. den Alt und Discant aber für weibliche Personen, z. E. die Liebe, die Schönheit, die Tugend, die Vernunft, die Gottesfurcht, u. d. gl. behalten. Allein, wie oft dawider verstoßen wird, darf ich nicht erwähnen; denn es liegt allenthalben am Tage.

4. §. Sowohl von Arien, als Recitativen, haben uns viele, als zum Exempel Menantes in seiner theatralischen Poesie, imgleichen in der galanten Poesie, die er nur ans Licht gestellet; eine Menge von Regeln gegeben, und wer weis, was für Geheimnisse daraus gemacht, die niemand verstünde, als der ein großer Kenner der Musik wäre. Alle laufen aber da hinaus, daß der Poet ein Sklave des Componisten seyn, und nicht denken oder sagen müsse, wie oder was er wolle; sondern so, daß der Tonkünstler seine Einfälle dabey recht könne hören lassen. Dahin gehöret unter andern hauptsächlich die Regel: daß man die ersten Zeilen der Arien mit solchen Worten anfüllen müsse, dabey sich der Componist eine halbe Stunde auf halten könne; wenn er irgend das Lachen, Weinen, Jauchzen, Aechzen, Klagen, Heulen, Zittern, Schmettern, Fliehen, Eilen, Rasen, Rasseln, Poltern, oder sonst ein Wort von dergleichen Art auszudrücken sucht. Dahin gehöret ferner, daß man die ersten Zeilen einer Arie, so viel möglich ist, so einrichten müsse, daß sie am Ende derselben wiederholet werden können, und also eine Art von Ringelreimen daraus entstehe. Gleichwohl zeigen die Exempel der Wälschen, daß es hier nicht nur auf eine oder ein Paar Zeilen, sondern auf die ganze Hälfte der Arien ankomme; gesetzt daß sie aus vier, sechs, oder mehr Zeilen bestünde. Und in der That gewinnt man dabey; theils, daß man mehr Gedanken in eine Arie bringen kann; theils daß man den Verdruß erspart, eine, oder zwo Zeilen so viel Schockmale wiederholen zu hören, als die Musikhelden es beym Anfange zu thun pflegen. Dahin gehörts endlich, daß die Recitative, theils aus kurzen Zeilen bestehen, theils an sich selbst sehr kurz seyn sollen, wie in Madrigalen; damit man von dem schläfrigen Wesen derselben nicht gar zu sehr verdrüßlich gemacht werde, u. d. m.

Alle

Alle diese Regeln haben die Herren Componisten den Poeten vorgeschrieben: und diese haben sich dieselben, ich weis nicht, warum? vorschreiben lassen, ja sie wohl gar angebethet. Allein, wie wäre es, wenn ein Poet seinem Componisten auch einmal, nach Anleitung der Vernunft sagte, wie man seine Cantaten setzen sollte: es möchte nun dieses mit den Regeln und Exempeln ihrer so großen, aber oft sehr unnatürlichen italienischen Meister, übereinkommen oder nicht?

5. §. Wenn man die Cantaten, als eine Art von Liedern oder Oden ansieht, davon ich im ersten Abschnitte die Regeln gegeben habe; wie man sie denn ansehen muß: so versteht sichs von sich selbst, daß sie nicht aus kaltsinnigem, schläfrigem und schlechtem Zeuge bestehen müssen. Sie müssen ordentlich einen gewissen Affect ausdrücken: oder, wenn ja das Recitativ eine Erzählung in sich hält; so müssen doch die Arien voll erhabener und feuriger Gedanken, prächtiger oder zärtlicher Ausdrückungen seyn: kurz, sie müssen einen solchen Inhalt haben, der dem Componisten Gelegenheit zu guten Einfällen geben wird. Der Poet muß sich freylich auch bemühen, das munterste, sinnreichste und beweglichste in die Arien, das übrige aber, nämlich Erzählungen, Vernunftschlüsse, Sittenlehren, u. d. gl. ins Recitativ zu bringen. Er wird nach Beschaffenheit der Sachen, auch mehr als eine Person darinn redend aufführen; damit der Wechsel vieler Stimmen destomehr Mannigfaltigkeit in dem Gesange hervorbringe. Er muß endlich auch seine Recitative nicht ganze Seiten lang machen, sondern bald wieder was muntres und scharfsinniges mit einzumischen bemühet seyn, welches eine Arie, oder doch ein Arioso abgeben kann. Alles dieses lehret einen Poeten die gesunde Vernunft, nebst den Regeln der Dichtkunst; und man darf, solches zu wissen, eben selbst kein Musikmeister seyn. Indessen ist es wahr, daß viele darwider gefehlet, und ihre Arien mit vielen kaltsinnigen Vernunftschlüssen, oder langwierigen Gleichnissen angefüllet haben, die sehr ekelhaft klingen. Höchstens darf man nur einige Cantaten mit Aufmerksamkeit gehöret, oder

die dazu gehörigen Noten durchgesehen haben; so wird man schon bemerken, was gut oder übel klingt: wiewohl man oftmals auch den schönen Affect der Texte bedauren muß, der unter den Händen schlechter Componisten, alle seine Kraft verliert; indessen, daß sie sich bey schlechtern Stellen, wer weis wie lange, aufhalten.

6. §. Allein, man wird es auch von seinem Componisten mit Grunde fodern, daß er nicht, durch eine verschwendete musikalische Kunst, das Werk der Poesie unsichtbar mache; oder so verstecke, daß man nichts davon vernehmen kann. Dieses geschieht hauptsächlich, wenn sie durch unzählige Wiederholungen einer Zeile, halbe Stunden lang zubringen; einzelne Wörter so zerren und ausdehnen, daß der Sänger zehnmal darüber Athem holen muß, und endlich von den Zuhörern, seiner unendlichen Triller wegen, gar nicht verstanden werden kann. Ich sage nicht zu viel: denn wirklich heißt heute zu Tage, eine Arie componiren, oder in die Musik bringen, nichts anders, als dieselbe unverständlich machen: d. i. dem Dichter seine Kunst und Arbeit verderben. Ferner kann ein Poet fodern, daß er eine gewisse Gleichheit in der Melodie einer Arie beybehalte, und nicht die erste Hälfte gar zu künstlich, die andere aber gar zu schlecht wegsetze; daß er endlich die Recitative nicht so gar schläfrig herbethen lasse, als ob sie gleichsam keines musikalischen Zierrathes, keiner Begleitung von Instrumenten werth wären: wie die meisten thun. Alle diese Regeln sind in der Natur so wohl gegründet; daß ich nicht wüßte, wie man ihrer hätte verfehlen können: wenn es den Italienern voriger Zeiten nicht mehrentheils schwer gefallen wäre, das natürlich Schöne vor dem gekünstelten zu empfinden, und in ihren Sachen nachzuahmen. Allein, es giebt unter unsern deutschen Componisten schon Leute, die durch ihren eigenen vernünftigen Geschmack wieder auf das wahre und natürlich Schöne in der Musik gerathen sind, welches man eine geraume Zeit her mehrentheils verlohren hatte.

7. §.

7. §. Ich kann hier den berühmten Herrn Capellmeiſter Hurlebuſch nennen, der unſerm Vaterlande gewiß Ehre machet. Dieſer hat in ſehr vielen Proben gewieſen, daß meine Foderungen in der Muſik keine Chimären eines Menſchen ſind, der was unmögliches, oder ungereimtes begehret. Unter andern ſchönen Sachen, die mir von ihm vorgekommen, kann ich die Cantate, Tu parti, Idolo mio! da me tu parti &c. anführen, darinn ſelbiger in allen Stücken meinem Verlangen ein Gnügen gethan hat. Er hat ſich darinn aller der Fehler enthalten, die bey andern Componiſten ſo gemein ſind. Die Wiederholungen ſind ſparſam, nämlich nicht über dreymal: die Recitative ſind voller Melodie, und es iſt kein einziges Wort darinn gezerret; ſondern alles wird hintereinander verſtändlich weggeſungen. Eben dahin rechne ich ſeine Cantate, Tu parti, amato Tirſi, o Dio! imgleichen eine andere: Mira quel augellin, come vezzoſo, &c. ferner die: Con dolce aurate ſtrale &c. Endlich die Deh! ſen dolce tormento &c. Alle dieſe, und viele andere mehr, ſind von eben der Art, und ſo beſchaffen, wie ich ſie oft gewünſchet, aber nirgend gefunden hatte, ehe mir ſeine Sachen bekannt geworden. Doch muß ich noch zu deſto mehrerer Gewißheit ſeines guten Geſchmacks auch die Cantate rühmen, die er mit Inſtrumenten geſetzt, und eben auf die Art, als die obigen, eingerichtet hat. Sie hebt an: Filli, pieta tu nieghi &c.

8. §. Eben dergleichen kann ich auch von dem berühmten Händel rühmen. Seine Cantate, Sarei troppo felice, s'io poteſſi dar legge &c. iſt eben ſowohl nach den obigen Regeln geſetzet, als die vorigen: und in ſeiner Lucretia iſt er gewiß in wenigen Stücken davon abgewichen. Auch Herr Graun, der itzo in der berliniſchen Capelle die Ehre der deutſchen Muſik auf einen ſo hohen Gipfel bringt, daß wir allen Ausländern damit trotzen können; ſo, wie wir ſie bisher mit unſerm ſächſiſchen Capellmeiſter Haſſe, neidiſch gemacht haben, hat an der Cantate, Bella, ti laſcio, o Dio! &c. ein ſolches Meiſterſtück gemacht: wenn ich nur das einzige

Wort ritornera in der andern Arie ausnehme, als welches gar zu lang ausgedehnet worden. Von Liebhabern, die von der Musik nur ein Nebenwerk machen, muß ich hier nothwendig den Herrn Secret. Gräfen, dessen schon im Hauptstücke von Oden gedacht worden, seiner überaus angenehmen und natürlichen Composition halber, loben, die er in verschiedenen Cantaten, und auch an meinem Orpheus erwiesen hat. Bey dem allen bedaure ich nur, daß unsere deutschen Componisten, sich so gern an italienische Texte halten. Wie? Ist es denn ihre eigene Muttersprache nicht werth, daß sie in eine schöne Musik gesetzt wird? Und soll denn das Vorurtheil ewig dauren, daß man lieber unverständliche Sylben von Sängern, die insgemein kein italienisch können, verstümmeln; als durch Worte, die Sänger und Zuhörer verstehen, die völlige Stärke des Componisten, im Ausdrucke der Gedanken, kenntlich machen will? Denn in der That ist es gewiß, daß eine schöne Melodie doppelt schöner wird, wenn der Zuhörer auch den Text versteht, und seine Uebereinstimmung mit der Melodie wahrnimmt.

9. §. Nachdem ich nun das Gute gelobet habe: so wird mir auch frey stehen, das Schlechte zu tadeln und zu verwerfen. Nichts ist mir lächerlicher, als wenn ich gewisse italienische Cantaten unter die Noten gesetzet sehe, oder singen höre. Sind sie etwa verliebt, so wird der Sänger gewiß vor Liebe sterben wollen: und der Componist wird das liebe morir dreyßig, vierzig Tacte durch, so zermartern und verstümmeln, daß einem übel davon werden möchte. Ja, saget man, das ist eben schön. Der Tonkünstler drückt dadurch aus: wie sehr sich das arme verliebte Herz quälen muß, ehe es stirbt. Gut! es zeiget aber auch an, daß es demselben noch kein Ernst mit dem Sterben sey; wenn es sich mit so viel künstlichen musikalischen Schnörkeln bemühet, seine Worte auf die Folterbank zu spannen. Wie es in diesem Affecte geht, so geht es mit allen andern. Ja, bey so vielen andern Wörtern macht man eben solche unendliche Coloraturen und Laufwerke, daran sich oft die beste Castratenkehle müde singt.

Z. E.

Z. E. in einer gewiſſen Cantate, die Heinichen geſetzt hat, und ſo anfängt: La, dove in grembo al Colle &c. wo von dem Fliegen der Vögel durch die Luft, eine Arie vorkömmt, da ſind die Wörter Augelletti, volate, volo, und aria, ſo künſtlich mit ſteigenden und fallenden Tönen geſetzt, und ſo vielfältig verändert; daß der Sänger zum wenigſten ſechsmal Athem holen muß, ehe er ein einziges Wort abſingen kann. Das ſoll aber den Flug der Vögel in der Luft vorſtellen, der nämlich auch bald ſteiget, bald fällt. Wie natürlich es aber herauskömmt, das laſſe ich einen jeden ſelbſt urtheilen, der es ſingen höret, und den Text verſteht. Mir kömmt es immer vor, daß man vor aller Kunſt in den meiſten italieniſchen Muſiken den Text gar verliert; weil das Ohr zwar ein ewiges ha, ha, ha, ho, ho, ho, hertrillern höret; der Verſtand aber gar nichts zu denken bekömmt.

10. §. Ich will mit dem allen eine vernünftige Wiederholung gewiſſer nachdrücklicher Wörter, ſo wenig, als die Nachahmung ihrer Natur, durch die Töne verwerfen, dafern ſolches nur angeht. Beydes iſt nicht nur erlaubt, ſondern auch ſchön; wenn es nur ſo mäßig geſchieht, daß auch ein lebhafter Redner dergleichen Zeilen, oder kurze Sätze wiederholen könnte, um ſie dem Zuhörer deſto beſſer einzuprägen. Wie aber dieſer auch die nachdrücklichſten Worte über zwey, höchſtens dreymal nicht wiederholen würde: alſo ſollten auch die Sänger einen nicht mit öftern Wiederholungen plagen. Man wiederhole alſo nur im Singen kein Wort, welches nicht der Poet auch im Texte ohne Uebelſtand hätte wiederholen können. Das Singen iſt doch weiter nichts, als ein angenehmes und nachdrückliches Leſen eines Verſes, welches alſo der Natur und dem Inhalte deſſelben gemäß ſeyn muß. Nun aber würde wohl kein Menſch, der mir einen Vers vorläſe, geſetzt, daß der gröſzte Affect darinn ſteckte, denſelben mehr als zwey-, höchſtens dreymal wiederholen. Mehrmals muß er alſo auch nicht hinter einander geſungen werden, wenn er mich rühren, und alſo natürlich herauskommen ſoll. Ein guter Leſer eines Gedichtes wird

freylich das Weinen kläglich, das Lachen luſtig, u. ſ. f. ein jedes Wort nach ſeiner Bedeutung, mit einer guten Stimme auszuſprechen wiſſen; ſich aber auch dabey vor allem lächerlichen Zwange in acht nehmen. So muß es ein Muſikus auch machen; und ſich vor allen Ausſchweifungen hüten, die ſeinen Geſang dem natürlichen Ausdrucke der Gedanken, der unter vernünftigen Leuten gewöhnlich iſt, unähnlich machen könnten. Wir leben aber itzo gewiß zu einer Zeit, da die Muſikmeiſter außer ihren Noten und Künſteleyen wenig oder nichts verſtehen, und alſo nach der Poeſie nichts fragen; ob ſie durch ihre Noten erhoben, oder verhunzet wird. Daher kömmt es, daß das Natürliche im Singen, gegen das vorige Jahrhundert zu rechnen, ſo ſehr verlohren geht; da bloß das Ohr, durch unendlich viel gebrochene Töne gekützelt, das Herz aber gar nicht mehr gerühret wird. Daher ſagt der berühmte Herr Prof. Richey von der gar zu künſtlichen Dichtkunſt einiger neuern Poetaſter, mit Recht:

Sie machts, wie ihre liebe Schweſter,
Die auf Natur faſt wenig hält:
Das ſchickt ſich für kein wälſch Orcheſter,
Was nicht ins Wunderbare fällt.
Geſang und Rührung gehn verlohren,
Vor Zauberey, mit Mund und Hand.
Man denkt nicht mehr an Herz und Ohren:
Denn was man körnet, iſt Verſtand.

Man leſe hier nach, was der kritiſche Muſikus, in der neuen Ausgabe, für vernünftige Regeln davon vorgeſchrieben hat.

11. §. Eine Cantate muß ſich ordentlicher Weiſe mit einer Arie anheben und ſchließen; damit ſie theils im Anfange mit einer guten Art ins Gehör falle, theils auch zuletzt noch einen guten Eindruck mache: doch findet man im Italieniſchen viele, die gleich von Anfange ein Recitativ haben. Die kürzeſten darunter, haben nur ein einzig Recitativ in der Mitte; und beſtehen alſo nur aus dreyen Theilen. Gemeiniglich aber hat eine Cantate drey Arien, und zwey Recitative, und die

länge-

längſten ſollen nicht mehr, als vier oder fünf Arien haben. Dieſe können nun jambiſch, trochäiſch, oder daktyliſch ſeyn; nachdem es der Poet für gut befindet: das Recitativ aber anders als jambiſch zu machen, das iſt nicht gewöhnlich. Nur merke ſich der Poet, daß er bey der Versart, womit er eine Arie anfängt, bis ans Ende bleibe; auch nicht kurze und lange Zeilen durch einander menge, wenn er dem Componiſten gefallen will. Selbſt die Zeilen im Recitative an Länge ſehr ungleich, d. i. etliche von zwey, etliche von zwölf Sylben zu machen, das iſt ſo wenig angenehm, als im Madrigale. Die Reime gar zu weit von einander zu werfen, das heißt eben ſo viel, als gar keine zu machen: und man thäte, nach dem Muſter der Wälſchen, beſſer, ſie gar nicht zu reimen; aber deſto beſſer zu ſcandiren, welches die Italiener faſt gar nicht thun. Weibliche mit weiblichen, und männliche mit männlichen Reimen zu vermiſchen, das klingt auch nicht gut; ob es gleich viele nach dem Muſter der Wälſchen thun; es wäre denn, daß man was Deutſches auf die Compoſition wälſcher Arien machen müßte. Die Länge eines Recitativs kann man zwar nicht beſtimmen: aber je kürzer es fällt, und je kürzer die Perioden darinnen ſind, deſto beſſer iſt es; weil es insgemein ſo ſchlecht geſetzt wird, daß man es bald überdrüßig werden muß.

12. §. Wenn eine Cantate des Abends, öffentlich oder in freyer Luft aufgeführet wird: ſo nennet man ſie eine **Serenata**, von dem wälſchen Worte Serena, welches einen ſchönen Abend bedeutet. Insgemein aber fällt ſie dann etwas länger, und hat verſchiedene Stimmen, die ſie abſingen. Redet ein Paar mit einander, ſo nennen es die Muſici ein **Duetto**; kommen drey Perſonen in der Poeſie, und folglich im Geſange drey Stimmen vor, ſo nennet man es ein **Trio**. Redeten aber noch mehrere mit einander, ſo, daß es auch deſto länger würde, ſo müßte es ein **Drama** heißen, und könnte zu fürſtlichen Tafel- und Abendmuſiken, imgleichen bey großen muſikaliſchen Concerten gebraucht werden. Denn auch hier muß man merken, daß es epiſche

und dramatiſche Cantaten, Serenaten, oder wie mans nennen will, geben könne. Wenn der Poet ſelbſt darinn redet: ſo iſt es epiſch verfaſſet, obgleich hier und da auch andere Perſonen redend eingeführet werden. Mein Orpheus kann hier zum Exempel dienen. Läßt aber der Poet durchgehends andere Perſonen reden und handeln, ſo, daß er ſelbſt nichts darzwiſchen ſagt, ſondern ſo zu reden, unſichtbar iſt: ſo entſteht ein kleines theatraliſches Stück daraus, welches von dem griechiſchen δρᾶν, handeln, thun, ein Drama genennt wird, dergleichen man in meinen Gedichten verſchiedene finden wird.

13. §. Die Kirchenſtücke, welche man insgemein Oratorien, das iſt Bethſtücke nennet, pflegen auch den Cantaten darinn ähnlich zu ſeyn, daß ſie Arien und Recitative enthalten. Sie führen auch insgemein verſchiedene Perſonen redend ein, damit die Abwechſelung verſchiedener Singſtimmen ſtatt haben möge. Hier muß nun der Dichter, entweder bibliſche Perſonen, aus den Evangelien, oder andern Texten, ja Jeſum, und Gott ſelbſt; oder doch allegoriſche Perſonen, die ſich auf die Religion gründen; als Glaube, Liebe, Hoffnung, die chriſtliche Kirche, geiſtliche Braut, Sulamith, die Tochter Zion, oder die gläubige Seele, u. d. m. redend einführen: damit alles der Abſicht und dem Orte gemäß herauskomme. Doch iſt noch einerley dabey zu beobachten. Die Poeten haben ſich dabey auch der bibliſchen Sprüche zuweilen, anſtatt der Recitative, bedienet: und die Componiſten pflegen ſie auch wohl zuweilen Arioſo zu ſetzen; wenn ſie etwas rührendes in ſich halten. Endlich iſt es bey uns Evangeliſchen ſehr erbaulich und beweglich, zuweilen einen oder etliche Verſe aus unſern geiſtlichen Liedern, einzuſchalten, die von der ganzen Gemeine mitgeſungen, oder doch von allerley Inſtrumenten choraliſch begleitet werden. Dadurch nun werden ſolche Oratorien viel erbaulicher, als bey den katholiſchen: wo ohnedieß alles entweder lateiniſch, oder wälſch abgefaſſet iſt, das der gemeine Mann nicht verſteht. Wir haben viele gedruckte

Samm-

Sammlungen geistlicher Kirchenstücke, von Neumeistern, u. a. m. Auch an Passionsstücken, die hieher gehören, fehlet es nicht: worunter aber Brocksens und Pietschens Ausarbeitungen viel zu schwülstig in der Schreibart sind, als daß sie sich recht zum Singen schicken sollten.

14. §. Als Exempel von Cantaten, hätte ich gern aus unsern alten Dichtern, welche hergesetzet. Allein, in dem vorigen Jahrhunderte, hat man von dieser Art beynahe nichts gewußt; weil Dichter und Sänger sich an Oden begnüget haben. In dem itzigen Jahrhunderte, hat man zwar Cantaten genug gemacht, und gedrucket; aber fast immer auf besondere Personen und Gelegenheiten, die unsern Componisten zu nichts gedienet haben. Wie es nun bey diesem Mangel an deutschen, moralischen und verliebten Cantaten zu wünschen ist: daß Dichter, die eine natürliche, fließende und bewegliche Schreibart in ihrer Gewalt haben, sich der Musik zu gut, auf diese Art der Gedichte mehr als bisher legen mögen: also sehe ich mich genöthiget, meine Leser zu der menantischen galanten Poesie zu verweisen, darinn verschiedene gute Stücke von dieser Art vorkommen; die es auch wohl werth wären, daß sie von guten Componisten gesetzt, und von guten Stimmen, in Concerten und andern Gesellschaften abgesungen würden. Dieses würde uns wenigstens von dem unverständigen Geheule, italienischer Texte befreyen: die von den meisten deutschen Sängern, eben weil sie kein Wälsch können, so zermartert werden, daß auch diejenigen Zuhörer, die Italienisch können, keine Sylbe davon verstehen. Es würde auch bey deutschen Texten eine affectuösere Art zu singen bey uns aufkommen, wenn der Sänger selbst wüßte, was er singet. Denn wie will er den Worten mit der gehörigen Art ihr Recht thun, wenn er wie ein Papagey, oder wie eine Schwalbe, lauter unverstandene Sylben hergurgelt, oder abzwitschert?

15. §. Von französischen Cantaten findet man nicht nur in Fontenellens Schriften, und im Rousseau verschiedene; sondern es hat auch Clerambault, ein großer Ton-

künstler dieses Jahrhunderts, dergleichen in Noten gesetzt herausgegeben; die sehr gut gerathen sind. Dieses versteht sich aber nach französischer Art, deren Geschmack in der Musik von dem Wälschen ganz unterschieden ist; und insgemein von den Liebhabern der italienischen Künste sehr verachtet wird. Von Wälschen ist mir Metastasio bekannt, der in seinen Werken viel geistliche und weltliche Cantaten gemachet hat. Die Engländer machen nicht eigentliche Cantaten in ihrer Sprache, sondern behelfen sich mit sogenannten Oden, die aber ganz dithyrambisch, in allerley kurzen und langen Versen, und in ungleichen Strophen, durch einander laufen: dergleichen ich von dem königl. Hofpoeten Cibber auf des Königes Geburthstag verschiedene gesehen habe. Wie sich nun ihre Tonkünstler bey der Composition verhalten mögen, weis ich nicht: vermuthlich aber, werden sie einige Stellen davon wie Arien, andere schlechtweg, wie Recitative setzen, und absingen lassen: wie es unsere Musikmeister machen, wenn sie bey akademischen Gelegenheiten lateinische Oden in Noten setzen. Wenn nun gleich Horaz sehr darüber lachen würde, wenn er dergleichen Gesinge, ohne Beobachtung der lateinischen Quantitäten, hören sollte: so denken wir doch Wunder, wie schön solches klingt. Doch habe ich auch einmal ein englisches Singstück in Arien und Recitativen von Händels Composition gesehen: welches aber für die Schaubühne, als ein possirliches Intermezzo gemacht war; und also zum folgenden Hauptstücke gehörte.

Des II. Abſchnitts IV. Hauptſtück.

Von Opern oder Singſpielen, Operetten und Zwiſchenſpielen.

§. 1.

Ich hätte mit dem vorigen Hauptſtücke die ſingende Dichtkunſt beſchließen können; wenn nicht die neuern Zeiten eine beſondere Art der Schauſpiele erdacht hätten, die man eine Opera nennet. Ihr erſter Erfinder, ſoll, nach einiger Meynung, ein italiäniſcher Muſikus, Ceſti, am ſavoyſchen Hofe geweſen ſeyn; der des Guarini treuen Schäfer in die Muſik geſetzt, und wo nicht ganz, doch zum wenigſten größtentheils ſingend aufgeführet. Allein ich habe bey weiterer Unterſuchung dieſer Sache befunden, daß dieſe Erfindung noch etwas älter ſeyn muß. Dryden, ein engliſcher Poet, der ſelbſt etliche Opern gemacht hat, hält dafür, die Italiener müßten den erſten Anlaß zur Erfindung der Opern, in den barbariſchen Zeiten, als die Mauren noch in Spanien waren, bekommen haben. Denn dieſe pflegten ſolche Feſte mit Singen und Tanzen und andern Luſtbarkeiten zu feyren. So verkleinerlich dieſe Meynung den Opern iſt, ſo übel gefällt ſie dem Verfaſſer eines engliſchen Buches, The Taſte of the Town, or a Guide to all publick Diverſions, der uns in der erſten Abtheilung ſeines Werkes auch von der Oper in London einen Begriff beybringen will. Er will uns nämlich bereden, die Oper habe aus dem Chore der alten griechiſchen und römiſchen Trauerſpiele ihren Urſprung genommen. Denn ſo wie man darinn eine große Anzahl Sänger auf die Schaubühne ſtellte, die zwiſchen den Aufzügen der Tragödien gewiſſe Oden ſingen mußten, die ſich zu dem Vorhergehenden ſchickten: alſo wäre dieſes die Veranlaſſung geweſen, ganze Stücke abſingen zu laſſen.

Ja,

Ja, dieſer Scribent geht gar ſo weit, daß er uns bereden will, die Odea der Athenienſer und Römer, darinn ſich die Muſikanten zu üben pflegten, wenn ein neues Schauſpiel aufgeführt werden ſollte, wären nicht viel was anders, als Opernbühnen geweſen: und alſo hätten ſchon Griechen und Lateiner Opern gehabt.

2. §. Allein dieſe Gedanken gehen wohl etwas zu weit, und der Verfolg wird lehren, daß dieſe Erfindung allerdings weit neuer ſey. Niemand hat dieſe Unterſuchung mit gröſſerm Fleiße angeſtellet, als der berühmte Muratori, in der gelehrten Einleitung, zu dem von ihm zu Verona ans Licht geſtellten Theatro Italiano, welches ohne Zweifel einem jeden ein Gnüge thun wird. Man kann auch den Verf. des kleinen Tractats dagegen halten, der ohne Benennung des Jahres, unter dem Titul, Le Glorie della Poeſia et della Muſica, nell eſatta Notitia de Theatri della Citta di Venetia &c. ein Verzeichniß aller venet. Bühnen, Singſpiele und ihrer Verfaſſer herausgegeben; oder auch den Auszug davon im VIII. B. des neuen Bücherſ. der ſchön. Wiſſ. auf der 236. u. f. S. nachſehen. Muſſato berichtet in der Vorrede des IX. Buchs de geſtis Italorum, daß man auf den Schaubühnen die Thaten der Könige und Fürſten (cantilenarum modulatione) mit Liedern vorgetragen habe. So viel ich daraus ſehen kann, wird man den Königen und Fürſten zu Ehren Lieder geſungen haben, wie ſchon die älteſten Völker gethan: aber daß man ganze dramatiſche Vorſtellungen ſingend aufgeführet hätte, erhellet daraus noch im geringſten nicht. Sulpizio, der den Vitruv mit Noten herausgegeben, rühmet ſich zwar, daß er in Rom 1480. zuerſt gewieſen habe, wie man eine Tragödie ſingen ſolle. Ob dieſes aber von einem eigentlichen Geſange, oder nur von einer natürlichen guten Ausſprache zu verſtehen ſey? das iſt abermal ſchwer auszumachen, wie Creſcimbeni ſehr wohl angemerket hat. Triſtano Calchi erzählet in ſeiner Hiſtorie, daß man dem Herzoge zu Mayland Galeazzo, zu Tortona eine theatraliſche Vorſtellung in Muſik aufgeführet

habe.

habe. Allein ſo viel iſt gewiß, daß man im ſechzehnten Jahrhunderte bloß Chöre der Tragödien muſikaliſch abgeſungen habe; doch ſo, daß die rechten Unterredungen der ſpielenden Perſonen nur geſprochen worden. Endlich iſt allererſt im 1597. Jahre von einem Modeneſer, **Oratio Vecchi**, auf eine bis dahin unerhörte Art alles, was die Komödianten zu reden haben, muſikalich aufgeführet worden: ſo daß weder Pantalon, noch der Doctor, noch der ſpaniſche Capitain, noch die luſtige Perſon davon ausgenommen worden.

3. §. Dieſes Stück nun iſt eigentlich für die erſte wälſche Oper zu halten, und iſt noch itzo, unter die Noten geſetzt, in dem Vorrathe der Academia Filarmonica zu finden. In der Vorrede deſſelben bedienet ſich der Verfaſſer der folgenden Worte: Non eſſendo queſto accopiamento di Comedie & di Muſica più ſtato fatto, ch'io mi ſappia da altri, e forſe non imaginato, ſarà facile aggiungere molte coſe per dargli perfezzione; ed io devrò eſſere, ſe non lodato, almeno non biaſimato dell invenzione. Darauf ſind nun viele andere dieſem Exempel haufenweiſe gefolget, darunter aber **Ottavio Rinuccini**, ein Florentiner, mit ſeiner **Euridice** der erſte geweſen; worauf noch die **Daphne** und **Ariane** von demſelben Poeten gefolget. Im Anfange iſt das Singen dieſer Opern noch nicht ſehr von der ordentlichen Ausſprache abgegangen. Es hat weder die Handlungen noch die Worte unterbrochen, ſo daß man noch die ganze Schönheit der Ausdrückungen und Gedanken einſehen können, und die Poeſie dabey nichts verlohren. Allein wie alle Dinge durch das Künſteln verſchlimmert werden, ſo iſt es auch mit dieſen Singſpielen gegangen. Allmählich hat ſich die Oper mehr und mehr verwandelt, und dadurch, nach und nach beyde Künſte; Muſik und Poeſie, aufs ſeltſamſte verderbet. So weit geht nun die Erzählung, aus der Abhandlung des Herrn **Muratori**; und wie dieſelbe mit aller möglichen Wahrſcheinlichkeit verſehen iſt: alſo ſehe ich nicht, was man weiter dabey verlangen kann, als wie dieſe Kunſt, Opern zu machen, aus Wälſchland in die übrigen europäiſchen

ſchen Länder ausgebreitet worden. Wer dieſes von den Franzoſen wiſſen will, der darf nur St. Evremonds Komödie, Les Opera genannt, nachſchlagen, die auch in meiner deutſchen Schaubühne wiewohl auf das Hamburgiſche Theater gedeutet, anzutreffen iſt.

4. §. Nach vielem Forſchen in unſern alten deutſchen Dichtern habe ich gefunden, daß unſere Landsleute, auch in dieſem Stücke die Ehre der erſten Erfindung behaupten können. Ich ſage dieſes nicht; als ob es etwas großes und vortreffliches wäre, die Singſpiele erfunden zu haben. Nein, wer meine geringe Neigung gegen dieſe Art theatraliſcher Vorſtellungen kennet, wird mirs nicht zutrauen, daß ich eine ſo gar große Ehre darinn ſuchete, daß eben unſere Nation ſie erfunden hätte. Ich will dieſes nur anführen, um den Stolz der Ausländer zu demüthigen, die ſich mit ihrem Witze ſoviel wiſſen, daß ſie auch in ſchlechten Erfindungen mit ſeiner Fruchtbarkeit pralen, und ihre Nachbarn als dumme Klötzer und Erdſchwämme verachten. Es ſey alſo einmal, daß es eine Ehre ſey, zuerſt Singſpiele gemachet und aufgeführet zu haben: ſo will ich zeigen, daß dieſe Ehre unſern deutſchen Dichtern gebühre. Schon um Hans Sachſens Zeiten ſind zu Nürnberg ſingende Faſtnachtſpiele aufgeführet worden. Ich ſehe dieſes aus Jacob Ayrern, der ihn in ſeinen letzten Jahren noch gekannt, und ſchon 1585. Frischlins Julius Cäſar und Cicero redivivus, deutſch überſetzt herausgegeben. Dieſer hat unter andern ſehr vielen Schauſpielen, auch beynahe ein Dutzend ſingende Spiele, wie er ſie nennet, abgefaſſet und hinterlaſſen. Sie ſtehen am Ende ſeines ſo betitelten Operis Theatrici, welches nach ſeinem Tode 1610 (wie die Jahrzahl am Ende ausweiſt) in fol. herausgekommen. Da dieß Werk nicht in jedermanns Händen iſt, ſo will ich die Ueberſchriften davon aufs genaueſte herſetzen, um mir Glauben zu erwerben.

5. §. Das erſte ſteht a. d. 137. S. und heißt: Ein ſchön ſingers Spiel, der verlarft Franciſcus, mit der venediſchen

diſchen jungen Wittfrauen, mit vier Perſonen, in des Rolands Thon. Ehrenfried geht ein und ſingt:

Heut früh da thät ich ſchauen
Ein weil zum Fenſter nauß,
Da ſah ich ein Wittfrauen
Tretten aus ihrem Hauß,
Die hat viel junger Knaben,
Die all warten um ſie,
Und ſie wil keinen haben,
Stelt ſich, ich weiß nicht wie. ꝛc.

Und auf eben die Art ſind alle andere Strophen eingerichtet: ob gleich nicht jede Perſon ſie ganz, ſondern bisweilen nur eine, zwo oder drey Zeilen ſinget. Das folgende heißt gleichfalls 2) ein ſchönes neues ſingets Spil, von einem ungerechten Juriſten, der ein Münch worden, mit ſechs Perſ. Im Thon: Lieb haben ſteht einem jeden frey. Anthoni der Metzler geht ein, und ſingt ꝛc. 3) Ein ſingets Spiel, von drenen böſen Weibern, denen weder Gott noch jre Männer recht können thun, mit ſechs Perſ. im Thon, wie man den engliſchen Roland ſingt. 4) Ein ſchön ſingets Spiel, der Forſter im Schmaltzkübel, mit vier Perſ. im Thon: Auß friſchem freyem Muth, Tantz du mein edles Blut. 5) Ein ſchönes ſingets Spiel, von dem Knörren Cüntzlin, im Thon: Venus, du vnd dein Kind, ſeynd alle beyde blind. 6) Der Münch im Keßkorb, im Thon, wie man den engl. Roland ſingt. 7) Ein ſingets Spiel, der Wittenbergiſch Magiſter in der Narrenkappen, mit ſiben Perſonen. Im Thon, wie man den Dillathey, oder Narr dummel dich, ſingt. 8) Von etlichen närriſchen Reden des Claus Narrn, im Thon, laſt vns ein Weil beyeinander bleiben. 9) Von dem Eulenſpigel, mit dem Kaufmann vnd Pfeifenmacher ꝛc. in des engl. Rolands Thon.

6. §. Nun ſchließe ich ſo: Hat Ayrer dergleichen ſingende Spiele gemachet, ſo hat er ſonder Zweifel dergleichen ſchon geſehen; die von Hans Sachſen, oder andern Meiſter Sängern in Nürnberg vor ihm gemachet, und geſpielet worden

worden. Denn er meldet mit keinem Worte, daß er zuerst auf diese Erfindung gekommen sey; welches er wohl gethan haben würde, wenn er der erste Erfinder gewesen wäre. Allein gesetzt, er wäre es gewesen; so kann er wenigstens die Kunst von den Wälschen nicht gelernet haben: da das obige erste wälsche Singspiel erst 1597. gemachet worden. Deutschland hat also die Ehre, daß in Nürnberg zuerst die Kunst erfunden und ausgeübet worden, ganze musikalische Vorstellungen auf der Bühne zu sehen. Und ob sie gleich durchgehends nach einer Melodie gesungen worden, wie andere Lieder: so thut dieß nichts zur Sache. Denn wer weis, wie die erste wälsche Oper ausgesehen hat? Alle Dinge sind im Anfange schlecht, und einfach: allmählich geht man weiter. So ist z. E. des Harlekins singender Hochzeitschmaus, den wir einzeln vielmal gedrucket haben, und den ich noch selbst habe singend aufführen gesehen, schon etwas künstlicher, weil er aus zweyerley Strophen besteht, und nach zweyerley Melodien gesungen wird. Endlich hat man nach dem Muster der Wälschen, auch durchgehends neue Noten zu den Versen gesetzet: und das ist, soviel mir bekannt, um Opitzens Zeit, bey seiner Daphne zuerst geschehen, welche Heinr. Schütze bey einem fürstlichen Beylager 1627. musikalisch auf den Schauplatz gebracht. Er gesteht es in der Vorrede selbst, daß er dieses Drama mehrentheils aus dem Italienischen genommen. Nächst diesem weis ich keine ältere gedruckte Oper, als David Schirmers triumphirenden Amor, in einem Singespiel zu Dresden vorgestellet 1652; den ich im II. Buche seiner Rautengepüsche finde. Nächst diesem habe ich Amelinde oder dy triumphirende Seele, wy sy nach vielerley Anfechtungen überwindet ꝛc. dem Herz. August zu Braunschweig an seinem 79sten Geburtstage 1657. zu Wulfenbüttel vorgestellet.

7. §. Ich würde ein großes Register machen müssen, wenn ich alle nachfolgende Operndichter in Deutschland erzählen wollte. In der ofterwähnten Geschichte der theatralischen

lischen Dichtkunst, wird dieses ausführlich vorkommen. Hier will ich nur anmerken, daß Dedekind um die Jahre 60 und 70 des vorigen Jahrhunderts, viel geistliche, Postel, aber Feind, Humold, (sonst Menantes) und König viel weltliche Singspiele gemachet: unzählicher andern unbekannten Opernmacher zu geschweigen, die sich entweder gar nicht genennet, oder doch nicht so berühmt geworden. In Lübeck sind, seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, jährlich geistliche Singspiele in der Hauptkirche abgesungen, aber nicht dramatisch vorgestellet worden, die ich fast alle besitze; und darunter verschiedene von den neuern, von sehr guten Federn sind: z. E. von Herrn M. Langen, dem gelehrten Conrector des dasigen Gymnasii. Sonderlich sind an dem Hofe des Magdeb. Postul. Administratoris Herz. Augusts zu Halle, imgleichen dem braunschweigischen, dresdnischen, weißenfelsischen, bareuthischen und andern kleinen Höfen im Reiche eine Menge solcher Opern, mit entsetzlichen Kosten aufgeführet worden. In Wien hat man unter Leopolden, Josephen, und Karl dem VI. jährlich eine sogenannte kaiserliche Oper mit erstaunlichem Aufwande gespielet: zu geschweigen, was in Leipzig auf den drey Messen, und in Hamburg für eine unglaubliche Menge derselben vorgestellet worden: so lange die Bezauberung gewähret, in welche diese Neuigkeit die Gemüther gesetzet hatte. Ich besitze von allen diesen gedruckten Stücken fast vollkommene Sammlungen, und könnte viel ungereimte Dinge daraus anführen, wenn es Zeit und Raum erlaubete. In Frankreich hat man im vorigen Jahrhunderte aus des Quinauts Opern sehr viel gemachet, doch haben auch la Motte und Fontenelle viel solche Stücke geliefert. Die Wälschen haben unter den Neuern niemanden zu nennen, der es dem Abte Metastasio, kaiserl. Hofpoeten zuvorthäte: zumal derselbe die alten Unordnungen seiner Vorgänger, so viel möglich, abzustellen suchet.

8. §. Die Verse der Opern werden nach Art der Cantaten gemacht, und bestehen also aus Recitativen und Arien.

Der Tonkünstler setzet dieselben nach seiner Phantasie; die Sänger lernen Text und Musik auswendig; die Schaubühne wird prächtig ausgezieret; und die ganze Vorstellung mit vielen Veränderungen und Maschinen abgewechselt. Der Vorhang öffnet sich mit einem Concerte der allerschönsten Instrumenten, die von den größten Meistern gespielet werden; und das ganze Singspiel wird mit einer beständigen Begleitung einiger schwächern Instrumenten erfüllet. Diese Kunst ist indessen in Frankreich noch unvollkommen gewesen, bis der berühmte Lulli die Musik auf einen ganz andern Fuß gesetzet hat. Dieser bemächtigte sich ihrer Opernbühne ganz und gar, und richtete alles nach seinem Kopfe ein. Die Poeten mußten nach seiner Pfeife tanzen, und solche Stücke ersinnen, darinnen fein viel buntes und seltsames ausgeführet werden konnte. Die Schaubühne mußte sich zum wenigsten in jeder Handlung ändern, bald einen güldenen Pallast, bald eine wilde See, bald Felsen und wüste Klippen, bald einen Garten, bald sonst eine bezauberte Gegend vorstellen. Es mußten viel Götter in allerhand Maschinen erscheinen: und sonderlich mußten die Arien dem Musikmeister viel Gelegenheit geben, seine Künste anzubringen. Dabey hub man fast alle Regeln der guten Trauer- und Lustspiele gänzlich auf. Es wurde nicht mehr auf die Erregung des Schreckens und Mitleidens, auch nicht auf die Verlachung menschlicher Thorheiten gesehen: sondern die phantastische Romanliebe behielt fast allein Platz. Die Einigkeit der Zeit und des Ortes wurde aus den Augen gesetzet; die Schreibart wurde hochtrabend und ausschweifend; die Charactere waren theils übel formiret, theils immer einerley, nämlich lauter untreue Seelen, seufzende Buhler, unerbittliche Schönen, verzweifelnde Liebhaber u. d. gl. Mit einem Worte, die Opera wurde ein ganz nagelneues Stück in der Poesie, davon sich bey den Alten wohl niemand hätte träumen lassen.

9. §. Ich habe bisher nur eine kurze Erzählung von der Oper gemachet; und meine Gedanken davon noch nicht gesagt.

saget. Allein aus dem obigen wird man leicht schließen können, was ich davon halte. Wenn nicht die Regeln der ganzen Poesie übern Haufen fallen sollen, so muß ich mit dem St. Evremond sagen: Die Oper sey **das ungereimteste Werk, das der menschliche Verstand jemals erfunden hat.** Ein jeder kann aus der Beschreibung eines Gedichtes überhaupt den Beweis machen. Ein Gedicht, oder eine Fabel muß eine Nachahmung einer menschlichen Handlung seyn, dadurch eine gewisse moralische Lehre bestätiget wird. Eine Nachahmung aber, die der Natur nicht ähnlich ist, tauget nichts: denn ihr ganzer Werth entsteht von der Aehnlichkeit. Aus dieser aber sind alle die Regeln geflossen, die wir oben von der Schaubühne, sowohl für die Tragödie, als Komödie, gegeben haben. Diese Regeln sind aus der Natur selbst genommen, durch den Beyfall der größten Meister und Kenner von Schauspielen bestärket, und bey den gescheidesten Völkern gut geheißen worden. Was also davon abweicht, das ist unmöglich recht, und wohl nachgeahmet. Wer sieht aber nicht, daß die Oper alle Fehler der oben beschriebenen Schauspiele zu ihren größten Schönheiten angenommen hat; und daß sie ganz und gar wegfallen, oder doch ihre vornehmste Anmuth verlieren würde, wenn man sie davon befreyen wollte?

10. §. Einmal ist es gewiß, daß die Handlungen und dazu gehörigen Fabeln, mit den alten Ritterbüchern und schlechten Romanen mehr Aehnlichkeit haben; als mit der Natur, so, wie wir sie vor Augen haben. Wenn wir eine Oper in ihrem Zusammenhange ansehen, so müssen wir uns einbilden, wir wären in einer andern Welt: so gar unnatürlich ist alles. Die Leute denken, reden und handeln ganz anders, als man im gemeinen Leben thut: und man würde für närrisch angesehen werden, wenn man im geringsten Stücke so lebete, als es uns die Opern vorstellen. Sie sehen daher einer Zauberey viel ähnlicher, als der Wahrheit; welche Ordnung und einen zulänglichen Grund in allen Stücken erfodert. Wo sieht man im gemeinen Leben Leute, die

einander als Götter anbethen; Liebhaber, die auf den Knieen vor ihren Gebietherinnen liegen, und sich das Leben nehmen wollen; Prinzen, die in Gestalt der Sklaven in weitentlegene Länder ziehen, weil sie sich in den bloßen Ruf von einer Schönheit verliebet haben; Könige, die ihre Kronen, um eines schönen Weibes halber, verlassen, und was dergleichen Phantasien mehr sind? Wo höret man die gewöhnliche Opersprache, von Sternen und Sonnen, von Felsenbrüsten und ätnagleichen Herzen, von verfluchten Geburtsstunden, um eines scheelen Blickes wegen, und von grausamen Donnerkeilen des unerbittlichen Verhängnisses, welches eine verliebte Seele nur zu lauter Marter erkohren hat? Alle diese Dinge sind uns so fremde, daß wir sie in keiner Reisebeschreibung von Liliput für erträglich halten würden: und gleichwohl sollen sie in der Oper schön seyn. Ich schweige noch der seltsamen Vereinbarung der Musik, mit allen Worten der Redenden. Sie sprechen nicht mehr, wie es die Natur ihrer Kehle, die Gewohnheit des Landes, die Art der Gemüthsbewegungen und der Sachen, davon gehandelt wird, erfordert: sondern sie dehnen, erheben, und vertiefen ihre Töne nach den Phantasien eines andern. Sie lachen und weinen, husten und schnupfen nach Noten. Sie schelten und klagen nach dem Tacte; und wenn sie sich aus Verzweifelung das Leben nehmen, so verschieben sie ihre heldenmäßige That so lange, bis sie ihre Triller ausgeschlagen haben. Wo ist doch das Vorbild dieser Nachahmungen? Wo ist doch die Natur, mit der diese Fabeln eine Aehnlichkeit haben?

11. §. Ich weis es wohl, daß es hier und da große Liebhaber und Bewunderer der Opern giebt, die sie für das Meisterstück der menschlichen Erfindungskraft; für einen Zusammenfluß aller poetischen und musikalischen Schönheiten; für einen Sammelplatz aller ersinnlichen Ergetzlichkeiten ansehen. Allein ich weis auch, daß alle diese Leute, die im übrigen gar vernünftige und rechtschaffene Männer seyn können,

nen, die wahren theatraliſchen Regeln ſich niemals bekannt gemachet; oder dieſelben doch nicht aus ihren Gründen hergeleitet geſehen. Sie halten derowegen in Sachen, die auf die Luſt ankommen, alles für willkührlich, und meynen, man müſſe es damit nicht ſo genau nehmen. Was nur den Augen und Ohren gefiele, das wäre ſchon gut: und man müßte die Vernunft hier ſchweigen heißen, wenn ſie uns dieſes Vergnügens durch ihre kritiſche Anmerkungen berauben wollte. Alle dieſe Vorſtellungen aber heben meine obige Gründe nicht auf: und ich kann mich nicht entſchließen, die Oper für was natürliches, für eine geſchickte Nachahmung menſchlicher Handlungen, oder überhaupt für was ſchönes zu erklären. Die Muſik an ſich ſelbſt iſt zwar eine edle Gabe des Himmels: ich gebe es auch zu, daß die Componiſten viel Kunſt in ihren Opern anzubringen pflegen; wiewohl ſie auch oft übel angebracht wird. Aber was die Poeten daran thun, und überhaupt, die ganze Verbindung ſo verſchiedener Sachen taugt gar nichts. Ich ſehe überdas die Opera ſo an, wie ſie iſt; nämlich als eine Beförderung der Wolluſt, und Verderberinn guter Sitten. Die zärtlichſten Töne, die geileſten Poeſien, und die unzüchtigſten Bewegungen der Opernhelden und ihrer verliebten Göttinnen bezaubern die unvorſichtigen Gemüther, und flößen ihnen ein Gift ein, welches ohnedem von ſich ſelbſt ſchon Reizungen genug hat. Denn wie wenige giebt es doch, die allen ſolchen Verſuchungen, die ſie auf einmal beſtürmen, zugleich widerſtehen können? So wird die Weichlichkeit von Jugend auf in die Gemüther der Leute gepflanzet, und wir werden den weibiſchen Italienern ähnlich, ehe wir es inne geworden, daß wir männliche Deutſche ſeyn ſollten. Eben dieſer Meynung iſt von Neuern der Abt **Gedoyn**, der im VI. B. der Geſch. der pariſ. Akad. der ſchön. Wiſſ. nach der deutſch. Ausg. im XV. Art. a. d. 188. u. f. S. alſo davon ſchreibt: Andern Theils, muß man geſtehen, daß unſere Oper, ſie ſey ſo bezaubernd als ſie wolle, ein Schauſpiel iſt, welches offenbar wider die Wahrſcheinlichkeit verſtößt, die doch unter allen Regeln gerade diejenige

iſt, ſo am meiſten in Ehren gehalten werden ſoll. Man läßt darinnen Sachen ſingen, die gerade am mindeſten zum Singen gemacht ſind; alles, was den Verdruß, den Zorn, die Wuth, die Verzweifelung einflößt, ja ſogar die Empfindung eines nahen Todes: und dieß iſt ein ſo plumper Misbrauch, daß nichts, als eine lange Gewohnheit uns denſelben erträglich machen kann. Die Liebe, dieſe gefährliche und tyranniſche Leidenſchaft, die einzige Liebe iſt die Seele der Oper, und ihr ewiger Gegenſtand. Man trägt darinnen die verderbteſten Regeln ungeſtraft vor, die nicht nur der Religion, ſondern auch der geſunden Staatskunſt ſchnurſtracks zuwider laufen. Nach der Abſicht eines wahren Dichters, muß eine jede dramatiſche Poeſie ſich vorſetzen, die Menſchen in irgend einem Stücke zu beſſern, und den Unterricht mit allen Annehmlichkeiten des Vergnügens vorzutragen. In der Oper aber iſt das Vergnügen der einzige Zweck, den man ſich vorſetzet; ſie bringt auch keine andere Wirkung zuwege, als daß ſie die Sinne bezaubert, die Seele weichlich macht, die Sitten verderbt, und ein ganzes Volk auf nichtige Dinge lenket. Man könnte noch hinzuſetzen, daß die lange Weile, bey dieſem ewigen Singen und bey den beſtändigen Symphonien, unvermeidlich iſt, die das Weſen unſerer Opern ausmachen. Denn das Auge wird zwar nicht des Sehens überdrüßig: aber das Ohr wird wohl des Hörens ſatt, inſonderheit wenn dieſelben Töne oft wiederkommen.

12. §. Es iſt ohnedieß das Vorurtheil bey uns eingeriſſen, daß ſo gar die italieniſche Sprache in dem Halſe eines Caſtraten viel beſſer klingt, als die deutſche. Daher machen die meiſten Opern auch einen Miſchmaſch in der Mundart. Die Arien ſind oft wälſch, und die Recitative bleiben deutſch. Eine und dieſelbe Perſon ſinget zuweilen bald deutſch, bald italieniſch; und ihre Zuſchauer laſſen ſichs weis machen, das klinge überaus ſchön, was ſie doch nicht verſtehen. Das iſt aber nichts neues. Auch den deutſchen Text verſteht man, vor ſo vielen Trillern und künſtlichen Veränderungen der Töne, in einer mäßigen Entfernung von der Schaubühne, ſchon nicht mehr; wo man nicht ein Buch hat, und ſich durch das Leſen

einhilft.

einhilft. Wenn man aber ins Buch ſehen muß, ſo verliert man ja das Vergnügen der Augen an der guten Vorſtellung. So iſt denn die Oper ein bloßes Sinnenwerk: der Verſtand und das Herz bekommen nichts davon. Nur die Augen werden geblendet; nur das Gehör wird gekützelt und betäubet: die Vernunft aber muß man zu Hauſe laſſen, wenn man in die Oper geht, damit ſie nicht etwa durch ein gar zu kützliches Urtheil, die ganze Luſt unterbreche. Man will gemeiniglich eine Oper eine muſikaliſche Tragödie oder Komödie nennen. Allein umſonſt. Sie könnte vieleicht ſo heißen; wenn ſie nach den obigen Regeln der Alten eingerichtet wäre: aber man zeige mir doch ſolche Opern! Wollte aber ja jemand eine von der Art verfertigen: ſo würden auch die rechten Kenner derſelben ſie gewiß für ein ſchlechtes Stück in der Art erklären, und gegen alle andere verachten. Man ſehe hier was der kritiſche Muſikus hin und wieder, auf eine ſehr gründliche Art von dieſer Sache geſchrieben hat.

13. §. Bisher habe ich meine Gedanken von Opern mit Gründen beſtärket: nunmehr will ich mich wider diejenigen auch mit Zeugniſſen verwahren, die ſich dadurch mehr, als durch gute Beweisthümer einnehmen laſſen. Denn ich bin zu allem Glücke weder der erſte, noch der einzige, der dieſer Meynung von Opern beypflichtet. Mein erſter Wehrmann ſey alſo **St. Evremond**, der einen eigenen Diſcurs über die Opern gemacht, und darinn ſeine Gedanken davon ausführlich entdeckt hat. Er ſetzt gleich anfangs dieſe Beſchreibung der Oper zum Grunde: Sie ſey ein ungereimter Miſchmach von Poeſie und Muſik, wo der Dichter und Componiſt ſich ſehr viel Mühe machen, und einander die gröſte Gewalt anthun, ein ſehr elendes Werk zu Stande zu bringen. Nun kann man ſich leicht einbilden, was auf dieſen Eingang für eine Abhandlung folgen werde. Es iſt werth, daß ein jeder den ganzen Diſcurs leſe, weil er das ſtärkſte iſt, was ich wider die Opern gefunden habe. Man kann ihn in den Schriften der deutſchen Geſellſchaft auch überſetzt antreffen. Er iſt aber damit nicht zufrieden, daß er eine Kritik darüber geſchrieben;

sondern hat sich gar die Mühe genommen, eine ganze Komödie zu machen, der er den Titel, les Opera, gegeben. Seine Absicht darinn ist, nach dem Muster des Cervantes im Don Quixote, das Lächerliche der Opern empfindlich zu machen: darum dichtet er, daß ein junges Frauenzimmer in einer gewissen Stadt, aus dem beständigen Lesen der Recueils des Opera, verrückt im Kopfe geworden, und, anstatt der gewöhnlichen Sprache, den Leuten lauter Operarien vorgesungen. Der Knoten in der Fabel ist dieser, daß sie einen alten Officier zum Freyer bekömmt; dem sie aber in lauter galanten Liederchen den Korb giebt, und ihren Aeltern selbst den Kopf mit ihrem Singen wüste macht: indessen aber mit einem andern jungen Stutzer, der sich ihrer Thorheit bequemete, und ihr auch lauter musikalische Liebeserklärungen that, ganze Opersceenen von Kadmus und Hermionen spielete. Wer dieses alles deutsch lesen will, der schlage den II Band meiner Schaubühne nach. Ich bin versichert, daß der größte Opernfreund sich, bey der Vorstellung einer solchen Komödie, des Lachens nicht sollte enthalten können.

14. §. Mein andrer Zeuge soll **Racine** seyn, dessen Trauerspiele uns gewiß einen hohen Begriff von seiner Stärke in der Poesie beybringen müssen. Die Gräfin von Montespan und ihre Schwester waren der Opern des **Quinaut** überdrüßig geworden, und bathen den König, doch einmal durch den **Racine** dergleichen verfertigen zu lassen. Aus Uebereilung, oder vielleicht aus Ehrerbiethung, übernahm dieser die Arbeit; und dachte nicht daran, was er oft gegen den **Boileau** gesagt hatte: Es sey nicht möglich, eine gute Oper zu machen; weil die Musik zum Erzählen sich nicht schicket, und die Gemüthsbewegungen nicht in ihrer gehörigen Stärke abgeschildert werden können; ja weil endlich die wahrhaftig hohen und herzhaftesten Ausdrückungen, nicht in die Musik gesetzet werden können. Dieses stellte ihm **Boileau** vor, als er ihm sein Versprechen eröffnete; und ungeachtet er demselben Recht gab, so war es doch nicht mehr Zeit umzukehren. Er fieng also an, von dem

dem Falle **Phaetons** eine Oper zu schmieden, und las dem Könige etliche Verse davon vor. Doch **Racine** arbeitete mit Verdruß daran, und verlangte, **Boileau** sollte ihm helfen, oder zum wenigsten den Vorredner machen. Dieser wehrte sich, so viel ihm möglich war; that aber doch insgeheim einen Versuch, davon wir hernach hören werden. Indessen fuhr jener fort an seinem Werke zu arbeiten, und **Boileau** stund ihm mit gutem Rathe bey; als zu allem Glücke etwas darzwischen kam, und sie von dieser Quaal befreyete. **Quinaut**, der vielleicht fürcheete, von diesen grossen Meistern übertroffen zu werden, that dem Könige mit Thränen einen Fußfall, und stellete ihm aufs beweglichste vor; was ihm das für ein Schimpf seyn würde, wenn er nicht mehr die Ehre hätte, für Seine Majestät zu arbeiten: worauf der König aus Mitleiden, obgedachten Damen zu verstehen gab; er könne dem armen Manne unmöglich den Verdruß wiederfahren lassen. Sic nos servavit Apollo! ruft Boileau aus, da er diese kleine Geschichte erzählet und der gute Racine legte seine Oper mit Freuden an die Seite: ja da man selbige auch nach seinem Tode nicht einmal gefunden hat; so ist zu vermuthen, es habe derselbe, aus Zärtlichkeit seines Gewissens, dieselbe gar unterdrücket.

15. §. Das dritte Zeugniß giebt **Boileau** selbst, der nicht nur in dieser Erzählung, die ich von ihm habe, seinen Abscheu vor den Opern genugsam entdecket; sondern auch in eben dem Vorredner, den er aufzusetzen angefangen, seine Meynung deutlich an den Tag gelegt hat. Er führt darinn die Poesie und Musik redend ein, davon ich einen kleinen Theil übersetzen will: **Die Poesie.** Was? glaubst du durch eitle Accorden und ohnmächtige Töne alles das auszudrücken, was ich sage? **Die Musik.** Ja, ich glaube, daß ich in die süßen Entzückungen, womit dich Apollo begeistert, die Süßigkeiten meiner Melodien einmischen könne. **Die Poesie.** Ja, ja, bey dem Rande eines Brunnens kannst du zwar, nebst mir, eine verliebte Marter beseufzen, den Thirsis klagen, und Climenen ächzen lassen. Allein

mein Siameser, ihr scherzt; Wir wollen ja nur zusehen; wir wollen nicht selber spielen. Das thut nichts, sprach ich, kommt nur mit. Man hört daselbst übel, man sieht nichts; aber es ist der theureste, und folglich der vornehmste Platz. Indessen, weil ihr der Opern noch nicht gewohnt seyd; so würdet ihr auf der Schaubühne auch das Vergnügen nicht haben, welches den Verlust des Schauspiels ersetzet. Kommt also mit mir in eine Loge. Indessen, daß man jene Leinwand aufziehet, will ich euch von den Ländern, die dahinter liegen, etwas erzählen. Die Oper ist, wie gesagt, eine bezauberte Gegend. Es ist das Land der Verwandlungen. Man sieht da die allerschleunigsten. In einem Augenblicke werden die Menschen zu Halbgöttern, und die Göttinnen zu Menschen. Der Reisende ist daselbst der Mühe überhoben, das Land durchzuziehen; denn die Länder selbst reisen da vor seinen Augen. Hier kann man, ohne von der Stelle zu weichen, von einem Ende der Erden bis zum andern; von der Hölle zu den elysischen Feldern kommen. Wird euch in einer abscheulichen Einöde die Zeit lang? Ihr dörft nur pfeifen, so befindet ihr euch im Götterſaale. Pfeift noch einmal, so seyd ihr in dem Lande der Hexen. Die Hexen in der Oper bezaubern so gut, wie die andern. Allein ihre Bezauberungen sind, bis auf die Schminke, ganz natürlich. Ungeachtet man seit vielen Jahren allerley Erzählungen von den Hexen der vergangenen Zeit gemacht hat; so macht man doch noch viel mehrere von den Hexen der Oper. Sie sind vieleicht nichts gewisser; aber sie sind viel wahrscheinlicher. Diese sind von Natur gutthätig: nur den Reichthum theilen sie unter ihre Freunde nicht aus; sie behalten ihn für sich selbst. Wir wollen noch ein Wort von den natürlichen Einwohnern der Opern sagen. Sie reden nicht anders, als singend; sie gehen tanzend, und thun oft beydes, wenn sie die wenigste Lust dazu haben. Sie gehorchen alle dem Meister des musikalischen Chors, einem sehr unumschränkten Prinzen: der, wenn er seinen Zepter, der aus einer Rolle Papier besteht, erhebt, oder sinken

läßt,

läßt, alle Bewegungen dieses wunderlichen Volkes regieret. Die Vernunft ist unter diesen Leuten sehr rar. Weil sie den Kopf ganz voller Musik haben; so denken sie lauter Lieder, und sprechen lauter Töne. Dem ohngeachtet haben sie die Tonkunst so hoch getrieben, daß sie aus Operbüchern vernünftig würden reden können, wenn nur die Vernunft in Noten könnte gebracht werden.„

18. §. Endlich und zum sechsten will ich mich auf den sinnreichen **Des Callieres** beruffen; der, wie bekannt ist, Verfasser der Histoire poetique de la Guerre entre les Anciens & les Modernes ist. Im eilften Buche beschreibt er das Entsetzen, welches **Orpheus**, **Amphion** und **Arion** über den fürchterlichen Namen des **Lulli**, in der prächtigen Beschreibung der Opern empfunden, die **Perrault** in seinem Gedichte, Le Siecle de Louis le grand, eingerücket hat. **Orpheus** will fast an seiner Kunst verzagen: aber ein italienischer Musikus, der kürzlich aus der Oberwelt gekommen, tröstet ihn wieder. Meynest du, sagt er, daß die meisten Menschen, die dem **Lulli** so begierig nachlaufen, sich besser auf die Musik verstehen, als die Bestien, die dich vormals begleiteten? Und müssen sie nicht recht dumm seyn, da sie unaufhörlich ihr Geld in die Oper tragen, um funfzigmal eben dasselbe zu hören? Ich verstehe das Handwerk, göttlicher **Orpheus**; drum sey getrost, ich werde dir zeigen: daß diese so berüchtigte Oper dasjenige gar nicht ist, wofür man sie ausgiebt. Hierauf fährt er fort, und gesteht zwar den französischen Symphonien eine große Schönheit zu: allein die poetischen Stücke, die man absinget, macht er desto ärger herunter. Er sagt, sie wären sehr übel ausgedacht, und schlecht eingerichtet, und würden von lauter schwachen Stimmen abgesungen; davon man aus zwanzigen nicht eine verstehen könnte, weil sie durch die Instrumente ganz erstickt würden. Das Geräusche davon wäre für den kleinen Ort, wo man sie spielete, so groß, daß man kaum ohne Kopfschmerzen und vielmaliges Gähnen, nach Hause käme, wenn man es drey Stunden lang gehöret hätte.

Indessen

Indessen liese alle Welt hinein, um der Mode gemäß, etliche Stunden übel zuzubringen. Es wäre nichts eckelhafters, als die kläglichen Recitative anzuhören, die den größten Theil dieser Singspiele einnähmen: und der Musikus sollte von rechtswegen die Zuschauer bezahlen, daß sie sich die Geduld nehmen wollten, sich so lange plagen zu lassen. Die Sänger und Sängerinnen erzählten auf eine ganz unnatürliche Art, nämlich singend, solche Abentheuer, die aller Vernunft und Wahrscheinlichkeit zuwider liefen, keine Leidenschaften erregen könnten, und so schlecht gesetzt wären; daß der elendeste Stümper aus dem Stegreife eben solche Melodien erdenken könnte, als Lulli selbst in Noten gesetzt hätte. Endlich merket er an, daß sich Lulli zum Meister der ganzen Schaubühne aufgeworfen, und sich so gar den Poeten unterwürfig gemacht hätte: anstatt daß sich die Musik billig nach den Gedanken des Dichters richten sollte.

19. §. Darauf erscheint Lulli selbst im Reiche der Todten, und redet den Orpheus dergestalt an: Ich habe längst von dir reden hören, als von einem Meister in unserer Kunst. Du sollst eine hübsche Leyer gespielet, und gar die Hölle damit bezaubert haben: allein nach reifer Ueberlegung dünkt es mich, du habest deinen Ruhm nur durch gewisse Künste erlanget. Was mich anlanget, so spiele ich eine Violine, und componire so ziemlich. Wir wollen mit einander zur Probe eine Oper spielen, die soll uns schon was einbringen. Die Griechen werden ja so neugierig seyn, als die Franzosen. An Poeten wird es uns nicht fehlen, die Verse zu machen. Apollo soll seinen Parnaß zum Theater hergeben; der Pegasus muß zur Maschine dienen, etwas durch die Luft fliegen zu lassen; die neun Musen sollen Sängerinnen abgeben! Apollo mag auf der Leyer spielend, mit seinem glänzenden Wagen vom Himmel herunter kommen, wie ich ihn sonst schon bey Hofe vorgestellet habe. Man hat mir von einem gewissen Pfeifer, der Königinn Klytemnestra etwas erzählt, der auch dabey seyn muß. Ich möchte wissen, ob er so gut spielt, als Des Coteaux. Er soll ja mit seiner Musik die

Keusch-

Keuschheit des Frauenzimmers befördert haben? Was mich anlangt, so gestehe ich es frey heraus, daß meine Sachen gerade das Gegentheil gewirket; und daß ich, als ein nützliches Werkzeug, an der Verderbung der Sitten meiner Zeiten gearbeitet habe. Nichts desto weniger verdienen sie eben den Ruhm, weil sie sich nach der Absicht ihres Urhebers gerichtet haben. Ueber eine so seltsame Rede erschrack **Orpheus**; sonderlich, daß er so verwegen von dem Apollo und den Musen gesprochen, und so gewinnsüchtig gewesen; da er selbst doch der bloßen Ehre halber gearbeitet hätte: worauf **Lulli** sie für Narren schimpft, und mit allerley närrischen Posituren davon läuft.

20. §. Ich habe nur einen gelinden Auszug von dem weit schärfern Urtheile dieses Kunstrichters gemacht; wie ein jeder, der es selbst nachlesen will, leicht sehen wird. Zu diesen Zeugnissen nun könnte ich noch ein siebentes hinzufügen, welches alle vorige an Wichtigkeit übertrifft. Es ist dieses des **Muratori** seines, der als ein Italiener, bey der Quelle aller schönen Opern, in Wälschland, zu Hause ist, und sie als ein Poet und Kunstrichter am besten kennen muß. In seiner Poesia perfetta italiana, hat er ein paar lange Capitel wider dieselben eingeschaltet: weil ich aber das eine davon bereits in den VI B. der Kritischen Beyträge eingerücket habe, so will ich mich bloß darauf beziehen, und meine Leser dahin verweisen. Ich enthalte mich nunmehr noch, die Zeugnisse unserer Landesleute, und darunter des berühmten **Neukirchs** anzuführen, der in seinen Satiren, die in den Hankischen Gedichten stehen, oft auf eben den Schlag davon geurtheilet hat. Ich gedenke auch des englischen Zuschauers nicht, der sein Misfallen darüber in den ersten Theilen oft zu verstehen gegeben. S. d. 27. 65. 68. 87. und 135. S. der Deutsch. Uebers. des I Bandes. Ich erwähne auch des ungenannten Verfassers von dem englischen Buche The Gentlemens Recreation nicht, der in seinem poetischen Tractate a. d. 23. S. das lächerliche Wesen der Oper gleichfalls abgemalet: sondern ich überlasse nunmehr einem jeden die freye

Wahl,

Wahl, ob er sich für, oder wider die Opern erklären wolle. Ich meines Theils habe für alle die geschickten und gelehrten Männer, die sich in diesem Stücke bey uns geübt haben, eine gebührende Hochachtung: ich erfreue mich aber mit dem großen **Fenelon**, dessen Gedanken von der Tragödie vorm I Bande meiner Schaubühne stehen, wenn das Operwesen theils so unvollkommen bleibt, theils in Deutschland mehr und mehr in Abnahme geräth. Das leipziger Operntheater ist seit vielen Jahren eingegangen, und das hamburgische hat gleichfalls nur neulich aufgehöret. Das braunschweigische liegt in den letzten Zügen, und es steht dahin, ob es jemals recht wieder in Flor kömmt. Auch in Halle und Weißenfels hat es vormals Operbühnen gegeben, andrer kleinen fürstlichen Höfe zu geschweigen; die aber alle allmählich ein Ende genommen haben. Dieses zeiget mir den zunehmenden guten Geschmack unsrer Landesleute, wozu ich ihnen Glück wünsche. Denn wären Liebhaber genug vorhanden gewesen, die einer solchen Lustbarkeit hätten beywohnen wollen: so würde man das Ende dieser Schaubühnen noch nicht gesehen haben. Dagegen sieht man, daß die guten Komödien und Tragödien täglich mehr und mehr Beyfall finden, und mit der Zeit allenthalben die Oberhand bekommen werden: wenn man nur erst großen Herren die gar zu große Liebe ausländischer Sprachen aus dem Sinne bringen wird. Das wird aber bloß auf unsre Poeten und Komödianten ankommen: deren jene, schöne, regelmäßige Stücke zu verfertigen; diese aber dieselben gehörig aufzuführen beflissen seyn müssen.

21. §. Nun habe ich es zwar, seitdem die erste Auflage dieses Buches heraus ist, gesehen, daß zweene gelehrte und geschickte Männer, und sehr gute Poeten unsers Vaterlandes, wider die bisher von mir behauptete Meynung von Opern geschrieben, und dieses Hauptstück von Opern zu widerlegen gesuchet haben. Der erste war Herr **D. Hudemann**, der damals noch in Hamburg lebete. Dieser wackere Mann gab bey seinen Gedichten auch eine Oper, und vor derselben

noch

noch eine Vertheidigung der Singeſpiele, gegen meine Dichtkunſt heraus. Ich hielt es für nöthig, einem ſo geſchickten und beſcheidenen Gegner zu antworten; und that es wirklich in den Beyträgen zur kritiſchen Hiſt. der D. Spr. P. und Beredſ. Was hätte mir aber angenehmers begegnen können, als daß dieſe meine Antwort ſo glücklich war, die Einwürfe meines gelehrten Widerſachers gänzlich zu heben! Er that mir ſolches in einem höflichen Schreiben ſelbſt zu wiſſen, und verſicherte mich, daß er nunmehr völlig meiner Meynung wäre; ja, zum Zeichen ſeiner völligen Bekehrung von der Oper zum Trauerſpiele, ſelbſt, ſeine Poeſie der tragiſchen Bühne zu gut brauchen wolle. Es hat auch derſelbe wirklich Wort gehalten, und aus dem Racine die Phädra in deutſche Verſe überſetzet, auch nunmehr nebſt einem eigenen Stücke Diocletian ans Licht geſtellet. Der freundſchaftliche Briefwechſel, der ſeit der Zeit, zwiſchen dieſem ſinnreichen Dichter und mir, fortgedauret, iſt mir deſto angenehmer geworden, weil er aus einer Uneinigkeit in Meynungen ſeinen Urſprung gehabt.

19. §. Mein anderer Gegner iſt der Herr von Uffenbach, geweſen, ein nicht minder ſcharfſinniger und lehrreicher Poet, in Frankfurt am Mayn, woſelbſt er auch wichtige Aemter bekleidet. Auch dieſer gelehrte Mann hatte ſeine Widerlegung meines Hauptſtückes von Opern der Sammlung ſeiner Gedichte einverleibet; aber gleichfalls mit ſo vieler Höflichkeit und Beſcheidenheit die Feder geführet, daß ich demſelben die Antwort unmöglich ſchuldig bleiben konnte. Ich habe ſie gleichfalls in den kritiſchen Beyträgen der Welt bekannt gemacht: und was wollte ich mehr wünſchen, als daß ich auch mit dieſer Vertheidigung meiner Meynung von Singeſpielen, eben ſo glücklich geweſen wäre, als mit der erſten. Nun habe ich zwar noch keine Nachricht davon: doch weil dieſer gelehrte Mann weiter die Feder nicht angeſetzet, und mir gleichwohl durch einen dritten Mann die Ehre gethan, mich begrüßen zu laſſen: ſo glaube ich, daß der Unterſcheid

unserer Meynungen vorizo so groß nicht mehr seyn wird. Sollte indessen jemand durch diese beyde, Antworten noch nicht vollkommen von meiner Meynung überredet worden seyn: so bitte ich, daß er noch meine Vorrede, zu dem von Herrn M. Schwaben übersetzten Antilogin des D. Swifts, von dem Barhos der Opern durchlesen, und dem Beweise nachdenken wolle, den der gelehrte Herr. D. Ludwig alhier in den krit. Beyträgen gegeben hat: Daß eine Oper unmöglich gut seyn könne.

20. §. Nun man weis, was Opern sind, so wird es nicht schwer fallen, zu begreifen, was Operetten seyn sollen. Es sind nichts anders, als kleine Singspiele, die nach Art jener großen Stücke gemacht, in Musik gebracht, und singend aufgeführet werden. Sie werden kaum so lang, als ein Aufzug einer großen Oper, das ist dreymal kürzer, als dieselbe gemachet: folglich muß theils die Fabel darnach eingerichtet, theils die Zahl der Personen eingeschränket seyn. Und dieß giebt sich von sich selber wohl: denn insgemein werden Operetten an solchen Höfen aufgeführet, wo man nicht Sänger genug hat, eine große vorstellen zu lassen: es wäre denn, daß man einmal in der Geschwindigkeit etwas auf die Bühne bringen sollte, wo weder der Poet noch Musikus, was Großes fertig schaffen könnten. Bisweilen werden auch solche Operetten als Vorspiele vor ordentlichen Trauer- und Lustspielen gebrauchet; und dann nennet man sie musikalische Prologos: wiewohl sie nichts weniger als Prologi sind, in dem Sinne, wie die Alten dieß Wort nahmen. Denn bey den Griechen mußte der Vorredner sich zu dem Hauptspiele schicken, ja einen Theil, d. i. den ersten Aufzug davon abgeben; welches heute zu Tage gar nicht ist: bey den Lateinern aber, war der Prologus nur eine Vorrede, die den Inhalt des ganzen Stückes erklärete; wie im Terenz zu ersehen ist. Bisweilen wird ein solch kleines Operettchen, wenn es nur aus drey vier Auftritten besteht, und wohl gar lauter mythologische oder allegorische Personen vorstellet, nur ein Drama genennet. Und dabey ist weiter nichts zu beobachten,

achten, als daß dieſelben nach der Mythologie, oder den Charactern dieſer Schauſpieler, gekleidet, und redend eingeführet werden müſſen: damit nicht etwa ein Flußgott in einer geknüpften Perrücke, oder ein Zephir in rothen Strümpfen mit goldenen Zwickeln erſcheine.

21. §. Was Intermezzen, oder Zwiſchenſpiele ſind, iſt gleichfalls leicht zu begreifen. Es ſind kleine Singſpiele, die ſich in drey, oder auch nur zween Abſchnitte, von einer oder zwo Scenen abtheilen laſſen; damit ſie zwiſchen den Aufzügen, eines größern theatraliſchen Stückes geſpielet werden können. Bisweilen geſchieht ſolches auf der Opernbühne, bisweilen auch wohl auf der tragiſchen und komiſchen; und gemeiniglich ſind ſie von luſtigem und poſſirlichen Inhalte, dazu nicht über ein Paar, höchſtens drey ſingende Perſonen gehören. Da hat ſich etwa ein alter Geck in ſeine Haushälterinn verliebet, die ihn durchaus heirathen will; und ihn hernach zum Hahnrey machet: oder ein Mann, der das Seinige verſpielet hat, betrifft ſeine ſcheinheilige Frau, die über ihn klagen will, als gefällig gegen den Richter an, in den er ſich ſelbſt verkleidet hat; oder ein junger Laffe, der noch nicht die Welt kennet, wird von einer alten Buhlſchweſter ins Neß gezogen; oder eine verliebte Dirne machet ihren Arzt verliebt, den ſie zu ſich rufen laſſen; u. d. m. Man ſieht leicht, daß von Seiten des Poeten nicht viel Kunſt dazu gehöret: alles kömmt auf die Geſchicklichkeit der Schauſpieler an, womit ſie ihre Perſonen zu ſpielen wiſſen. Die Muſik wird auch insgemein auf eine, den lächerlichen Charactern derſelben gemäße Art, eingerichtet, und die Kleidungen gleichfalls. Dieß ſind nun die muſikaliſchen Erfindungen der neuern Zeiten, ſo viel ich weis, alle miteinander. Sie haben alle ihre Liebhaber: und wie ich nicht leugne, daß ſie zuweilen eine angenehme Zeitkürzung abgeben; alſo geräth immer eins davon beſſer, als das andere, nachdem ſich die Verfaſſer den Regeln nähern, die von den Alten in dramatiſchen, oder theatraliſchen Gedichten feſtgeſetzet und beobachtet worden.

Des II. Abſchnitts V. Hauptſtück.

Von Wirthſchaften, Mummereyen, und Balletten.

1. §.

Eine große Verwandſchaft mit den Opern haben die itzt benannten poetiſchen Erfindungen: nur mit dem Unterſchiede, daß hier bey weitem nicht alles geſungen, ſondern vieles nur geredet, vieles nur ſtumm vorgeſtellet, und vieles getanzet wird. Ich will von allem eine zulängliche Nachricht geben, und dadurch zeigen, daß große Herren auch in Ermangelung der Opern, bey ihren Höfen allerley Vergnügungen und poetiſche Luſtbarkeiten anſtellen könten. Ich werde ihnen die Beyſpiele ausländiſcher und einheimiſcher Fürſten vorhalten, die darinn ihre Vorgänger geweſen; ehe die Oper dieſe weit edlern Ergetzungen, daran die vornehmſten Leute ſelbſt Theil nahmen, verdrungen. Denn ſonder Zweifel vergnüget es fürſtliche, gräfliche und adeliche Perſonen weit mehr, wenn ſie Gelegenheit haben, ſelbſt ihre Rollen, auf eine anſtändige Weiſe, mitzuſpielen, und ſich ihrem Character gemäß, mit ihrer Geſchicklichkeit, vor einem ganzen Hofe zu zeigen; als wenn ſie bloß müßige Zuſchauer einer

* Ueber die Gelehrſamkeit verſteht der Kaiſer auch die Muſik, und läßt oft in ſeiner Hofcapelle Stücke von ſeiner eigenen Compoſition aufführen. Das iſt auch die Urſache, warum er verſchiedene Muſicos, ſonderlich Italiener unterhält, die ſich dann wegen dieſer Zuneigung bey verſchiedenen Gelegenheiten ſehr ungebührlich aufführen. Es iſt mehr als einmal geſchehen, daß, wenn ſie ſind beyſammen geweſen, ein Concert zu halten, ſie ſich im Angeſichte des Kaiſers und ganzen Hofes geweigert, indem ſie vorgegeben, ſie würden nicht richtig bezahlet. . . . Ich kann ſagen, daß ich dieſe Faxen ſelbſt ein Zeuge ihrer Ungezogenheit geweſen. Denn als ein ſolcher Halbmenſch ſich durch das Volk die Stiege hinauf dringen wollte, als eben ein muſikaliſches Oratorium geſungen ward, ungeachtet er keine Partie dabey zu ſingen hatte, wollte er einen fremden Cavalier, ſo ihm im Wege ſtund, fortſtoßen, und wie ihm dieſer nicht ſogleich den verlangten Reſpect bezeigete, ſagte er gleichſam drauungsweiſe: Ego ſum Antonius Manna, muſicus Sacræ Cæſareæ Majeſtatis; gleich als wenn ihn dieſe

einer wälſchen Caſtratenbande abgeben ſollen; die durch den erhaltenen Beyfall, und die großen Koſten, ſo man auf ſie wendet, ſo ſtolz wird, daß ſie alle Hofleute hernach kaum über die Achſel anſieht. Ich kann mich hier zwar auf die tägliche Erfahrung beruffen; will aber doch aus vorigen Zeiten einen Beweis anführen. Im 1705ten Jahre gab ein Reiſender von Adel, eine Relation vom Kaiſerl. Hofe heraus, die ſehr wohl geſchrieben iſt, und unter andern auch der damaligen Opernhelden in Wien, ihre Sitten und Lebensart abſchildert. Weil das Buch nicht überall zu haben iſt, will ich ein Stück daraus meinen Leſern mittheilen. *

2. §. Was alſo die Wirthſchaften betrifft, ſo hat es dieſe Bewandniß damit. Große Herren wollen bisweilen zur Luſt, auch die Süßigkeit des Privatſtandes ſchmecken; und gleichſam, nach Art der Alten, Saturnalien feyren. Daher verkleidet ſich insgemein der regierende Herr und ſeine Gemahlinn, in einen gemeinen bürgerlichen Wirth, und in eine Wirthinn, und die andern fürſtlichen Perſonen, die man etwa beehren und bewirthen will, in Gäſte; ihre Hofbedienten aber in Hausknechte, Köche, Kellner, Diener, Küchenmägde, Hausmägde, Gärtnerinnen, auch wohl Bauermädchen. Unter dieſen angenommenen Geſtalten, wird nun irgend entweder eine Hochzeit, oder nur ſonſt ein Gaſtmahl, welches die Alten eine Wirthſchaft nenneten, vorgeſtellt: jede Perſon

* kleine Qualität gegen die ganze Welt hätte ſchrecklich machen ſollen. ⁂ Wenn man aufrichtig ſagen ſoll, was man dabey gedenket, ſo iſt man wahrhaftig nicht wenig gegen die Muſikanten erbittert, und hat man zu Venedig und durch ganz Italien ſolche empfindliche Gedanken über ihre Unbeſcheidenheit geführet: denn da ſie von dem gemeinſten Pöbel herſtammen, von welchem man ſie nimmt, und ſie hernach von großen Herren, in Anſehung ihrer Stimme, geſuchet und gelicbkoſet werden: ſo entreißt ſich ihr kleiner Verſtand bey dieſen Gnadenbezeugungen, ſeiner Gränzen ꝛc. Weil ſie ſich Geld verdienen, daß ſie als Leute von Stande leben können, und einige Protection bey großen Herren genießen, ſo unterſtehen ſie ſich, alle Leute ungeſtrafet zu beleidigen; ob ſie gleich ſonſt mit allen Laſtern angefüllet ſind, daraus ſie ſich noch eine Ehre machen, um für Leute, die etwas zu ſagen haben, angeſehen zu werden. So redet man von den Muſicis vom erſten Orden, und von den Helden der Singe-Can - - die die Gnade der großen Herren misbrauchet.

aber pflegt irgend, auf des Poeten Angeben, gewiſſe Verſe bey Gelegenheit herzuſagen. So finden wir z. E. in Kanitzen dergleichen poetiſche Gedanken auf eine Wirthſchaft, die 1682, bey einer Wirthſchaft in Berlin, eine Diane, eine Sultaninn, der Sultan, der Schäfer, die Zigeunerinn, die Mohren, der Hausknecht, der Charlatan, ein Jude und zwo Jüdinnen, ein Pickelhering, eine Moſcowiterinn, eine Gärtnerinn, herſagen ſollen. Eben dergleichen findet man in Beſſers Gedichten; wo bey dem Jahrmarkte und der Masquerade, die der Churfürſt Friedrich 1700. auf den Geburthstag der Gemahlinn gefeyert, verſchiedene vermummte Damen als Quackſalber, Zigeunerinnen und Taſchenſpieler vorgeſtellet, und redend eingeführet werden. Wollte man nun gleich ſagen, der Dichter habe nur dieſe zufälligen Gedanken über die alſo verkleideten Perſonen ausgelaſſen: ſo ſehe ich doch, daß ſie alle ausdrücklich ſo aufgeſetzt ſind, daß jede Perſon ſie nach ihrem Character hat reden können, um die Geſellſchaft zu vergnügen. Z. E. Diana, die Zweifelsfrey von einer großen Prinzeſſinn, vielleicht der Churfürſtinn ſelbſt vorgeſtellet worden, ſpricht:

Wo hab ich mich verirrt? wo bin ich eingekehret?
Warum iſt dieſer Ort ſo herrlich ausgerüſt?
Es ſcheinet, wo ich bin, daß auch mein Tempel iſt,
Weil hier ſo manches Volk, als Göttinn, mich verehret.

3. §. Sollte es jemanden bedünken, daß dieſes ſchon einigermaßen zu den Mummereyen, oder Maskeraden gehöre; ſo will ich nicht ſehr zuwider ſeyn, und aus dem P. Meneſtrier, ein altes Muſter einer ſchönen Verkleidung anführen, welches in Wälſchland, gegen das Ende des XV. Jahrhunderts von dem Bergonzo Botta, einem lombardiſchen von Adel zu Tortona, dem Herzoge von Meyland, Joh. Galeazzo, zu Ehren, bey deſſen Beylager mit der Prinzeſſinn Iſabella von Arragonien, vorgeſtellet worden. Als alles bey der Tafel ſaß: ſo ward keine Schüſſel aufgetragen, dabey nicht eine vermummte Perſon, mit einem Gedichte, Liede, oder einer Fabel aus dem Alterthume erſchien.

Z. E.

z. E. Jaſon brachte das goldne Vließ aus Kolchis. Mercur erzählte, mit was für Liſt er dem Apollo, der des Admetus Vieh weidete, ein Kalb geſtohlen, um dieſer Mahlzeit das Gebratene zu liefern. Diana brachte den in einen Hirſch verwandelten Acktäon geführet, und nachdem ſie die Urſache ihres Zornes erkläret, ſchloß ſie für ein Wild, das aus einem Menſchen entſtanden wäre, ſey kein würdiger Grab, als der Durchl. Braut Magen, zu erſinnen. Orpheus kam, und ſagte, als er auf dem apenniniſchen Gebirge den Verluſt ſeiner Euridice beweinet, und von dieſem prächtigen Beylager gehöret, wären zu dem Klange ſeiner Leyer die leckerſten Vögel herzu geflogen, die er hiermit zur Tafel liefern wollte. Atalanta brachte des kalydoniſchen Ebers Kopf, den ſie ſo viel Jahrhunderte aufbewahret hätte, zu dieſem Feſte; und geſtund, daß ſie der Durchl. Braut an Schönheit gern weichen wollte. Als ein gekochter Pfau aufgetragen ward, kam Iris, der Juno Vorläuferinn, die einen Wagen führte, der von Pfauen gezogen ward; und Argus trug die Schüſſel. Theſeus brachte das übrige von dem Eber; Hebe, Jupiters Mundſchenkinn, trug das Confect auf, und ſagte, daß es Ambroſia von der Göttertafel wäre. Arkadiſche Schäfer brachten Käſe und Milchſpeiſen, die Pan ſelbſt zubereitet hätte. Vertumnus und Pomona brachten Früchte, und ſagten, ſie hätten mit Fleiß ihre Zeitigung beſchleuniget. Die Najaden und Flußgötter, brachten Fiſche, Auſtern und Muſcheln. Ulyſſes endlich brachte eine Sirene geführet, die er gefangen hätte, um ſie der fürſtlichen Braut zu ſchenken.

4. H. Als die Tafel aufgehoben war, kam Orpheus in griechiſcher Tracht, und foderte den Hymen ſingend auf. Dieſer erſchien, von einem Schwarme kleiner Liebesgötter begleitet, die wechſelsweiſe ein Brautlied ſungen! Die drey Gratien mit einem Gürtel umgeben, erſchienen im Dreyecke, und dreheten ſich geſchicklich in die Runde, wobey die letzte artige Verſe gegen die Braut herſagte. Die eheliche Treue folgte in einem ſchneeweißen Kleide, und trug ein weißes Häschen in der Rechten, und ein Halsband von

Jaſpis in der Linken: womit ſie ſich der Braut zu eigen widmete. Hierauf kam Merkur vom Himmel geflogen, und brachte die Fama geführet. Dieſe ward vom Virgil an einer, und dem Livius an der andern Seite begleitet, und erklärte ihr Amt, in ewiger Ausbreitung alles Guten und Böſen. Virgil ſagte darauf ein lateiniſches Gedicht her. Nun erſchien Semiramis, von einem Schwarme unzüchtiger Weiber, Helena, Medea, Kleopatra, begleitet; die aber, als ſie ihre Schandthaten erzählen wollten, von der ehelichen Treue beſtrafet, und auf ihren Befehl von den Liebesgöttern mit ihren brennenden Fackeln, womit ſie ihre Kleider anſteckten, hinausgetrieben wurden. Nun erſchien ein Chor ehrbarer Frauen; Penelope, Lucretia, Tomyris, Judith, Portia, Sulpitia, die alle mit Verſen die Tugend prieſen, und die Prinzeſſinn Iſabella lobten. Zum Beſchluſſe kam noch ein betrunkener Silen auf ſeinem Eſel ins Zimmer geritten, der ſo lange herumtaumelte, bis er vom Eſel fiel, und der ganzen Vorſtellung ein luſtiges Ende machete. Nun urtheile man, ob wohl was ſinnreichers und artigers ausgedacht werden kann, als dergleichen maskirte Vorſtellung, darinn ſich Erfindung, Witz und Pracht zugleich gezeiget, und ſo zu reden, die ganze Dichtkunſt ihre Reichthümer erſchöpfet hat, ein Beylager zu verehren.

5. §. Doch ich muß noch eins anführen, welches der engl. Aufſeher im II. Bande, im 115. St. aus dem Strada genommen, und beſchrieben hat. Dieſes iſt Pabſt Leo dem X. zu Ehren aufgeführet worden: ich will es aber mit den eigenen Worten der Ueberſetzerinn hier einrücken:

Man weis überall, daß Pabſt Leo der Zehnte ein groſſer Gönner der Gelehrſamkeit geweſen, und bey den Ausführungen, Geſprächen und Diſputationen der beſten Schriftſteller ſeiner Zeit zugegen zu ſeyn pflegte. Auf dieſen Grund erzählet Strada folgendes: Als dieſer Pabſt auf ſeinem Luſthauſe geweſen, welches auf einer Höhe an dem Ufer der Tiber gelegen, ſo hätten die Dichter folgendes Schauſpiel zu ſeiner Ergetzung ausgeſonnen. Sie haben einen hohen ſchwimmenden Berg gemacht, der gleich dem Parnaß, auf der Spitze geſpalten geweſen. An dieſem waren verſchiedene Merkmaale, daß er

zur

zur Wohnung der epiſchen Poeten beſtimmt wäre. Von allen Muſen erſchien die einzige Calliope. Der Berg war von oben bis unten mit Lorberwäldern bedeckt. Pegaſus erſchien an der Seite des Berges, nebſt einem Fluße, der aus ſeinem Hufe entſprang. Dieſer ſchwimmende Parnaß floß unter dem Klange der Trompeten den Fluß hinunter, und zwar in einer Art von epiſchem Maaße; denn er ward mit ſechs Schrauben, drey an jeder Seite, fortgezogen, die durch ihre beſtändige Bewegung dieſe Maſchine bis vor den Pabſt führeten.

Die Ebenbilder der alten Poeten waren auf ſolche Plätze geſtellet, die eines jeglichen Charactere gemäß waren. Statius ſtund auf der höchſten von den zwo Spitzen, die als ein Abgrund gebildet war, und über den übrigen Theil des Berges auf eine ſchreckliche Art hing, ſo daß die Leute ihn mit eben dem Entſetzen, und mit derſelben Begierde anſahen, als ſie einem kühnen Seiltänzer zuſehen, von dem ſie alle Augenblicke fürchten, er werde fallen.

Claudian ſaß auf dem andern Hügel, der etwas niedriger, und zugleich etwas ebener und gleicher war, als der vorige. Man ſah auch daß er fruchtbarer wär, und an einigen Orten Gewächſe hatte, die in Italien unbekannt und von der Art ſind, die die Gärtner ausländiſch nennen.

Lucretius war mit dem Fuſſe des Berges ſehr beſchäfftiget, indem er lediglich auf die Bewegung und Einrichtung dieſer Maſchine acht gab, welche unter ſeiner Aufſicht ſtund, und auch wirklich von ihm erfunden war. Er war zuweilen in das Schraubwerk ſo ſehr vertieft, und mit Maſchinen bedeckt, daß nicht viel über die Hälfte des Dichters den Zuſchauern ſichtbar blieb, ungeachtet zu anderer Zeit, wenn das Uhrwerk gieng, er mit erhoben und ſo ſichtbar ward, als ſeine Mitbrüder.

Ovidius hielt ſich an keinen feſten Ort, ſondern flatterte über den ganzen Parnaß mit großer Behendigkeit und Flüchtigkeit. Da er nun nicht viel nach der Arbeit und Mühe fragte, welche erfodert ward, um auf den obern Theil des Gipfels zu kommen, ſo ſchwärmete er beſtändig an deſſen Boden herum.

Keiner aber ſtund auf einem höhern Orte, und hatte eine größere Ausſicht vor ſich, als Lucan. Er ſprang auf den Pegaſus gleich dem hitzigen und unerſchrockenſten Jünglinge, und ſchien begierig zu ſeyn, auf deſſen Rücken bis in die Wolken zu dringen. Da aber die Hinterbeine des Thieres im Berge ſteckten, indem der übrige Leib ſich in freyer Luft aufbäumte, ſo erhielt ſich der Dichter mit genauer Noth, daß er nicht hinunter glitte: ſo daß das Volk ihn auch ſchon oftmals aufgab, und alle Augenblicke aufſchrie, er fiele bereits.

Virgil, deſſen Blicke ſehr beſcheiden waren, ſaß neben der Kalliope, mitten in dem Lorberwäldchen, welches dick um ihn herum wuchs, und ihn faſt mit ſeinem Schatten verdeckte. Er wollte in dieſer Einge-

zogenheit faſt nicht einmal geſehen ſeyn: allein es war unmöglich, die Kalliope zu ſehen, ohne zugleich auch den Virgil zu erblicken.

Kaum war dieſe poetiſche Mummerey vor des Pabſtes Luſthauſe angekommen, als ſie auf das Land gebethen ward, welches ſie auch that. Der Saal, ſo zu ihrer Aufnahme zubereitet war, erfüllte eine Verſammlung von den vornehmſten Perſonen an Stande und Artigkeit. Die Dichter ſatzten ſich, und laſen jeglicher ein Gedicht in der Schreibart, und mit demſelben Schwunge vor, als die unſterblichen Dichter würden gethan haben, deren Stelle ſie vertraten.

6. §. Noch ein ausländiſches muß ich aus dem Creſcimbeni anführen. Als im vorigen Jahrhunderte der Herzog von Braunſchweig, zu Venedig war, ward ihm zu Ehren folgendes vorgeſtellet. Auf dem großen Canale kam ein ungeheurer Wallfiſch geſchwommen, auf welchem Morpheus der Gott des Schlafes ſaß, und ein Lied abſang. Hierauf eröffnete ſich das Ungeheuer, und verwandelte ſich in einen Hügel, der eine Art der elyſiſchen Felder, oder die Gärten der Heſperiden vorſtellete, darinn alle Bäume voller Lampen waren, dazwiſchen man die ſchönſten Früchte ſah. Darunter ſah man auf dem Hügel in theatraliſchen Kleidungen ein kleines Drama aufführen, und mit einer ſchönen Muſik beſchließen. Ich ſchweige vieler andern, die zu Parma, Rom und Florenz vorgeſtellet worden. Ja man hat von ſolchen Mummereyen ein ganzes Buch, unter dem Titel Canti Carnaſcialeſci, welches Grazini 1559. herausgegeben. Allein auch unſre Deutſchen haben es an dergleichen Erfindungen nicht fehlen laſſen. In David Schirmers Rautengepüſche von 1657. finde ich ein Drama, oder Liebesſpiel der Nymphen und Satyren, darinn Nymphen, Satyren, Amuretten, Diana, und Jäger vorkommen, und in etlichen Auftritten ihre Perſonen ſpielen. Eben dahin rechne ich Georg Neumarks Geſprächſpiel vom Lobe und den Gemüthsgaben Herzog Wilhelms des IV. zu Sachſen Weimar, welches an deſſen 61ſten Geb. Tage 1659. in einem theatraliſchen Aufzuge vorgeſtellet worden. Imgleichen den lobwürdigen Kadmus der 1663. in Kopenhagen, dem König von Dännemark Friedrich dem III. und der Königinn zu Ehren, von Adam Fr. Wernern, im Deutſchen aufgeführ-

geführet worden; und noch ein anders, das eben daselbst und in eben dem Jahre, dem Churfürsten zu Sachsen, seiner Gemahlinn und seinem Churprinzen zu Ehren, unter dem Titel Masquerada, die Waldlust, vorgestellet, und zu Kopenhagen gedruckt worden. In Morhofs Gedichten findet sich endlich auch eine Masquerade auf des Herzogs von Holstein Geburtstag 1669, den 3. Febr. die man a. d. 157. S. bey ihm nachlesen kann.

7. §. In etwas neuerer Zeit hat Besser zu Berlin bey großen Feyerlichkeiten, eben dergleichen versuchet. Er nennt das eine, das 1696. der verw. Churfürstinn zu Sachsen, Eleonoren, zu Ehren angestellet worden, Florens Frühlingsfest. Darinn hat die Churfürstinn selbst die Flora vorgestellet; Marggraf Albrecht hat selbst einen Schäfer, der Churprinz, Fr. Wilhelm, den Cupido; andere Vornehme haben den Vertumnus, die Diana, den Silvan, die Pales, die Gratien, den Merkur, die Venus, den Mars, Schäfer und Schäferinnen vorgestellet; und viele Tänze haben das Spiel abgewechselt. Eben dergleichen scheint mir der Triumph der Liebe zu seyn; der 1700. an dem Beylagersfeste des damaligen Hessencasselischen Erbprinzen, und nachmaligen Königes von Schweden, Friedrichs, mit einer brandenb. Prinzeßinn, zwar als eine Tafelmusik aufgeführet worden, aber sich weit besser zu einer Verkleidung fürstlicher Personen geschicket hätte. Denn es ist ein Gespräch zwischen Peleus und Thetis, und ein Chor von Flußgöttern und Najaden stimmen mit ein; und alle thun Wünsche an das neue Paar. Endlich finde ich auch im Heraus dergleichen Erfindung, da er 1702. auf den Geb. Tag der Fürstinn von Sondershausen eine solche Masquerade, durch etliche kleine Prinzen aufführen lassen, deren einer den Cupido, der andere den Apollo vorgestellet. Dieses sind die Muster, die ich vor Augen gehabt, als ich vor einem Jahre für die durchl. Kaiserl. junge Herrschaft in Wien, ein kurzes Götterdrama aufsetzete, um selbiges an Ihrer Kaiserl. Königl. Maj. Hohem Namenstage vorstellen zu lassen: wie man im II. B. meiner Gedichte finden wird.

8. §.

8. §. Es iſt Zeit, auf die **Ballete** zu kommen, welches künſtliche, aus vielen Perſonen beſtehende, und mehrentheils dramatiſche, d. i. etwas vorſtellende und bedeutende Tänze ſind. Denn geſetzt nun, daß die obigen Wirthſchaften und Verkleidungen, an manchen Höfen nicht Beyfall fänden; oder wegen der Mühe im Auswendiglernen und Vorſtellen, die dabey auch vornehme Perſonen trifft, ſich nicht gar zuoft brauchen ließen: ſo darf man deswegen doch noch nicht zu den Opern ſeine Zuflucht nehmen. Denn fraget man mich: Was ſollen aber große Herren zu ihrer Ergetzung, bey großen Solennitäten, für Luſtbarkeiten anſtellen? Oder ſollen ſie denn an Pracht und Koſtbarkeit vor gemeinen Bürgern nichts voraus haben? ſo antworte ich erſtlich: ein gutes Trauerſpiel kann mit eben ſolcher Pracht aufgeführet werden, als ein Singeſpiel, wenn man nur an Verzierung und Erleuchtung der Schaubühne, an den Kleidungen der Komödianten, an der Muſik, und an Tänzen, die zwiſchen den Aufzügen eingeſchaltet werden, nichts ſparen will. So habe ich zu unſers hochſeligen Königs Auguſts Zeiten, die franzöſiſchen Trauerſpiele, auf dem dreßdeniſchen Opertheater im Zwinger, vielmals aufführen ſehen: und ſo iſt auch mein ſterbender Cato, auf der braunſchweigiſchen großen Schaubühne, vor des hochſeligen Herzogs **Ludwigs Rudolphs** Durchl. mehrmals von der neuberiſchen Geſellſchaft aufgeführt worden. Doch geſetzt, man wollte noch etwas anders auf der Schaubühne haben, dabey mehr Muſik, und mehr Vorſtellungen vorkämen: ſo kann ſchon Rath dazu werden, ohne zu den Opern ſeine Zuflucht zu nehmen. Man erfinde doch nur künſtliche **Ballete**, nach der Art der alten Griechen, und neuern Franzoſen. Dieſe werden zu der größten Pracht in Verkleidungen, zu neuen und ſeltenen Verzierungen der Schaubühne, zu vielen muſikaliſchen Compoſitionen, und recht ſinnreichen allegoriſchen Tänzen Gelegenheit an die Hand geben.

9. §. Der gelehrte **Meneſtrier** hat im Franzöſiſchen einen ſehr ſchönen Tractat, des Ballets Anciens et modernes,

nes, ſelon les Regles du Theatre, geſchrieben. Dieſen preiſe ich allen denen an, die etwas zur Vergnügung groſſer Herren erfinden wollen, das neu iſt, und in die Augen fällt. Wir haben auch in Deutſchland ſchon Proben davon geſehen. Vom 1661. Jahre habe ich ein gedrucktes Ballet von des **Orpheus** und der **Euridice** Trauergeſchichte, ohne Ort und Verfaſſer. Am Bayreuthiſchen Hofe iſt 1662. ein Ballet der Natur mit ihren vier Elementen, der Markgräfinn zu Ehren vorgeſtellet; und 1665. zu Dresden von Chyträus, auf eben dieſe Markgräfinn, ein Ballet der Elbe aufgeführet worden. Eben daſelbſt iſt 1667. das Ballet der Glückſeligkeit von **Schirmern** entworfen, und theils einzeln, theils in ſeinem Rautengepüſche gedrucket worden: und das Jahr darauf hat **Morhof** vor den Herzog von Holſtein eins angegeben, wie in ſeinen Gedichten a. d. 135. u. f. S. zu leſen iſt. Wer kann alle übrige erzählen, die ich auch ſelbſt gedruckt beſitze? Nur **Beſſern** und den **Heraus** kann ich nicht vergeſſen, deren jener am Berliniſchen, dieſer am Sondershäuſiſchen Hofe dergleichen angegeben. S. die 208. S. ſeiner Gedichte. Was **Moliere** hierinn für Erfindungen gehabt, wird einem jeden aus ſeinen Schriften bekannt ſeyn: wiewohl ich zweifle, ob alle die angeführten Stücke, nach **Meneſtriers** Regeln die Probe halten dörften.

10. §. Und von dieſem ſchönen Werke einen kleinen Vorſchmack, und denen, die zur Erfindung ſolcher Tänze Gelegenheit haben ſollten, eine kleine Anleitung dazu zu geben; will ich einen kurzen Auszug aus demſelben geben. Ich halte mich aber bey der Hiſtorie des Tanzens nicht auf. Ein jeder weis, daß es ſehr alt iſt. Die Schweſter des Moſes tanzte mit allen iſraelitiſchen Weibern nach dem Durchgange durchs rothe Meer, und ſang dazu. Die Töchter von Siloh hatten ein jährliches Feſt, da ſie tanzten. David tanzte vor der Bundeslade, und vorhin hatten alle jüdiſche Weiber getanzet, als derſelbe den Philiſter Goliath geſchlagen hatte. Dieſes waren nun faſt lauter andächtige und religiöſe Tänze.

Eben

Eben ſo haben die heidniſchen Völker bey ihrem Gottesdienſte allerley Tänze eingeführt gehabt; ja ſie ſind auch in der erſten Kirche an vielen Orten gewöhnlich geweſen, wo man ſie in dem Chore der Kirchen, der, wie man noch itzo in Deutſchland ſieht, als eine Schaubühne erhaben war, gehalten; bis ſie vieler Misbräuche halber abgeſchaffet worden. Die alten Kirchenväter haben wider die theatraliſchen Tänze der Heiden geeifert; nicht weil ſie Tänze waren; ſondern weil ſie ſehr freche und üppige Tänze waren, die ein großes Aergerniß gaben. Von ſolchen ungeiſtlichen Tänzen aber iſt hier gar nicht die Rede, wenn wir von den Balleten handeln: und alſo darf man gar nicht beſorgen, daß dadurch das Heidenthum mit ſeinen Schandbarkeiten wieder eingeführet werden würde.

11. §. Wir wollen uns auch bey denen Tänzen nicht aufhalten, die nach den beſten alten Dichtern, den heidniſchen Gottheiten beygelegt worden. Beym **Athenäus** tanzet einmal Jupiter ſelbſt. **Pindarus** nennt den Apollo einen Tänzer: **Virgil** läßt Dianen mit ihren Nymphen an dem Fluſſe Eurotas tanzen. **Apulejus** ſagt, Venus habe auf der Pſyche Hochzeit getanzet; und **Horaz** meldet, ſie habe es bey Mondenſcheine, in Geſellſchaft der Gratien, auch einandermal gethan. Bacchus ſoll in Indien getanzt haben. **Heſiodus** läßt die Muſen um den Altar Apollons vor Sonnenaufgange tanzen. In einer Idylle des **Theokritus** tanzen die Nymphen der Brunnen; und im **Virgil** tanzen auch die aus den Schiffen verwandelten Seenymphen um den Aeneas her. Alles dieſes führe ich an, um zu zeigen, daß man nach der Wahrſcheinlichkeit der alten Fabeln, auch die Götter könne tanzen laſſen: denn dieſe mythologiſchen Perſonen haben an unſern Ballets einen großen Antheil: und ſo ſparſam ſie in den Trauerſpielen ſtatt haben, ſo häufig können ſie in dieſen Tanzſpielen vorkommen. Ja in Ermangelung bequemer Gottheiten, kann man ſich allegoriſche Perſonen dichten, und ſie tanzend aufführen. Z. E. Die Jahreszeiten, die Welttheile, die Schutzgeiſter der Länder und Völker,

die

die Monate, die vier Winde, die sieben Planeten, die Stunden des Tages und der Nacht, die himmlischen Zeichen, die Tugenden und Laster, die Wissenschaften und Künste; kurz, alles was ein Poet, durch eine Personendichtung redend einführen kann, das kann auch in einem solchen Tanzspiele, tanzend vorgestellet werden.

12. §. Wie nun ein jeder hieraus sieht, daß es bey diesen unsern Tänzen nicht nur auf die Figuren der Tänze allein, sondern auch auf die tanzenden Personen ankömmt: also muß ich auch gleich anfänglich erinnern, daß alle die Tanzspiele allegorische und bedeutende, d. i. wie man itzo spricht, pantomimische Tänze in sich halten müssen. Fragt man nun, was denn diese Tänze bedeuten können und sollen? So antworte ich; erstlich eine Verehrung vornehmer Personen, an deren Festtagen sie aufgeführet werden: denn die Alten glaubten, daß das Tanzen eine Art des Gottesdienstes wäre, welche den Göttern sehr gefällig seyn müßte. Man meynt, dieses habe seinen Ursprung, aus der Meynung des Pythagoras, der dafür gehalten, daß Gott eine Harmonie, (Numerus) oder ein Tact, das ist ein abgemessenes, sehr wohl übereinstimmendes Wesen sey. Dem sey nun wie ihm wolle: so haben doch fast alle Völker bey ihrem Gottesdienste Musiken und Tänze gehabt; diejenigen Gottheiten zu verehren, denen die Feste geweihet waren. Daher ward auch in allen wohlbestellten Republiken die Jugend zum Tanzen angeführet, theils daß sie geschickt, theils daß sie stark von Leibe werden möchte: denn es gab auch martialische Tänze, die mit voller Rüstung, oder doch mit einigen Waffen geschahen. Selbst die lacedämonische Jugend war davon nicht ausgenommen: und die größten Helden haben solche Tänze theils geliebet, theils mitgemachet, wie die Exempel Merions aus Creta, des Ulysses, des Antiochus, des Polysperchon, des Philippus, Alexanders Vater, des Epaminondas, des Scipio, u. a. m. zeigen.

13. §. Doch unsre Tanzspiele sollen nicht nur bloße Tänze, sondern Allegorien, und redende Bilder gewisser Dinge seyn.

ſeyn. Lucianus will das erſte Muſter ſolcher Ballete in der Bewegung der Sterne und Planeten finden, die mit der ſchönſten Harmonie geſchieht: und es wäre nicht unmöglich, ſolche planetiſche Tänze, welche die berühmten Weltordnungen vorſtelleten, aufzuführen; wie Poſtel in ſeinem Wittekind ſchon gedichtet hat. Die Aegyptier ſind die erſten Erfinder hieroglyphiſcher Tänze geweſen. Plato iſt ihr Bewunderer und Schüler geweſen, und kann denjenigen nicht genug loben, der zuerſt die Harmonie des ganzen Weltgebäudes in einem Tanze vorgeſtellet hat. Die Ausleger des Sophokles, des Euripides und Ariſtophanes haben uns die Geheimniſſe, die Plato unerklärt gelaſſen, entdecket. Sie ſagen, alle Tänze der Aegyptier hätten die Bewegungen der Geſtirne nachgeahmet: weil ſie allemal rings um ihre Altäre getanzet hätten, die gleichſam, wie die Sonne, in dem Mittelpuncte des Himmels, geſtanden hätten. Daher wären nun in den Chören der Tragödien die Strophen, und Antiſtrophen entſtanden. Denn erſtlich hätten ſie im Kreiſe von Morgen gegen Abend in die Runde getanzet, um dadurch die gemeine Bewegung des Himmels abzubilden: hernach aber hätten ſie den Kreis von Abend gegen Morgen herum gedrehet, um dadurch die eigene Bewegung der Planeten, wider die Ordnung der himmliſchen Zeichen im Thierkreiſe vorzuſtellen. Zuletzt aber hätten ſie noch die Epode, oder den Beſchluß, ſtillſtehend abgeſungen; um dadurch die Unbeweglichkeit der Erdkugel abzubilden. Die Griechen haben dieſe ägyptiſche Erklärung verworfen, und die Tänze von dem Ein- und Ausgange des Theſeus in den Labyrinth erkläret; als welcher Held die griechiſche Jugend zu Delos zuerſt darinnen unterrichtet hatte.

14. §. Dieſes iſt nun die erſte Art ſolcher bedeutenden Tänze geweſen, die mit zu den Schauſpielen gezogen worden; und die Athenäus philoſophiſche Tänze nennet, weil alles darinn ordentlich und bedeutend war. Agamemnon hat ſeiner Gemahlinn Clytemneſtra, als er nach Troja zog, einen ſo philoſophiſchen Tanzmeiſter hinterlaſſen, der ihr durch allegoriſche

riſche Tänze die Zeit verkürzen, und zugleich die Liebe zur Tugend beybringen ſollte: und dieſes iſt mit ſo gutem Erfolge geſchehen, daß ſie nicht eher verführet werden können, als bis Aegyſthus dieſen Meiſter ermordet hatte. Die Alten ſpielten auch im Tanzen den Ball: und daher kömmt das heutige Wort **Ball, Ballet**, womit man die Tänze benennet, von βαλλειν werfen: σφαιρα βαλλομενη, eine Kugel zum werfen, wie **Suidas** den Ball erklärt. Darauf haben ſich allerley Meiſter der Ballete gefunden: Bathyllus von Alexandrien hat luſtige, Pylades aber ernſthafte und patheriſche Tänze zu den Schauſpielen erfunden. Solche Tänze nun waren geſchickt, die Bewegungen des Leibes zu beſſern, ſo wie die Tragödie die Regungen des Gemüths in Ordnung zu bringen dienen ſollte. Aber überhaupt geben die Alten, die davon geſchrieben haben, dieſe Erklärung eines ſolchen Tanzſpiels: Es ſey eine Nachahmung derjenigen Sachen, die man ſaget und ſingt, durch abgemeſſene Gebärden und Bewegungen des Leibes. Und **Ariſtoteles** ſagt gar, daß man die Sitten und Gemüthsbewegungen, durch die harmoniſchen tactmäßigen Stellungen und Tritte ausdrücken müſſe.

26. §. Es iſt alſo mit den Balletten oder Tanzſpielen nicht anders bewandt, als mit den übrigen Künſten: ſie ſind alle Nachahmungen, nur mit dem Unterſchiede, daß, da die Malerey z. E. nur die Figur, die Farben und die Ordnung der Dinge vorſtellen kann; dieſe Tanzkunſt auch die Bewegungen ausdrücket, und ſogar die Natur vieler Dinge und die verborgene Beſchaffenheit des Gemüthes abſchildern kann. Dieſe Nachahmung nun geſchieht durch die Bewegungen des Leibes, und zwar nach der Harmonie der Muſik, welche gleichfalls die Gemüthsbewegungen ausdrücket. Es iſt bekannt, wie vieles man mit Geberden und Bewegungen der Gliedmaßen des Leibes zu verſtehen geben kann; und die Alten haben ihre Pantomimen gehabt, die ſich alles, ohne ein Wort zu ſprechen, auszudrücken getrauet. Man weis auch, daß jede Gemüthsbewegung ihre eigene Stellungen und Bewegungen hat, dadurch ſie ſich an den Tag legt. Solche Dinge nun müſſen

in den Tanzſpielen vorgeſtellet werden. Wir haben an der Folie d'Eſpagne, und vielleicht auch an dem ſo genannten Aimable Vainqueur, wenn dieſer von zweyen getanzt wird; ein Paar Tänze, die ſolche Gemüthsbewegungen ausdrücken. Denn jener ſoll den ſpaniſchen Eigenſinn, dieſer aber die Gemüthsart zweyer Verliebten vorſtellen; die bald ſehr freundlich mit einander thun, bald kaltſinnig werden, bald ſich erzürnen, ſich aber dennoch wieder vertragen: und es fehlt nur ein Text dazu, der ſich zu allen dieſen Gebärden ſchicket, und ſie zu erklären geſchickt iſt; ſo wird es ein jeder bemerken. Auch die engliſchen Tänze ſind insgemein ſo allegoriſch, wie z. E. der Jalouſie-Tanz genugſam zeigen kann; der alten deutſchen Schäfertänze zu geſchweigen.

27. §. Doch ich vertiefe mich zu weit. Nun ſollte ich weitläuftig lehren, wie ein Erfinder ſolcher Tanzſpiele ſich eine alte Geſchicht, oder Fabel erwählen; oder auch eine neue erſinnen könne, die er in einem theatraliſchen Tanze vorſtellen will. Ich ſollte zeigen, wie dieſe Erfindung im Tanzen, gleichfalls eine Einheit in der Handlung, oder Abſicht haben muß, darauf alle ihre Theile abzielen. Ich ſollte auch an die Hand geben, was für Mittel man habe, die Perſonen, die man tanzend aufführt, zu characteriſiren. Ich ſollte endlich zeigen, was man bey dem allen für Fehler begehen könne, und dieſes mit Exempeln alter und neuer, guter und ſchlechter Ballete erläutern. Allein theils iſt dieſes ſchon in den vorigen Hauptſtücken von Schauſpielen geſchehen; theils muß es ein Erfinder dieſer Spiele aus dem Alterthume und der Mythologie wiſſen; theils iſt es mir hier zu weitläuftig ins Werk zu richten. Uebrigens gehören aber auch geſchickte Muſikmeiſter und Tanzmeiſter dazu, die das, was der Poet erfunden, geſchicklich auszuführen wiſſen. Daß ein vermögender großer Herr dazu gehöre, der zu dergleichen Spielen die Koſten hergeben kann, das verſteht ſich von ſich ſelbſt. Es wäre denn, daß in einer großen Reſidenz, z. E. wie Wien iſt, die Menge der Zuſchauer ſo viel eintrüge. Denn hier habe ich 1749. auf der deutſchen Schaubühne am Kärnther-Thore die artigſten panto-

pantomimischen Ballette vorstellen gesehen, die alle seyr redend waren, ungeachtet kein Wort dabey gesprochen wurde. Aber hier sah man auch eine prächtige Schaubühne, mit vielen Verzierungen, ja auch fast bey jedem neuen Ballette, neue Maschinen, Kleidungen und Zierrathe in großer Menge. Was kostet nicht die große Anzahl Tänzer zu unterhalten, die sich oft bis auf 30 und mehr Personen und drüber erstrecken können?

28. §. Ich habe es noch vergessen zu erwähnen, daß aller Schönheit der Vorstellungen ungeachtet, dennoch oftmals diese allegorischen Tänze dem meisten Theile der Zuschauer wahrhafte hieroglyphische Figuren seyn würden, davon sie nichts verstünden; wenn nicht der Poet zuweilen den vornehmsten Personen solcher Tanzspiele auch gewisse Worte zu reden und zu singen in den Mund legte. Diese werden nun in lauter Versen, doch kurz und gut gemacht: weil die Absicht nicht ist, durch Worte, sondern durch Bewegungen des Leibes etwas anzuzeigen. Doch wer davon mehrere Anleitung verlanget, der muß den oben gerühmten Menestrier nachlesen, wo er zugleich einen großen Vorrath von Erfindungen zu Balletten antreffen wird. Man kann auch die gelehrten Abhandlungen nachlesen, die in den Memoires de l'Academie des belles Lettres & des Inscriptions, in verschiedenen Bänden dieses Buches vorkommen. Endlich lese man auch das oberwähnte Buch The Taste of the Town, wo gleichfalls in der III. Abtheilung von den Tänzern, und in der IV. von Chören gehandelt wird, die beyde zu dieser Absicht gehören. Vielleicht kommen einmal in Deutschland die Zeiten, da man durch dergleichen sinnreiche Erfindungen, die das vorige Jahrhundert schon gekannt, und geliebet, die Schaubühne wieder emporheben, und den bisherigen Wust der unnatürlichen Opern, in solche allegorische Tanzspiele; die abgeschmackten Haupt- und Staatsactionen, in herzrührende Trauerspiele; und die närrischen Burlesken der italienischen und anderer gemeinen Komödianten, in lehrreiche und scherzhafte Lustspiele verwandelt sehen wird.

Des II. Abſchnitts VI. Hauptſtück.

Von Schäferſpielen, Vorſpielen und Nachſpielen.

1. §.

Ich habe zwar oben im erſten Abſchnitte von Idyllen, oder Schäfergedichten gehandelt; auch beyläufig erinnert, daß dieſelben zum Theil auch dramatiſch, das iſt geſprächsweiſe, eingerichtet würden. Und ſo viel lehrten mich die Exempel und Meiſterſtücke der Alten. Allein von ganzen theatraliſchen Schäferſtücken weis das ganze Alterthum nichts: ungeachtet nichts natürlicher geweſen wäre, als darauf zu gerathen. Denn ahmet das Trauerſpiel die vornehmſte Claſſe der Menſchen, ich meyne das Leben der Könige und Fürſten nach; ſo ſchildert das Luſtſpiel den Mittelſtand der Welt, an Adel und Bürgern ab. Nun iſt noch die dritte Lebensart, nämlich der Landleute übrig: davon wir bey den alten dramatiſchen Dichtern keine Nachahmungen finden. Dieſes iſt um deſtomehr zu bewundern, da die ganze theatraliſche Dichtkunſt auf den Dörfern und Flecken zuerſt entſtanden. Soll ich meine Gedanken von der Urſache entdecken, ſo werden es dieſe ſeyn: Landleute, welche die Beſchwerlichkeiten ihrer Lebensart zur Gnüge kannten, konnten unmöglich begierig ſeyn, den Abriß derſelben auf der Bühne zu ſehen. Hergegen konnten ſie, nach der natürlichen Neubegierde der Einfältigen, gar wohl begierig ſeyn, das Leben der Könige und Fürſten, kennen zu lernen; oder auch das Stadtleben des Bürgerſtandes vorgeſtellet zu ſehen. Nach beydem konnte das unwiſſende Landvolk lüſtern ſeyn: ſo wie wir im Gegentheile finden, daß die Großen dieſer Welt ſich gern an den Thorheiten des Mittelſtandes, und wohl gar an den Bauerpoſſen eines Hanswurſts, oder andern groben Lümmels, er ſey nun wälſch oder deutſch, be-

beluſtigen; ernſthafte Trauerſpiele aber, von Königen und Fürſten gar nicht ſehen mögen; es wäre denn, daß ſie nach Art der Opern ganz ins verliebte Fach gehöreten, und durch Muſik und Tänze in Stücke aus Schlaraffenland verwandelt worden.

2. §. Ich weis wohl, was die Bewunderer des Alterthums hier ſagen werden. Um zu behaupten, daß es ihm auch an Schäferſtücken nicht gefehlet habe, werden ſie ſich auf die ſatiriſchen Schauſpiele der Griechen berufen; davon Caſaubonus ein ganzes Buch geſchrieben. Ich kenne es, und habe es mit Bedacht geleſen, wie es 1605. unter dem Titel Iſaaci Caſauboni de Satirica Græcorum Poeſi, & Romanorum Satira, zu Paris in 8. herausgekommen. Hier darf zuförderſt niemand denken, daß die griechiſche Satire von eben der Art geweſen, wie die lateiniſche, eines Lucils, Horaz, oder Juvenals, nachmals geweſen. Nein, ſie war kein Gedicht zum Leſen, wie etwa Homers Margites; ſondern ein dramatiſches Stück, welches man auf einer Bühne mit lebendigen Perſonen vorſtellete. Sie hatte den Namen von des Bacchus Gefährten, den Silenen und Satiren; weil nämlich dieſe dem Bacchus zu Ehren, an ſeinen Feſttagen, von dem betrunkenen Landvolke vorgeſtellet wurden. Horaz beſchreibt uns dieſen Zuſtand, in dem Schreiben an den Kaiſer Auguſt:

Agricolæ prisci, fortes, parvoque beati,
Condita poſt frumenta, levantes tempore feſto
Corpus, & ipſum animum, ſpe finis, dura ferentem,
Cum ſociis operum & pueris & conjuge fida,
Tellurem porco, Silvanum lacte piabant;
Floribus & vino, Genium, memorem brevis ævi.
Feſcennina per hunc inventa licentia morem,
Verſibus alternis opprobria ruſtica fudit.

Von dieſem Urſprunge nun, will Caſaubonus die ſatiriſche Poeſie der Griechen herleiten: und ich bin ihm in ſoweit nicht zuwider, als die ganze theatraliſche Dichtkunſt ihren

Ursprung daher genommen. Diese theilte sich nun bald nach dem Thespis und Pratinas in tragische und komische Stücke ab: davon jene ernsthaft und traurig, diese aber beißend und lustig waren; weil sie dem Bacchus zu Ehren gespielet wurden. Allein dabey sehe ich nicht die geringste Spur unserer Schäferspiele.

3. §. Soviel gelehrte Sachen vom Ursprunge der Schauspiele Casaubonus auch anführet, und so richtig dieselben auch sind, so beweist er doch nichts mehr, als daß es alte Dorfstücke, die sehr beißend und spöttisch gewesen, gegeben; und darinn man Faunen und Satyren aufgeführet, ja sie von diesen mit leichtfertigem Hüpfen und Springen, und lüderlichen Worten, spielen lassen. Dieß ist also der Ursprung der Komödie, wie er selbst gesteht; daß σατυρικα δραματα, oder schlechtweg Σατυροι, nur den Tragödien entgegengesetzet worden; weil ihre Chöre aus Silenen und Satyren bestanden. Eben das bezeigt Horaz, wenn er schreibt:

Mox etiam agrestes Satyros nudavit, & asper
Incolumi gravitate (scil. tragœdiarum) jocum tentavit.

Er nennt auch einen komischen Dichter Satyrorum Scriptorem; und die Natur dieser Spiele drückt er durch risores & dicaces Satyros aus:

Verum ita risores, ita commendare dicaces
Conveniet Satyros.

Was zeigt das anders, als daß eine griechische Satyre kein unschuldvolles, ruhiges und verliebtes Schäferspiel; sondern höchstens eine etwas gröbere und unflätigere Bauerkomödie gewesen sey. Eben dieses beweiset das einzig übriggebliebene Stück von dieser Art, des Euripides Cyklops, auf den er sich beruft. Denn man lese denselben durch, so oft man will, so wird man nichts ähnliches mit einem neuern Schäfergedichte darinn finden. Der Riese Polyphem, Ulysses, seine Gefährten, und alle übrige Personen desselben, sind diejenigen Schäfer nicht, die wir auf unsere Pastoralbühne

bühne stellen könnten; um das unschuldige Weltalter unter Saturns Regierung, die tugendhaften Zeiten der Patriarchen, oder die Sitten des glückseligen alten Arkadiens vorzustellen: wie ich dieses im I. Abschnitte und V. Hauptstücke abgeschildert habe.

4. §. Bleibt also die Pastoralpoesie eine neuere Erfindung: so fragt sichs, wem wir dieselbe eigentlich zu danken haben? Schlage ich den **Minturno**, als einen Lehrer der wälschen Dichtkunst nach, der sein Buch, als Bischof zu Uguento 1563. geschrieben hat: so finde ich noch gar keine Spur von den Pastoralstücken darinnen; als die zu seiner Zeit noch nicht erfunden, oder doch nicht bekannt gewesen. **Crescimbeni** hergegen bemerket im IX. Cap. des IV. B. vom I. Bande seiner Istoria della volg. Poes. daß dieselbe in der Hälfte des XV. Jahrhunderts allererst ins Geschick gekommen. Denn nach einigen unförmlichen Versuchen älterer Dichter, die etwas schäfer- oder bauermäßiges in Verse gebracht, die sie bald Favola, bald Rapresentatione della Favola, bald Ecloga, bald Comedia rusticale genannt, habe Angelus Politianus das Stück **Orpheus** gemacht; welches 1518. zu Venedig gedrucket worden. Nach diesem habe ein Ferrareser, **Cinthio** genannt, nach dem Muster der Alten 1545. eine sogenannte Satire, mit allerhand Faunen und Satiren vermischet, aufführen lassen, die den Namen **Aegle** geführet. Zehn Jahre hernach sey denn endlich das erste eigentliche Schäferstück, von einem andern Ferrareser, **Beccari**, unter dem Namen Il Sagrifizio, Favola Pastorale, erschienen, und das Jahr vorher gespielet worden. Im 1561 Jahre hat **Cieco** seine Calisto, vorstellen lassen, ob sie wohl erst 1582. gedrucket worden. Darauf hat 1563. **Albert Lollio**, dem Herzoge Alfonsus von Ferrara zu Liebe, nach jenem Muster, die **Aretusa** gemacht, die er Comedia Pastorale genannt. Bis endlich im 1573. Jahre der **Amintas des Torquato Tasso**, als eine Favola Boscareccia, zu Venedig ans Licht getreten; worauf denn endlich des **Guarino** sein Pastor Fido, und des **Buonarelli** Filli de

Sciro gefolget sind, die diese Art von dramatischen Vorstellungen völlig berühmt gemachet haben.

5. §. Es ist nicht zu leugnen, daß nicht der große Beyfall, den diese Stücke gefunden, und wodurch sie auch bis über die Alpen gedrungen, auch bey uns zuerst die Schäferstücke bekannt und beliebt gemacht. Zwar wenn wir bloße Bauerstücke machen wollten: so würden wir in Hans Sachsen und Ayrern eine gute Anzahl derselben antreffen. Z. E. Des erstern schwangerer Bauer, von 1544. und der Bauer mit dem Kuhdiebe, von 1550. der Baurenknecht will zwo Frauen haben, von 1551. u. s. w. Ja schon vor beyden würde Martin Rinckard uns in seinem münzerischen Baurenkriege 1520. eine Probe davon gegeben haben. Allein dieses ist unserer obigen Erklärung zuwider. Der erste aber, der, meines Wissens, des Guarini Pastor Fido ins Deutsche gebracht, ist Eilger Manlich gewesen, der ihn in Reime gebracht, und 1619. in 12. zu Mühlhausen drucken lassen. Diese Verdeutschung führte den Titel: Pastor Fido, ein sehr schön, lustige und nützliche Tragico Comœdia &c. Das war nicht genug. Denn 1636. kam zu Schleusingen, unter eben dem Titel, einer Tragico Comœdia eine andere Dolmetschung zum Vorscheine. Indem aber diese Uebersetzungen im Schwange giengen, fand sich auch 1638. Herm. Heinr. Scheren von Jewer, der uns eine neuerbaute Schäferey von der Liebe Daphnis und Chrysilla, nebst einem anmuthigen Aufzuge vom Schafdiebe, lieferte, und zu Hamb. in 8. drucken ließ: welches Stück ich auch besitze. Ja 1642. folgte auch des Torquati Tassi, Amyntas, von M. Mich. Schneidern, Prof. zu Wittenberg verd. und zu Hamb. gedr. Und zwey Jahre darauf gab Augspurger zu Dresden 1644. einen ganzen Band Schäfereyen ans Licht, darinn vier Schäferspiele in ungebundener Rede, nach den vier Jahrszeiten eingerichtet sind.

6. §. Ich würde noch ein großes Verzeichniß hersetzen müssen, wenn ich nun alle Nachfolger dieser Versuche nennen wollte. Ich will nur melden, daß sowohl der Pastor

Fido,

Fido, als der Amyntas noch mehr als einmal übersetzet erschienen. Der erste nämlich kam 1663. zu Weimar oder Erfurth in ungebundener Rede heraus, wiewohl hin und wieder einige Verse mit unterlaufen. Er hat die Ueberschrift auch Pastor Fido, oder die allerschönste Tragi-Comœdia, der getreue Hirte genannt, so jemals auf dem großen Theatro der Welt gesehen worden ꝛc. Es scheint, daß der Uebersetzer Statius Ackermann geheißen; denn dieser eignet dieselbe einem sächsischen Herzoge, Joh. George, zu, und wünschet, daß sie auf einer rechten pastoralischen Scena agiret werden möchte. Hierauf folgten Hofmannswaldau, und Abschatz, die ihn in Versen, aber in ungleich langen madrigalischen Zeilen verdeutschten, und sehr viel Beyfall damit erhielten. Der zweyte aber ist, der ältern Uebersetzungen nicht zu gedenken, noch vor wenig Jahren, von neuem poetisch ins Deutsche gebracht worden. Andreas Gryphius aber, der uns des Corneille schwärmenden Schäfer, als ein satyrisches Lustspiel betitelt, 1663. verdeutschet, um die überhandnehmende Schäfersucht lächerlich zu machen; hat uns auch die verliebte Dornrose, als ein kleines Bauerspiel selbst verfertiget. Unter den Originalen des vorigen Jahrhunderts aber, ist Hallmanns Urania, ein Schäferspiel, zu merken; und noch vor derselben hat er die sinnreiche Liebe, oder den glückseligen Adonis, und die vergnügte Rosibella, als ein Pastorell, auf die Vermählung Kaiser Leopolds 1673. verfertiget. Vor etwa zwanzig Jahren habe ich meine Atalanta, als ein Schäferspiel, verfertiget; und nachdem sie vielmal gespielet und in meiner Schaubühne bekannt worden, hat man sie an verschiedenen Orten nachgedrucket; ja es sind dadurch die Schäferspiele von neuem beliebt, und von vielen nachgeahmet worden. Ich könnte ein ganzes Verzeichniß neuerer Schäferstücke, die theils länger, theils kürzer ausgefallen, hersetzen, die seit zehn Jahren ans Licht getreten; wenn dieses die Absicht wäre. In der Historie der deutschen Schaubühne wird dieses ausführlicher geschehen.

7. §. Was nun die Einrichtung solcher Schäferstücke betrifft, so kann sie dem nicht schwer fallen, der die obigen Hauptstücke von Idyllen, von Trauer- und Lustspielen wohl verstanden hat. In dem ersten sieht er die ganze Art des Schäferlebens, welches in einer gewissen Einfalt und Unschuld vorgestellet werden muß, wie man sichs in dem güldenen Weltalter einbildet. Man muß nämlich dadurch den Zuschauern eine Abschilderung der alten Tugend geben; um ihnen dieselbe als liebenswürdig zu entwerfen. Die Liebe kann darinn zwar herrschen, aber ohne Laster, und Unart: und wenn gleich zuweilen auch Personen von höherm Stande, oder aus Städten mit unterlaufen; so müssen dieselben doch dieser herrschenden Tugend des Landlebens keinen Eintrag thun: wie man an der Elisie in meiner Schaubühne sehen kann. Eine solche Liebesfabel nun muß ebenfalls ihre Verwickelung, ihren Knoten, und ihre Auflösung haben, wie ein Lust- und Trauerspiel. Es können unerkannte Personen darinn vorkommen, die allmählich entdeckt werden, und dadurch eine Peripetie, oder einen Glückswechsel verursachen; der aber insgemein ein vergnügtes Ende nehmen muß. Denn weil im Stande einer solchen Unschuld, keine Laster herrschen, so muß auch Schmerz und Unglück weit davon verbannet seyn; außer was die kleinen Bekümmernisse unglücklicher Liebenden etwa nach sich ziehen. Ein vernünftiger Poet schildert auch die Liebe der Schäfer zwar zärtlich, aber allemal keusch, und ehrbar, treu und beständig: damit niemanden ein böses Exempel, zum Schaden der Tugend, gegeben werde.

8. §. Ein Schäferspiel soll auch eigentlich fünf Aufzüge haben: doch haben einige auch wohl nur drey gemachet; wenn es ihnen an Materie gefehlet, fünfe damit anzufüllen. Diejenigen ganz kurzen Stücke, die gleichsam nur aus einem Aufzuge, von sechs, acht oder zehn Auftritten bestehen, werden als Nachspiele bey größern Trauer- und Lustspielen gebrauchet. In allen aber muß die Fabel ganz, in ihrem völligen Zusammenhange vorgestellet werden, so daß sie Anfang,

fang, Mittel und Ende habe, ohne die Dauer eines halben oder ganzen Tages zu überschreiten. Der Ort der Scene muß auch im ganzen Stücke derselbe, etwa ein Platz vor einer Schäferhütte, oder an einem Gehölze, oder in einer Wiese zwischen etlichen Gebüschen seyn, und durch das ganze Stück bleiben. Die Schreibart muß niedrig, aber nicht pöbelhaft, vielweniger schmutzig und unflätig seyn. Wenn gleich die Lustspiele die ungebundene Rede sehr wohl vertragen können: so sind doch in Schäferspielen die Verse sehr angenehm: wenn sie nur natürlich und leicht fließen. Denn gezwungene und hochtrabende Ausdrücke schicken sich für diesen Stand nicht. Spitzfindige Einfälle gehören hieher auch nicht: wie denn Schäfer von allen Erfindungen und Künsten der Städte nichts wissen sollen. Wenn man glaubet, daß solche Schreibart leicht ist, so betrügt man sich sehr: so spielend sie auch aussieht, wenn man sie gut beobachtet findet. Viele fallen ins pöbelhafte oder in die Zoten, ehe sie es meynen: wie **Dünnehaupt** in seinem gedrückten und erquickten Jacob, davon man den Auszug in den krit. Beyträgen sehen kann; oder ein neuerer Dichter, in seiner Liebe in Schäferhütten, welches mehr ein Bauerstück als Schäferspiel heißen kann. Andere neuere Dichter aber haben ihre Stücke bisweilen zu künstlich im Ausdrucke gemacht: und ihre Schäfer mit fontenellischer Spitzfindigkeit reden lassen. Die Mittelstraße ist nirgends nöthiger, als hier; von welcher aber auch **Tasso** und **Guarini** bisweilen abgewichen sind, wie oben im Hauptst. von Idyllen bemercket worden.

9. §. Es haben viele auch musikalische Schäferspiele, als Opern gemachet, und aufgeführet. Von diesen ist der innern Einrichtung nach, nichts anders zu sagen, als von den andern. Eins von dieser Art ist der **fontenellische Endymion**, den ich deutsch übersetzet habe, ohne ihm die Gestalt einer Oper zu geben. Doch habe ich den ersten Aufzug in den Schriften der deutschen Gesellschaft auch auf diese Art eingekleidet, als ich einmal für den Hochsel. Herzog von Weißenfels eine Oper machen sollte: die aber durch eine

Landes-

Landestrauer unterbrochen ward. Man hat zwar viel solche einzelne Stücke gedruckt; daran doch manches auszusetzen wäre, wenn man sie prüfen wollte. Die Kleidungen der Schäfer müssen sehr einfältig und nicht kostbar, aber doch reinlich seyn. Weißes Leinen, und grüne wöllene Kleider zieren sie am besten. Seide, Gold und Silber kennen sie nicht. Ihre Strohhüte und Stäbe zieren sie mit etlichen bunten Bändern. Nichts ist angenehmer, als wenn man Kinder in dergleichen kleinen Schäferspielen übet, und sie mit den gehörigen Kleidungen vor Gästen, die man vergnügen will, etwas vorstellen läßt. Denn dadurch werden sie herzhaft, üben ihr Gedächtniß, lernen ihre Person wohl spielen, deutlich reden, auf alle ihre Gebärden und Stellungen wohl acht geben, u. s. w. Ich kenne hier eine Familie, da die Kinder zwischen sechs und zwölf Jahren sehr geschickt in diesem Stücke sind. Und geschickte Schulmänner haben bisweilen mit größern Schulknaben auch meine Atalanta u. d. m. zu vielem Vergnügen ihrer Zuschauer, sehr wohl aufgeführet.

10. §. Nun muß ich noch etwas weniges von Vorspielen und Nachspielen gedenken. Diese beyden Arten theatralischer Vorstellungen sind auch einestheils ganz neu: theils haben wir doch aus dem Alterthume kein Muster übrig behalten, darnach sich unsere Dichter hätten richten können. Das erste gilt von den Vorspielen. Denn diese pflegt man bey gewissen feyerlichen Tagen, an großer Herren Geburts- und Namenstagen, bey Beylagern, oder bey der Geburt hoher Prinzen, bey Jubelfesten von Akademien und Schulen, u. d. m. aufzuführen. Sie sollen also, dieser Absicht nach, die allgemeine Freude des Landes, der Städte, gewisser Gesellschaften und Stände, an den Tag legen, auch wohl gute Wünsche mit anbringen. Man muß also zu allegorischen oder mythologischen Personen seine Zuflucht nehmen, die sonst in andern Schauspielen billig keine statt finden. Man läßt das ganze Land z. E. Germania, Saxonia, Lu-

satia

saria u. d. gl. als ein Frauenzimmer mit einer Städtekrone; man läßt Städte, die Religion, die Wissenschaften, die freyen Künste, den Handel, u. d. m. auftreten. Zu diesen letzten brauchet man insgemein den Apollo, die Minerva, die Musen, den Merkur u. s. w. Bisweilen kann man auch wohl die Venus, den Cupido, die Gratien, die Diana, den Vertumnus, die Flora, die Pomona u. a. m. brauchen, um die Schönheit, Liebe, Anmuth, Jagd, den Frühling, Herbst, u. s. w. vorzustellen. Alle solche Personen müssen nach der Mythologie mit den gehörigen Kleidungen und Kennzeichen versehen und unterschieden werden: und man muß sich wohl vorsehen, daß unter solche allegorische oder mythologische Personen, keine wirkliche oder historische gemenget werden. In diesem Stücke ist Simon Dachs Schauspiel von der Sorbuise, auf das erste Jubelfest der Königsb. Universität, fehlerhaft: weil er beyderley untereinander menget. Auf das zweyte Jubelfest dieser hohen Schule steht ein Prologus oder Vorspiel in meiner Schaubühne VI. Bande.

11. §. Die Nachspiele betreffend, so sind dieselben freylich bey den Griechen unter dem Namen der Satiren, und bey den Lateinern unter dem Namen der atellanischen Fabeln gewöhnlich gewesen. Allein jene bestehen, wie ordentliche Stücke, aus fünf Aufzügen; da unsere Nachspiele viel kürzer sind, und nur aus einem Aufzuge bestehen: von diesen aber weis man nichts rechtes, als daß sie kleine bürgerliche Fabeln des Stadtvolkes in Rom, vorgestellet. Man hat auch Fabulas tabernarias gehabt, die noch gemeinere Leute aufgeführet: und allem Ansehen nach alle lustig und possenhaft gewesen. Vermuthlich haben auch die Schauspieler solche Stücke nach einem bloßen Entwurfe, und aus dem Kopfe vorgestellet: daher es denn kömmt, daß wir nichts davon übrig behalten haben. Unsere Komödianten haben es auch eine lange Zeit her so gemachet, und nach dem Exempel der wälschen Bühne aus dem Stegreife ihre

Fratzen

Fratzen hergespielet. Allein da sich viel schlechtes Zeug darunter gemenget, welches artigen Stadt- und Hofleuten einen Abscheu gemachet: so hat man endlich, nach dem Exempel der Franzosen, kleine Stücke von der Art mit Fleiß ausgearbeitet, und sie wohl gar in Versen gemacht, damit die Komödianten sie auch auswendig lernen müßten. Doch hat man sie auch bisweilen in ungebundener Rede verfertiget; von welcher Art in meiner Schaubühne auch ein paar Stücke vorkommen. Der Inhalt solcher Stücke kann aus dem gemeinen bürgerlichen Leben hergenommen seyn; doch so, daß der kleine Adel auch nicht ganz ausgeschlossen wird. Man hat aber auch kleine Schäferspiele schon in guter Anzahl, und diese thun eine gute Wirkung, zumal in Versen. Endlich haben die Franzosen auch schon Hexenmährchen auf die Bühne gebracht: die als was neues, welches den Parisern immer gefällt, großen Beyfall gefunden haben. Auch bey uns ist das Orakel, und ein paar andere von der Art, schon im Deutschen aufgeführet worden.

12. §. Soll ich meine Gedancken davon sagen, so sind die beyden ersten Arten, als Nachahmungen der Natur, theils wie sie gut und unschuldig, theils verderbt und lasterhaft ist, sehr gut: wenn sie sonst den Regeln der Wahrscheinlichkeit folgen, und die Einigkeit der Zeit und des Ortes beobachten. Allein, was die letztern betrifft, so sind dieselben aus dem Lande der Hirngespinste, der arabischen Mährlein, oder aus dem Reiche der Hexen genommen: und haben folglich kein Vorbild in der Natur. Die Sittenlehren die darinn herrschen, sind auch gemeiniglich sehr unsichtbar, oder gehen bloß auf die schlüpfrige Liebe; ein glattes Eis, darauf, auch ohne solche Anreizungen, schon Zuschauer genug zu straucheln pflegen. Ist dieser Zweck aber der Mühe werth, durch solche gezwungene Mittel befördert zu werden? Es haben sich ohne dieß schon komische Dicher genug gefunden, die auf den ordentlichen Wegen, dieser Leidenschaft mehr Vorschub gethan haben, als zu

wünschen

wünschen wäre. Und was werden wir für eine Nachkommenschaft bekommen, wenn wir so eifrig an Verderbung der Sitten der Jugend arbeiten wollen? In diesem einen Stücke scheint mir der Verfasser der Abhandlung recht zu haben, der im vorigen Jahre den Preis der Akad. zu Dijon erhalten hat. Nur die üppigen Poeten, und andere ihnen gleichgesinnte Schriftsteller, befördern die Verderbniß der Zeiten, und thun der Welt dadurch einen schlechten Dienst: da sie dieselben eben so leicht bessern könnten; wenn sie einhällig ihre Federn dem Dienste der Tugend widmen wollten. Man lese hierbey des Riccoboni Tractat von der Verbesserung der Schaubühne, de la Reformation du Theatre.

Des II. Abſchnitts VII. Hauptſtück.

Von politiſchen Fabeln, und andern dergleichen Erdichtungen.

1. §.

Der Schluß des vorigen Hauptſtückes giebt mir den Anlaß, auch von dieſer weit nützlichern Art von dichtenden Schriftſtellern zu handeln. Es iſt wahr, daß mancher ſie kaum unter die Poeten wird rechnen wollen. Allein, nach der ariſtoteliſchen Erklärung der Dichtkunſt, kann und muß ich ſie mit eben dem Rechte hieher rechnen, womit Huetius die Romane zur Dichtkunſt gezogen. Das Alterthum hat uns nur ein einziges Muſter von dieſer Art hinterlaſſen, und dieß iſt Xenophons Cyropädie. Dieſer große Weltweiſe und Geſchichtſchreiber wollte der Welt einen guten Begriff, von der Auferziehung eines königlichen Prinzen geben; der zu einem großen Monarchen vorbereitet werden ſollte. Um ſeine Zeit hatte man keinen größern Helden in den Geſchichten, als den Stifter der perſiſchen Monarchie Cyrus. Von deſſen erſten Jugendjahren hatte man in Griechenland, wenig oder keine Nachrichten. Xenophon bemächtigt ſich alſo dieſes Helden, und macht eine Erdichtung, von ſeiner vermuthlichen Auferziehung; die er aber der Wahrſcheinlichkeit nach, ſo umſtändlich erzählet, als ob ſie wirklich geſchehen wäre. Dieß iſt nun ein politiſches Gedicht, weil es in die Staatskunſt einſchlägt, und jungen Prinzen die vortrefflichſten Regeln geben kann. Es läßt ſich aber, wie ein jeder ſieht, in die engen Regeln eines Heldengedichts nicht einſchränken: ſondern erſtrecket ſich auf viele Jahre. Kein anderer von den Alten hat dieſen Weg, ſo viel mir wiſſend iſt, betreten.

2. §.

2. §. Von den Neuern hingegen haben wir fast unzählige solche Werke. Der erste, der in politischen Absichten dergleichen unternommen hat, ist **Thomas Morus** gewesen. Sein Gedicht heißt **Utopia**; und enthält eine Beschreibung eines unbekannten Landes, darinn die bürgerlichen Verfassungen der Städte und des Landvolkes, mit besonderer Geschicklichkeit beschrieben werden. Nächst ihm kann **Thomas Campanella**, der unter dem Titel Civitas Solis poetica, einen Begriff von einer philosophischen Republik gab. Es ist sehr sinnreich geschrieben, und verdient allerdings gelesen zu werden. Ihm folgte **Franz Baco**, Baron von **Verulam**, mit seiner neuen **Atlantis**. Auch diese zeiget die Gedanken eines großen Mannes, der überall viele Einsicht in Staatssachen verräth, und allerdings viel Aufmerksamkeit verdienet. Auf eben dieser Spur folgte ein Deutscher, der sich aber unter dem Namen Mercurii Britannici versteckete; und sein Buch Mundus alter & idem nennete, darinn ein unbekanntes Südland beschrieben wird, unter dessen Bilde er bloß unsere Welt satirisch abschildert. Ich habe in dem Biedermann vor mehr als zwanzig Jahren einen Auszug daraus gegeben. Ich weis nicht, ob ich noch Melchior Inchofers, eines gewesenen Jesuiten Monarchiam Solipsorum hieher rechnen soll; die gleichfalls das Regiment des Jesuiterordens auf eine satirische Art beschreibt. Man hat dieß Werk auch französisch unter dem Titel La Monarchie des Solipses, in groß 12. gedruckt; und es ist allerdings werth, daß man es liest. Den **Barclajus** muß ich endlich nicht vergessen, der uns in seiner **Argenis** einen wirklich politischen Roman beschrieben hat, dazu bey einigen Ausgaben auch der Schlüssel zu finden ist.

3. §. Ehe ich auf die deutschen Werke dieser Art komme, muß ich einiger französischen erwähnen. Das erste, so mir bekannt ist, heißt **Sethos**, und enthält eine ägyptische Geschichte eines alten Königes, oder Prinzen, der von seiner Stiefmutter verfolget, und in einer Schlacht gefangen und weggeführet wird; hernach einen Zug zur See um ganz

Africa thut, verschiedener wilden Völker Gesetzgeber, ein Erretter der karthaginensischen Fürsten wird; endlich nach Aegypten kömmt, seinen Vater gegen den Aufstand gewisser Rebellen schützet, endlich erkannt wird, seinen Brüdern aber Braut und Reich abtritt; und sich, als ein Eingeweiheter, zu den Priestern begiebt. Dieß ist eine treffliche Fabel, voll edler Bilder der Tugend, und Großmuth; die ungemein viel politische Wahrheiten enthält. Der Abt **Plüche**, soll der Verfasser davon seyn. Die zweyte ist **Ramseys** Reise des Cyrus. Ist gleich derselbe ein Engländer, so hat er doch französisch geschrieben, ob er sie gleich hernach auch englisch herausgegeben. Er dichtet auf eine andere Art, wie **Cyrus** seine Jugend angewandt, daß er ein so großer Held geworden; und läßt ihn alle berühmte Männer seiner Zeiten, in Assen, Aegypten und Griechenland sprechen. Auch dieses ist ein treffliches Buch, das wir auch im Deutschen lesen können. Das dritte ist die Ruhe des **Cyrus**, eines Ungenannten: der noch eine dritte Art ersonnen hat, wie Cyrus hätte erzogen werden können, um ein großer Mann zu werden. Und ob es gleich sehr wohl geschrieben ist: so ist es doch den obigen beyden nicht gleich zu schätzen. Herr Prof. **Bärmann** in Wittenberg hat es sehr schön ins Deutsche übersetzet. Ich würde noch den **Neoptolemus** und **Memnon** hieher zählen, wenn sie nicht Heldengedichten weit ähnlicher wären, und also besser zum Telemach gehöreten: der aber auch reich an politischen Materien und Lehren ist. Den ersten hat Herr M. **Pantke** sehr schön in deutsche Verse gekleidet. Die Geschichte der Severamben aber, die Reisen des Masse, und den englischen Philosoph, Cleveland kann man mit besserm Rechte hieher rechnen.

4. §. Hätte ich nicht oben schon **Reineken** den Fuchs billig unter die scherzhaften Heldengedichte zählen müssen: so würde er diesen Namen einer politischen Fabel vollkommen verdienen. Eben das könnte gewisser maßen vom **Froschmäuseler** gelten. Allein es fehlt uns an andern solchen Büchern nicht. Im 1585sten Jahre kam zu Dresden ein

solches Stück heraus, von den losen Füchsen dieser Welt in 4. Bald darauf, nämlich 1592. kam heraus Reichstag, oder Versammlung der Bauren, gehalten zu Friedberg im Rychthal, darinnen die gemeine Klage itziger Welt gehöret wird ꝛc. in 8. der Verfasser davon wird Utz Eckstein genannt, und hatte 65 Jahre früher gelebet. In ungebundener Rede haben wir vom 1625sten Jahre den Eselkönig, eine wunderseltzame Erzehlung, wie nemlich die Monarchei vnnd Gubernement vber die vierfüßige Thier, geändert, das Königreich vmbgefallen, vnd die Kröne auff einen Esel gerathen; welchergestalt derselbe regieret, vnd wunderbarer weyse, mit gefahr leibs vnd lebens bald wider vmb das Königreich kommen ꝛc. durch Adolph Rosen von Creußheim, in 4. Auf eben die Art kam 1638. heraus Legation, oder Abschickung der Esel in Parnassum, durch Randolphum von Dießburg. Unter den Eseln werden hier die Unterthanen, sonderlich die Landleute verstanden, die sich über die Härtigkeit der Fürsten beklagen. Dahin gehöret auch Relation von den Liebesneigungen der allerschönsten Princessin Europa; sodann von den wunderbaren Begegnissen Ihrer mit weyland Keyser Carl dem Großen erzeugten fürstl. jungen Herrn ꝛc. abgelegt in dem Parnasso von Mercurio Platonissante, in 12. Endlich würde auch der politische Lauf der Welt und Spiel des Glücks, zum Spiegel menschliches Lebens, in der wunderwürdigen Lebensbeschreibung Tychanders hieher gehören, der von Hieron. Dürern 1685. ans Licht gestellet worden.

5. §. Von neuern noch eins und das andere zu erwähnen: so muß ich zuförderst Swifts Reise nach Caklogallinien, sowohl als Gullivers Reisen, nach Liliput und Brobdingnac, hieher rechnen: Erdichtungen, die gewiß voll politischer Gedanken und Anmerkungen sind. Hernach hat bey uns Amadäus von Creutzberg das Land der Zufriedenheit, oder die Insel der Glückseligkeit beschrieben; und darinn seinen Begriff von einer platonischen Republik gegeben. In Dännemark hat Herr von Holberg seines Klimms unterirdische

Reisen auf diese Art beschrieben, daß er viel politische Betrachtungen über die Fehler der Staaten, unter verdeckten Bildern zu verstehen gegeben. Und wo bleibt Menoza, der asiatische Prinz, der auf seinen Reisen durch ganz Europa gute Christen suchet; aber überall die Gebrechen und guten Eigenschaften der Regierungen anmerket. Der Verfasser dieses überaus nützlichen Buches soll der sel. Rath Gramm, gewesen seyn: welches auch seinem vernünftigen Inhalte nach, gar wohl möglich ist. Noch ein französisches Gedicht von dieser Art fällt mir ein, welches der große Leibnitz gemacht hat. Es steht in Herrn Kortholts kleiner Sammlung französischer Briefe dieses Sterns erster Größe: und handelt von einer politischen Wahrheit, die man vor dem Successionskriege, im Anfange dieses Jahrhunderts den Holländern begreiflich machen wollen: indem man ihnen die vormalige schädliche Sicherheit, der in dem Harlemersee überschwemmten Städte und Dörfer poetisch abgeschildert.

6. §. Wer auch nur etliche von allen diesen Fabeln gelesen hat, der wird wohl sehen, daß sie gar nicht nach einerley Regeln gemachet worden. Die Dichtungskraft ihrer Urheber hat sich alle mögliche Freyheiten genommen, bald so, bald anders zu wirken. Bald hat sie sich an die glaublichen Fabeln gehalten, und lauter menschliche Personen gebraucht: bald hat sie sich in das äsopische Feld gewaget, und allerley Thiere aufgeführet; bald gar neue Geschöpfe hervorgebracht, wie Klimm und Gulliver. Die Wichtigkeit der Absichten ist auch nicht allemal gleich; weil sie bisweilen auf ganze Reiche und Länder, bisweilen auf kleinere Provinzen und Städte, bisweilen auch nur auf besondere Gesellschaften der Menschen abzielen. Von diesen letzten fallen mir noch ein Paar ein, die beyde von spanischem Ursprunge sind. Jenes ist des Gracians Criticon; dieses aber des Saavedra Republik der Gelehrten, die uns neulich ein hiesiger berühmter Gelehrter deutsch ans Licht gestellet. Wie das erste etwas allgemeiner ist, und sehr viele Stände des Lebens betrifft: also geht dieses letztere nur die einzigen Gelehrten an;

an; indem es uns die Fehler der gelehrten Welt in einer artigen Erdichtung vor Augen malet. Man beobachtet endlich auch weder in Ansehung der Zeit, noch der Handlung eine Einheit: so daß diese Art von Fabeln, billig die allerungebundenste heißen kann.

7. §. So wenig also diese Erdichtungen den Regeln unterworfen zu seyn scheinen: so gewiß ist es doch, daß eine darunter schöner ist, als die andere. Ohne Zweifel aber kömmt die vorzügliche Schönheit der einen, von der Beobachtung gewisser Regeln her, die in der andern übertreten worden. Die I.) davon ist überhaupt, die Wahrscheinlichkeit in der Erdichtung. Bey derselben nun kömmt alles auf die Beobachtung der Charactere der Personen, der Zeiten, und der Oerter an. Das will Horaz, wenn er schreibt:

Ficta voluptatis cauſſa, ſint proxima veris,
Nec quodcunque volet poſcat ſibi fabula credi.

In diesem Stücke ziehe ich die Reisen des Cyrus, der Ruhe des Cyrus ungemein vor. Denn jene beobachten die Sitten und andere Umstände der Zeiten dieses Helden viel genauer, als diese: wenn sie z. E. den Cyrus eine Maler- und Bildhauerakademie, eine Societät der Wissenschaften und freyen Künste, stiften, ja Schauspiele von tragischer und komischer Art emporbringen läßt. Wie schicket sich das auf jene alte Zeiten? da alle solche Dinge noch nicht gebohren, oder doch in der Wiege waren. Eben das tadle ich an Gullivers Pferdelande, die er Houyhms nennet. Denn er legt diesen Thieren solche Dinge bey, die sie mit ihren Hufen unmöglich bewerkstelligen können. Klimms Baummenschen sind hierinn ungleich wahrscheinlicher. Man glaubt aber nicht, wie schwer es hier sey, die Regel des Horaz

- - Servetur ad imum
Qualis ab incepto proceſſerit, & ſibi conſtet
Fabula.

zu beobachten.

8. §. Die II. Hauptregel, die man noch geben kann, iſt dieſe, daß man durch alle ſeine Fabeln Wahrheit und Tugend zu befördern ſuchen, Laſtern und Thorheiten aber zu ſteuern bemühet ſeyn muß. Ein Dichter muß ein Weltweiſer ſeyn, der die Glückſeligkeit der Menſchen zu bauen trachtet, ſoviel er kann. Alle ſeine Erdichtungen muß er alſo zu Mitteln zu dieſer edlen Abſicht brauchen; nicht aber aus Leichtſinnigkeit oder Unverſtand das Gegentheil bemerken. Der berufene Mandeville hätte alſo mit ſeiner Fabel von den Bienen, die doch auch politiſch iſt, wohl zu Hauſe bleiben können: weil ſie bloß die Verderbniß der Sitten zu befördern ſuchet. Und wieviel böſe Brüder hat er nicht hierinn gehabt? Die Partey einer erleuchteten Religion nehmen, der Unſchuld und Tugend das Wort reden, die Erkenntniß, ſonderlich der ſittlichen Wahrheiten befördern; und die Ruhe des gemeinen Weſens zu erhalten ſuchen; das ſind Merkmaale, welche ſchätzbare Fabeln von thörichten unterſcheiden. Man prüfe hiernach die obigen: ſo wird man ſelbſt ſehen, was verwerflich und löblich iſt. Es iſt erſtaunlich, daß ein heidniſcher Xenophon, es hierinn vielen heutigen Scribenten zuvorgethan; die ſich doch für viel erleuchteter halten, und es nach dem größern Lichte, das itzo herrſchet, auch leicht hätten ſeyn können. Daß endlich III. auch die Schreibart dieſer Fabeln gut ſeyn müſſe, brauche ich wohl nicht zu erinnern; weil es ſich von ſich ſelbſt verſteht. Doch darf ſie deswegen ſo gefirnißt nicht ſeyn, als des Barclajus ſeine in der Argenis: die, wenn ſie natürlicher wäre, weit mehr Leſer finden würde.

Des II. Abschnitts VIII. Hauptstück.
Von allerhand Arten von Scherzgedichten.

1. §.

Damit es meiner Dichtkunst, soviel möglich ist, an nichts fehle, was zur Poesie gerechnet zu werden pflegt: so muß ich hier noch allerhand Stücke nachholen, die zwar mehrentheils läppisch sind; doch eine Zeitlang ihre Liebhaber gefunden haben. Ich werde sie aber großentheils nur nennen, und nothdürftig beschreiben: weil sich die Mühe nicht verlohnet, sie durch Regeln zu lehren. Ich hebe also von den kürzesten an, und das sind I. die **Leberreime**. Ich begreife es nicht, wie die Lebern der Hechte zu der Ehre gekommen sind, daß sie bereimet werden müssen, ehe man sie verzehret. Indessen ist es eine alte Sitte, auf diese Art einen Spaß über der Tafel zu machen: und da heißt es zum Exempel: **Die Leber ist vom Hecht, und nicht von einem andern Thiere, welches man will**; darauf sich aber in der andern Zeile ein gewisser Gedanken reimen muß, der sich zu den gegenwärtigen Umständen schicket. Mehr brauche ich nicht zu sagen: denn es giebt ganze gedruckte Sammlungen davon. II. Kommen die **Gesundheiten in Reimen**. Auch diese sind in Deutschland, zumal in Sachsen, sehr gewöhnlich, und in großer Menge im Schwange. Sie bestimmen insgemein in zwey, drey, vier oder sechs Zeilen, wem man Gutes wünschet, oder wer da leben soll. Es wäre nur zu wünschen, daß nicht viel Unflätereyen mit unterliefen, die nur entweder von verderbten Sitten zeugeten, oder dieselben noch zu verderben geschickt wären. Auch davon haben wir gedruckte Sammlungen.

2. §. Die folgenden beyden Arten sind etwas künstlicher. Man nennet sie **Ereosticha**, oder **Chronosticha** und

Akroſticha. Die erſten halten Jahrzahlen in ſich, wenn man alle die römiſchen Zahlbuchſtaben, die darinn vorkommen, zuſammen rechnet. Jochim Döbler hat 1685. eine ganze Chronologie der Weltgeſchichte in ſolchen Verſen, ſowohl lateiniſch als deutſch drucken laſſen, darinn alle Begebenheiten ihre Zahlen bey ſich führen. Z. E. in das Jahr der Geburt Chriſti bringt er lauter Wörter, die weder ein M. noch D. noch L. noch X. noch V. noch I. haben, und alſo 0 bedeuten.

Ohn Zepter Gottes Heer hat Gottes Erſtgebohrnen.

Und ſo fährt er fort, ein I. zwey II. drey III. und ſo weiter in die folgenden Zeilen zu bringen. Z. E. auf König Ottokars völlige Beſiegung der heydniſchen Preußen, die 1255. geſchehen, heißt die Zeile ſo:

GeſChlagen PreVßen ſteht ganz, hat es BöhMer StärCk.

Ein jeder ſieht, was das für ein Zwang iſt. Nicht beſſer iſt die andre Art, da man Namen vor die Zeilen eines Gedichtes brämet; ſo, daß vor jedem Verſe ein Buchſtab zu ſtehen kömmt. Günther ſpottet mit Recht darüber, wenn er ſchreibt:

Ich flocht auch, wie noch viel, die Namen vor die Lieder,
Und gieng oft um ein A, drey Stunden auf und nieder.

Man ſehe auch, wie in den vernünftigen Tadlerinnen dieſe Kinderey verlachet worden: indem ein poetiſcher Buhler ſeine Cynthia durch ein Stoßgebethlein verehret, darinn vorn herab, und ins Kreuz überall CYNTHIA mit lateiniſchen Buchſtaben zu leſen iſt. Man hat aber auch andere Erfindungen, davon jede Strophe mit einem beſondern Worte anfängt, das zu einem ganzen Spruche gehöret. So iſt z. E. das Lied, Befiehl du deine Wege, gemachet; denn die Anfangsworte aller Strophen heißen: Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn; er wirds wohl machen. Man wird aber auch in der letzten Strophe, an dem Mach End, o Herr ꝛc. wohl gewahr werden, wie groß der Zwang dabey zu ſeyn pflegt.

3. §.

3. §. Ein neues Paar solcher Künste sollen die **Endreime**, und **Irreime**, abgeben. Die erste Art scheint eine Erfindung der Franzosen zu seyn; indem man in ihren besten Dichtern dergleichen Stücke, sonderlich Sonnette findet, die auf vorgeschriebene Reime gemachet werden. Und je seltsamer diese Wörter zusammen gesuchet worden, desto künstlicher ist es, wenn der Dichter ihnen hernach durch seine Einfälle einen ungezwungenen Zusammenhang geben kann. Auch unsere deutschen Dichter haben dergleichen zuweilen, aber weit seltener gemacht; und noch seltener drucken lassen: so daß ich itzo, da ich eins brauche, nicht einmal im Stande bin, eins zu finden. Es ist aber auch nichts daran gelegen: denn es ist eine elende Beschäfftigung, wenn man seine Gedanken auf die Folter spannen muß, um die eigensinnigen Schlußtöne mit anzubringen. Die andere Art ist nicht viel besser. Denn da soll man Verse machen, welche zweyerley Verstand haben können, nachdem man sie liest. **Menantes** giebt folgendes Exempel:

1. Treu und Liebe soll mich krönen,
3. Doris lebenslang bey dir.
2. Aber nur bey Lisimenen,
4. Geb ich falsches Schmäucheln für.

1. Meine Seele wird entzücket,
3. Wenn ich täglich bey dir bin:
2. So sie jenes Bild erblicket,
4. Sterb ich bald vor Grauen hin.

Hier geben die Strophen einen ganz andern Sinn, wenn man sie nach der Ordnung der Zahlen liest, als wie sie gedruckt stehen. Aber auch ohne mein Erinnern sieht man, was dergleichen Labyrinthe werth sind.

4. §. Es giebt aber auch **Wiedertritte**, wie ich beym **Morhof** und **Omeis** finde. Man möchte sie besser **Krebsreime** nennen: weil sie erst vor, dann hinter sich gehen; wie folgendes zeigen wird. **Morhof** im Unterr. von der deutsch. Spr. a. d. 801. S. setzt:

Der Waſſergott ſah einſt den Paris eilen,
Durch ſeine Fluth, ſich mit der Beut zu heilen:
Sprach bey ſich ſelbſt: Der meynet ſich zu heilen,
Und ſchlägt ſich wund mit ſeinem Raub und Eilen.

Omeis aber in ſ. Reim- und Dichtk. a. d. 122. S. ſchreibt ſo:

Ich lob ein Buch, und einen Kiel,
Die ſind mein Wünſchen und mein Ziel.
Ich achte kein Karthaunen Spiel.
Was ſuchet das Karthaunen-Spiel?
Des Menſchen Blut iſt nur ſein Ziel.
Es tilgt was bauet Buch und Kiel.

Mich dünkt, nach dieſen Beyſpielen wird ſich niemand darein verlieben: und es iſt ein Wunder, daß gelehrte Männer ſich zu ſolchen Kinderſpielen haben herunter laſſen wollen. Zum Gefährten will ich dieſen **Wiedertritten**, den **Wiederhall** geben; ungeachtet ich ſchon bey den Liedern davon geredet. Denn man iſt damit nicht zufrieden geweſen, daß das Echo am Ende der Strophen antwortete; ſondern hat es faſt bey allen Reimen haben wollen. Z. E. Omeis ſpielet ſo:

Nenneſt du mich noch den Deinen?
Und begehreſt ſonſten keinen?
Echo: keinen.
Nun ſo komm und laß uns ſcherzen!
Was beliebet deinem Herzen?
Echo: Herzen.
Schau, hier haſt du zehen Küſſe.
Sind ſie ſauer oder ſüße?
Echo: Süße.

herrlich! Aber es kömmt zuweilen noch ſchöner; z. E. aus dem Zeſen:

Wirſt du mich tröſten, und ſonſt keine?
Echo: Eine.
Läßt mich in Angſt und Ablaß gehn.
Echo: laß gehn.
Wem ſoll ichs danken mit der Zeit?
Echo: der Zeit.

5. §.

5. §. Nun kommen die **Räthsel** und **Logogryphen**: ein sehr ähnliches Schwesternpaar: womit sich gleichfalls die Franzosen mehr, als die Deutschen die Köpfe zerbrochen haben: welches uns zu keiner Schande gereichet. Zwar Räthsel findet man noch zuweilen: ja es giebt ganze Sammlungen solcher Tändeleyen; darunter zuweilen eins und das andre noch sinnreich genug ist. Z. E. **Menantes** macht eins, davon die vier ersten und letzten Zeilen diese sind:

Es lebet Mann und Weib, die unzertrennlich sind,
Doch gleichwohl so, daß man, keins bey dem andern findt.
Sie sind einander feind, und können einig leben,
Wenn einem etwas fehlt, das will das andre geben. ꝛc.
So bald der Mann erwacht, muß jene schlafen gehn,
Und gehet er zur Ruh, so pflegt sie aufzustehn.
Man siehet sie sich nie vermischen oder küssen,
Und gleichwohl kann die Welt manch Kind von ihnen wissen.

Dieses bedeutet **Tag und Nacht**. Man macht auch auf die Buchstaben dergleichen: wie Menantes eins vom **R** giebt:

Es ist ein Wunderding, das auch GOtt selbst nicht hat ꝛc.

Noch seltsamer ist der **Logogryph**. Man würde in Deutschland fast kein Exempel davon finden, wenn nicht im 8ten Bande der kritisch. Beyträge auf der 97. S. eine solche Seltenheit zur Beurtheilung wäre eingeschicket worden. Der Herr Verf. hat es ein **Vorrathsel** genennet, und es hebt so an:

Eilf Littern machen mich geehrter Leser aus.
Du könntest ohne mich hier keine Sylbe lesen,
Wo ich dir nicht vorhin in meinem eignen Haus
Was du itzt deutlich siehst mit Fleiß so auserlesen.
Ich bin in dieser Welt noch nicht gar lang bekannt,
Mein Stammherr wird mit Recht von deutschem Blut genannt ꝛc.

Doch es ist mir zu lang. Man mag es am angef. Orte nachsehen. Der Schlüssel dazu ist, **Buchdrucker**.

6. §. **Kettenreime** von allerley Art kann man beym **Menantes** nachsehen; der sie selber nach seiner Art zu spaßen,

ßen, werth hält, vom Prevost des Parnasses in Ketten und Banden geschlossen, und in ein Loch geworfen zu werden, daraus sie nimmer wieder ans Tagelicht kämen. Ich will sie also auch darinnen stecken lassen: weil sich noch kein gescheider Dichter damit was zu schaffen gemacht hat. Ich schreite also vielmehr zu dem **Quodlibet**, als einer größern Art. Und deren giebt es zweyerley; davon eine Art ganz verwerflich; die andere aber noch wohl zu dulden ist, wenn sie recht gemachet wird. In der ersten heißt die Regel: **je toller und unsinniger, je besser.** Man kann leicht dencken, was das für ein Empfehlungsschreiben abgiebt. Gleichwohl hat es Leute gegeben, die ein Vergnügen gefunden haben, ihre Vernunft so zu verläugnen; daß sie dergleichen Zeug gemacht; und andere, die nicht viel klüger gewesen, um sie mit Vergnügen zu lesen. Z. E. ein solch Blümchen ist dieß:

Der Esel hat Pantoffel an,
Kömmt übers Meer geflogen.

Das soll nun spashaft seyn! Risum teneatis amici! Die andere Art der Quodlibete ist eine vermischt Satire in Dithyrambischen, d. i. ungebundenen, ungleich langen, bald jambischen, bald trochäischen, bald daktylischen Versen; ohne Ordnung und Verbindung. **Menantes** giebt ein Paar Exempel von der Art, die nicht schlimm sind, und allerley gute Gedanken in sich halten. Hierinn können zuweilen mit Lachen allerley gute Wahrheiten gesaget werden: wenn der Dichter das Utile dulci recht zu vermischen weis. Bey Hochzeiten lassen sich dergleichen Scherzgedichte schon anbringen; wenn sie nur nicht unflätig werden. Denn Zweydeutigkeiten, zumal von schlüpfrigen Dingen, sind eine verächtliche Art des Scherzes, die sich nur für Pritschmeister schicket, die bey Schnepperschießen ihre Zoten auskramen: wie **König** vormals zu thun pflegte.

7. §. Die Knittelverse sind noch eine andere Gattung der Scherzgedichte: darinn man die einfältige Versart der Alten

Alten vor Opitzens Zeiten; z. E. des Hans Sachs, des Burkards Waldis, Ringwalts, in der deutschen Wahrheit, des Froschmäuselers, u. d. m. nachahmet. Dieses nun nach der rechten Art zu thun, ist gewiß eine Kunst: so wie es in Frankreich eine Kunst ist, den Marot, und in England den Hudibras nachzuahmen. Wer diese alten Dichter nicht fleißig gelesen hat, und eine natürliche Geschicklichkeit dazu mitbringet, der wird schwerlich damit zurecht kommen. Geander von der Oberelbe; oder Herr Hofr. Müldener ist ein besonderer Meister in dieser spaßhaften Art, wie man in seinen poetischen Kleinigkeiten sehen kann. Es hat auch vor kurzem ein Ungenannter, eine Handvoll Knittelgedichte herausgegeben, darinn manches ganz hübsch gerathen ist; aber an den ersten Meister langet es nicht. Eine andere, fast ähnliche Art ist, wenn man im Plattdeutschen den Reinecke Fuchs, oder Laurenbergen nachzuahmen sucht: wie in der Poesie der Niedersachsen dergleichen Stücke vorkommen. Nur hat es damit seine Schwierigkeit, wegen der verschiedenen Mundarten des Plattdeutschen; das sich fast alle zehn Meilen merklich ändert; wenigstens in allen großen Städten anders gesprochen wird. Der Pommer spricht anders, als der Mecklenburger, dieser ist vom Hollsteiner, und der vom Bremer und Oldenburger, so wie diese vom Braunschweiger und Westphalen ganz unterschieden. Indessen kann ein jeder an seinem Orte in seiner Mundart spaßen, und bey seinen Landesleuten Beyfall finden.

8. §. Die Wälschen haben eine Art von Versen erfunden, die sie die Macaronische nennen; welche Crescimbeni weitläuftig beschreibet, und in ihre Classen theilet. Einmal vermischet man das Latein mit dem Wälschen, und zweytens die alte Provinzialsprache, mit demselben: entweder so, daß Zeile und Zeile aus einer andern Sprache ist: oder daß wälsche Wörter ins Latein, oder lateinische Wörter ins Wälsche gemenget werden. Weil dieser berühmte und gelehrte Mann sich nicht geschämet, von dergleichen und allen

len obigen Arten des poetiſchen Kehrichts zu handeln: ſo will ich doch zeigen, daß die Deutſchen auch in Thorheiten faſt eben ſo groß und ſinnreich geweſen, als die Italiäner. Was nun erſt die lateiniſchen Mixturen anlanget; ſo hat ſchon vor viertehalb hundert Jahren Petrus Dresdenſis dergleichen verſuchet, als er das Lied: In dulci Jubilo, nun ſinget und ſeyd froh ꝛc. gemachet. S. Thomaſens Diſſert. von demſelben. Er hatte aber ſchon Vorgänger in Grabſchriften gehabt. Z. E. dieſe iſt von 1380:

Hye lyt ein Fürſte löbelich,
Quem vulgus flebile plangit.
Von Miſne Marcgraf Friderich
Cujus inſignia pangit.
Clerus, Clauſtralis, laicus,
Den Fürſten leidlich klagen,
Dives inops, altus, infimus
Fürſtlich Werk von ihm ſagen ꝛc.

Noch eine andere Art machte man mit halben Zeilen:

Heer Peter Wieſe tumba requieſcit in iſta,
God geev em Spiſe, cœleſtem, quique legis ſta.

Und jener machte eine Beſchreibung von Weſtphalen, in folgenden Zeilen:

Hoſpicium vile, groſ Brod, dün Beer, lange Myle,
Sunt in Weſtphalia, ſi non vis credere, loop da.

9. §. Unter Neuern hat dergleichen Verſe Jakob Balde, der bayeriſche Jeſuit gemacht. Sein Agathyrſus zum Lobe der Magerkeit, hebt ſo an:

Wolan, ſo will ich dann,
Links, rechts, Latein u. Teutſch zugleich
Eins ſingen wie ich kann.
Exſulta felix macies,
Lætare torva facies,
Du ſtehſt wohl an eim Mann
Wans Menſchen Leib nit wär
Imago fœdi carceris:
So wär feiſt ſeyn ein Ehr.
Sed vere capti vivimus,
Omnes enim peccavimus,
Von Adams Zeiten her. u. ſ. w.

Andere haben nur ins lateiniſche deutſche Brocken gemenget, und ſie nach römiſcher Art eingerichtet. z. E.

Hem

Heu vos *Studentes*, omnes nunc *rufite*: *Juchhey!*
*Luſtigeos*que ſimul multos *anſtimmite Liedros*,
Schmauſite et in *tiefam* ſub *Schmauſis ſaufite Nachtam*:
Non etenim vobis unquam bona *Bieria fehlunt.*

Ein anderer verſuchte die daktyliſchen Verſe, in einer mehr deutſchen Miſchung:

Quicunque kein jocum noch Luſtigkeit übet,
Is ipſe mag ſemper ſeyn heftig betrübet:
Vos fratres ſa! laſſet Cornelium fahren,
Nam hicce kömmt tamen bey künftigen Jahren ꝛc.

Und noch ein anderer ſang ſo auf eine Hochzeit:

Herr Balzer Koch iſt guter Art, Patricius, Senator,
Humanus ehrbar wohlgelahrt, virtutis et amator.
Er hält gar nichts von bibere, das man itzt treibet ſehre,
Sed non vult verſus ſcribere, das bringt ihm gröſsre Ehre.

Doch, wie gedacht, das ſind Lappereyen, die keinen Platz hier verdienen würden: wenn ich nicht geſehen hätte, daß Creſcimbeni dergleichen, in ſeine groſse Geſchichte der Wälſchen Dichtkunſt Vol. I. L. VI. c. 5. 6. u. 7. eingerücket hätte. Z. E.

Suſpiria in hac nocte receſſerunt.
E andaro a vitrovar la mia Reina.
In gremium ſuum ſalutaverunt,
Dio vi mantenga donna pellegrina &c.

Imgleichen von dieſer Art:

Surgite Socii, che del Sonno ſorgere,
Iam venit hora, ch'el terren rinverde,
Hirundo canit, et per qui ſi perde,
Optata dies ſenza piu vi accorgere.

Endlich auch ſolche:

Squiſſabat quondam pelagi fortuna Maranum,
Qui de *ſalata* carne *pienus* erat &c.

10. §. Zum Beſchluſſe kann man hier auch noch die in lateiniſcher Sprache gereimten Gedichte herrechnen, deren es in den mittlern Zeiten eine unglaubliche Menge gegeben hat. Leyſer in der Hiſtoria Poetarum medii ævi hat ſehr viele davon aufbehalten, und man findet ſie auch in andern alten

Bü-

Büchern häufig. Ulrich von Hutten hat ſie in den Epiſtolis obſcurorum virorum, nebſt andern ſolchen Leckerbiſſen unwiſſender Mönche ausgelachet: z. E.

Amice bone, qui non es Nebulone,
Facis pergratum, quod puerorum natum,
Jam habes curam, et ad horum uſuram,
Nunc obſcurorum in lucem das virorum,
Venuſta ſcripta, quæ docent ex Baralipta,
Ut eſt ſcribendum jam ad laudem merendum.

Es iſt nur zu verwundern, daß auch ernſthafte Leute in neuern Zeiten ſich mit dieſer wunderlichen Versart, ohne Beobachtung lateiniſcher Quantitäten haben vermengen wollen; die uns wohl geiſtliche Geſangbücher in dieſelbe überſetzet; oder gar wie Hübner neue Lieder darinn gemachet haben. Was man an den alten Mönchen mit Lachen laufen läßt, die vieleicht nichts beſſers machen konnten: das ſchickt ſich für unſere Zeiten nicht: es wäre dann, daß man es auch bloß zum Scherze brauchen wollte: wie Balde gethan. Doch nein, er hat ſie auch im Ernſte gebraucht; als er ein Trauerlied, tragödienweiß bey nächtlichen Windlichtern zu ſingen, aufſetzte:

Eheu quid homines ſumus
Vaneſcimus ſicuti fumus,
Vana, vana, terrigenum ſors
Cuncta diſſipat improba mors.
Exſtincta eſt Leopoldina
Fruſtra clamat: o Lucina!
Lacrymoſa Puerperæ mors,
Miſeranda mulierum ſors! &c.

Des II. Abſchnitts IX. Hauptſtück.

Von Wahlſprüchen, Sinnbildern und ihren Ueberſchriften.

1. §.

Anſtatt der bloßen Sinngedichte der Alten, haben die Neuern die Malerkunſt zu Hülfe genommen, und vermittelſt derſelben in gewiſſen Figuren, mit etlichen darüber geſetzten Worten, oft die artigſten und nützlichſten Gedanken ausgedrücket. Man theilet ſie in zwo Claſſen, nämlich Wahlſprüche oder Deviſen; und in Sinnbilder oder Emblemata. Was die bloßen Bilder anlanget, darinn man auf eine räthſelhafte Art etwas zu verſtehen geben wollen: ſo ſind dieſelben ſchon ſehr alt. Es iſt bekannt, daß die Aegyptier viel auf ihre hieroglyphiſchen Figuren gehalten haben. Auch die Jüden hatten in ihrem Gottesdienſte viel ſolche ſymboliſche Vorſtellungen, die viel bedeuteten. Selbſt die Griechen hatten in den älteſten Zeiten ſolche redende Gemälde gehabt. **Joſeph**. der jüdiſche Geſchichtſchreiber erzählet, daß **Arrhius**, König in Sparta, ein Petſchaft geführet, darinn ein Adler, der eine Schlange in der Klaue hielt, geſtanden. Und **Plutarch** meldet, daß in Athen **Alcibiades** einen Liebesgott, der Donnerkeile in der Hand trug, in ſeinem Schilde geführet; wodurch er ſeine eigene Gemüthsart abzuſchildern geſucht. Endlich haben unter den Römern, **Pompejus** einen Löwen, der ein bloßes Schwert in der Tatze hatte; **Auguſtus** aber einen Sphinx, in ihren Siegeln geführet.

2. §. Allein von ſolchen Bildern der Alten, ohne alle Ueberſchrift, reden wir hier nicht. Dieſe ſind gar zu räthſelhaft, und ſo zu reden, nur für todte Körper, ohne Seelen anzuſehen: dahingegen ein bloßes Sinngedicht, davon wir oben

gehandelt haben, oder ein Wahlſpruch, gleichſam ein Geiſt ohne Leib zu nennen iſt. Ein Sinnbild aber muß nicht nur eins, ſondern beydes haben. Wir verſtehen nämlich dadurch ein anſehnliches Gemäld, deſſen Bedeutung mit einer ſehr kurzgefaßten Ueberſchrift zu verſtehen gegeben wird. Es ſind aber dieſelben zweyerley, theils ſogenannte Deviſen, theils die bekannten Emblemata. Wann die Kunſt erfunden worden, ſolche Deviſen und Emblemata zu machen, das iſt eben ſo ungewiß, als wer ihr erſter Urheber geweſen. Die Italiäner ſtreiten mit den Franzoſen um die Ehre der Erfindung: ja einige wollen gar die Ritter von der runden Tafel in England für die Erfinder ausgeben. Doch ſo viel iſt gewiß, daß die barbariſchen Zeiten der Unwiſſenheit, zu dieſer an ſich ſchönen Sache, Gelegenheit gegeben haben. Die Turniere ſind ohne Zweifel zu Kaiſ. Heinrichs des I. Zeiten in Deutſchland aufgekommen, und diejenigen ſind alſo unrecht berichtet, die ſolche Ehre den Franzoſen einräumen wollen. Selbſt Creſcimbeni in ſeiner Hiſtoria della volgar Poeſia Vol. I. L. V. p. 319. tritt hier auf die gute Seite der Wahrheit, wenn er zeiget: daß das erſte Turnier 934, das zweyte unter Otten dem Großen 938 zu Magdeburg u. ſ. w. gehalten worden; von welcher Zeit an bis 1487. ſechs und dreyßig ſolche Ritterſpiele von den Kaiſern angeſtellet worden. Hergegen berichtet du Cange im Gloſſ. aus einer alten Chronik, daß in Frankreich Gottfried II. von Preuilly, welcher 1066 geſtorben: das erſte Turnier gehalten habe, (Gaufridus de Pruliaco) in Wälſchland aber geſteht Creſcimbeni, habe man erſt 1147 zu Bologna das erſte gehalten, und ſelbige Art der Ritterübungen aus Deutſchland bekommen. Die Ritter nun, ſo darinnen ihre Tapferkeit zeigen wollten, ſuchten ihre Unternehmungen und edle Gemüthsneigungen, auf ihren Schildern, durch ſolche Bilder mit Ueberſchriften, an den Tag zu legen. Dieſes zeiget auch der italieniſche Namen der Deviſen, impreſe; der aus dem alten franzöſiſchen empriſe oder entrepriſe, ſeinen Urſprung genommen hat: wie der berühmte Pater le Moine

in ſeinem ausführlichen Werke, von der Kunſt, Deviſen zu machen, darthut. Folglich wird man wohl Deutſchland für das Vaterland der Sinnbilder halten müſſen, und aus dieſer erſten Erfindung, wird man leicht die wahre Natur derſelben abnehmen können.

3. §. Es iſt alſo ein Sinnbild eine metaphoriſche Vorſtellung deſſen, was jemand für eine Neigung, Abſicht oder Meynung bey ſeinem Vornehmen hat; die theils durch ein Bild, theils durch eine kurze Ueberſchrift geſchieht. Daß dieſes ſo ſey, lehret uns die alte Redensart, da man ſpricht, **etwas im Schilde führen**: denn das heißt ſo viel, als eine gewiſſe Abſicht, ein Vorhaben oder eine Neigung haben. Man hat nämlich ſo wohl in Deutſchland, als auch in Frankreich die Sinnbilder in die Schilde der Helden oder Ritter gemalt. So findet man im alten Heldenbuche, daß der eine Held eine Geige, der andere einen Löwen u. ſ. w. im Schilde geführet. Hieraus entſtehen folgende Regeln der Sinnbilder: 1) Muß das Bild eine Sache vorſtellen, die ſich leicht malen, und auch von weitem gut erkennen läßt. 2) Muß ein ſolches Bild mit derjenigen Abſicht, die es vorſtellen ſoll, eine gewiſſe Aehnlichkeit haben; ſo, daß man ſagen kann: Gleichwie dieſes ſich ſo und ſo verhält; alſo iſt es auch mit der Abſicht, Neigung oder Unternehmung deſſen, der das Sinnbild hat, beſchaffen. Z. E. Ein Liebhaber erwählet ſich den Vogel Phönix, der ſich verbrennet, mit der Ueberſchrift: Sine pari. Da heißt die Erklärung: Gleichwie der Phönix ſeines gleichen nicht hat: ſo hat auch die Perſon, die ich liebe, ihres gleichen nicht. 3) Muß die Ueberſchrift das ſo genannte Tertium comparationis in ſich halten, oder die Aehnlichkeit des Bildes mit der Abſicht deſſen, der es führet, anzeigen. Und daher kömmt es, daß ein und daſſelbe Bild zu verſchiedenen Abſichten gebraucht werden kann: wie dieſes unter vielen andern der gelehrte Herr **Wachter** in ſeinen Sinnbildern über die berliniſche Aloe erwieſen hat.

4. §. Aus dieſen Hauptregeln kann man nun leicht ſchließen, daß es noch beſondere Nebenregeln giebt, die zur Schönheit eines guten Sinnbildes etwas beytragen. Denn 1) muß

das Bild ſo einfach ſeyn, als es möglich iſt: denn ſehr vielfache Figuren ſind nicht wohl zu unterſcheiden. So war das Sinnbild, welches bey der Krönung des hochſeligen Königs in Preußen erfunden worden, beſchaffen; da man einen Granatapfel malete, und die Ueberſchrift dazu ſetzte: Ex me mea nata corona. So hat ſich auch der vorige König von Preußen, **Friedrich Wilhelm**, ſchon als Kronprinz, den Adler, der nach der Sonne fliegt, mit der Ueberſchrift: Nec Soli cedit, zum Sinnbilde gewählt: anzudeuten, daß der preußiſche Adler, auch der franzöſiſchen Sonne nicht weichen dörfe. Hernach muß 2) ein Sinnbild weder in der Figur, noch in den Worten etwas überflüßiges haben. Als wenn ich oben bey dem Phönix noch die Sonne malen wollte, die das Neſt deſſelben anzündete, ſo wäre es ganz überflüßig. Oder wenn ich bey dieſen beyden ſcharf gehen wollte: ſo würde das Soli und Corona überflüßig ſeyn; indem man ſchon aus dem Bilde ſieht, daß eine Sonne und eine Krone da iſt. Die Ueberſchriften könnten alſo kürzer geworden ſeyn, wenn ſie geheißen hätten: Ex me ipſo nata, und Cedere neſcit. Ferner iſt es 3) hübſch, wenn die Ueberſchrift bey ihrer Kürze auch wohl klinget: welches im Lateiniſchen geſchieht, wenn man ein Stück vom Verſe dazu nimmt; oder doch ſonſt einen Wohllaut beobachtet. So kurz war jenes Königes in Frankreich Deviſe, der über ein gemaltes Stachelſchwein, welches bekannter maßen ſeine Stacheln auch in die Ferne auf einen Feind ſchießen kann, die Worte ſchrieb: Cominus, et eminus: d. i. **Nah, und fern.** So hätte z. E. die Ueberſchrift einer Gluckhenne, die auf ihren Eyern ſitzet, die ich irgendwo geſehen habe; Quies mea non eſt otioſa, beſſer alſo heißen können: Non otioſa quies. Und der Bär, der ſich die Pfoten ſauget, den der Herr Verleger dieſes Buches zum Sinnbilde hat; hat eine gute Beyſchrift: Ipſe alimenta mihi. Im Deutſchen pflegt man auch wohl Verſe dazu zu machen: allein man muß die Erklärung des Sinnbildes von der Ueberſchrift deſſelben unterſcheiden; wie dieſes die Mitglieder der fruchtbringenden Geſellſchaft, u. a. m. wohl beobachtet:

achtet: ob ſie gleich ſonſt viel Lächerliches dabey begangen haben, das den obigen Regeln zuwider läuft.

5. §. Noch eine Hauptregel haben die Kunſtverſtändigen von guten Deviſen gefodert. Sie wollen nämlich, daß keine menſchliche Figur jemals zum Körper der Sinnbilder gemacht werden ſolle. Denn ſagen ſie, der Menſch iſt viel zu edel dazu, daß er durch ſich ſelbſt erſt die Abſichten, die er hat, entdecken und vorſtellen ſollte. Sonſt aber ſteht ihm die ganze Natur zu Dienſten. Er kann vom Himmel die Sonne, den Mond, ihren Aufgang und Untergang, ihre Finſterniſſe, ja die Sterne und Cometen dazu brauchen. Er kann aus der Luft die Wolken, den Regenbogen, den Hof um die himmliſchen Lichter, die Blitze, und die Vögel von allerley Art dazu nehmen, wenn man ſie nur an ihren Bildern erkennen kann. Er kann ſich von der Erde die großen und kleinen Thiere, Bäume, Pflanzen und Blumen erwählen. Er kann auch aus der See ſich der Fiſche, Muſcheln, Schnecken, Perlen, Corallen, und alles deſſen bedienen, was ſich deutlich und kenntlich malen läßt. Er kann ferner von menſchlichen Kunſtwerken, als Thürmen, Schlöſſern, Pyramiden, Schiffen, Rudern, Kronen, Helmen, Spießen, Schwertern, Beilen, Pfeilen, Ringen, und tauſend ſolchen Dingen mehr, ſeine Sinnbilder hernehmen: ſo daß man ein recht großes Feld vor ſich hat, ſolche Erfindungen zu machen. Es kömmt nur auf einen witzigen Kopf an, der die Aehnlichkeit, die in ſolchen Dingen ſtecket, herauszuſuchen, und in kurzen Worten auszudrücken weis.

6. §. Wer nun nach ſolchen Regeln die gemeinen Sinnbilder, die ſo häufig, zumal bey Erleuchtungen großer Städte, auch wohl in eigenen Büchern, die den Malern zu gut, oder ſonſt zur Beluſtigung der Liebhaber erfunden worden, beurtheilen will: der wird leicht ſehen, daß die wenigſten was taugen. Zwar ein einziges kann noch dienen, viele unrichtige Sinnbilder zu entſchuldigen, wenn man nämlich ſaget, es wären nicht eben Deviſen, die gleichſam die Stellen der Wahlſprüche vertreten ſollten; ſondern nur Emblemata, die

nützliche Wahrheiten vorſtellen, und auf eine ſinnreiche Art abbilden ſollten. Dieſes iſt nämlich die Beſchreibung dieſer zweyten Gattung, davon ich noch mit kurzem handeln muß. Dieß Emblema nun iſt freylich ſo kützlich nicht. Es kann ſich aller Arten der Bilder bedienen, und ſo wohl die Geſtalt eingebildeter, als natürlicher Dinge, ſo wohl die ungereimten, als die ordentlichen leiden. Es kann auch viele auf einmal, oder gar nur halbe und verſtümmelte brauchen, ja ſelbige gar auf unerhörte Art zuſammen ſetzen. Es darf auch nicht eben gewiſſen Perſonen eigen ſeyn, ſondern ſtellt allgemeine Lehrſätze vor: nur ſoll es allezeit eine gute Lebensregel in ſich halten; die, wenn ſie in einem Bilde vorgeſtellet wird, eine beſſere Wirkung thut, als wenn man ſie mit Beweiſen und Vernunftſchlüſſen begleitet hätte. Hiermit hat nun die Deviſe nichts zu thun: als welche nur Ausdrückungen der Tapferkeit, der Rache, der Hochachtung und Liebe, kurze Lobſprüche und kurze Klagen in ſich faſſet. Hernach braucht auch ein Emblema eben kein Gleichniß in ſich zu halten: und wenn es ja geſchieht, ſo iſt es nur ein Ueberfluß.

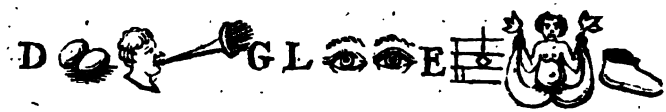
7. §. Doch wird auch ein jeder ſehen, daß ſelbſt unter dieſem Titel die wenigſten Bilder mit Ueberſchriften ſtehen können: zumal diejenigen nicht, wo man allemal ganze weitläuftige Erklärungen hinzuſetzen muß, ehe man ſichs getraut, daß der Leſer das Bild und die Ueberſchrift recht verſtehen werde. Wenn ein ſolch Bild nicht ſelbſt redet, und wenigſtens von einem etwas witzigen Kopfe, der es betrachtet, verſtanden werden kann: ſo taugt es nicht. Denn für die Einfältigen muß es ein Räthſel ſeyn und bleiben, bis es ihnen von einem Klügern erkläret wird. So ein Gemälde iſt die Tafel des **Cebes** bey den Alten geweſen: ſolche Bilder ſind auch bey des berühmten Grafen Shaftsbury geſammleten Werken in Menge zu finden. Ja überhaupt ſollen alle Titelkupfer bey unſern Büchern, die keine Bilder ihrer Urheber ſind, ſolche emblematiſche Gemälde vorſtellen. Dergleichen iſt das Kupfer vor dieſer Dichtkunſt und das vor dem Heldengedichte Hermann, welche ſich ohne eine weitläuftige Erklä-

rung

rung verſtehen laſſen. Doch will ich damit nicht behaupten, als ob man nicht auch Deviſen vor Bücher ſetzen könnte. Nein, viele haben dieſes mit gutem Bedachte gethan, unter andern Herr Bar. Wolf, vor ſeinen philoſophiſchen Schriften; die auch mehrentheils ſehr wohl gerathen ſind. Wer ausführlichere Nachricht von allem haben will, der muß das vollſtändige Werk des Pater le Moine, de l'Art des Deviſes, davon nachleſen, der alles, was Paul Jovius, l'Arezzi, Cortile und le Ferro, imgleichen Hercules Taſſo davon geſchrieben, in einen Zuſammenhang und ins Reine gebracht hat.

8. §. Den Franzoſen zu Ehren muß ich noch eine ſeltſame Art von redenden Bildern erwähnen, die ſie erfunden haben, und darinn ſie keine geringe Art der Scharfſinnigkeit zu zeigen meynen. Sie malen Bilder, die theils ohne alle Wörter, theils mit einer Sylbe, oder einem Worte zuſammen genommen, etwas bedeuten. Z. E. Ein altes Weib hat ein Buch auf dem Schooße liegen, als ob ſie darinn läſe; darauf ſteht aber Tul, Tul, Tul. Was heißt nun das? Es heißt Tertullianus. Denn Ter heißt (dreymal) Tul, (welches auf dem Buche ſteht.) lit (lieſt) anus, (das alte Weib). Dieſe vortreffliche Erfindung nun, heißt ein Rebus. Noch ein ſchöneres Beyſpiel giebt mir der in ſolchen Einfällen berühmte Des Accords, deſſen auch Bayle in ſeinem Wörterbuche gedenkt. Er malet einen todten Abt auf einer Wieſe liegend, und ſtecket ihm, auf eine, ich weis nicht welcher Höflichkeit der Sitten gemäße Art, eine Lilge in den entblößten Hintern. Was ſoll nun dieſes ſinnreiche Gemälde ſagen? Es bedeutet die vortreffliche Sittenlehre! Habe den Tod allezeit vor Augen. Will man begreifen, wie das heraus kömmt: ſo muß man fürs erſte die Regel lateiniſch machen: Habe mortem prae oculis; und hernach dieſes Latein auf gut Franzöſiſch ausſprechen, ſo wird heraus kommen: Abbé mort en pré, au cul lis! Iſt das nicht ein vortrefflicher, wunderwürdiger Witz, womit ſich der franzöſiſche Eſprit createur, allen heutigen und vormaligen Völkern ſo überlegen erweiſt? Riſum teneatis amici! Solche ungereimte Dinge hat doch noch kein deutſcher Kopf ausgehecket!

9. §. Weil wir einmal beym Malen ſind, ſo muß ich doch eine andere vermeynte ſinnreiche Art halb hieroglyphiſch und ägyptiſch zu ſchreiben, nicht vergeſſen, die von den Wälſchen erfunden, und auch bis zu uns ausgebreitet worden. Man erſinnt ſich Zeilen von Verſen, darinn viele Wörter, oder auch nur Sylben vorkommen, die ſich malen laſſen; es ſey nun eigentlich, oder nur Anſpielungsweiſe. Da ſchreibt man nun die übrigen Worte, die nicht gemalet werden können, nur mit Buchſtaben, die Bilder aber ſchaltet man an gehörigen Orten ein; ſo daß ein witziger Leſer nach vielem Kopfbrechen endlich den Sinn zuſammen buchſtabiren kann. Z. E. Creſcimbeni giebt folgende Erfindung zur Probe.



Wer das nicht leſen kann, der muß ſich nicht für ſcharfſinnig halten; es wäre denn, daß er kein Italieniſch verſtünde. Es heißt aber dieſe Zeile ſoviel:

Dove ſon gl'occhi e la ſerena forma?

Heißt das nicht getändelt, ſo weis ich nicht was geſpielet, ja ich möchte ſagen, gekindert heißen ſoll! Indeſſen hat man bey uns ſolche Spruchbücher, unter dem Namen der Bilderbibeln gemacht; ja wohl gar Hochzeitverſe, und andere dergleichen Sachen dergeſtalt ausgekünſtelt. Schade um den Witz, den man bey ſolchen Poſſen verſchwendet, der gewiß viel geſcheider könnte angewandt worden ſeyn. Doch, worauf verfallen müſſige Köpfe nicht, wenn ſie einmal keine richtige Art zu denken beſitzen, und keine Kräfte haben, ſich auf eine wirklich ſinnreiche Art hervor zu thun? Verſtändige Leute denken dabey:

Turpe eſt difficiles habere nugas,
Et ſtultus labor eſt ineptiarum.

Ende des neunten Abſchnitts, und zweyten Theils.

Erſtes

Erſtes Regiſter

derer angeführten Bücher und vornehmſten Schriftſteller.

A.

Abſchatzens Ueberſetzung des taſſoiſchen Amyntas 588. 777

Accurſii Geſpräch über die Wörter der alten lateiniſchen Poeten 228

Ackermann, ſein überſetzter Paſtor fido des Guarini 777

Addiſons Cato 410

Aeliani variar. Hiſtoriarum libri 444

Aeſchylus Ixion 23. Prometheus 24

Aeſops Fabeln 494. 436 u. f. der deutſche 442

v. Afterdings, Heinr. Heldenbuch 524

Agricola, (Phil.) 637. Ueberſetzung von Heliodors äthiopiſcher Hiſtorie des Theagenes 510

Agrippae (Men.) Fabel von dem Streite der Glieder mit dem Leibe 438

Alays ſeverambiſche Hiſtorie 411

v. Alkmars (Heinr.) Reinecke Voß 456. 786

Alonzo, Auracana 206

Amthors Ueberſetzung eines Theils von Virgils Aeneis 333. 358. 374 f. Gedichte 249. 262. 266. 273. 275. 308. 339. 352. 424. 426. 539. 665

Anakreons Oden 421

Andrenius 664

Anton Ulrichs, Herzogs zu Braunſchweig, Octavia und Aramena 526

Apulejus de Aſino 513

Arati Poema de Aſtronomia 178. 570

Arioſts raſender Roland 209 f. 660. 711

Ariſtotels Poetik 21. 97. 148. 167. 200 f. 292. 485. 549. 575. 603. 609. 613. 769

Arthur ein Heldengedicht des Blackmors 215

v. *Aubignac*, ſiehe *Hedelin*.

Aventins deutſche Hiſtorie 83

Aufſeher, der engliſche 490. 760

Augſpurgers Schäferſpiele 776

Auſonius 683

Ayrer 637. 734

B.

Bacons, (Fr.) Atlantis 785

Balde, (Jac.) Agathyrſus 798

Bapeiſtæ (Mantuani) Eklogen 587

Barclaji Argenis 785

Baylens Dictionnaire 279. 807

Beaumarchais Amuſemens litteraires 78

Beccani, il ſacrificio, Favola Paſtorale 775

Beyträge zur krit. Hiſt der deutſchen Sprache, ſiehe Gottſched.

Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes 187. 463. 484

Bembi (Pet.) Proſ. 692

Bentivoglio, überſetzter Statius 397

Berni Gedicht wider die Freygeiſter 573

Bergens deutſche Ueberſetzung des verlohrnen Paradieſes 484

Berthold (Chriſtian) 637

v. Beſſers Gedicht auf ſeine Kühlewetinn 191. 537. Gedichte 240. 258. 303. 310. 320. 332. 342. 433. 598. 685. 773. 765

Bibliotheque des Theatres 630

der Biedermann 404. 595. 785

Birke, (Thomas) 637

v. Birkens, (Sigm.) Proſodia 395

Bitter, (Joh.) 637
Böhmichen, (Geo.) 637
Boethius, de conſolatione Philoſophica 571.580
Boileau, Art Poetique 112 f. 117 137.143.255 f. 279.298.312.349. 435.573. 629. 641. 650. f. 668. 685. 696. Ode auf die Eroberung von Namur. 382. Satyren 403. 560.563.654.49. Lutrin 462. 493. 502
Boltzens (Val.) überſetzter Terenz 637
Bonarelli italieniſche Schäfergedichte 588
Boſſu Traité du Poeme Epique 143. 476. 485. 498
Boubours Maniere de bien penſer dans les Ouvrages d'Eſprit 28'. 285. 366. 588
Bourſault Eſope à la Cour 647
Bracciolini (Fr.) Scherno de gli Dei 462
Brands (Seb.) Narrenſchiff 574
Brocks Ueberſetzung des popiſchen Verſuches vom Menſchen 695.705
v. Brücks Gedanken von der Dichtkunſt 109.147. 650
Brumois Theatre des Grecs 629. 634
Brunner (Thomas) 637
de la Bruyere Caracteres 559.746
Buchholzens deutſcher Herkules und Valiska; item Herkuliskus und Herkuladisla 526
Buffier neue Anleit. zur Poeſie 293
Buonarelli Filli de Sciro 775
Buttlers Hudibras 168. 175

C.

Calchi Triſtano 732
Calentii (Eliſ.) lat. Ueberſetzung des homeriſchen Froſchmäuſekriegs 455
Calliachi (Nic.) Tractatus de Ludis ſcenicis Mimorum & Pantomimorum 632
des Callieres Hiſtoire Poetique de la guerre nouvellement declarée entre les anciens & modernes 470. 749
Calpurnii lateiniſche Eklogen 587
Camden. Annal. Anglic. 518
Campanella (Thom.) 74. Civitas Solis poetica 785
du Cange Gloſſarium 802
de Capua (Jo.) Ueberſetzung des Sendebars 439
Caſauboni (Iſ.) de Satirica Græcorum Poeſi & Romanorum Satira 773
Cats Gedichte 684
Catulli poemata 113. 531
Cerceau vom Weſen der poetiſchen Schreibart 293
Cervantes Don Quixote 221. 614
Chapelain la pucelle d'Orleans 484
Charitons verliebte Begebenheit der Chärea, von Dorville herausgegeben 511
Cicero de divinat. 45
Cieco, Favola paſtorale 775
Claudiani Poemata 358. 531 f. de raptu Proſerpinæ 476. 501
le Clerc Parrhaſiana 200. 566
Clerici Gedanken von der Poeſie 293
Colliers Critique du Theatre anglois comparé au Theatre d'Athéne, de Rome & de France 649
Congreve 671
Contes des Feés 187
Corneille ſchwärmender Schäfer. 596. 777. Cid 615. 629. Sophonisbe 619. Trauerſpiele 365
Corvinus (El.) Gedichte 556. 533. 684
Cowleys 4 Bücher von Pflanzen, in Verſen 572
Crebillons Catilina 627
Creſcimbeni Hiſtoria della volgar Poeſia 281. 385. 411. 522. 638. 691 f. 697. 707. 717. 775. 799. 802
v Creuzheims (A.) Eſelkönig ꝛc. 787
Creuzberg, das Land der Zufriedenheit 787

D.

Dachs (Sim.) Gedichte 197. 243. 248. 269. f. 388. 328. 335. 432. 536. 592. 781

Dacier, Vorrede zu ſeiner überſetzten Poetik des Ariſtoteles 81. Tractat von der Satyre 558. 697
Damaſcenus (Jo.) Geſchichte von Barlaam und Joſaphat 511
Damaſcius, Werk von fabelhaften Geſchichten 511
Dantes 697
Dedekind (Friedr.) 637
Delfinò Giovanni Tragedie, cioé la Cleopatra, la Lucrezia, il Creſo, il Medoro 625 f.
Denham, old age, oder Cato major 572
Desportes bergeries 589. 659. 671
Destouches, Comedies 644. 650. 653
v. Dießburg, Legation oder Abſchickung der Eſel in den Parnaß 787
Diogenes Laertius de vitis Philoſophorum 441
Dornavii Amphitheatrum ſapientiæ ſocraticæ jocoſeriæ 455. 461
Druidę (Mich.) 637
Dryden 671
Dünnehaupts gedrückter und erquickter Jacob 779
v. Düren (H) wunderwürdige Lebensbeſchreibung Tſchanders 787

E.

Eberhards, Herzogs zu Würtenberg, deutſche Ueberſetzung des Sendebars 440
Eckards Collectanea Etymologica 227
Eckard, der getreue 574
Eckſteins, Uz, Reichstag, oder Verſammlung der Bauren, gehalten zu Friedberg in Rychthal 687
Epiſcopius (Iob.) 637
Erpenius, lateiniſche überſetzte Fabeln des Lockmanns 439
v. Eſchenbachs (Wolfr.) Parcifall 524
St Evremonds Gedanken über die Opern 221. 743. Abhandlung von der Komödie der Wälſchen 630. 618. 640
Euripides Tragödie Jno 24. Oreſtes 24. Eumenides 629. Cyclops 724
Eyerings deutſche Sprüchwörter in Verſen erklärt 442

F.

Faſchii (Jo. Aug.) Pruſſia triumphans 533
le Faucheur de l'action de l'orateur 628
Fauchet Claude 74
Fenelon, Gedanken von der Tragödie 621. 641. von der Komödie 650. Reflexions ſur la Rhetorique & la Poetique 652
Ferrarius, Origo linguæ Italicæ 693
le Fevre des Poetes Grecs 634
Feyerabends Buch der Liebe 523
Flemmings Gedichte 197. 243. 244. 248. 251. f. 260. 264. 269. f. 306. 310. f. 317. 321. 323. f. 333. f. 340. 345. 349. 364. 432. 536. 592. 661
Flemingii (M.) Neuropathia, poema medicum 572
la Fontainens Fabeln 442. 449
Fontenells Gedanken von Schäfergedichten 145. 221. 585. Geſpräche der Todten 443. Geſpräche von mehr als einer Welt 470. Schäfergedichte 589. 596
Forchheim (Math.) 637
Frankens Gedichte 191. f. 301. 338. 307. 536. 667
du Freny R. Amuſemens ſerieux & comiques 747
der Freydank, einaltes Gedicht 574
Friſchens Lexicon Germanicum 227
Friſchlins (Jac.) Gedichte 533. 637. ſeine von Bevern verdeutſchte würtenbergiſche Hochzeit 535
Furetiere nouvelle allégorique ou hiſtoire des derniéres Troubles arrivés au Royaume d'Eloquence 470

G.

Galenus 570
Geanders, von der Oberelbe, oder Hofr. Müldeners poetiſche Kleinigkeiten 797

Gellerts Fabeln 442
Geneſt, Abbé Principes de la Philoſophie 573. 695. Tractat von den Verſen in den Eklogen 590
Gesners (Conr.) Vorrede zu Joſua Maalers Dictionario Germ. Lat. 394
Glovers Leonidas 215
Gottſchalds Univerſal Geſangbuch 434
Gottſcheds (Joh. Chph.) deutſche Sprachkunſt 74. 80. 379. 385. 416. Cato ein Trauerſpiel 375. Gedichte 390. 425. ausführliche Redekunſt 378. Anmerkungen zu Fontenells Geſprächen von mehr als einer Welt 470. Sammlung der vornehmſten lucianiſchen Schriften 508. Atalanta, ein Schäferſpiel 596. Büchersaal, neuer, der freyen Künſte und Wiſſenſchaften 74. 78. 175. 188. 463. 479. 511. 522. 640. Beyträge zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache 215. 219. 238. 293. 400. 484. 511. 566. 613. 621. 643. 652. 751. 753. 779. Abhandlung von einem alten deutſchen Heldengedicht, ſo im Büchersaal B. 4. p. 387. zu finden 479. Deutſche Schaubühne 221. 618. 621. 646. 650. 781. überſetzter Endymion des Fontenels 779
Gottſchedinn (L. A. V.) geſammlete auserleſene Stücke ins Deutſche überſetzet 470. überſetzte Geſchichte der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften und Aufſchriften 519. 567. 571. 741. Lockenraub des Popen ins Deutſche überſetzt 463
Gräfens Samml. von Oden 424
Gräf (Joach.) 637
la Grange drey philippiſche Oden auf den verſtorbenen Regenten in Frankreich 432
Grazini Canti Carnaſcialeſci 762
v. der Gröben, Bergonens und Aretens Liebes- und Heldengeſchichte 482
Grym (*Sigm.*) 637
Gryphius (*And.*) Peter Squenz 186. Horribilicribrifax 232. Leo Armenius 625. Gedichte und Komödien 432. 621. 642. 777. Gedicht von der Höhe des menſchlichen Geiſtes 281
(Chriſtian) Gedichte 272. 276. 280. 709
Guarino Schäfergedicht Paſtor Fido 588. 596. 775. 777
Günthers Gedicht auf den Eugen 175. 372. Gedichte 246. 250. 271. 290. 310. 318. 320. 323. 326. f. 330. 335. 340. 345. 362. 415. 432. f. 541. 556. 561. 674. 676 f.
Gyraldi, Lilio, 74. 522

H.

Hadrians animula, vagula, blandula 75
Hallmanns Urania, ein Schäferſpiel 777
Ham (Heinr.) 637
Hanſen des Enenkels Fürſtenbuch
Harlequin Horace a Poem. 373
Hebenſtreit Phyſiol. metrica 572
Hedelin abbé d'Aubignac Pratique du Theatre 626. 628. 629. 636. 649
Heinſius (*Dan.*) 684
Heliodors äthiopiſche Hiſtorie vom Theogenes und der Chariklea 509
Henriade traveſtie 463
Heräus Gedichte 265. 276. 331. 341. 395. 542. 765
Hermanns (Dan.) poetiſche Werke 572
Herodotus Geſchichte 439
Heſiodus Gedichte 384. 569
Heſychius 443
Hobbergs habsburgiſcher Otto-bert 484
Hofmannswaldau Gedichte 109. 588. 594. 662 f. 777. 304
Holbergs Klims unterirdiſche Reiſen 787. komiſches Gedicht Peter Pars 468. Komödien 649 f. 647

Holzmanns (Dan.) Spiegel der natürlichen Weisheit, 95. Fabeln des Biſchofs Cyrillus 442
Holzwarth von Harburg Luſtg. neuer, deutſcher Poeterey 535
Homers Heldengedichte, Ilias und Odyſſea 87. 90. 115. 152. 158. 176. 197. 201. 419. f. 469. 487
Igfr. *Hoogkard* lettres antipoetiques 576
Horaz de arte poetica 90. 92. 93. 98. 107. 154. 155. 157. 159. 184. 194. 198. f. 212. 222. 230. 240. 259. 348. 381. 392. 428. 448. 472. 489. 500 515. 603. 609. 619. 628. 632. 657. 789. 774. Epiſtolæ III. 141. 134. 140. 473. 531. 670. 773. Satyræ 49. 136. 155. 261. 298. 550. 557. Odæ 61. 174. 179. 186. 425
v. Horneks, Ottocars, öſterreichiſche gereimte Hiſtorie 534
Hoynek, Morl. 637
Huetius vom Urſpung der Romanen 74. 510. 516. 523
v. Huttens (Ulr.) poetiſche Werke 532. 577. 670. 680. 684. Epiſtolæ Obſcurorum virorum 800

I.

Jamblichs babyloniſche Fabeln von der Liebe des Rhodanes und der Sinonis nach den Auszügen des Photius 508 f
Jamsthalers ſpagyriſches Buch von der Kunſt Gold zu machen 574
Inchofer (Melch.) Monarchia Solipſorum 785
Joſephus jüdiſ. Geſchichte 438. 801
Ipbigenia 617 f.
Iſcanius (Joſ.) ſechs Bücher vom trojaniſchen Kriege 532
Juvenals Satyren 550. 552 f. 558. 670. 675. 773

K.

Kaldenbachs (Chriſt.) Klaggedicht auf Opizen 307. Gedichte 533
Kallimachus Hymnen auf den Jupiter und Apollo 531. 681
v. Kanizens Satyre von der Poeſie 115. 320. Satyre von Harpax 190. 325. 562. 667. Gedichte 148. 247. 264. 274 f. 296. 299. 310. 315. 317. 325. 326. 333. 337. 339. 357. 363. 372 f. 425. 434. 514. 553. Trauerrede auf die Brand. Prinzeßinn Henrietta 308. Satyre vom Adel 343
Kempe (Mart.) Siegs-Pracht der Dichtkunſt 553
v. Kempis (Thom.) de imitatione Chriſti 580
Kindermanns deutſcher Poet 306
Kirchhofs Wendunmuth 447
Klajus Leiden JEſu 400
Klauber (Rud.) 637
Königs Gedichte 362. 541
Kolruh Raub der Helena in griechiſchen Verſen beſchrieben 477
Kopps überſetzter Gottfried des Taſſo 715
v. Kreuzheim, ſiehe Creuzheim.
Kritiſche Beyträge, ſ. Gottſched.
Künzel (Wolfg.) 637

L.

Lami Art de parler 78. 314
Laurenbergs Gedichte 304
Leibnitz Recueil de diverſes pieces de Mrs Newton, Clarke etc. 122
Collectanea Etymologica 227
Leſchke 637
Leyſer hiſtoria Poetarum medii ævi 799
Lichnovski Lebenslauf des Prinzen Eugens in Verſen 25
The Life of Homer 451
Lindners tartariſche Schlacht, ein Gedicht 451. 574
Lobwaſſer (Ambroſ.) 637
Löbels (Val.) überſ. Owenus 685
Lohenſteins ſtetskluger Ferdinand 281. Ibrahim, Sultan 295. Arminius und Thusnelda 576. 621. Rede auf Herrn von Hofmannswaldau 304. Gedichte 296. 369. Sophonisbe 376. 619. Kleopatra 414
Logau (Sal.) 685
Lollio (Alb.) Aretuſa, Comedia Paſtorale 775
Longin vom Erhabenen 366
Longus Hiſt. v. Daphnis u. Chloe 595

Lucia-

Lucian von Samoſata 494. 508. ſiehe Gottſched.
Lucans Gedichte 22. 358. 360. 367. 475 f. 495
Lukrez de nat. rerum 173. 178. 579
Luthers Lobgeſang: Nun komm der Heiden Heiland 386. Ueberſetzung der äſopiſchen Fabeln 441.
Lykophrons Kaſſandra 530

M.

Maffei 639. 710
Maizeaux Lebensbeſchreibung des Boileau 563
Manlich (Eilger) verdeutſchter Paſtor Fido 776
Marbodæus de lapidib. pretioſis 572
Marguini (Max.) Hymni 530
Marini Gedichte 211. 588
Marot 589. 659. 670. 702
Martialis Epigrammata 254. 689
Maſſieu Hiſtoire de la Poeſie Francoiſe 385. 522
Memoires de l' academie des belles lettres 378. 420. 423. 521. 634. 771
Menage 635
Menantes galante Poeſie 389. 556. 793. 795. theatraliſche Poeſie 720
Meneſtrier des Ballets anciens et modernes ſelon les regles du Theatre 764 f. 771
Menkenii Scriptores rerum germanicarum 534
Menoza, ein aſiatiſch. Prinz ꝛc. 788
Mercurii Britannici mundus alter et idem 785
Meziriac Leben Aeſops 441
Milton Paradiſe Loſt 81. 157. 182. 213. 397. 483
Minturni ars poetica 69
Mircond Leben Lokmanns 439
le Moine de l' art des Deviſes 802. 807
Moliers Comödien 640 f. 644
Morhoffs Unterricht von der deutſchen Sprache 70. 83. 456. 793. Gedichte 763. 765
Morsbein Hofleben 574
Mori (Thom.) Utopia 785
de la Motte Diſcours über den Homer, welcher vor ſeiner franzöſiſchen Ilias ſtehet 91. Vorrede zu ſeinen Fabeln 440. Fabeln 442. 447. 459 f.
Mountagne (Maria) Wortley, Town-Eclogues 590
Muralts Briefe von den Franzoſen 221
Muratori Theatro italiano 638. 732. Poeſia perfetta italiana 639. 691. 751
Murner (Thom.) 637
Muſäi Gedicht vom Leander und Hero 477
Muſikus, der kritiſche, 726. 743
Muſſato de geſtis italorum 732
Mylius Lied: HErr, ich denk an jene Zeit 434

N.

Neidhard, Gedichte auf Wenzeln 283. 320. auf den Grafen zu Waldburg 370
Neukirch (Benj.) Gedichte 7 f. 195. 325. 361. 373. 714. 561. 596. 267. 676. Telemach 87. Trauergedicht auf die Königinn in Preußen, Charlotta, 175. 291. 317. 322. 326. 538. Anleitung zu deutſchen Briefen 357
Neumarkens poetiſch hiſtoriſcher Luſtgarten 536. Geſprächſpiel vom Lobe Herzog Wilhelms des IV. zu Sachſen Weimar 762. Filamon und Belliflore 325
Neumeiſter 787
Numatiani, Rutilii, Poemata 567
Nythard (Hans) verdeutſchter Terenz 637

O.

Oden der deutſchen Geſellſchaft 427
Olearius, ſeine verdeutſchte Fabeln des Lokmans 499
Olivet, Proſodie Francoiſe 78
Omeiſens Reim und Dichtkunſt 388. 395. 400 f. 701. 794
Omich (Franz) 637
Opitzens Troſtgedanken 101. 325. 336. Lobgedicht auf Uladislaum, König in Polen 535. von Wiederwärtigkeit des Krieges 114. 323. 574.

574. 660. Gedanken von der Ruhe des Gemüths 244. 294. Gedichte 102. 137. 178. 197. 232. 242. 427. 265. 269 f. 273. 276. 303. 306. 318. 323. 329. 332. 338. 340. 344. 551. 578
Otfrieds Evangelium 574. Vorrede zu demſelben 74. 386 f. 408
Ottway poetiſche Briefe 671
Overbeks Ueberſetzung der virgiliſchen Hirtengedichte 587
Ovidius Verwandelungen 157. 181. 197. 446. 571. 701. Poemata 657. 670
Oweni Epigrammata 684. 687

P.

Palingenii Zodiacus vitæ 572
Pantaleon, Candidus, Bohemais 533
Pantkens Lobgedicht auf Ludwig den Weiſen 541. Ueberſetzung der Begebenheit Neoptolems 786
Perrault Parrallele des Anciens et des Modernes 470. Le Siecle de Louis le grand. Poeme 749
Perſiſcher Roſenthal 439
Perſius 670. 675
Petrarcha 573. 697
Petronii Satyricon 445. 531. 671
Petzens (P.) Sammlung von Geſchichtſchreibern 534
Peukers Pauke 244
Phædri Fabulæ Æſopicæ 358. 441
Philander von der Linde, Gedichte 556. 559. 580. 705
Philipps Ged. vom Cyder 572. 595
Pfinzing (Melch.) Theuerdanck 480. 524
Pietſchens Sieg Carl des VI. 87. 266. 372. 375. 540. Geſang auf den Eugen 175. 317. 332. f. 337. 545. 714. Gedichte 138. 243. 322. 328. 331. 339 f. 343. 359. 365. 433. 561. 679. Diſſertat. von dem Unterſcheide der poetiſchen und proſaiſchen Schreibart 348
Pindars Oden 423. 429. 432
Pilpays Fabeln 440
Planudes Leben des Aeſops 441. 439
Plato de republica 493. 498
Plauti Comœdiæ 185. 634 f. 647
Plutarchus 441. 801
v. *Polignac* Antilucretius 572
Pope (*Alex.*) Paſtoralgedichte 590. Art of Criticiſm 285. 572. 560. the Rape of a Lock 197. 463. Dunciade 463. the Life of Homer 451. Eſſay on Man 572. the Temple of Fame 572
Porée Rede, ob die Schaubühne eine Schule guter Sitten ſey, nach Hrn. Prof. Mayens Ueberſetzung 653
Porta (*Conr.*) 637
Poſtels Sächſiſcher Wittekind 484
Propertii Poemata 413. 657. 660. 670
Prudentii Apotheoſis 571. 683

Q.

Quenelomachie ein ſcherzhaftes Heldengedicht 463
Quinctiliani Inſtitutiones Oratoriæ 45. 181. 183. 294. 377. f. 565

R.

Rachels Satyren 102. 106. 111. 116. 832. 334. 239. 342. 350. 230 f. 323. 338. 445. 561. 675
Racine, Tragedien, 365. de la Religion, Poeme 573. Titus 617. Athalie et Eſther 610
Rähmanns Geſpräche von Bergen und Bergleuten 574
Rätel (Henr.) 637
Ramſey the Voyage of Cyrus 108. 786
Rapin 115
Rappolt. (*Laurent.*) 637
Rebbun (Joſ.) 637
Riccoboni de la Reformation du Theatre 783. Reflexions hiſtoriques Critiques ſur Moliere 110. 640. Remarques ſur tous les Theatres de l' Europe 628. 630. 638. 659. 670. l'art du Theatre 628. Lehrgedicht für Komödianten 628. 573
Riederers Fabeln Aeſopi 363
Ringwalds laut. Wahrheit 574. 637
Rinkard (Mart.) münzeriſcher Baurenkrieg 637. 776
Rocheſters überſetzter Ovid. 659

Roll

Roll (Geo.) 637
Rollenhagens Froſchmäuſeler 446. 456
Rollin Maniere d'enſeigner et d'etudier les belles lettres 77. 78. 128 357. 382
Ronſard ſechs Eklogen 589. 684
Roſcommon Horace's Treatiſe, concerning the art of Poetry 5
Roſenbach (Joh. Wilh.) 637
Roſenblüt, 6 Faſtnachtsſpiele 636
Roſt (Hans Wilmſen) 4 Scherzgedichte 551
Roswithæ Komœdiæ ſex ex edit. Conrad. Celtis 636. Panegyris Oddon u 537
Rouſſeau, Oden 432. 671. 684
Rudbeck Atlantica 71. 636
Ruhe des Cyrus 786

S.

Saavedra Republ. der Gelehrt. 788
Sabini (Geo.) lat. Gedichte und Eklogen 533. 591. 684
Sachs (Hans) 408. 637. 678. 776.
Sammlung auserleſener Stücke, ſiehe Gottſchedinn.
Sanders (Joh.) 637
Sannazars Fiſchereklogen 587
Scaliger Animadverſion. in Euſeb. 70. 569. de arte poetica 73
Scarron Gigantomachie 175
Schakeſpear, Ceſar, a Tragedie 613 f. 621. 626
Schaftsbury Characteriſtic's of Men, Manners and Times 6. 223. 256. 411
Scharſchmidt 637
Schaub. deutſche, ſ. Gottſched.
Scheren (Herm. Heinr.) neuerbaute Schäferey von der Liebe der Daphnis und der Chryſilla, nebſt einem anmuthigen Aufzuge vom Schafdiebe 776
Scherzens Sammlung alter deutſcher Fabeln 442
Schilters Vorrede zu Ottfrieds Evangelio 71. 227. Theſaurus 479
Schirmers (Dav.) triumphirender Amor 736. Ballete von der Glückſeligk. 765. Raut. Geb. 762
Schneiders (Heinr.) überſetzter Amintas des Torquato Taſſo 776
Schochs phyliriſche Kriegs- und Friedensſchäferey 525
v. Schönaichs, Hermann, ein epiſches Gedicht 87. 169. 484
Schopperi (H.) Speculum vitæ aulicæ, oder Ueberſetzung des Reinecke Voß 458
Schotani metaphyſ. Gedicht aus Carteſii meditationibus 572
Schreckenberger (Joh.) 657
Schriften der deutſch Geſellſch. in Leipzig 185. 639. 650. 65: 779
Schwabens Vorrede zu den Gottſchediſchen Gedichten 110. 196. überſetzter Antilongin 285. 754
Schwartzii de inclyto libro Theuerdank diſſertatio 480
Seckendorfs überſetzter Lucan 403
Secundi (Jo.) Poemata 533 670 684
Sendebarii directorum humanæ vitæ, alias parabolæ antiquorum Sapientum 439
Seneca 96. Epiſtolæ 135. de vita beata 139
Senecæ Tragœdiæ 219. 368. 376. 621
Sidnei, Arkadia der Gräfinn von Pembrok 525
Siebers Iuſt. Margenis, und Adeline 536
Silius Italicus de bello Punico 475 f.
Socrates Vertheidigungsrede beym Plato 172
Sophokles Oedipus 219. 606. 611 f. Antigone 158 227. Elektra 617
Spangenberg (Cyr.) 637
Sprengs (Joh.) überſ. Homer 289
Statii Poemata 22. 358. 475. 670
Starks deutſche Ueberſetzung des Sendebars 440
Steele, Guardian 590. 597. 599 f.
Steinwehrs Ueberſetzung der Pratique du Theatre des Abts von Aubignac 628. 649
Stephani Henr.) Poemata Acti cum fragmentis Lyricorum 549 Poeſis Philoſophica 566
Stigelius 684
Stöckels Gedichte 541

Stollens Hiſt. der Gelahrheit 439
Stoppens Fabeln 442. 447. 449 f.
Strabonis Geographia 438
Strizer (Joh.) 637
Strozzæ Poemata 533. 684. 692
Suidas 443
Swifts Gulliver 787
Synesii Hymni decem 530

T.

Tacitus de morib. Germ. 522
Tadlerinnen, die vernünftigen, 792
die Tänzerinn ein ſcherzhaft Ged. 464
Taſſo, befreytes Jeruſalem 182. 207. 409. 493. 711. Monte Oliveto 573. Schäfergedichte 588. 596. Amintas; favola Boſcareccia 775
Taſſoni Alex. ſecchia rapita 461
the *Taſte* of the Town 771
Taubmanni Præfatio ad Culicem Virgilii 771
Teatens Gedicht Ter-tria 574
Temple Oeuvres melées de la poeſie 411
Terentii Comœdiæ 634
Tharſus A. Erbärmliche Klagen der lieben Frau Gerſte und ihres Bruders Hrn Flachs; ein alt. Ged. 461
Theokritus 682
Theſaurus Antiquit. Germ. T. I. 71
Thomaſii diſſertat. de cantico: in dulci Jubilo 798
Thomſons 4 Jahrszeiten 573
Thurii Mareſchalci Geſchichte der Meklenburgiſchen Herzoge 534
Tibulli Poemata 373. 397. 413. 531. 657. f. 670
Tralles Gedichte vom Rieſengeb. 575
Trillers Fabeln 241. 442 Prinzenr. 541
Triſſino das von den Gothen befreyte Italien 397. 483
Tſchernings Ged. 307. 337. 674. 685

V.

Valerii Maximi dictorum factorumque memorabilium libri 178
Varro de re ruſtica 178
v. Veldek (Heinr.) Geſchichte Herzogs in Bayern 524
Vidæ Gedichte von der Poeſie 577. Hirtengedichte 587. 670
Virgilii Eclogæ 55. 174. 179. 254. 531. 596. Culex 455. Georgicon libri 178. 179. 493. Aeneis, atque omnia 144. 175. 176 f. 197. 292. 498. alte deutſche Ueberſ. ſeiner Eklog. 587
Voltaire Gedichte 571. 671. Abhandl. vom Heldenged. 206. Brutus 627. Kritik über die 3 Oedipen 221. Henriade 169. 183. 215. 492
Voſſius de Poematum cantu ſive de viribus Rhythmi apud veteres 34. 73. 379. 381. 385. de Poetis græcis 451. 568. 630. 634
Urfens Schäferroman von der ſchönen Diana 525. 595

W.

Wachteri Gloſſarium 227
Wagenſeils Tractat von den Meiſterſängern der Deutſchen 691
Wagner (Greg.) 637
Waldis Burch.) Pabſtth. 574. 442
Weidners Ueberſetzung der horaziſchen Oden 427
Weiſens (Chriſt.) reife Gedanken 257. 388. Comödien 642
Werenfels de meteoris orationis 285. 355. 361
Werners (A. Fr.) lobwürdiger Kadmus 762
Winsbeck Ermahnungen an ſeinen Sohn 79
Winſtanley 630
Wolle Chph. diſſ. de eo quod ſublime eſt in verbis Moſaicis γενεσθω φως, ad Longinum 347

X.

Xenophons Liebesgeſchichte des Habrocomas und der Anthia 511. Cyropædie 784

Y.

Young Night-Thoughts 573

Z

v. Zeſen (Phil.) Aſſenath, Samſon und Holofernes 525. hochdeutſcher helikoniſcher Roſenthal 238
Zieglers (Caſp.) Madrigale 694. Baniſe 168. 526
Zinkgräfens apophtegmatiſche Sammlung der Deutſchen Weisheit 448
Zug (Chriſtian) 637

Zweytes Register
über die vornehmſten Sachen.

A.

Abſchnitt in Verſen, was er iſt 411 wird von den Alten an keiner gewiſſen Stelle gemacht 411. trägt viel zum Wohlklange bey 412. was dabey zu beobachten iſt 412 f.

Adoniſche Verſe, können auch im Deutſchen gemacht werden 401

Aeſchylus, was er zur Verbeſſerung der Schauſpiele beygetragen 43 verbeſſert die Tragödie 604

Affect, in deſſen erſter Stärke kann man nicht dichten 145. ihn drückt Hofmannswaldau nicht aus 146. auch Lohenſtein nicht 621

Akroſticha, was man darunter verſteht 792

Allegorie, was ſie iſt 266. was zu einer guten gehört 267

Alonzo handelt wider die Wahrſcheinlichkeit 206

Amphibrachys, was er iſt 388

Amphion bauet die Mauren zu Theben 58

Amthor ſchreibt poetiſch 352. iſt nicht glücklich in Elegien 665. f. verſteht es leicht in der Schreibart in Briefen 679

Anadiploſis, was ſo genennet werde 323

Anagramma, was davon zu halten iſt 793. 795

Anapäſtiſche Verſe, wie ſie beſchaffen 389. f.

Anrede, was dieſe Figur iſt 340

Anrufung der Gottheiten, eine Art des Wunderbaren in der Poeſie 172. muß in einem Heldengedichte nicht vergeſſen werden 496. der Muſen, wo ſie erlaubt iſt 175 f.

Antimachus, wie er ſeine Gedichte geſchrieben habe 26

Antonomaſie, was dieſe Figur iſt 276

Araber ſollen den Reim erfunden haben 74

Archilochus, Erfinder der jambiſchen Verſe 18

Arie, was man ſo nennt 719. 721. wer dazu Anleitung gegeben 719. wie ihr Inhalt ſeyn ſoll 720. darinn ſoll der Componiſt nicht alle Wörter ſo zerren 721 f. wie vielmal man gewiſſe Wörter darinnen wiederholen ſolle 725

Arioſo, was ſo heißt 719

Arioſt hat viele Unwahrſcheinlichkeiten 209

Ariſtarch, ein guter Criticus 63

Ariſtophanes, wie er ſeine Perſonen reden läßt 23

Ariſtoteles iſt der beſte Criticus unter den Griechen 97

Artus, oder Arthur, gibt den deutſchen Dichtern Materie an die Hand zu dichten 478. 518

Atellana, was es iſt 57

Aufhalten, was dieſe Figur iſt 334. f.

Aufſteigen, was dieſe Figur iſt 344

Auftritte in den Scenen, was von ihnen zu merken iſt 629

Aufzüge in einem Schauſpiele, wie viele deren ſeyn ſollen 31. 609. 648

Ausruf, wo dieſe Figur gebraucht wird 29

B.

Ballete, was ſie ſind 764. können ſtatt der Opern eingeführet werden 764. darinnen können die Gottheiten oft vorkommen 766 f. ſollen allegoriſch ſeyn 767. wo Lucian das erſte Muſter derſelben finden will 768. woher der Namen gekommen iſt 769

Baptiſta Mantuanus, wie er ſeine Schäfer zuweilen characteriſiret 587

Barden reimen ihre Gedichte 76

Befragen, was dieſe Figur iſt 342

Beſchreibung, was dieſe Figur iſt 338. ſie ſind das geringſte in der Poeſie

Poeſie 143. darinnen iſt Virgil beſcheiden 145
Beſſer, ſeine Poeſie iſt zuweilen nur eine abgezählte Proſe 257. ob er in ſeinem Klaggedichte natürlich geblieben 191. eine undeutliche Stelle aus ihm 303. hat in heroiſchen Lobgedichten große Stärke bewieſen 537
Beurtheilungskraft, ob ſie einem Poeten nöthig iſt 108
Beyfall, ob der allgemeine ein Kennzeichen der wahren Schönh. ſey 95
Beywörter, darinnen beſteht eine große Schönheit 245. was ein Poet für welche gebrauchen dürfe 245. ſollen in Verſen nicht müßig da ſtehen 246. ob man zu einem Worte viele zugleich ſetzen dürfe 246 f. darinnen iſt Flemming geübt 248. ob ſich ein junger Poet die ſchönſten ſammlen ſolle 250
Bilder, redende der Franzoſen 807
Bilderreime, was davon zu halten ſey 620
Bodmer, deſſen Ueberſetzung vom Milton 484
Boileau eifert wider die Wortſpiele 254 f. deſſen Art poetique wird von einem Frauenzimmer critiſiret 576 f. deſſen Zeugniß wider die Opern 745
Bombaſt, was es iſt 279
Boſſu, deſſen Erklärung von der Fabel 150. ſolche wird unterſuchet 150 f.
Brebeuf hat zu viel Feuer 109
Briefe, poetiſche, deren Beſchaffenheit 669. wer gute Muſter davon gegeben 669 f. was für Verſe man dazu gebrauchen ſolle 672 f. was ſie für einen Inhalt haben können 673 f. was zu ihrer äußerlichen Einrichtung gehört 677. wie ihre Schreibart ſeyn ſoll 679
la Bruyere, deſſen Meynung von Opern 746
Buch Hiob ſoll in Hexametern geſchrieben ſeyn 72
Buchſtabenwechſel, was davon zu halten ſey 620
Büchner, A. führt bey den Deutſchen das daktyliſche Sylbenmaaß ein 387
Buttlers (Sam.) Hudibras ein ſpashaftes Gedicht 462

C

des Callieres Zeugniß wider die Opern 749
Callinous ſoll Erfinder der Elegie ſeyn 17
Camoens verſtößt wider die Wahrſcheinlichkeit 206
Canitz, deſſen Schreibart iſt natürlich 357. deſſen Briefe ſind ſchön 671. deſſen Satiren wie ſie beſchaffen ſind 553
Cantaten, was dazu Anlaß gegeben 717. darinnen haben ſich die Poeten von den Componiſten Regeln vorſchreiben laſſen 718. 722. gewiſſe italiäniſche ſind lächerlich 724. wie ſie ſollen geſungen werden 719 f. was für Materie dazu gehört 721. wie ſie ſich anfangen und enden ſollen 726. wie viel Arien eine haben ſoll 726 f. wer im Deutſchen und Franzöſiſchen ſich darinn bekannt gemacht 729 f.
Cervantes bringt die abendtheuerlichen Fabeln und Ritterbücher in Abnahme 183
Ceſti, ob er der Erfinder der Opern ſey 731
Charactere, wo ein Poet ſolche gut machen lernt 146. muß ein Poet nach den verſchiedenen Arten der Gedichte wohl beobachten 19. 37. wie ſie in Heldengedichten ſeyn müſſen 499. wie ſie in der Tragödie ſeyn müſſen 618. wie ſie in der Comödie ſeyn müſſen 649 f.
Chor in den alten Tragödien 32. was er war 606. 608. deſſen Pflichten 33
Chörilus, ſeine Gedichte werden gut bezahlt 53
Chronoſtichon, was ſie ſind 791
Cid, darinnen iſt die Einheit der Zeit nicht beobachtet 615. verſtößt gleichfalls in den Veränderungen des Schauplatzes 626. 629

Comödie, deren Erfinder 35. deren Urſprung 84. 631 f. wer ſie ins Geſchick gebracht und verbeſſert 632. deren Schickſal bey den Lateinern 634. wie ſie in Verfall gerathen 638 f. Freyheit der Alten darinnen 44. wer ſich im Engliſchen darinn gezeiget 639 f. wer im Deutſchen ſolche unternommen 636 f. wie die franzöſ. beſchaffen ſind 640 f. was ſie iſt 643 f. Abſicht derſelben 91. was man zu deren Handlung nehmen kann 645. wie die Fabel darinnen beſchaffen ſeyn muß 645 f. was für Perſonen dazu gehören 647. wie die Charactere darinnen ſeyn müſſen 649. worinnen das Luſtige derſelben herrſchen ſoll 652. ob Maſchinen darinnen vorkommen dürfen 654
Componiſten, wer von ihnen einen guten Geſchmack hat 722 f.
Crates bringt die Comödie ins Geſchicke 632
Critik wird vom Schafftesbury vertheidigt 223
Critikus, wer einer ſey 96
Curtius hat eine poetiſche Schreibart 100
Cyther wird bey den Tragödien gebraucht 34

D.

Daciers Meynung vom Urſprunge der Poeſie 81
Demokritus, was er zu einem großen Poeten erfodert 46
Demoſthenes glaubt einem kaltſinnigredenden nicht 21
Denkſprüche, was ſie ſind 537
Deviſen, wer ſie erfunden 802. ſiehe Sinnbild.
Deutlichkeit, woraus ſie entſteht 302
Diaſyrmus, was es für eine Figur iſt 276
Dichten, hat in alten Zeiten etwas anders als in neuen geheißen 149
Dichtkunſt, Horazens, iſt ohne alle Ordnung 5. überſetzt Eckard 5. ſiehe Poeſie.
Dieterichs von Bern, Eroberung von Italien, beſchäfftiget die alten deutſchen Dichter 478. 518
Dithyrambus, was er war 83
Drama, was es iſt 727
Dryden, deſſen Meynung von der Opern Urſprunge 731
Duetto, was es iſt 719. 727

E.

Echo, was von dieſer Art Gedichte zu halten ſey 706. 794
von Eckard überſetzt Horazens Dichtkunſt 5
Ehre reizet die Poeten 50
Eidſchwur, eine der ſtärkſten Figuren 344
Einbildungskraft muß ein Poet haben 103. was eine gar zu feurige ſchadet 108
Einfach ſoll ein Gedicht ſeyn 12
Einräumen, was dieſe Figur iſt 343
Eklogen ſind die älteſten Gedichte 581. worinnen das Weſen derſelben beſteht 582. ob man das heutige Schäferleben darinnen vorſtellen ſoll 583. Character der Hirten die darinnen vorkommen ſollen 583 f. wer ſich von den Neuern in lateiniſchen Eklogen gezeiget 587. wer ſich unter den Italienern darinnen gewieſen 588. wer unter den Franzoſen etwas darinnen gethan 589. wer ſich unter den Engelländern darinnen ſehen laſſen 590. wer ſich unter den Deutſchen darinnen verſucht 592 f. wie ſie eingerichtet werden 595. ob man Fürſten hinein bringen könne 596. ob man ſolche von Fiſchern machen ſolle 587. was man für Namen darinnen brauchen ſolle 597. ob man ſie in der bäuriſchen Mundart machen ſoll 597. wie die Schreibart darinnen ſeyn ſoll 598
Elegie, wer ſie erfunden hat 17. was deren Inhalt ſeyn ſoll 657. 521. was für Verſe dazu gehören 658. wer ſich im Deutſchen darinnen ſehen laſſen 666 f. darinnen iſt Amthor nicht glücklich 665 f. was bey dem Aeußern derſelben zu beobachten iſt 666.

666. können mit männlichen ſowohl als weiblichen Zeilen angefangen werden 662
Emblema, wer es erfunden hat 801 wie es von der Deviſe unterſchieden 801. 806. ſollten die Titelkupfer ſeyn 806 f.
Empedokles, ob er ein Poet ſey 575 will gern vergöttert ſeyn 63
Endreime, was davon zu halten ſey 708. 709 f. 793
Endungen, wie ſolche bey fremden Wörtern in der deutſchen Sprache zu machen ſind 233 f.
Ennius macht ein Trauerſpiel vom Thyeſt 19
Epanalepſis, was ſo heißt 324
Epicharmus führt zuerſt etwas ordentl. Stücke in der Comödie auf 632
Epiſodium, was ſo heißt 605. 609
Epopee, ſiehe Heldengedicht.
Erzählung, was ſie eigentlich iſt 436 wie ſie in einem Heldengedichte ſeyn ſoll 492. 496. ob ein Poet darinnen der Zeitordn. folgen ſolle 498
Eteoſticha, was ſie bedeuten 791 f. darinn hat ſich J. Döbler beſonders Mühe gegeben 792
Evremond, deſſen Zeugniß wider die Opern 743
Euripides, wie er die Medea abgeſchildert 23. wie er die Ino aufgeführet 24. wie er den Oreſtes abgebildet 24

F.

Fabel, iſt älter als alle übrige Gedichte 436. das Hauptwerk der Dichtkunſt 148. was ſie iſt 149 f. was darinnen zu beobachten iſt 159. eine Nachahmung der Natur 92. deren Eintheilung 151 f. 158. was zu einer ganzen erfordert wird 156. ob ſie moraliſche Abſichten haben müſſen 159. 447. der Griechen ihre ſind erbaulich 159. wie die in der Odyſſee beſchaffen iſt 159. wie man eine machen ſoll 160. muß kurz ſeyn 448 f. wo man ſie brauchen könne 168. gehöret unter das Wunderbare 170. 186. ob ſie ſtets auf heidniſche Art herauskommen ſollen 187. was für eine Wahrſcheinlichkeit dazu gehöre 200. in was für einer Schreibart ſie ſoll erzählt werden 357. 449. iſt die Seele des Heldengedichts und der Tragödie 27. im Heldengedichte, wie ſie ſeyn ſoll 485 f. wie ſie eingetheilet wird 488. in der Tragödie, wie ſie ſeyn muß 611. erfodert eine dreyfache Einheit 613 f. wird eingetheilt 616. in der Comödie, wie ſie ſeyn muß 645 f. äſopiſche hat vom Aeſop den Namen 44 f. woher die ſybaritiſchen den Namen haben 443. mileſiſche, woher ſie den Namen bekommen 505. 506 f. ſind ſehr frech und geil geweſen 506. nach welchen Regeln ſie gemacht werden 514. politiſche, was ſie ſind 784. wer die erſten Erfinder derſelben geweſen 785. worinn die Schönheit derſelben beruhet 789
du Freny Zeugniß wider die Opern 747
Figuren, ob man den Unterricht von ihnen in der Poeſie entbehren könne 313. deren giebt es zweyerley 314 wofür Lami ſie hält 315
Flemming iſt in guten Beywörtern geübt 248. macht zuweilen Wortſpiele 251. iſt in der ſinnreichen Schreibart ſtark 252
Fontenelle, wie ſeine Eklogen beſchaffen 589 f.
Frage, was dieſe Figur iſt 339
Franke (Sal.) läßt die Suſanna unnatürlich klagen 198
Franzoſen haben uns in der Poeſie ſchöne Muſter gegeben 42. haben kein Sylbenmaaß in ihren Verſen 77. ſind Meiſter in Comödien und Tragödien 88. ſchreiben züchtig 112. ob ſie keine lange und kurze Sylben haben 382. woher ihr Singen undeutlich iſt 382. redende Bilder derſelben 807
Froſchmäuſekrieg, Inhalt dieſes homeriſchen Gedichts 452 f. Rollenhagen verfertigte eins dergleichen in Deutſchen 459

G.

Galimatias, was es iſt 280. tadelt Chr. Gryphius 280 f.

Gedichte sollen schlecht und einfach seyn 12. wird nicht schön durch schöne Worte 20. Beschaffenheit der ältesten 71. waren zuerst Lobl. lieder 81. 82. wie vielerley Gattungen derselben bey den Alten gewesen 83. die ersten waren zum Singen gemacht 84. neue Gattungen derselben wurden bey Wiederherstellung der freyen Künste erfunden 86. in welchen man die Musen anruffen dürfe 173 f. darinn muß man die Wahrscheinlichkeit beobachten 198. wie man ihren Titel einrichten soll 546. dramatische, was sie sind 175. epische, was sie sind 174
Gegensatz, was diese Figur ist 332
Geist, welcher ein poetischer ist 351
Geiz, ist kein poetischer Affect 50
Gemüthsbewegungen, deren verschiedener Ausdruck eine Art des Singens 68. ihnen ahmt der Poet nach 144. in deren Stärke kann man nicht dichten 145
Gesänge sind die älteste Gattung der Gedichte 69
Gesanglichter, was sie sind 83
Geschichtschreiber bedient sich zuweilen der Poesie in seinen Schriften 99. wie er von einem Poeten unterschieden ist 98
Geschmack, was er ist 119. wo man sich dieses Worts bedienet 120. hat nur mit klaren Begriffen zu thun 121. was daraus folget, wenn man bloß nach demselben urtheilet 122. Leibnitz Meynung davon 123. womit er zu thun hat 124. ob er mit uns gebohren werde 125 junge Leute können solchen leicht ändern 140
guter, wer die Bedeutung dieses Worts bestimmen kann 118. warum die Franzosen darinnen uneins sind 119. was er ist 123 f. was der in der Poesie ist 125. ob er einem angebohren sey 126. wie man ihn befördern könne 128 f. ob man ihn immer aus Regeln lernen solle 130. wie man einen jungen Menschen dazu bringen könne 130 f. wie er bald wieder verlohren gehe 95. schlimmer, was er ist 123. wer den ersten Grund dazu legt 127 davon bleibt unter den gescheidtesten Völkern immer etwas übrig 135. woher er komme 139
Gesellschaft, poetische, zu Augusti Zeiten 57
Geständniß, was diese Figur ist 342
Gesundheitsreime, worinnen sie bestehen 791
Gewohnheit, nach was für einer sich ein Poet richten soll 16
Gleichniß, was diese Figur ist 333 ob sich solche in die Tragödie schicken 622
Göttliche in der Poes. was es sey 102
Graun befördert die Musik unter den Deutschen 723
Griechen bringen zuerst das Sylbenmaaß in die Verse 73. woher der gute Geschmack bey ihnen geherrschet 129. warum man ihren Regeln folgen solle 131
von der Gröben Bergonens und Areteens Liebes- und Heldengeschichte, ob es ein Heldengedicht sey 482
Gryphius (Andr.) eifert wider die Sprachenmengerey 232. ist nicht so hochtrabend in seinen Tragödien 621. wie dessen Comödien beschaffen sind 642
Gryphius (Christian) tadelt das Galimatias 280. 281
Guarini macht eine Schäferinn zu tiefsinnig 588
Günther ist in der natürlichen Schreibart gut 360. wie dessen Briefe beschaffen sind 672. ist in Satyren geübt 556. aber doch auch zu tadeln 562. 565

H.

Handlung im Heldengedichte, wie sie seyn soll 489 f.
Handlungen, oder Aufzüge, wie viel ein Schausp. haben soll 31. wie viel in einer Tragödie seyn sollen 609. wie viel in einer Komödie 744

Händel hat einen guten Geſchmack in der Muſik 723
Haſſe hat den guten Geſchmack in der Muſik erweitert 723
Heldenbriefe, des Hofmannswaldau, was ſie ſind 662. Zieglers, deren Beſchaffenheit 662. 665
Heldengedicht, woraus es entſtanden 83. wer zuerſt dergleichen unternommen 673. wer ſich mehr darinnen verſuchen wollen 677 f. an deſſen ſtatt ſind die Ritterbücher gekommen 680. was Voltäre dazu erfodert 482. was es iſt 485 hat einen Hauptzweck 27. wie die Fabel darinnen ſeyn ſoll 486. wie die Handlung darinnen ſeyn ſoll 489 f. wie die Zwiſchenfabeln darinnen ſeyn ſollen 488. 692. wie die Erzählung darinnen ſeyn ſoll 492. 496. 498. wie man den Namen deſſelben machen ſoll 494. wie der Vortrag des Hauptſatzes darinnen ſeyn muß 495. darinnen muß eine Gottheit angeruffen werden 695. ob man darinnen der Zeitordnung folgen ſolle 496. wie die Charactere darinnen ſeyn müſſen 499. ob Erſcheinungen der Götter daſelbſt vorkommen müſſen 501. wie die Schreibart darinnen ſeyn ſoll 359. 502 f. ſoll nicht in kurzen Verſen abgefaßt werden 17. ſcherzhafte, Abhandlung von denſelben 451 f. was ſie ſind, und nach welchen Regeln ſie verfertiget werden müſſen 464 f. wie die Schreibart darinn müſſe beſchaffen ſeyn 468
Heldengedichte können in Proſa geſchrieben werden 93. was für Gegenſtände ſich die alten deutſchen Dichter dazu gewählet 478 f. Nachricht von ihren Verfaſſern 479. 480
Heineke tadelt die Eintheilung der Schreibart ohne Grund 355. weis nichts deutl. vom Erhabenen 366
Hemmen, was dieſe Figur iſt 320
Heraus macht heroiſche Verſe im Deutſchen 394
Heſiodus iſt der älteſte heydniſche Lehrdichter 569
Hexameter, worum ſie im Deutſchen nicht ſo angenehm als andere Versarten klingen 398 f.
Hexerey, ſiehe Zauberey.
Hieroglyphiſche Art zu ſchreiben, ſoll zu den Sinnbildern gehören 808
Hieronymus will ein Sylbenmaaß in den hebräiſch. Liedern finden 70
Hirtenlieder, ſiehe Eklogen.
Hofmannswaldau ſchreibt nicht züchtig 112. drückt den Affect nicht aus 146. ob deſſen Heldenbriefe gute Elegien ſind 662
Homer hat jambiſche Verſe gemacht 18. deſſen Ilias giebt zu vielen Tragödien Anlaß 24. was darinn für eine moraliſche Wahrheit zum Grunde liegt 472. ſoll ſeine Gedichte abgeſungen haben 84. hat alle Schönheiten in ſeinen Gedichten angebracht 90. macht eine Satire 115 f. giebt die erſte Idee davon 548 beobachtet die Wahrſcheinlichkeit nicht 201 f. was er mit ſeinem Froſchmäuſekrieg andeuten wollen 453 f. warum er die Götter ſo ſchlecht beſchrieben 202 f. unternimmt das 1ſte Heldengedichte 469
Horaz ſchreibt wider die ſchlechten Poeten ſeiner Zeit 4. warum er ſeine Dichtkunſt gemacht 4. ſetzet ſich dem Geſchmacke des Pöbels entgegen 135. warum er alexandriniſche Verſe zu ſeinen Briefen genommen 672
Hudemann vertheidigt die Opern ehemals 752 f.
Hülfswörter, ob und wo man ſie auslaſſen kann 299 f. ob man ſie vor oder hinter ihr Hauptwort ſetzen ſoll 301
Hurlebuſch hat einen guten Geſchmack in der Muſik 723
Hymnus, was ſo heißt 83
Hyperbole, was ſie iſt 272. darinnen geht man gemeiniglich zu weit-

weit 273. Exempel von Malherben 273

J.

Jambiſche Verſe ſind der deutſchen Sprache ſehr natürlich 385 f.
Ilias, ob die Fabel derſelben ganz iſt 156. was ihre Hauptabſicht iſt 470
Irio, wer ſie geweſen 24
Intermezzen, was ſie ſind 755
Jo, wer ſie geweſen 24
Ironie, was dieſe Figur iſt 276
Irreime, was davon zu halten 793
Italiener erfinden viele neue Gattungen von Gedichten 86
Irion, wer er geweſen 23

K.

Karl der Große iſt ein Gegenſtand der alten deutſchen Poeten 479. 519
Kettenreime, was davon zu halten 795 f.
Kleidung der Perſonen der Tragödie, was dabey zu beobachten 626 f.
Klinggedichte, ſiehe Sonnet.
Knittelverſe, was zu guten gehöret 796 f.
Knoten in einem Schauſpiele, was er iſt 617. ob er nöthig iſt 617
König, ein Paar pöbelhafte Scherze aus ſeinen Verſen 362
Kreuzzüge ſind der Gegenſtand der alten deutſchen Dichter geweſen 479 f.

L.

Lami, wofür er die Figuren hält 315
Leberreime, was ſie ſind 791
Leibnitzens Meynung vom Geſchmacke 123
Lehrgedichte, die älteſten ſind ohnſtreitig in der Bibel anzutreffen 568 wer unter den Griechen darinn bekannt iſt 569. f. ingleichen unter den Lateinern und andern Völkern 571 f. was darunter zu verſtehen ſey 515. ob ſie Gedichte zu nennen ſeyn 575. was ſie enthalten können 577. ob man darinnen die Muſen, oder ſonſt eine Gottheit anruffen könne 579. was für Verſe man dazu brauchen ſolle 580. wie des Opitz ſeine beſchaffen ſind 641
Lehrſprüche, was ſie ſind 357
Liebe giebt Anlaß zur Poeſie 82
Lied, was es iſt 69. 422. wie die erſten beſchaffen geweſen 419 f. ſiehe Oden.
Litote, was dieſe Figur iſt 275
Lobgedichte, heroiſche, hat Homer verfertigt 529. ſind von den Oden unterſchieden 530. was bey dem Inhalte derſelben zu merken 543. wie ihre Schreibart ſeyn muß 545
Lobſchriften, was bey den großen poetiſchen zu beobachten 543 f. darinnen iſt Pietſch ſehr geſchickt 545
Lockmann iſt unter den perſiſchen Fabelſchreibern ſehr bekannt 438 f.
Lohenſtein ſchreibt nicht züchtig 112 ſchreibt unverſtändlich 304. iſt ein Muſter der ſchwülſtigen Schreibart im Deutſchen 369. drückt in ſeinen Tragödien niemals den Affect recht aus 720
Logogryphen, was ſie ſind 795
Lucan, deſſen Schreibart iſt zu hochtrabend 359. 367. was von ſeinem pharſaliſchen Kriege zu urtheilen iſt 476
Lucilius ſoll bey den Lateinern die Satyren erfunden haben 550
Luther macht richtige Verſe 80

M.

Macaroniſche Verſe, was ſie heißen 797
Machiavellus, wie deſſen Komödie Mandragola beſchaffen iſt 740
Madrigal, was davon zu merken iſt 692 f. was man davon für Regeln hat 694 f.
Mährlein, worin es ſich von einer Erzählung unterſcheidet 436
Maler, der die Minerva malen will, lieſt den Homer 142. poetiſche, was ſie zu merken haben 12 Fehler derſelben 13
Malerey eines Poeten erſtreckt ſich weiter, als die gemeine Malerkunſt 142

Malherbe, macht eine ungemeine Vergrößerung 273
Marino übertritt die Wahrſcheinlichkeit 213
Marot, wie er in Schäfergedichten iſt 487
Maſchinen, was man auf der Schaubühne ſo nennt 501. 624. ob man ſich derſelben in Tragödien bedienen könne 624 f. ob ſie in der Komödie vorkommen dürfen 654 in den Opern ſind ſie ein Fehler 31
Menander macht zuerſt rechte Fabeln zu den Komödien 633
Menantes giebt Anweiſung zu den Cantaten 720
Meneſtrier, giebt in einem beſonſondern Werke Anleitung zu Balletten 764. Auszug aus dieſem Buche 765 f.
Menoza, ein aſiat. Prinz, wer von dieſem Buche Verfaſſer iſt 788
Metaphore, was ſie iſt 263. was zu einer guten gehört 267. was für Dinge die beſten geben können 268
Metonymie, was dieſe Figur iſt 269
Milton hat ſeltſame Erdichtungen 182. ihn zieht Dryden dem Homer vor 213. iſt voll Unwahrſcheinlichkeit 214
Mimeſis was dieſe Figur iſt 277
Moliere läßt ſeine Perſonen nicht auf einerley Art reden 23. wie deſſen Comödien beſchaffen ſind 640 f. 636
Mord, ob er auf der Schaubühne ſoll vorgeſtellet werden 30
Mückenkrieg, ein altes deutſches Gedicht 460
Mummereyen, was ſie ſind 758 f. wer ſolche Stücke verfert. 758-763
Muratori unterſucht den Urſprung der Opern 732
Muſen, in welchen Gedichten man ſie anrufen dürfe 174 f.
Muſik giebt Gelegenheit zu den Cantaten 717. iſt bey den Alten der beſte Zierrath ihrer Tragödien 623

N.

Nachahmung, dadurch lernen wir alles 101. der Poeten, wie ſie geſchieht 92. iſt das Weſen der Poeſie 97. auf wie vielerley Art ſie geſchehen kann 142 f. wie ſie in Balletten geſchieht 769
Nachſpiele, wie ſie beſchaffen, u. von welchem Inhalt ſie ſeyn können 781. 782
Namen aus der Mythologie, ob man ſie verwerfen ſoll 187 eigene, aus fremden Sprachen, wie ſie ein Poet brauchen ſolle 233
Natur, deren Nachahmung iſt das Hauptwerk in der Poeſie 92
Naturell iſt bey einem Poeten nicht genug 103 f.
Nebenfabel, was ſie iſt 158
Neukirch lernt aus Horazens Dichtkunſt noch viel 7. iſt in der natürlichen Schreibart gut 361. dient in der ſcharfſinnigen Schreibart zum Muſter 365. wie deſſen Schäfergedichte beſchaffen ſind 593 f. wie deſſen Briefe beſchaffen 672. 679. wie deſſen Satiren beſchaffen ſind 555. ſein Telemach 87
Nördliche Völker haben kein zärtlich Gehör gehabt, und ſind daher nicht auf das Sylbenmaaß der Griechen und Römer verfallen 73
Nonſenſe, was es iſt 280. tadelt Chr. Gryphius 280

O.

Ode iſt ein allgemeiner Namen aller Lieder 18. ihre verſchiedene Gattungen 18. was anfangs ſo hieß 83 was von ihren Strophen zu merken iſt 415 423. ob man mit zweyerley Art Strophen darinnen abwechſeln konne 42; f. wie die Zeilen derſelben ſeyn ſollen 427. was für Materien darinnen vorkommen können 428. in was für einer Schreibart ſie müſſen abgefaßt werden 428 f. was ſie von andern Gedichten unterſcheidet 431 f. 434 pindariſche, ein Exempel davon 423 f. was bey denen zu beobachten, die zum Singen verfertigt werden 435
Odyſſee, wie die Fabel derſelben beſchaf-

ſchaffen iſt 159 f. was ihre Hauptabſicht iſt 472 f.
Oedipus, von ihm ſind viel Tragödien gemacht 25 des Sophokles, deſſen Inhalt 607 wie die Fabel dieſes Trauerſpiels beſchaffen iſt 160. 612
Oper, ihr Urſprung 731. wann und wie ſie bey den Deutſchen in Gebrauch gekommen 734. 757. hat große Vertheidiger gefunden 740. 752. wird vom St. Evremond, Racine, Boileau und andern verworfen 743 f. ihre Beſchaffenheit 737 f. iſt unnatürlich 739 f. iſt ſchädlich 741 f. kömmt in Deutſchland ins Abnehmen 752
Operetten, was ſie ſind 754
Opernſchreiber verſehen es in dem Wunderbaren 185
Opitz. wem er in Beobachtung des Sylbenmaaßes nachgeahmet hat 81. ſtellt den guten Geſchmack in der deutſchen Poeſie her 130. findet nicht bey allen ſeiner Zeit Beyfall 137. beſchweret ſich über den Gebrauch fremder Wörter im Deutſchen 231. iſt zu kühn, neue Wörter zu machen 238. macht im Deutſchen die erſten Schäferlieder 591. macht poetiſche Briefe 671 folgt in ſeinen poetiſchen Sendſchreiben der Spur der Alten 671
Oratorium, was es iſt 728
Ordnung der Wörter kann vielerley ſeyn 308. welche der andern vorzuziehen iſt 309
Ovidius, ob deſſen Verwandelungen ein ganzes Gedicht ſind 157 hat unter allen lateiniſchen Dichtern zuerſt verliebte Hiſtorien in ſeine Verſe eingemiſchet 512

P.

Päan, was es war 83
Pegnitzſchäfer machen neue Wörter 236
Periode, was ſie iſt 286. wer der Erfinder derſelben iſt 286. wer ſie zuerſt in die Beredſamkeit gebracht 287. warum man ſie eingeführet 287 f. ohne dieſelben taugt die Schreibart nichts 289. lange ſind nicht allezeit dunkel 291. gute Eigenſchaft derſelben 291. ſollen deutlich ſeyn 302
Perſonendichtung, was dieſe Figur iſt 335
Pfeifen der Alten, ihre Beſchaffenheit 33
Phaläciſche Verſe gehen auch im Deutſchen an 401
Philoſoph kann nur von der Poeſie urtheilen 96
Phöbus in der Schreibart, worinnen er beſteht 279
Pietſch, deſſen Sieg Karls iſt kein Heldengedicht 87. iſt in großen Lobſchriften ſehr geübt 540
Pilpay, Nachricht von ihm und ſeinen Fabeln 440 f.
Pindarus iſt geitzig geweſen 49 ſeine Art zu denken 429 f.
Piſonen, wer die geweſen, an die Horaz ſein Gedicht gerichtet 4
Plautus wird beurtheilt 41. wie ſeine Komödien beſchaffen ſind 634
Pöbel kann nicht von Poeten urtheilen 94
Poeſie iſt die älteſte Wiſſenſchaft 67 derſelben allererſte Beſchaffenheit 70. f. Endzweck derſelben 87. Hauptwerk derſelben 92. wer von ihrem innern Weſen urtheilen ſoll 96. was ſie nach Ariſtotels Meynung iſt 97. wer die größte Fähigkeit dazu hat 101. was das Göttliche darinnen ſey 102. was das Vornehmſte darinnen ſey 148. in wiefern ſie philoſophiſcher, als die Hiſtorie, und angenehmer als die Philoſophie ſey 166. deutſche, worinnen ſie die italien. franzöſ. u. ſpan. übertrifft 81. 385 f. hat in allen Arten etwas aufzuweiſen 86 f.
Poeten ſchlechte, ſind zu Horazens Zeiten viel in Rom 3. was er für einer Gewohnheit folgen ſolle 16 die erſten waren Weltweiſe 58. 89 waren Liederdichter 69. waren Muſici 72. die alten Deutſchen führen den Reim ein 76. ſuchten andere

andere Leute zu rühren 88. wodurch ſie in Hochachtung kommen 88. reden und ſchreiben anders, als andere Leute 89. ſind die Lehrer des menſchlichen Geſchlechts 91 wie ſie der Natur nachahmen 92 mit dieſem Namen iſt man zu freygebig geweſen 94. von ihnen kann nur ein Philoſoph urtheilen 96 was er iſt 98. muß ein gutes Naturell haben 102. was er für Gemüthskräfte braucht 102. muß eine weitläuftige Gelehrſamkeit beſitzen 105. es iſt kein vollkommener vorhanden 106. muß ein Philoſoph ſeyn 107. muß eine ſtarke Beurtheilungskraft haben 108. was ein wildes Feuer bey ihnen ſchadet 108. ſoll tugendhaft ſeyn 110. ſoll keinen Zotenreißer abgeben 111. ſoll kein Schmeichler ſeyn 113. ſoll kein Läſterer ſeyn 115 ſoll ſich nicht nach dem Geſchmacke des Pöbels richten 135 f. wo er gute Charactere machen lernet 146 muß Fabeln erfinden können 149 ſuchen bewundert zu werden 170 warum ſie die Götter anrufen 172 haben die Muſen zuweilen zur Unzeit angerufen 173. wo ſie ſich der Wunder bedienen können 181 f. ſuchen lauter ungemeine Dinge 189. müſſen die Wahrſcheinlichkeit beobachten 199. ihr Witz zeigt ſich in glücklicher Erfindung verblümter Redensarten 262. haben ſo wohl das Beluſtigen als das Unterrichten zu ihrem Zwecke 566. ſind Erfinder der Perioden 286. wie ſie denken müſſen 348. ein angebender, ſoll ſich im Zeichnen üben 104. tragiſcher, ſeine nothwendigſte Eigenſchaft 28

Polus, ein römiſcher Komödiant, ſtellt die Elektra gut vor 21

Popens ſcherzhafte Heldengedichte 463

Poſtels Wittekind verdienet keine Kritik 218

Pratinas, Erfinder der Komödien 35

Proſa kann vielerley Verſetzungen der Wörter leiden 308. iſt zuweilen auch poetiſch 354

Pſalmen, ob ſie ein gewiſſes Sylbenmaaß haben 70

Punkt, wo man ihn in Verſen machen ſoll 413 f. wo er in den Strophen der Ode ſtehen ſoll 421

Q.

Quodlibet, was es ſeyn ſoll 796

R.

Rachel eifert wider die Sprachenmengerey 232. zeigt ſich unter den Deutſchen zuerſt in Satyren 551

Racine ſoll eine Oper machen, geht aber ungern dran 744

Räthſel, was man dabey zu beobachten hat 795

Recitativ, was man ſo genannt 719 wer dazu Anlaß gegeben 719. ſoll nicht ſchläfrig hergebethet werden 721. wie es ſoll gemacht werden 727

Rede, was ſie iſt 225

Redensarten, niedrige, ob ſie ſich zur Poeſie ſchicken 259. poetiſche, ob man ſolche ſammlen ſoll 250 verblümte, der gröſte Zierrath der Poeſie 257. wie ſie aufgekommen 259. warum ſie gefallen 262. ſind nicht überall gleich ſchön 278. dabey iſt die Dunkelheit ſonderlich zu vermeiden 278

Redner, wie er von einem Poeten unterſchieden ſey 99

Reim, deſſen Urſprung 74. wer ihn eingeführet 76. hilft dem Gedächtniſſe 76. ob man ihn abſchaffen ſoll 405 f. deren haben wir zweyerley Arten 408. wie man ſie machen ſoll 408. wofür ſie anzuſehen ſind 411

Reinecke Voß, wer der Verfaſſer dieſes Gedichtes ſey 456. Inhalt deſſelben 458

Religion, ob ſie Anlaß zur Poeſie gegeben 81

Rhoswita, eine adeliche Kloſterjungfrau, ſchreibt Komödien nach dem Muſter des Terenz 636

Riederer, eine niederträchtige Ueberſetzung von ihm 363

Ringelgedichte, was davon zu halten ſey 701. Regeln deſſelben 702
Ringeloden, ſind im Deutſchen auf verſchiedene Art gemachet worden 705 f.
Ritterbücher kommen an die Stelle der Heldengedichte 477 f. 480 505. 521 f.
Rollenhagen, was ihm zu Verfertigung ſeines Froſchmäuſekriegs Anlaß gegeben 459
Roman, wofür ihn Wolf hält 151. woher ſie ſchädlich ſind 167. wie ſie ſeyn müſſen, wenn ſie nützen ſollen 59. welches der beſte im Deutſchen iſt 167. ihr Namen kömmt von den Franzoſen her, aber die Erfindung derſelben iſt ſchon den Griechen und Römern bekannt geweſen 521. 522 f. Regeln ſo dabey zu beobachten 526 f.

S.

Sachs, (Hans) wie deſſen Komödien beſchaffen ſind 636 f.
Sannazar, will Fiſchereklogen machen 587
Sarkasmus, was dieſe Figur iſt 276
Satiren ſind ſchon vor Homers Zeiten gemacht worden 83. ſoll König Laber auf die Böſen zu machen befohlen haben 83. iſt eine ſehr alte Art von Gedichten 566. wie die alten bey den Griechen und Lateinern beſchaffen geweſen ſind 548 f. 550. wer ſich unter den Deutſchen darinnen gezeiget 551 was ſie iſt 557. ob man dazu einen Beruf haben müſſe 559 f. was von ihr kann beſtraft werden 560. 561. ob man darinnen die Perſonen mit Namen nennen ſoll 561 was für Verſe man dazu brauchen ſolle 562. Regeln für die Verfaſſer derſelben 37
Satirenſchreiber, wie er von einem Läſterer unterſchieden iſt 116 muß ein Weltweiſer ſeyn 559 ob er ſeine Feinde angreifen dürfe 560 f. ob er die Perſonen mit Namen nennen ſolle 561
Scaliger, deſſen Urtheil von der hebräiſchen Poeſie 70
Scene, wenn eine iſt 648. ob darinnen eine Perſon allein auftreten ſolle 648 f.
Schafftesbury, vertheidigt die Kritik 223
Schäfergedichte, woraus ſie entſtanden 83. ſiehe Eklogen.
Schäferſpiele, worinn ſie beſtehen 772. wem wir ſolche zu danken haben 775. wie ihre Einrichtung beſchaffen iſt 778
Schall, natürlicher Dinge, wie ſolchen ein Poet nachahmen ſoll 243
Scharfſinnigkeit, was ſie iſt 102 103
Schaubühne, Veränderungen derſelben in der Tragödie 626
engliſche, ob ſie regelmäßig iſt 639 f.
franzöſiſche, ahmt den alten nach 640 f.
italieniſche, hat wenig kluges hervorgebracht 638 f.
Schauſpiel, wie viel Perſonen darinnen in einem Auftritte reden können 32. deren verſchiedene Arten bey den Römern 45. ſiehe Komöd. und Tragödie.
Scherz in Verſen, wie er ſoll beſchaffen ſeyn 674
Scherzgedichte, ob ſie zu dulden ſind 622
Schilderung, was dieſe Figur iſt 327
Schlußpuncte, wo man ſie in Verſen machen ſoll 413 f.
Schlußſprüche, was ſie ſind 338
Schoch macht gute Hirtenlieder 592
Schönaich verfertiget das erſte wohlgerathene und vollſtändige Heldengedicht 484
Schönheit, ob ſie willkührlich iſt 131. 132
Schreibart, was ſie iſt 346. worauf es darinnen ankömmt 347. deren Eintheilung 355. Grund von dieſer Eintheilung 356. wie ſie in Komödien ſeyn ſoll 651. hohe. Heräus Gedanken davon 679. wenn ſie in den Tragödien aufgekommen 621 f.

Schreibart natürliche, ob ſie keine beſondere Gattung ſey 354. wer darinnen geübt iſt 361. wie ſie muß gebraucht werden 357 f. muß man nicht mit der niederträchtigen vermiſchen 362
niedrige, in der Poeſie, wie ſie ſich von der proſaiſchen unterſcheidet 357
pathetiſche, ihre Eigenſchaften 371 wo ſie ihren Sitz hat 371 f.
poetiſche, was ſolche macht 351 f. wie ſie ſich von der proſaiſchen unterſcheidet 261. 347. 352 iſt auch zuweilen in Proſa 354
ſinnreiche, woraus ſie beſteht 364 wo ſie zu gebrauchen iſt 364 f.
Schwabe widerlegt Platons Vorurtheil von der Poeſie 110 deſſen deutſcher Antilongin 196
Schwulſt in der Schreibart, worinnen er beſteht 279
Scuderi wird wegen ſeiner vielen Beſchreibungen getadelt 143
Sechſtinne, was davon zu halten ſey 707
Seckendorf macht reimloſe Verſe 403
Segrais, wie ſeine Eklogen beſchaffen ſind 589
Sendebars Buch von der Indianer Weisheit, Nachricht von demſelben 439 f.
Seneca übertritt des Horaz Regel 30. iſt ſchwülſtig 368
Serenata, was ſie iſt 727
Sinnbild, was es iſt 801 f. 689 wie es beſchaffen ſeyn ſoll 803 ob eine menſchliche Figur dazu ſoll genommen werden 805
Singen, von wem die Menſchen ſolches gelernt 67. giebt Anlaß zum Wohlklange in der Poeſie 380 iſt bey den Franzoſen undeutlich 381. 382
Singeſpiel, ſiehe Opern.
Sinngedichte, ſ. Ueberſchriften.
Sonnett, was davon zu merken ſey 696. ob man ſie ſehr hoch halten ſolle 700. Regeln deſſelben 698
Sophokles verbindet den Chor mit ſeinen Tragödien 32. beobachtet nicht durchgängig die Wahrſcheinlichkeit 219. bringt die Tragödie zu noch größerer Vollkommenheit 605
Sophonisbe, von ihr ſind viel Tragödien gemacht 25
Sprachdichtung, was dieſe Figur iſt 336
Spondäen, wie und wenn ſie in deutſchen Verſen zu brauchen 391 f.
Sprachenmengerey, wer dawider geeifert 232
Statius, was er für eine Abſicht bey ſeiner Achilleis gehabt 475. 490
Steele, Schäfergedichte über die Natur der Schäfergedichte 590 f.
von Steinwehr, deſſen Ueberſetzung vom Aubignac 628
Strophe, deren Urſprung 416 f. wie ſie von unſern Alten genennet worden 418. von zweyerley Art können mit einander abwechſeln 420. mit deren Ende ſoll ſich der Verſtand ſchließen 420. wo die Puncte darinnen ſtehen ſollen 421
Sybariten, wer ſie geweſen, und warum einige Fabeln von ihnen benennet worden 443 f.
Sylbe, Länge und Kürze derſelben, wornach ſie die Griechen beurtheilet 383. woher die Römer ſolche gewußt 384
Sylbenmaaß, Reinigkeit deſſelben macht ſchlechte Verſe beliebt 6 iſt in den erſten Gedichten nicht zu beobachten die Deutſchen zeitig in ihren Verſen 79. bringen die Griechen zuerſt in die Verſe 73. iſt in franzöſiſchen und wälſchen Verſen nicht 77. was man zur Erfindung der mannigfaltigen Arten deſſelben gebraucht 383. der Griechen und Lateiner kann im Deutſchen nachgemacht werden 385 f.
daktyliſches, wer im Deutſchen darinnen glücklich geweſen 387 wo man es gebrauchen könne 387
jambiſches, warum es am meiſten im Deutſchen beliebt worden 384 f.

Sylbenmaaß, trochäiſches, iſt den Deutſchen auch ſchon vor Alters bekannt geweſen 386 f.
Symploce, was ſo genennet werde 324
Synekdoche, was dieſe Figur iſt 271.

T.

Tanzen iſt ſehr alt 765. dazu wird die Jugend angeführt 767. Urſprung der bedeutenden Tänze 768. 770 f.
Tanzſpiel, was es iſt 764. ſ. Ballet.
Tapeinoſis, was dieſe Figür iſt 275
Taſſo, deſſen befreytes Jeruſalem veranlaſſet viel Tragödien 25. er ſündiget wider die Wahrſcheinlichkeit 207. hat ſeltſame Erdichtungen 182. läßt eine Schäferinn zu künſtlich denken 588. nach was für Regeln er ſein Heldengedichte geſchrieben 481
Taſſoni Heldengedicht Secchia rapita, Nachricht von demſelben 461
Tatius Achilles, ſchreibt eine Erzählung der Liebe Klitophons und der Leucippe 510
Terenz, wie deſſen Komödien beſchaffen ſind 635. 650
Terpander ſoll die Elegie erfunden haben 17
Theokles ſoll die Elegie erfunden haben 17
Theokritus, wie er ſeine Schäfer abgeſchildert 581 f. 585
Theſpis, ob er Erfinder der Tragödien iſt. 43. 604
Theuerdank, ob er unter die Heldengedichte gehöre 480
Titel zu Verſen, wie man ihn machen ſoll 546
Tragikomödie, ob man wohl ein Schauſpiel ſo benennen könne 647
Tragödien, was die erſten waren 36 woraus ſie entſtanden ſind 84 Abſicht derſelben 91. deren Urſprung 603. wann die hohe Schreibart darinnen aufgekommen 604. iſt bey den Griechen eine Art des Gottesdienſtes 606 was ſie iſt 696. wie die Helden derſelben ſeyn müſſen 606. was der Chor darinnen war 32. 606. 608 hat fünf Aufzüge 609 f. was ſie mit einem Heldengedicht gemein haben, und worinn ſie davon abgehen 610. wie die Fabel darinnen muß gemacht werden 611 f. muß eine dreyfache Einheit haben 613 f. wie lange ſie dauren ſoll 614 f. wie die Charactere darinnen ſeyn müſſen 618 f. was bey der Ausſprache derſelben zu bedenken iſt 627. ob Gottheiten darinnen erſcheinen ſollen 624 f. was bey der Kleidung der Perſonen darinnen zu beobachten 626 f. wie die Muſik dabey beſchaffen ſeyn ſoll 623 wie die Schreibart darinnen ſeyn ſoll 620 f.
Traurigkeit, was ſie für einen Ausdruck erfordere 20. ob Beſſer die ſeinige natürlich ausgedrückt hat 191
Trio, was es iſt 727
Turniere haben zu Erfindung der Sinnbilder Anlaß gegeben 802
Tyrtäus gewinnt durch Vorleſung ſeiner Verſe eine Schlacht 58

U.

Ueberfluß, was dieſe Figur iſt 325
Uebergehen, was dieſe Figur iſt 321
Ueberſchrift, was ſie iſt 681. ob Wortſpiele darinnen erlaubt ſind 687. wo man ſie brauchet 688 muß kurz ſeyn 689
von Uffenbach hat die Opern vertheidigt 753 f.
Umſchreibung, was dieſe Figur iſt 343 f.
Unwahrſcheinliche, wie es der Poet wahrſcheinlich machen kann 153. 201
Unwahrſcheinlichkeiten beym Homer 301 f. beym Virgil 204 f. beym Camoens 206 beym Alonzo 206 begeht Taſſo 207. hat Arioſt ſehr viel 209. findet man im Marino 211. im Milton 214. im Voltaire 215

V.

Vecchi Orat. hat bey den Italienern die erſte Oper aufgeführt 733

Ver-

Verbeißen, was dieſe Figur iſt 319
Verdoppelung, was dieſe Figur iſt 326
Vergleichung, was dieſe Figur iſt 333
Verſe, woher dieſer Name kömmt 422 woher die verſchiedenen Gattungen derſelben kommen 73. ſollen periodiſch ſeyn 289. darinnen ſoll die natürliche Wortfügung beobachtet werden 291. ob die Großen von ihrer Güte allezeit urtheilen können 298. wer das Sylbenmaaß zuerſt hinein gebracht 73. ſolches beobachten die Franzoſen darinnen nicht 77 f. haben die Deutſchen zeitig in Acht genommen 79 darinnen ſehn die Engländer zuweilen nur auf die Länge der Zeilen 81. wie man den Text dazu machen ſoll 646
heroiſche, ob man ſie im Deutſchen einführen könne 391 f. ſolche macht Heraus 395
jambiſche, lieben die alten Deutſchen ſonderlich 386 f.
reimloſe, ihr Nutzen 402 f. warum Seckendorfs ſeine nicht beliebt worden 400
trochäiſche, ſind der deutſchen Sprache ebenfalls natürlich 386 f.
Verſetzung, was dieſe Figur iſt 321
Verſetzung der Wörter iſt ein Fehler in Verſen 292. vertheidigt Ariſtoteles 292. ob bey den Römern alle mögliche in Verſen erlaubt geweſen 292. darinnen ſucht Cerceau das Weſen der poetiſchen Schreibart 293. welche bey einem Poeten noch zu dulden ſind 294 f. Exempel von unleidlichen 295 f. welche der poetiſchen Schreibart eine Zierde geben 305 kann auch die Proſa leiden 308 woraus ſie entſteht 309. dient zuweilen zur Aufmerkſamkeit 310 wenn man ſich ihrer bedienen darf 311
Versmacher gab es in Rom zu Auguſts Zeiten häufig 3
Verſtärkung, was dieſe Figur iſt 324
Verſus leonini, wenn ſie aufgekommen ſind 75
Virgil iſt in Beſchreibungen beſcheiden 145. ſündigt wider die Wahrſcheinlichkeit 145. wird vom Voltaire vertheidigt 204. deſſen Schreibart wird gelobt 358. was er für eine Abſicht bey ſeiner Aeneis gehabt hat 474. deſſen Schäfergedichte, was daran auszuſetzen iſt 586. darinnen iſt er ſehr keuſch 39. darinnen ruft er die Muſen an 173
Voltaire wird wegen der angebrachten Zauberey in ſeiner Henriade getadelt 183. vertheidigt den Virgil ſeiner ſeltſamen Wunder wegen 204. hat Unwahrſcheinlichkeiten 215. was er zu einem Heldengedichte erfodert 482
Vorſpiele, was ſie ſind, und was darinn vorgeſtellt wird 780

W.

Wahrſcheinlichkeit in der Poeſie 198 f. was ſie iſt 198. ob ſie der Fabel zuwider iſt 199. iſt zweyerley 199. Ariſtotels Meynung davon tadelt le Clerc 200. wie das Unglaubliche ſolche erlangen könne 201. muß nicht bis aufs Unmögliche gehen 201. Homer beobachtet ſolche nicht 201 f. Virgil begeht Fehler dawider 204 f. Camoens verſtößt dawider 206. wie auch Alonzo 206. Taſſo ſündiget dawider 207. ſetzt Arioſt aus den Augen 209. übertritt Marino 211. beobachtet Milton nicht 213. übertritt Voltaire 215. nimmt Sophokles nicht in Acht 219
Wein giebt Anlaß zur Poeſie 82
Weiſe (Chriſtian) ſeine Poeſie iſt proſaiſch 257. wie deſſen Komödien beſchaffen ſind 642
Weltweiſer, wie er von einem Poeten unterſchieden iſt 99
Wiederhalls-Lieder, ſiehe Echo.
Wiederholung, was dieſe Figur iſt 322

Zweytes Register über die vornehmsten Sachen.

Wiederkehr, was diese Figur ist 341
Wiederruf, was diese Figur ist 318
Wiedertritte, was sie sind 793
Winsbeck, schreibt jamb. Verse 79
Wirthschaften, was sie bedeuten 757 f. sind schon lange gebräuchlich gewesen 758 f.
Wissenschaften, ob sie können poetisch abgehandelt werden 576
Witz, was er ist 102. muß ein Poet haben 103. macht die poetische Schreibart 351
Wohlklang in der Poesie, was man darunter versteht 377. woher derselbe entspringt 377. wovon er herzuleiten ist 378
Wolf, wofür er einen Roman hält 151. hat die Devisen in den Kupfern vor seinen philosophischen Schriften sehr wohl gewählt 807
Wortfügung, die natürliche soll in Versen beobachtet werden 291. 294
Wortspiel, was es ist 250 f. hat Flemming zuweilen 251 f. eins aus dem Virgil und Cicero 254. ob man solche machen solle 254 wer dawider geeifert 254. Probe desselben 255 f. wo sie erlaubt sind 256
Wörter, wie vielerley Gattungen derselben sind 225. ob man die aus dem Lateine herstammenden alle übersetzen solle 238 f. wie sie in Versen sollen geordnet werden 291 f. deren Ordnung ist nicht gleichgültig bey den Griechen 291 ob man sie in Versen verstümmeln darf 296
altfränkische, wo man sie findet 226 ob sich ein Poet derselben bedienen könne 227 f.
fremde, ob ein Poet solche brauchen solle 231
gemeine, ob sie einem Poeten verbothen sind zu brauchen 230
neue, ob man im Deutschen solche machen könne 236 f. davor soll man sich hüten 240. kann ein Poet zuweilen wagen 242
schöne, machen noch nicht ein Gedicht schön 20
übliche, was ein Poet dabey zu merken hat 229
Wunder, wie sich ein Poet derselben bedienen müsse 181. in der Erdichtung fehlt Homer und Virgil 181. wie auch Tasso und Milton 182. damit soll ein heutiger Poet sparsam seyn 183
Wunderbare, Eintheilung desselben 171 f. von den Göttern, wo es statt findet 181. 183. Exempel vom Abgeschmackten 182. ob man es in Zaubereyen suchen solle 185. darunter gehört die Fabel 186. das von den Menschen entsteht 188 ob es allein in Heldengedichten und Trauerspielen herrsche 189 f. wie weit man es treiben könne 190 aus gar zu großer Begierde dazu, kann man leicht ins Abgeschmackte fallen 193. in den Begebenheiten 194. was zu diesem gehöret 194 welches das beste ist 195. ob man es in den Gestirnen suchen solle 196

Z.

Zauberey, ob ein Poet solche in seinen Gedichten anwenden solle 185 darinnen sucht Tasso das Wunderbare 208. ob man sie auf der Schaubühne vorstellen solle 625
Zeichnen soll ein junger Poet lernen 104
Zergliederung, was diese Figur ist 330
Zesianer verstoßen in Hervorbringung neuer Wörter 14. 236
Ziegler, (Caspar) macht gute Madrigale 694
(Heinr. Anshelm von) dessen Banise, der beste deutsche Roman 67 was von seinen Heldenbriefen zu halten ist 665
Zorn, was er für einen Ausdruck erfodere 20
Zusammenhäufung, was es für eine Figur ist 327
Zweifel, was für eine Figur es ist 317
Zwischenfabel, was sie ist 158. in einem Heldengedichte, wie sie seyn soll 498